Prospectus.

C. 367. 7.

Das Alpenhorn.

Eine Wochenschrift für Jedermann.

Zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

KANTONSBIBLIOTHEK AARGAU

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste: denn nur die Ohnmacht führt, oder die Größe, dazu. — Gutes aus Gutem, das kann jeder Verständige bilden; aber der Geist cufet auch Gutes aus Schlechtem hervor. — Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen: zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll. Schiller.

An den Leser.

Obwohl unser liebes Vaterländchen schon eine Menge von Zeitschriften aller Art und Farben hervorbringt, die zu Stadt und Land, Wappen oder Fahne voran, Gelehrten und Ungelehrten die Tagesneuigkeiten jede nach ihrer eigenen Weise auftischen: so wagen wir es doch, auch unserm Gericht auf des Publikums großer Tafel ein leeres Plätzchen auszulesen, ohne dadurch einer andern Schüssel den Rang streitig machen oder sie gar verdrängen zu wollen. Anspruchlos soll es dabei erscheinen ohne politischen Pfeffer und chemisch-erkünsteltes Salz; denn wenn man der starkgewürzten Speisen genug gekostet, liebt man auch wohl noch eine frische Birne und einen gesunden Apfel, oder greift nach einer Nuß, um sie zum Kurzweil aufzuknacken, ob diese Früchte gleich in ihrer nackten Natürlichkeit vom Baum auf dem Tische erscheinen.

Unser Blatt wird dem Leser keine politischen Meinungen und Tagesneuigkeiten, sondern für's allgemeine Leben und den Verkehr, für Sittlichkeit und Bildung nothwendige und belehrende Aufsätze in angenehmer, unterhaltender Gestalt, in Prosa, Versen und als Räthsel darbringen.

Und du, Alphorn, wenn du mit den dir mitgegebenen Früchten an dem Tische erscheinst, leihe deine Töne dem Publikum als Tafelmusik; schalle harmonisch und deutlich, daß du angenehm bist zu hören und man den Ton erkenne; töne sanft und schmelzend, daß es die Herzen erweiche und erfreue; schalle schmetternd und wirbelnd, daß es die Zaghaften zur guten That ermuntere; belebe den Saal, in welchem du auftrittst, mit erheiterndem Frohsinn und gemüthlicher Laune, damit du nicht nutzlos im Publikum erscheinest.

An den Zweifler.

Es ist ein Gott! Es rufen's alle Wesen
Dem Pilger zu auf diesem Erdenrund;
Auf jedem Blatt ist seine Macht zu lesen;
Der Wurm im Staub thut uns sein Dasein kund.

Wer gibt dem Steine Glanz und inn're Kräfte,
Daß er bei Reibung Funken von sich sprüht?
Wer lehrt den Baum, der seine Lebenssäfte
Im Lenz aus dunkler Erde in sich zieht?

Wer heißt die Blume, daß sie sich entfalte
Aus ihrem Keim in bunter Farben Schmelz?
Daß sich das Thierchen aus dem Ei gestalte?
Wer gibt dem Bären seinen warmen Pelz?

Wer ruft zum harten Fels heraus die Quelle,
Daß murmelnd sie zu deinen Füßen rinnt?
Wer schafft der Spinne ihren Zwirn zur Stelle,
Woraus sie sich ein künstlich Netz ersinnt?

Wer gibt dem Thier je nach der Nahrungsweise
Auch die Gestalt, weist ihm den Standort an?
Wer führt den Vogel auf die weite Reise
Zum Ziel, wo er im Winter leben kann?

Wer lehrt die Raupe, daß sie sich verhülle,
Und suche sich ein Plätzchen für ein Grab?
Wer ruft den Schmetterling in bunter Farbenfülle
Aus seiner Gruft zum neuen Leben ab?

Wer sorgt, daß Alle ihren Hunger stillen?
Daß jedes Thier sich sein Geschlecht erhält?
Wer sorgt dafür, daß ohne seinen Willen
Auch nicht ein Sperling todt vom Dache fällt?

Du Zweifler, sprich! Wer gibt dem allem Leben?
Ist es ein bloßes, blindes Ohngefähr?
Wer ließ auch Dir dein jetz'ges Dasein geben?
Kamst du durch bloßen Zufall zu uns her?

O Nichtiger! wie kannst du so was glauben?
Du — der nicht weiß, wie und warum er denkt! —
Wie kannst du selbst dir Trost und Hoffnung rauben,
Und läugnen den, der alle Welten lenkt? —

Es ist ein Geist, der dieses All durchdringet;
Der jedem Wesen Leben hier verleiht,
Und sorgt, daß jedes nach Erhaltung ringet,
Im Wohlsein sich des schönen Lebens freut.

Es ist ein Gott! Ihn zeugen alle Wesen
Auf diesem großen, schönen Erdenrund;
Der selbst auch Dich zum Dasein auserlesen,
Dein eignes Ich macht's deinem Herzen kund.

O, beuge dich vor deinem Schöpfer nieder
Und bet' ihn an, der auch dein Sein durchdringt!
Er führet dich zu Lieb' und Glaube wieder,
Der jedem Herzen Trost und Hoffnung bringt!

Ein Frauenzimmer rettet die Franzosen in Genua, im Jahr 1807.

Eine Marchesa Palatini drückte auf einem Balle einem französischen Offizier, dem sie wohl gewogen war, heimlich ein Billet in die Hand, in welchem sie ihn um Mitternacht in die Grotte Calypso bestellte. In der Meinung, etwa ein verliebtes Abenteuer da bestehen zu sollen, begab er sich dahin. Wie sehr aber war er verwundert, statt eines Frauenzimmers beim Schimmer des Mondes daselbst mehrere Männer zu erblicken, die sich sehr ernsthaft mit einander unterhielten. Er verbarg sich in der Nähe, um zu lauschen, was da etwa vorginge, konnte aber von der ganzen Unterhaltung nichts verstehen, als die öfters vorkommenden Worte: der Kommandant — Theater — Franzosen.

Als sich dieselben entfernt hatten, ging der Offizier wieder in den Tanzsaal zurück, wo ihn eine in einen Mantel gehüllte Person bei Seite zog und ihm zuflüsterte: „Wenn Ihnen Ihr und aller Ihrer Kameraden Leben lieb ist, so verfehlen Sie die nächste Frühmesse in der Annunciada-Kirche nicht;“ worauf sie sich in der Menge verlor.

Auch dahin begab sich nun der Offizier, traf daselbst die Marchesa, die ihn aus der Kirche in eine daneben befindliche Kapelle führte, wo sie ihm erklärte, daß, wofern er ihr schwöre, weder sie noch ihren Bruder zu verrathen, sie ihm Entdeckungen von der größten Wichtigkeit zu machen habe. Er that es; worauf sie fortfuhr: „Es ist eine Verschwörung gegen die Franzosen im Werk, und keine Zeit zu verlieren, wenn Sie sich retten wollen; heute Abend sollen im Theater, wo die Generalität und alle Offiziere sich befinden werden, im zweiten Akt alle Franzosen ermordet und auf ein Signal die Kasernen in Brand gesteckt werden. Ueber 4000 Bauern sind um die Stadt herum versteckt, und vier englische Schiffe werden bei anbrechender Nacht Truppen ans Land setzen.“

Der Offizier ging sogleich zum General, entdeckte ihm, was er wußte. Doch, um seinem Versprechen gemäß die Marchesa und ihren Bruder, aus dessen Papieren sie den Anschlag geschöpft, nicht zu verrathen, gab er an, es von den Männern in der Grotte gehört zu haben, wo er sich zufällig vom Tanze habe abkühlen wollen, wobei er aber Niemanden gekannt hätte.

Der General gebot ihm Stillschweigen, und ertheilte hierauf im Geheimen die angemessenen Befehle.

Es schlug 7 Uhr. Der Vorhang im Theater rollte in die Höhe, und statt der Schauspieler erblickte man französische Grenadiere in zwei Treffen drei Glieder hoch aufgestellt. Der Kommandant trat mit gezogenem Degen in der Hand vor, rufend: „Fertig! Schlagt an!“ Bestürzung und Entsetzen malte sich auf den Gesichtern. Zwei Genuesen erdolchten sich auf der Stelle. Das Publikum wollte flüchten; aber als sie die Thüren öffneten, standen ihnen gefällte französische Bajonnete entgegen. Die Damen wurden geheten, sich zu entfernen; die Männer streng untersucht: 193, bei denen man Dolche und Terzerole gefunden, wurden verhaftet. In der Stadt ward Generalmarsch geschlagen, die Truppen auf den Plätzen konsignirt, acht Haupträdelsführer guillotinirt, die andern auf die Galeeren geführt, und so die Franzosen gerettet.

Bilder aus der Natur.

Der Goldadler.

Nicht mit Unrecht nennen wir ihn den furchtbarsten aller geflügelten Jäger, unserm Waidmann ein Dorn im Auge, der die entsetzlichsten Verheerungen unterm Wilde anrichtet. Sein kühnes Auge scheut nicht den blendenden Glanz der Sonne, und mit unwiderstehlichem Fluge eilt er pfeilschnell in eine Höhe, die ihn gänzlich dem menschlichen Auge entzieht. Während es bei uns donnert und stürmt, kann der Adler sich im schönsten Sonnenschein hoch über den Wolken an diesem Schauspiel belustigen. Sein Jagdrevier behauptet er mit

strengem Ernst, vertheidigt muthig den Besitz desselben gegen jeden Eingriff, und duldet ausser seiner Familie in dessen Umfang keinen Raubgenossen.

Kühnheit, Majestät und Edelmuth machten ihn von jeher zum Könige unter den Vögeln. Seine funkelnden Augen, seine entsetzlichen Krallen, seine fürchterliche Stimme und seine Blutbegierde geben ihm das Recht zur Königswürde in den Lüften, das jener auf der Erde besitzt. Im Glauben der alten Römer trug er die Blitze des Jupiters, ging als Feldzeichen ihren Heeren voran, und noch heute prangt er in den Wappen der mächtigsten Fürstenhäuser.

Auf unzugänglichen Felsen baut er sein Jagdschloß aus geflochtenen Ruthen und Stäben von einer Festigkeit und Dauer, daß es für seine ganze Lebenszeit stark genug ist, ihn, seine Gattin, zwei Junge und den nöthigen Vorrath an Raub zu tragen. Der fürchterlich herüberhängende Fels ist das Dach, und Federn und Häute erwürgter Thiere sein Bett.

Mit seiner Familie lebt er sehr zärtlich und in häuslicher Zufriedenheit. Emsig und unabwendbar brütet das Weibchen über seinen 2 Eiern, während der Mann auf Raub ausfliegt, und ihm zum Lohne seiner Ausdauer das erjagte Wild und Geflügel auf den blutigen Tisch bringt.

Ein Waldbruder in der Nähe der Burgruine Crupa in Kroatien betheuert folgende Begebenheit von einem Adlerpaar, bei welchem eheliche Untreue auf eine eigenthümliche Art bestraft wurde:

Hoch an dem Felsen, unter welchem dieser Eremit sich angesiedelt hatte, hauste es mehrere Jahre in ungestörter ehelicher Zärtlichkeit, als der Waldbruder einstmals bemerkte, daß das Weibchen alle Abend, kurz vor des Männchens Heimkehr, in dem Quellbecken nahe bei seiner Hütte sich badete, was früher nur in Gesellschaft des Männchens und selten geschah. Dadurch aufmerksam gemacht, ward er gewahr, wie ein großer Weih (Hühnerfalk) alle Morgen nach dem Ausflug des Adlers dem Weibchen einen Besuch abstattete, und sich immer Abends vor Heimkehr des Männchens wieder davon machte, worauf sich das Weib dann abzuwaschen pflegte.

Es fiel dem Einsiedler bei, zu versuchen, was wohl daraus entstehen möchte, wenn er den Brunnen mit einem großen Steine zudeckte.

Das Weibchen kam Abends wieder zum Baden, sah den Stein ungeduldig mit funkelnden Augen an, und flog nach einer Weile also ungebadet wieder in's Nest. Der Adler kam heim, flog aber bald wieder fort und kehrte diese Nacht nicht wieder; sein scharfer Geruch hatte die Untreue des Weibes entdeckt. Den andern Morgen erschien der Weih wieder; alsogleich stürzte sich auch der Adler herbei und es entstand ein Kampf, der Tod und Zerstückelung des Weihen zur Folge hatte. Der Adler entfernte sich und erschien nicht wieder; das Weibchen verließ die Eier, verkroch sich beim Brunnen in eine Felsenspalte und erwartete den Hungertod.

Der Fant.

Ob ich mich putze und ziere,
Wenn's auch an Geist mir gebricht;
Spöttelnde Sprache nur führe,
Wenn man von Werthvollem spricht:

Wenn ich mit Stolz um mich blicke,
Geht Jemand an mir vorbei;
Hoff' ich, daß er sich doch bücke,
Weiß er auch nicht, wer ich sei.

Deckt mir die Brille das Auge,
Schirmt mir der Schnurrbart den Mund:
Fraget nicht, was ich denn tauge?
Macht mein Gesicht es ja kund!

Wunsch, Bitte, Ermahnung.

Mit Unwillen sieht der Gefühlvolle oft und überall von rohen Menschen und ungezogenen Buben das ihnen anvertraute Vieh mißhandeln, oder andere Thiere martern und ihnen unnöthigerweise das Leben nehmen. Man sieht Leute, die sogar zum Vergnügen, zu ihrer besondern Belustigung, Thiere quälen oder tödten. Wie manches nützliche Hausthier muß zum Lohne seiner Dienste oft schmählich darben, oder wird aus Unverstand, übler Laune und unnöthigem Eifer gequält! Das arme Thier, es fühlt Schmerz und Hunger so gut wie wir; aber es kann sich nicht gegen die Mißhandlungen seines Tirannen vertheidigen; es kann, gefangen gehalten, sich nicht selbst sein Futter verschaffen, wenn der Gefühllose es zu füttern unterlassen; es muß Alles geduldig ertragen, bis seiner Qual ein Ende wird.

Man weiß von Leuten, daß sie ihren Kindern zum Vergnügen Thiere zu halten gestatten, aber nie nachsehen, ob sie gehörig besorgt sind. Der Knabe in seiner Flatterhaftigkeit vergißt es oft, dieselben zu füttern, oder ihren Behälter gehörig zu reinigen. Die Thiere leiden Hunger, werden im Koth krank und müssen oft auf qualvolle Weise ihr Leben enden. Wie mancher Vogel, der bei seinem Leben durch Vertilgung von Ungeziefer dem Menschen nützlich ist, wird, noch ehe er selbst fressen kann, von Buben aus dem Neste genommen, die nicht wissen, wie und womit ihn füt-

KANTONSBIBLIOTHEK AARGAU

tern, wo er also zu Grunde gehen muß. — Knaben gehen mit Eltern spazieren; einer ruft: Schaut her, was da für ein Thier ist! „Tritt's todt", ist oft die unüberlegte Anwort der unverständigen Alten. — Wie manches Thierchen, das unglücklicherweise in die Hände muthwilliger Buben kommt, muß unter jammervollen Martern eines entsetzlichen Todes sterben.

Saget nicht: „was ist an einer Eidechse, an einem Käfer gelegen!" — Das Thier, von Gott geschaffen, so gut wie wir, ist eben so gut bestimmt, in der großen Kette der Natur sein Glied auszufüllen, und hat daher das Recht des Daseins so gut wie wir. Uns ist zwar erlaubt, Thiere, die uns im Leben schaden oder im Tode nützen, zu tödten; sie zum Gebrauch oder Vergnügen zu Gefangenen zu machen; aber wir haben dafür die Pflicht, für ihren Unterhalt zu sorgen und sie nicht darben zu lassen; keineswegs haben wir das Recht, Thiere unnöthigerweise zu tödten, viel weniger sie zu mißhandeln.

Ihr, die Ihr Untergebene und Kinder habt, denen Ihr Thiere unter die Hände gebet, von Euch wäre zuvörderst zu erwarten, daß Ihr darauf achtet und sie mahnet, dieselben gehörig zu besorgen und nicht muthwillig zu quälen. Den Eltern stände es an, ihre Kinder davon abzuhalten, nicht jedes Thierchen, das ihnen in Weg kommt, zu mißhandeln und zu tödten.

Aber besonders Ihr, hohe Schulbehörden und Lehrer, von Euch wäre es edle That, der Kinder mitleidigen Sinn schon von früher Jugend an rege zu machen und zu nähren; — lebendig und gefühlvoll sie mit den Schöpfungen Gottes bekannt zu machen, bei ihnen Liebe zu seinen Geschöpfen zu pflanzen, und sie in die wundervollen Werkstätte der Natur einzuführen; aber nicht mit trockenen systematischen Zusammenstellungen, die das Kind langweilen, und für welche es noch Zeit genug ist, wenn der Knabe höhern Wissenschaften sich Bahn brechen soll; nein, sondern vielmehr in unterhaltendem, leichtfaßlichem Vortrag in liebevollem, kindlich religiösem Geist, der das Gemüth der Jugend anspricht. Man verwendet so viel daran, die Kinder von Jugend auf rechnen zu lehren; mancher Knabe ist schon gewandter Rechner, während er trocken an jedem Natur-Gegenstande vorbeigeht, und nicht einmal diesen oder jenen Vogel, dessen Gesang er doch täglich hört, diesen oder jenen Käfer, deren er schon so viele zertreten, diese oder jene Blume, die ihm überall in bunter Farbe entgegenlacht, zu benennen weiß, geschweige denn näher kennt.

Und du, der du in teuflisch liebloser Belustigung Thiere quälst, hast du denn gar kein Gefühl mehr in deinem Herzen, das dir zurufe: du thust Unrecht an diesem armen Thier und Sünde wider die schöne, liebevolle Natur, also auch Sünde wider den allgütigen und allwissenden Gott, den Schöpfer und Beleber der ganzen Natur und aller Geschöpfe, die sie als Mutter hervorbringt. Willst du dich denn ganz von ihr entfremden und dich noch unter das Thier herabwürdigen, das doch nur das sich zum Opfer wählt, was es zu seiner Nahrung bedarf? — Was würdest du, Unmensch, von demjenigen Wesen denken, das, höher und gewaltiger als wir, mit uns so verfahren, uns so behandeln würde? — Darum, wenn du Mensch sein willst, so handle menschlicher und beweise vor Gott, dem Vater Aller, daß du erkennest, auch die Thiere seien seine Geschöpfe, und deshalb sei es deine Pflicht, sie auch als solche zu behandeln!

Charade.

Wann mit gold'nem Rand und Purpurröthe
Sich der Wolke Pracht in ihrem Schmuck erhöhte,
Wann mein Liebling nach den Arbeitsstunden
Ruhe nur in meinem Arm gefunden:
Ach, in diesen für mich goldnen Zeiten
Rief, ersehnt, der Erste mich zum trauten Zweiten.

Nun in meinem öden Wittwenschleier
Find' ich, einsam, meines Herzens Feier
In der Andacht, in des Jenseits Spur.
Und Erinn'rung an das Leben dessen,
Der uns Lieb' und Hoffnung zugemessen,
Find' ich in des Ganzen Feier nur.

Dieses Blatt soll vom 6. Oktober dieses Jahres an alle Freitag einen halben Quart-Bogen stark erscheinen und das Probeblatt ist auf allen resp. Postämtern der Schweiz einzusehen, welche auch Bestellungen darauf annehmen, gegen Vorausbezahlung von 9 Batzen vierteljährlich.

Es sollen darin auch, ausser allerlei unterhaltenden und belehrenden Aufsätzen, Erzählungen, Gedichten und Räthseln, nichtpolitische Neuigkeiten, z. B. Naturbegebenheiten u. s. w. angeführt werden. Dazu passende Beiträge nimmt mit Erkenntlichkeit an

Aarau, am 19. September 1837.

Die Expedition des Alpenhorns.

№ 1. 27. Dez. 1837.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, wovon diese No. 1 auf den resp. Postämtern gratis einzusehen ist, welche auch Bestellung darauf annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb dieses Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das für die erste Nummer auf den 5. Januar erscheinen und den Bestellern zugesendet werden, die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unparteiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Der Gemsjäger.

„Leb' wohl, mein theures Weib, lebt wohl, ihr lieben Kleinen!
„Ihr solltet nicht um meinen Abschied weinen,
„Gott ist mit mir; er bringt zu Euch mich wieder;
„Dann leg' vor Euch ich meine Beute nieder,
„Die Euch bekleiden und Euch nähren soll.
„Um Euertwillen wird mich vor Gefahren
„Gott, der Allmächtige, auf meiner Jagd bewahren;
„Doch: will das Schicksal meines Lebens Ende,
„Schützt Dach und Bett mich nicht, nicht dieser Wohnung Wände;
„Drum, Theure, laßt mich zieh'n und lebet wohl."

Muthvoll und heiter zieht jubelnd von dannen
Der fröhliche Jäger durch's liebliche Grün,
Bald überdeckt ihn der Schatten der Tannen,
Das Kreischen des Hehers erlustiget ihn;
Doch wird bald holpricht und steiler der Weg,
Und über Gräben gebricht es am Steg.
Mühsam erklimmet er die kahlen Felsenwände,
Der Füße Stützpunkt rollt dem jähen Abgrund zu,
Ihn wahret vor dem Sturz nur noch die Kraft der Hände,
Ein Ruck — und es wird ihm des Todes ew'ge Ruh.
Besinnung weicht ihm nicht; er schwingt sich rasch nach oben,
Für dieses Mal ist die Gefahr vorbei,
Der Arme Kraft hat ihn zum Fels hinauf gehoben,
Er danket Gott, daß er gerettet sei.

Fern ist der Jäger jedoch noch vom Ziele,
Und durch die Berge zieht's frostig und kalt;
Vor ihm stehn noch der Gefahren gar viele.
Die eisigen Firnen in grauser Gestalt
Schrecken jedoch den Jägersmann nicht,
Dem es an Frohsinn und Muth nie gebricht.
Es wird das Schneefeld nun mit raschen sichern Tritten
Dem eisbedeckten Fels entgegen überschritten;
Die Eiswand noch hinauf, dort ist vielleicht sein Preis,
Er ritzt die Händ' sich wund, das Blut hält ihn am Eis;
So klimmet eifrig er den glatten Fels hinan,
Das Wagestück gelingt, und oben steht der Mann.

Plötzlich pfeift's, es flieht in Eile
Eine Rudel Gemsen, scheu
Durch das Eisfeld. Eine Weile —
Es pfeift auch des Jägers Blei.
Jauchzet nicht, denn unter seinen Füßen
Kracht es schaurig, und er stürzt hinab
Durch den Fels, in schwarzen Finsternissen
Findet er, lebendig noch, das Grab;
Eingeengt in dunkle Felsenmauern
Scheint der Hungertod sein Opfer zu erlauern.

„Gott und Vater, beschütze mein Weib!
„O bewahre die schuldlosen Kleinen.
„Begraben mit lebendigem Leib
„Laß meine Seele in Gnaden erscheinen
„Vor deinem Angesicht! — O verzeih'
„Wenn ich mich selber dem Tode weih',
„Der Hungerqual mich zu entreißen;
„Das Rauschen des Wassers im Felseneiß,
„Es tönt mir wie Grabgeläut; o gewiß
„Es kann mir nicht Rettung verheißen."

Und er stößt das Pulver, die Kugel in's Rohr,
Er'spannet den Hahn, setzt die Mündung an's Ohr;
„Doch — was watschelt hier im Wasser? — was schleicht mir an meinen Beinen?
„Sollen Schlangen noch etwa mir zum Abschied hier erscheinen?
„Gibt der Felsen vor Gewürm nicht mehr Ruh als Bretter?
„Was steht an mir in die Höh'? — Gott! vielleicht ein Retter!" —
„Ringgi, Ringgi, du bist es! Wie bist du hierher gekommen?
„Hab' ich doch von Hause dich heute gar nicht mitgenommen!?
„Ringgi, Ringgi, treues Thier,
„Wer zeigt dir den Weg zu mir? —

„Wo der gute Hund ist durchgeschloffen
„Ist ein Ausweg auch für mich zu hoffen!" —

Und er prüft mit dem Kolben des Wassers Grund,
Das ihm zu den Füßen fließet;
Es senkt sich hinab in den Felsenschlund,
Und kommt an's Licht im Wiesengrund,
Wo das Bächlein in's Thal sich ergießet.
Er findet dabei das erlegte Thier,
Das von dem Felsen gestürzet;
Ihm ward die Freude der Rettung hier
Durch den Fund der Gemse gewürzet.
Jetzt kniet er nieder und danket dem Herrn
Für das ihm gerettete Leben,
Und bewundert den gütigen Schicksalstern,
Der ihm noch die Beute gegeben.
Er trabt nun eilends der Heimath zu,

Vom treuen Hunde begleitet,
Um sich zu stärken, zu laben in Ruh'
Vom Mahl, das die Gattin bereitet.
Wunderbarlich sind des Schicksals Tücke,
Seine Laune quält den Menschen gern;
Kaum begünstigt von dem lieben Glücke,
Ist ein Unglück auch schon nicht mehr fern. —
— Seine Hütte findet er nicht wieder!
Schutt und Steine decken diesen Ort!
Ach! ein Bergsturz donnerte hernieder,
Und zum Grab ward's Weib und Kindern dort.

Die Fee im Jura.

Eine Erzählung aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

1. Die Amme.

Meister Hanns Hächler, Waffenschmied und Eisenhändler in Aarau, *) saß am Bette seiner jungen Gattin, die, vor einigen Wochen von einem gesunden Knaben entbunden, seither gefährlich krank darnieder lag. Er hatte schon einige Nächte an ihrer Seite durchgewacht, als der Schlaf auf einmal seine Rechte forderte, und ihm sanft die Augen verschloß. Er sah im Traume seine Gattin in ganz weißem Kleide vor sich stehen, wie sie ihm eine Apfelblüthe überreichte, mit der Bitte, dieselbe der Schloß-Lisy zu übergeben, in deren Händen sie zum schönen Apfel sich gestalten werde, worauf die Gattin vor seinen Blicken verschwand. Staunend sah er auf die Stelle, wo sie gestanden, als er durch drei starke Stöße an die Thür unangenehm aufgeweckt wurde. Er ging an dieselbe, um zu sehen, wer da sei, aber niemand ließ sich weiter hören und sehen; er trat zum Bette seiner Gattin zurück, aber man denke sich seinen Schrecken, als er sie abgeschieden von diesem Erdenleben fand. Eilends rief er das Gesinde wach, öffnete die Stubenfenster, stellte ein Kreuz und ein Lämplein an das Bett der Verblichenen, und verschloß sich in sein Gemach, wo er sich eine Weile den Ausdrücken des tiefsten Schmerzes überlies, bis er, sich ermannend, plötzlich ausrief: „pfui Hannes, schäme dich deines Kleinmuthes; der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei Jesus Christ!„

Seine ersten Gedanken waren nun das mutterlose Kind und dessen Versorgung, als ihm dabei der Traum einfiel. Er war sonst ein ziemlich helldenkender Mann, zwar religiös, jedoch nicht abergläubisch. Diesen Traum aber legte er für sich als bedeutungsvoll aus, und glaubte der Geist seiner Gattin habe ihm dadurch noch den letzten Wunsch andeuten wollen, der Schloß-Lisy als Amme das Knäblein anzuvertrauen.

„Hm, der Schloßlisy, die überall als Hexe genannt wird!? Was würden die Leute dazu sagen? — Doch, was weiß man eigentlich Böses von ihr, als daß sie den Leuten prophezeit? sonst soll sie ein braves, arbeitsames Weib sein; und was geht das andere Leute an? Es war einmal meiner Gattin letzter Wunsch!"

Dieses und anderlei dergleichen hatte er bei sich darüber gedacht, als er sich endlich entschloß, dem Traume Folge zu geben.

Die angedeutete Person war eine etwa dreißigjährige Bäurin von Küttigen, einem Dorfe jenseits der Aar, eine halbe Stunde von Aarau, hatte in ihrem ledigen Stande gedient bei der Wittwe des Freiherrn Hans Werner von Königstein, die auf dem nahe bei Küttigen am Wege ins Frickthal gelegenen, nun von der Zeit verwischten, Schlosse mit ihren zwei Söhnen Heinrich und Ulrich unter Vormundschaft ihres Bruders Ulrich von Hertenstein lebte. Ihres Fleißes und ihrer Treue wegen von ihrer Herrin geliebt, war die Lisy von derselben bei ihrer Verheirathung schön ausgestattet und ihrem Manne, der Leibeigener von Königstein war, Freiheit gelassen worden, was in ihrem Dorfe Neid und Mißgunst erweckte. Man redete ihr nun viel Böses nach, hauptsächlich aber daß sie eine Hexe sei und mit bösen Geistern Umgang habe, was bald in der ganzen Umgegend Eingang fand. An dem war aber weiter nichts, als daß sie selbst vorgab, mit dem Bergfräulein im Umgang zu sein, und den Leuten Träume deutete.

Das Bergfräulein war der Volkssage nach ein im Innern des Juragebirges hausender Geist, der den Bewohnern der Juraschlösser bei wichtigen Lebensangelegenheiten unter allerlei Gestalten, hauptsächlich aber als altes Fräulein, erschien und ihnen mit Rath und That beistand, sie aber auch zuweilen hart neckte und bestrafte, wenn ihre Lehren oder ihr Rath verhöhnt oder nicht befolgt wurde.

Hans Hächler ließ auf diesen Entschluß hin nun die Schloßlisy zu sich kommen, und fragte sie, ob sie im Fall wäre, als Amme sein Knäblein zu sich zu nehmen. Sie antwortete:

Gern will i das Büebli zue mir neh, und will em lunge-n-und's spyse;
's mueß allimyl süferli sy und Milch ha und Bäppli bis genneg isch,
Und öppe-n-einist es Habermueß und öppe-n-es süeßes Schnitzli;
's Büebli mueß wachse-n-und trüeie, fäl lies i mir nid neh;
's Bergfräuli het's gleit und het mer ne grüslich as Herz gleit:
„'s müeß öppis rechts ussem geh, und wenn's au der Vater müeß büeße;
„D'Lüt syge hütigs Tags bös, und eine dem andre vergunstig."
Doch was sie mit sältem het welle, das cha-n-ig eh setz nid verrothe;
Das Büebli emol will i neh, 's mueß eister ordlich si Sach ha,
Und chum-i denn ame-n-i d'Stadt, so will i-ne-n-allimol mitneh,
Aß ne si Vater cha gseh, er git em denn Aeli und Schmützli,
Und git em es Güezi i d'Hand; der Chüttiger Aetti het nüd so.

In Betreff der Geisterangelegenheiten ist es manchmal gar sonderbar, auch der Helldenkendste kann sich zuweilen bei dergleichen Anlässen eines gewissen Schauders nicht erwehren; so ging es auch unserm Meister Hächler bei den Worten der Amme, als sie vom Bergfräulein sprach. Doch übergab er derselben das Kind, und sie trug es behutsam nach Küttigen.

Des andern Tages kam sein Schwager, der Bruder seiner verstorbenen Gattin, Peter Langenhardt, ganz hastig zur Thür hereingestolpert, und überhäufte ihn alsobald mit Vorwürfen:

„Alle Heiligen sollen uns bewahren! Das fehlt noch in diesen bedenklichen Zeiten, wo man sonst Kummer und Verdruß genug hat, daß Du das Kind meiner Schwester selig, Deinen einzigen Sohn, den Klauen einer Hexe überliefert, statt mir und meiner Frau anzuvertrauen! O wenn das die gute Schwester wüßte, von der Du den größten

*) Aarau gehörte damals dem Herzog Friedrich von Oestreich, welcher zu Freiburg im Breisgau residirte. Es war aber mit verschiedenen Freiheiten und Rechtsamen begabt. So hat ihm Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf von Elsaß, die Stadtmarchen (Friedkreis) festgesetzt und diese Eingrenzung ihm als Eigenthum zugesprochen. Er gestattete den Bürgern selbst gewählten Schultheiß und Rath und eigene Gerichtsbarkeit. Diese und andere Freiheiten wurden von seinen Nachfolgern bestätiget bis zu Kaiser Sigismund, zu dessen Lebzeiten es von den Bernern erobert und ihnen übergeben wurde unter Vorbehalt der Beibehaltung ihrer Rechtsame und Freiheiten. Cuntzmann Trüllerey war der erste Schultheiß ums Jahr 1259. Dieses Geschlecht starb im J. 1504 mit Gangolf Trüllerey aus.

Theil Deines Vermögens hast, sie drehte sich noch im Grabe um, daß uns Gott Vater, Sohn und heiliger Geist bewahre. Wenn Du das Kind nicht noch heute holen läßt, geh ich morgen zum Schultheiß, und reiche Klage dagegen ein. Die heilige Jungfrau möge sich darüber erbarmen! Es wäre unrettbar an Leib und Seele verloren, bliebe es in den Händen dieses Weibes." Er ging und schlug hinter sich die Thür zu ohne weitern Abschied.

Hab' ich's nicht gedacht, sagte Meister Hans zu sich selbst, als sein Schwager fort war, so werden sie's machen. Doch sei's drum, das Kind soll dort bleiben; ich will den Leuten zeigen, daß mich ihre Thorheiten nicht schrecken; und vom Langenhardt mag ich gar nichts wissen, mag er zum Schultheiß gehen; der Trüllerey ist ein vernünftiger Mann, ich will dann auch ein Wörtlein mit ihm sprechen, er wird's wohl eben so gut anhören, als des Langenhardts Geschwätz. Man hat diesen heimtückischen Heuchler nur dann zum Freund, wenn man nach seiner Pfeife tanzt oder er von der Freundschaft Vortheil hat. Vornehmen und geistlichen Herren und den Weibern höfelt er gern, Niedere sucht er überall zu bedrücken und Seinesgleichen zu hintergehen oder zu meistern, hat immer das Maul voll Religiösität und das Herz voll Bosheit. Aber mir soll er nicht kommen, ich werd' ihm ein andermal die Thüre zu weisen wissen. Einmal für einstweilen soll der Schloßlysi das Kind bleiben; eben in diesen bedrängten Zeiten ist es in den Händen der Bäurin besser, als hier in der Stadt. Auf jeden Fall soll es der Pharisäer nicht in die Klauen bekommen, damit es vor der Erbschaft seiner saubern Tugenden bewahrt bleibe. — Man sagt, der Kaiser habe die Eidsgenossen gegen Herzog Friedrich aufgestiftet; wenn das wahr ist, so kann man nicht wissen, was es in Aarau für einen Ausgang nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung schweizerischer Klöster.

1. Einsiedeln.

Der verwirrte und unruhige Zustand in Europa im zehnten Jahrhundert, so wie die immer zunehmende Macht und das Ansehen der Geistlichkeit, vermogte damals viele hohe und wohlhabende Personen, Klöster zu stiften und sich in die Einsamkeit derselben zurückzuziehen, um ihr Hab' und Gut und ihre Ruhe vor den immer sich erneuernden Unruhen und Befehdungen zu sichern. Schon waren bereits die schönsten Einkünfte der Herrschaften Ost-Helvetiens in den Schoos der Klöster Konstanz, Reichenau, St. Gallen, Schännis u. s. w. niedergelegt worden, als auch in einer wilden Einöde des Kantons Schwyz ein neues entstand, auf dessen Altar die einträglichsten Güter der ganzen Umgegend zu Opfer gebracht wurden.

Meinrad Berchtolden, Graf von Hohenzollern, der im Kloster Reichenau seine Jugend den Wissenschaften widmete, ward aus Mangel an Erholung, die dem sich entwickelnden Jünglinge so nothwendig ist, schwermüthig und leutscheu, begab sich deshalb auf den Berg Ezel, bei Rapperswyl, und hielt sich einige Jahre daselbst auf. Da er aber öfters von Neugierigen aus der Umgegend besucht wurde, begab er sich wieder von dort hinweg in den sogenannten finstern Wald, bauete sich da eine Hütte, und lebte einige zwanzig Jahre in dieser wilden Einöde, bis er von Landstreichern erschlagen wurde. Seine Zelle blieb nun unbewohnt, jedoch der Verehrung geweiht und öfters von Hohen und Niedern deshalb besucht, bis Benno, Bischof von Trier, dem seiner scharfen Predigten halber, die er dem Adel und der Geistlichkeit hielt, die Augen ausgestochen wurden, sich zu derselben führen ließ, die Hütte für sich und seine Leute bewohnbar und den Wald rings herum fruchtbar machte und lichtete.

Eberhard, Kaiser Konrads Bruder, der zu dieser Zeit Domprobst zu Straßburg war, besuchte ihn in dieser Einsamkeit, fiel auf den Gedanken, auf dieser Stelle ein Kloster zu erbauen, ließ den finstern Wald, den Grafen von Rapperswyl gehörig, denselben abkaufen, vermochte sie zu Errichtung des Klosters ein Namhaftes zu steuern, und ließ auf seine eigene Kosten eine schöne Kirche daselbst aufführen.

Eberhard warb sich sodann aus einigen hohen Häusern mehrere Theilnehmer an diesem Einsiedlerleben, ließ sie die St. Benedikts-Regeln annehmen und sich selbst zum Abt des neuen Klosters erwählen. Kaiser Otto bestätigte ihm das Eigenthum dieser Wildniß, wobei aber die Marchen des Waldes so undeutlich bezeichnet waren, daß in spätereu Zeiten zwischen dem Kloster und den Landleuten von Schwyz böse Streitigkeiten deßhalb entstanden.

In dieses Kloster wurden damals nur Kinder von Fürsten, Grafen und Freiherren aufgenommen. Päpste, Kaiser und andere hohe Herrschaften wetteiferten mit einander, dasselbe mit Freiheiten, Rechtsamen, Gütern und Einkünften zu bereichern; wodurch sich der Wohlstand des Landes und die weltlichen Güter immer mehr verminderten, dagegen Unwissenheit, Aberglauben, Macht und Ansehen der Geistlichkeit immer mehrten.

Es entstand auch ein namhafter Flecken, viele Dörfer, Höfe und Wohnungen um das Kloster herum, so daß es zu einer besondern Reichsvogtei ernannt, und dem Abt alle weltliche Gewalt über dieselbe verliehen wurde.

Lange bevor Einsiedeln gebaut wurde, hatten die Landleute von Schwyz die Höhen auf den darum liegenden Gebirgen für sich benutzt, und noch bis 160 Jahre nach der Erbauung, ohne daß deshalb eine Forderung oder Verwahrung von Seite des Klosters an sie ergangen; dessen ungeachtet ließen die Aebte später in ihre Urbare die Marchen desselben weit über die gewohnten Benutzungsplätze der Schwyzer festsetzen, und Abt Gero ging sogar so weit, den Landleuten zu drohen, sie mit gerichtlicher Gewalt von den Marchen zu treiben; sie wurden auch deßhalb vor den Kaiser nach Basel geladen, welcher dieselben zum Schadenersatz verurtheilte. Die Schwyzer wollten aber dieses Urtheil nicht annehmen, sondern verbanden sich, mit Leib und Blut ihre alten Landmarchen zu bewahren, und wandten sich um Beistand an die von Uri, der ihnen auch zugesagt wurde, wodurch Kaiser und Kloster eingeschüchtert und Alles beim Alten gelassen wurde, bis 30 Jahre später Abt Rudolph II. diesen Zankapfel wieder hervorsuchte, und den Kaiser bat, die Schwyzer anzuhalten, dem vom früheren Kaiser gesprochenen Urtheil ein Genüge zu thun. Die Schwyzer aber griffen zu den Waffen, in Folge dessen von beiden Seiten mehrere verwundet und gefangen wurden.

Der Kaiser beschied die Parteien nach Straßburg, bestätigte aber das Urtheil des vorherigen, weßhalb die Schwyzer nun beschlossen, daß, da sie von jeher ein freies Volk gewesen, und ihre Voreltern sich freiwillig unter den Schutz des Reiches begeben, mit der Bedingung, daß der Kaiser sie bei ihrem alten Herkommen als freie Glieder des Reichs, bei Land, Leuten und Marchen beschirmen solle, von Seiten der Kaiser aber nicht gehalten worden sei, sie von nun an mit Gottes Hülfe wieder sich selbst beschirmen, bei ihrer

hergebrachten Freiheit bleiben und dem Kaiser und Reich weiter keinen Gehorsam mehr leisten wollen, es geschehe denn aus besonders gutem Willen.

Der Kaiser, dem ein Zug in das gelobte Land damals wichtiger war, als Streitigkeiten in seinem Lande zu schlichten und Ordnung zu erhalten, ließ die Sache auf sich beruhen, bis nach seiner Zurückkunft der Abt ihn beredte, die Schwyzer in Acht zu erklären; da aber die Acht nichts fruchtete, trieb es der Abt so weit, daß sie der Kaiser durch den Bischof von Konstanz in den Kirchenbann thun ließ. Allein auch darum kümmerten sich die Landleute nichts, sondern zwangen ihre Geistlichkeit den Gottesdienst wie bisher zu verrichten. Uri und Unterwalden, über das Benehmen des Kaisers unwillig, folgten dem Beispiel der Schwyzer, und sagten sich vom Reichsschirm und Dienste los; als unterdessen Kaiser Conrad mit Tod abging, und Friedrich Barbarossa auf den Thron erhoben wurde.

Graf Ulrich von Lenzburg, des neuen Kaisers geheimer Rath, brachte es dahin, daß Acht und Bann aufgehoben und dem Abt befohlen wurde, den Streit bis auf weitere Verordnung einzustellen, wonach es endlich Rudolf von Rapperswyl gelang, die Händel zwischen Schwyz und dem Kloster zu schlichten.

Die Rose.

Voll Wollust und Pracht, voll Ueppigkeit
Entquillet der Knospe die Rose;
Aus dunkelm Grün es schimmert so weit
Ihr Roth, sie lächelt so lose.

Ihr Duft und Lächeln, es lockt mich herbei,
Entreißt mir ein sehnend Gelüste,
Umweht mich wie himmlische Zauberei:
Als wenn es mich herzte und küßte.

Nach der Himmlischen heb' ich die Hand empor,
Sie liebevoll zu umfangen;
Doch sie hebt plötzlich den Dorn hervor,
Zu strafen mein lüstern Verlangen.

Bilder aus der Natur.

Die Ameise.

Wende deinen Blick in der Natur, wohin du willst, auch beim kleinsten Gegenstand wirst du etwas deiner Aufmerksamkeit würdiges, etwas für dich belehrendes finden. Ueberall findest du weisliche Einrichtungen; überall greift ein Glied der großen Naturkette in das andere, eins unterstützt und ernährt das andere, eins vertilget und verzehret das andere. Auch der Mensch findet in der Natur sein Nützliches und sein Nachtheiliges. Aber wer wollte ihr deshalb zürnen, daß sie unter dem Guten auch das Schädliche gepflanzt hat? Wisse, auch das dem Anschein nach Schädliche ist aus reiner Liebe zu ihren Geschöpfen entsprossen, und uns scheint beim oberflächlichen Anblick manches lieblos und hart, was bei näherer Betrachtung weise und wohlthätig erscheint.

Wo würde es mit der Vermehrung so vieler Geschöpfe hinaus wollen, wenn nicht eines auf die Vertilgung des andern angewiesen wäre? Wo wollte unsere Erde die Mittel hernehmen, wenn sich die unzählbare Menge von Geschöpfen nicht durch sich selbst ernährte? Und wie manches Thier, das bloß durch Alterschwäche und Hungertod sein Leben aushauchen müßte, würde langsameren und qualvolleren Tod finden, als wenn es von einem andern weggeschnappt wird. —

So dient die Ameise manchen andern Thieren zur Nahrung, während eine Menge derselben auch ihr Raub wird. Vorzüglich in raupenreichen Jahren verdienen sie in Nadelwäldern Schonung, da sie die Raupen und ihre Eier vertilgen. Sehet nur ihre geschäftige Geselligkeit, wie eins das andere gleichsam zu kennen scheint, eins dem andern bei jeder mühsamen Arbeit unermüdet beisteht! Sehet, wie unverdrossen diese kleinen Thierchen an ihrem Riesenbau arbeiten, wie beschwerdevoll sie ihre Materialien dazu herbeischleppen, um eine dauerhafte, sie gegen Sturm und Ungewitter schützende Wohnung sich zu bereiten. Nirgends findet ihr bei ihnen auch nur die geringste Spur von Uneinigkeit, und unter einem Befehl arbeiten alle darauf hin, das gemeinsame Werk zu befördern und zu vollenden. Aber, greifet sie an, und sehet, wie sich da alles regt, wie muthvoll und erzürnt die Tausende herbeieilen, um ihren Feind zu vertreiben oder zu vernichten, und wehe dem Käfer oder sonstigen Thierchen, das sie in ihrem Frieden und ihrer Geschäftigkeit zu stören wagt, es ist unerrettbar verloren und ihre Beute.

Die Ameise ist es, die die großen Hügel in Wäldern und auf Wiesen baut, worin sie ihre Höhlen und Gemächer, Vorrathskammern u. s. w. hat, deren Eingänge bei Nacht oder Regenwetter von ihr verschlossen werden. In der Mitte derselben ist ein geräumiges Gemach, wo das befruchtete Weibchen gefangen gehalten und bewacht wird, und woselbst es seine Eier legt, welche immer von den Arbeitsameisen befeuchtet und beleckt werden, wodurch die Eier wachsen, aus welchen die Larven hervorgehen, die sich wieder in Nymphen (Puppen) verwandeln, die man im gemeinen Leben die Eier nennt, und woraus die ausgebildete Ameise zuletzt hervorkriecht. Auch findet man in den Wohnungen der Ameise, was man sonst bei keinem andern Thiere findet, ein gefangen gehaltenes Hausthier. Sie schleppt nämlich lebendige Blattläuse hinein, nährt sie darin, und versteht es, dieselben zu reizen, daß sie ihren Honigsaft ausspritzen, was der Ameise ein Leckerbissen zu sein scheint.

In Europa zählen wir ungefähr sechs Arten derselben, deren eine sich zu Ende des Sommers in Schwärmen säulenähnlich auf und nieder bewegt, wovon der Anblick Unwissenden oft befremdend vorkommt und schon Anlaß zu manchem Aberglauben gegeben hat.

Auflösung des Räthsels im Prospektus.

Wenn die Wolke sich voll Pracht in Purpur schmücket
In der Sonne letztem goldnem Strahl,
Und dem schwülen Tag die kühle Nacht entrücket,
Rief der Abend mich zum trauten Mahl,
Wo mein Gatte mit dem treuen Blick,
War vom Tageswerk in meinen Arm zurück. —
Aus der Eintracht sanftem Ruhekissen
Hat der Tod ihn jählings fortgerissen;
Aber Hoffnung konnt' er mir nicht rauben:
Sie fand ich in Jesu Christi Glauben,
Der Erlösung an sein göttlich Leben
Durch das Abendmahl uns hingegeben.

Räthsel.

Ich bin ein Gemälde, gar wunderschön,
Verfertigt vom besten der Maler;
In allerlei Größen bin ich zu seh'n
Vom Staubkörnlein auf bis zum Thaler
Und weiter hinauf viel Meilen groß
Allenthalben zu sehen auf Erden;
Unsichtbar; Vertieft in der Erde Schooß
Sieht schöne Figuren man werden;
Getroffen ist jeglicher Gegenstand
Auf's pünktlichste, ganz ohne Fehler
Sieht man Figuren auf Flächen der Wand;
Den Himmel, wie Berge und Thäler,
Selbst Menschenschwächen sind abgemalt,
Und manchem machts Anschauen bange.
Ich bin von allerlei Form, Gestalt,
Oft bin ich wie Bänder so lange,
Oft rund, oft eckigt und immer glatt;
Doch wer mich nicht zum Eigenthum hat,
Wird nirgends auch mich gewahren;
Davor wolle Gott uns bewahren.

Das Loos wird entscheiden, welchem von denjenigen verehrten Abonnenten, die bis zum 5. Januar die Auflösung davon eingeben, eine schöne Prämie zufällt.

Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 1.

DAS POSTHÖRNCHEN

5. Jan. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Gebt Acht, was ich sage und blase: Ich sag' Euch und blas' Euch gar mancherlei vor, Ihr rümpfet die Nase und schüttelt das Ohr; doch bleibet nur Alle zufrieden: das Seine wird Jedem beschieden.

Zum Eintritt.

Grüß Euch Gott, meine geehrten Herren und Damen! ich habe die Ehre, Euch meine ergebensten Empfehlungen zu machen, und wünsche Jedem, der es gut und aufrichtig mit Andern meint, ein angenehmes Jahr, viel Glück und Fröhlichkeit.

„Wer und was bist du denn?" werdet Ihr fragen: „schwarz oder weiß?"

— Das thut nichts zur Sache: man kann ja seine Herzens-Farbe mit jedem beliebigen Mantel zudecken. —

„Aristokrat, oder Radikal, oder gar ein Mittelding von Liberal?"

— Ja nun, Mancher ist Aristokrat aus Eigennutz oder Eigensucht; Mancher hingegen meint es gut, weil er der Meinung ist, das Neue könne nicht auf lange Zeit Bestand haben, indem das Alte besser sei. Mancher hat nicht Muth genug, eins von Beiden zu sein, und sagt: ich bin liberal; Manchem mißfällt das höhnische und giftige Gezänke der einen, und das sackgrobe der andern Partei, und sagt: ich bin liberal. Mancher ist radikal: er möchte die Vorurtheile und den alten Schlendrian [diese politischen Quecken*)] mit der Wurzel ausrotten; Mancher ist radikal in seinen Sack, für Andere ist er, seinem Benehmen nach zu urtheilen, Stock-Aristokrat.

Nun verzeihet, Ihr Geehrten. Ich thue und sage, was ich glaube, das vor Gott und Menschen recht sei. Beißt's dann Einen oder den Andern, so sei er so gut und kratze, damit man sehe, ob der Schütz auch treffen kann. Ich bin zwar keiner von den Groben, doch liebe ich das Superfeine nicht; und wer mit Recht in mein Haus kommt, braucht nicht zu schleichen und zu kriechen, er kann geraden Leibes und festen Schrittes unter die Thüre treten; kommt aber etwa irgend woher ein Berauschter oder sonst ein grober Kerl gepoltert, könnte es ihm jedoch auch gerathen, daß er für überlaute Unfugen gebührend abgefertigt würde. Alles mit Maß und Ziel; allzuviel ist überall ungesund.

„Nun, so sage denn doch endlich einmal, wer du seiest?"

— Weiter nichts, als ein kleiner politischer Kannengießer. Jüngsthin meinte Einer, „mein Gießlöffel sei ein Nest, wo jeder Vogel sein Ei ablegen könne." Gehorsamer Diener, Herr Spaßvogel, warum so voreilig und naseweis? siehe: ein Anderer sagte mir geradezu, deine Eier wenigstens könne ich nicht gebrauchen, weil aus denselben nur solche Vögelein hervorkriechen, die ihr Lebtage nie mehr als zwei Buchstaben des Alphabets singen lernen.

„Du hast ein ungewaschen Maul, kleiner Neuling!"

— Besser reines Herz und ungewaschen Maul, als reinen Mund und im Herzen faul. Somit nun vorwärts und Gott anbefohlen; was ich heut versäume, werd' ich morgen nachholen.

*) Ein jedem Landmann wohlbekanntes lästiges Unkraut, das seines süßen Geschmacks halber vom Vieh geliebt wird; die weit umher kriechende, gegliederte Wurzel ist ein abführendes Arzneimittel. (Triticum repens.)

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Am 27. Dez. v. J. versammelten sich in Baden etwa 60 Mitglieder des schweizerischen Nationalvereins. Man erwählte eine Kommission zu Berathung eines neuen Bundes-Projekts, gestützt auf einen Verfassungs-Rath; beabsichtigt die Gründung einer neuen schweiz. National-Zeitung und eines National-Kalenders u. s. w. — „Nun los, ihr Schimpf-Trompeten aus allen Winkeln unsers Staatenbundes, laßt euer Gekreische hören und euer Unkengeschrei, damit die Sache der Nation dadurch beim Volke akkreditirt

werde!“ sagt der Volksbote; ich aber blase Euch die Worte vor: Je mehr auf der einen Seite theils geschimpft und getobt, theils Alles mit Sturm erzwungen, auf der andern nur verleumdet, verunreinigt, verfinstert und vergiftet werden soll: desto schlaffer und gleichgültiger wird das Volk. Mit Vorsicht vorwärts geschritten, damit man auf dem ungebneten Wege nicht ein Mal an großen Steinen stolpert, das andere Mal in den Koth fällt. Für was neue Kalender und neue Zeitungen? hat es derselben nicht schon bald mehr als Schnee auf den Alpen? Verirret Euch nur in den bestehenden nicht mehr, sondern verständigt Euch, das Volk mit allerlei Nützlichem und Belehrendem zu unterhalten. Wo kann ein Volk Achtung und Vertrauen für seine Führer gewinnen, wenn sich dieselben in Parteigeist verirren und sich gegenseitig selbst zu verdächtigen suchen?

Aus dem Frickthal wird stark geklagt über das unruhige, finstere Treiben des Pfarrers von Herznach (Häseli?). Es wäre sehr zu wünschen, daß eine hohe Polizeibehörde ein genaues Auge auf derlei Treiben heftete, und bei allfälliger Ertappung nach Verdienst würdigte. Was kann man von solchen Leuten in Betreff der Volksbildung erwarten? Das Volk wird durch solche Pflichtvergessene um den Gehalt, der ihnen gereicht wird, geprellt durch gotteslästerliche Firlefanzereien. — O kultivirtes Zeitalter! Wann kommen wir einmal so weit, daß bei Besetzung und Beibehaltung so wichtiger Posten im Allgemeinen mehr Rücksicht auf deren Zweck genommen wird? —

Jüngsthin saß ich eines Abends als Fremder in einem Wirthshause zu F., Kantons A. Ein Herr Doktor hielt sich über den Geldwucher eines gewissen Wirthes in der Umgegend auf, der Bedrängten Geld ausleihe zu 5%, und sich für 80 gegebene Franken 100 verschreiben und verzinsen lasse. Der Doktor bezeichnete dieses als eine schlechte und unerlaubte That. Ein Herr Ammann, wie sie ihn nannten, vertheidigte solch Verfahren und meinte, das sei wie bei jedem andern Handel, es suche Jeder seinen Profit da, wo er ihn glaube zu finden; wenn der Bedrängte es so selbst eingehe, könne Niemand etwas dawider haben; wo nicht, so könne er es ja bleiben lassen; wenigstens sei das eben so ehrbar, als wenn Einer dem Andern einen Stier verkauft und ihn um 2 Duplonen höher anschlägt, als er werth ist, weil ihn der Andere nothwendig gebraucht und ihn nicht gleich bezahlen kann. Dabei fühlte sich der Herr Doktor betroffen, und ging. (O du heutige herz- und gemüthlose Welt, was sind das für würdige Christen!) Ein Fremder, der das mit anhörte, meinte, Beides würde in Deutschland streng bestraft werden. Ich kenne die Gesetze nicht, bin aber der Meinung: das sei Wucher, und Wucher war von jeher ein schändliches Laster; wenigstens wurde es uns so in den Schulen gelehrt. Wenn Einer dem Andern Geld leiht gegen Zins, so ist der Zins sein Profit; gibt er ihm aber für 100 nur 80: so hat er ihm 20 abgestohlen, wenn dieser gleich seiner bedrängten Lage halber einwilligte. Seine Lage hatte ihn also dazu gezwungen, und gezwungene Einwilligung ist so viel wie keine. Dieses als Bemerkung für den Herrn Ammann, der den Wucher für ehrbar, und den Herrn Doktor, der ihn zwar nicht für ehrbar hält, aber doch, wie es scheint, selbst begeht. Soll man sich da noch wundern, daß es heutzutage an manchen Orten mit der Ehrbarkeit so bös aussieht, wenn Leute mit solchen Ansichten an's Gemeinde-Ruder kommen? Und was sollen die Ungebildetern thun und denken: wenn Gebildete, wie ein Hr. Doktor, sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen? Aber freilich, in Gegenden, wo es Sitten- und Religionslehrer gibt, die selbst ohne Religion und Sittlichkeit sind, und Kirche, Beichtstuhl und Altar nur zum Spielplatz geistlichen Betruges machen, ist von ihren Jüngern nicht viel Gutes zu erwarten.

In Zürich haben am 26. Dez. die Maurermeister in Frieden und Eintracht ihren Handwerksfond nach Anleitung des Gesetzes unter sich vertheilt. Sie freuten sich, endlich einmal der letzten Reste eines Immungs-Zwanges enthoben zu sein, der ihnen nur unnütze Kosten und Zeitversäumnisse verursachte, ohne den geringsten Schutz oder Vortheil zu gewähren.

Einige Handwerksbursche von Schafhausen sollen unterm 20. Dez. dem Volksboten geschrieben haben, daß sie sich nicht unter die Knoten zählen lassen möchten, welche unser Land verderbenvoll überziehen, Mädchen in Schande und Lehrjungen um das letzte Fünkchen ihres Verstandes, sich und Andere um all ihr Geld, Moral und Religion bringen. — So gut es unter den Handwerksburschen ehrliebende Leute gibt, eben so gewiß ist, daß es auch unter andern Ständen, und namentlich unter denen, die die Bezeichnung „Knote“ am mehrsten gebrauchen, um dadurch den von ihnen verachteten Handwerker zu bezeichnen, eben so viele Individuen gibt, die Unsitte, Irreligiosität und Schande im Volke pflanzen; die den unteren Ständen oft das unschuldigste Wort hoch anrechnen und übel deuten können, während sie sich nicht scheuen, sowohl unter sich als vor

Leuten, die sie nicht achten zu müssen glauben, die unsittlichsten Reden zu führen. Wie mancher junge Mensch sucht sich in Gesellschaft rücksichtlos mit faden Witzen und Zweideutigkeiten hervorzuthun, von dem man doch billig, dem nach zu urtheilen, was für ihn im Knabenalter verwendet wurde, mehr Bildung erwarten dürfte. Haben denn die Sitten- und Religionslehren nicht mehr Eindruck in Euerm Gemüth zurückgelassen? Oder verstehen es die Lehrer nicht, ihren Vortrag auf gemüthliche Weise den jugendlichen Herzen bleibend einzuprägen und es ihnen zur Ueberzeugung zu machen?

In Maisprach soll am 29. vor. M. ein gewisser Preuß mit dem Sabel einen Taglöhner erstochen haben, der ihm etwas an den schuldigen Lohn für's Reiswellenmachen abverlangte, damit er Frau und Kindern Brod kaufen könne. Der Ermordete soll ein armer Mann sein und seiner Frau vier unmündige Kinder hinterlassen. Der Mörder hatte schon einmal für Uebelthaten im Zuchthaus gebüßt, und soll nun in Liestal gefangen sitzen.

Im Kanton Graubünden tritt mit dem Jahr 1838 das neue Gesetz über Pfand-, Kauf- und Tausch-Protokolle, denen auch frühere Verpfändungen unterworfen sind, in Kraft; man erwartet davon gute Folgen.

Ausland.

Zu St. Esprit im Landen-Departement in Frankreich brach am 6. v. M. eine Feuersbrunst mitten in der Nacht aus, die Flammen griffen so schnell um sich, daß die im Hause befindlichen Personen sich kaum schnell genug flüchten und keine Habseligkeiten gerettet werden konnten. Als der Eigenthümer des Hauses heraus ins Freie sprang, wurde er plötzlich von einem Menschen mit Schimpfworten überfallen und mit einem Degen schwer verwundet. Er wurde also gleich in Verhaft gesetzt und es ergab sich, daß es der Neffe des Verwundeten war, der, unterm Militär, einige Mal seinem Oheim um Geld geschrieben, aber nie welches erhalten hatte. Er war auf Urlaub, und schlich sich in das ihm wohlbekannte Haus, zündete es an, nachdem er alle Bewohner in tiefem Schlafe glaubte, und ließ somit seiner Rache freie Zügel schießen. Man behauptet, er sei durch ausschweifenden Lebenswandel in zerrüttete Geistes- und Leibesumstände gerathen.

Bei den jüngsthin in Göttingen vorgefallenen bedauerlichen Auftritten hat sich der traurige Fall ereignet, daß ein Landdragoner-Offizier seinem eigenen Sohn im Gedränge einen Säbelhieb versetzte, an dessen Folgen er gestorben sein soll. Saubere Folgen der Wohlmeinenheit eines Landesvaters gegen seine Kinder! Sind diese nicht beneidenswerth, daß sie so einen Vater haben, der ihnen ihre Kinderrechte entzieht und sie mit Säbelhieben durch die Knechte zu Gehorsam zwingen läßt? — Denkt e Bissel nach! — Die Unruhen dauern immer fort und eine Gluth glimmt unter der Asche.

Was fällt dem König von Holland ein, daß er mit Belgien wieder anfängt zu zanken? Hat ihn etwa ein Hofloh gestochen, oder ist einem seiner Schranzen oder Zofen bei der Durchreise durch Belgien nicht gut genug aufgewartet worden?

Zu Engolstadt in Baiern soll wieder ein neues Kloster errichtet werden. Wenn das in Baiern so fortgeht, werden wir bald auch das Vergnügen haben, die Jesuiten daselbst wieder einwandern zu sehen.

Allerlei.

Ein Wort über Eisenbahnen.

Es wird heutiges Tages so viel von Eisenbahnen gesprochen und geschrieben, ohne daß Mancher auch nur einen kleinen Begriff von denselben hat. Es scheint mir deshalb nicht ganz überflüssig, eine kleine Beschreibung beizusetzen, so weit es der kleine Raum unseres Blattes erlaubt. Eisenbahnen sind parallel neben einander fortlaufende Schienen von Eisen oder Stein, oder Holz mit Eisen beschlagen, worauf eigens dazu bestimmte Wagen mit gußeisernen Rädern mit auf beiden Seiten erhabenen Rändern in beliebiger Schnelligkeit fortbewegt werden können. Die Räder des vordersten Wagens, der die ihm nachfolgenden, die Passagiere und Transportwaaren fassenden, zieht, werden durch eine in demselben befindliche Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Hölzerne Bahnen erfordern ein Fundament von einem etwa 16 biß 24 Fuß breiten und 4 bis 6 Fuß tiefen Kiesdamm. Eiserne Bahnen erfordern aber massive steinerne Unterlagen, an Abhängen fortlaufende Mauern. Berge und Thäler werden mittelst Durchgrabungen und Brücken (Viaducten) vermieden, so wie auch häufige und starke Krümmungen. Landstraßen, die Eisenbahnen durchkreuzen, müssen zuweilen je nach Umständen mittelst Brücken über dieselben Paß erhalten. Für eine doppelte Bahn', d. h. mit zwei Schienen zum Hin- und zwei zum Herfahren, werden für eine Stunde Weges 210,000 □ Fuß Land erfordert; bei einfachen Bahnen sind von Strecke zu Strecke Ausweichbahnen nöthig, d. h. doppelte Bahn. Eine Dampfmaschine von 4½ Tonnen zieht 30 Tonnen auf der Ebene sechs Stunden in einer Stunde, bei größern oder geringern Steigungen aber verhältnißmäßig weniger, z. B. auf einer 250 Fuß langen Steigung nur 7 Tonnen. 150 Reisende können mit Sicherheit 8 Stunden in einer Stunde zurücklegen, im Fall der Noth auch mehr. Dazu verbraucht man in 12 Stunden 20 Zentner Steinkohlen. Reisende können für die Hälfte der gewöhnlichen Eilwagen-Posttaxe dreimal schneller reisen. Dieses ist aber für Länder berechnet, wo die Anlage von Bahnen mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen hat und also minder kostspielig wird als bei uns in der Schweiz. Man hat

ausgerechnet, daß wenn eine gerade Eisenbahn um die Erde wäre, so würde eine Tonne Last durch das Feuer einer Drittel Tonne Steinkohlen in sechs Wochen um die ganze Erde getrieben werden können. Ein Dampfwagen kann in einer Sekunde 40 Fuß zurücklegen.

Unter der Einwohnerschaft Arau's war schon lange bekannt, daß die vorhandenen Feuerspritzen meistentheils alt und schwerfällig seien, und daß, obschon man daselbst im allgemeinen Wasser die Menge hat, es bei Feuersbrünsten an manchen Stellen nur mühsam in genügsamer Menge hinzutreiben, oder mit den gewöhnlichen Spritzen schwer beizukommen sei, und deshalb das Bedürfniß einer neuen Saugspritze durchgehends gefühlt. Auf Anregung und gutes Beispiel des Bürger- und Einwohner-Vereins wurden die Mittel zu Anschaffung einer solchen in kurzer Zeit herbeigeschafft und dieselbe bei Herrn Mechanikus Schenk in Bern bestellt. Vor einigen Wochen nun brachte Herr Schenk dieses Werk um den Preis von 3000 Franken, und instruirte die dazu bestellte Mannschaft über die erforderliche Behandlung. Sie wurde alsobald geprüft und zeigte sich in allen Theilen als ein schönes, gelungenes Werk und sämmtliche verschiedene Proben, die sowohl mit dem Ganzen als allen einzelnen Theilen gemacht wurden, fielen zur vollkommensten Zufriedenheit aus. Sie bediente vier gewöhnliche Spritzen, warf den Wasserstrahl auf etwa 150 Fuß, und gab per Druck 9 Maß Wasser.

Dieses ist nun freilich für Aarau schon bald eine alte Geschichte, doch habe ich sie noch in keinem Blatte gelesen, und möchte hauptsächlich den Wunsch aussprechen, daß andere mit wohlhabenden Bürgern oder reichem Gemeingut begabte Gemeinden diesem Beispiele folgen, und für Stunden der Gefahr ein Scherflein zu einem so wirksamen und schönen Werke zu Opfer bringen möchten, für welches ihnen einst Kinder und Kindeskinder dankbar sein dürften. Diese Spritze braucht freilich viel Mannschaft, etwa 40 bis 60, eine Hälfte um die andere wechselnd; aber wenn man oft zum größten Erstaunen und Bedauern der Vernünftigen bei Feuersbrünsten so viele Unthätige und Unwillige sieht, so dürfte leicht aus diesen gern oder ungern eine Anzahl gezogen werden, deren man sich zu Behandlung einer solchen Spritze bedienen könnte.

Seit undenklichen Zeiten herrscht die Mode, daß Alt und Jung, Groß und Klein am Neujahrstag einander gratuliren, entweder Gebrauchs halber, oder um das Neujahrsgeschenk. Ich kann mir nichts Lächerlicheres denken, als diese Mode; denn die Wenigsten denken dabei, was sie Andern wünschen, und selten geht es ihnen vom Herzen. Wie mancher gratulirt dem Andern für langes Leben, während er seine baldige Beerbung wünscht! wie mancher gratulirt dem Andern auf glückliches Fortkommen, während Brodneid sein Herz erfüllt! und wie mancher wünscht den Andern mit rachevollem Herzen hin wo der Pfeffer wächst, während er ihm Schicklichkeit halber gratuliren muß. Drum

Kämʼ doch die Mode aus der Welt,
Die sich so lange schon erhält:
Zu wünschen Andern Glück und Heil,
Nimmt ja das Herz doch selten Theil.
Sagt mir: Für was
Nützt Euch denn das?
Laßt doch das Gratuliren sein!
Man sieht doch nicht ins Herz hinein.

Gelbfärben mit dem haarigen Blätterschwamm. Der haarige Blätterschwamm (Boletus hirsutus), der nicht selten auf Nuß- und Apfelbäumen wächst, enthält einen vorzüglichen Färbestoff. Man zerstößt, um damit zu färben, die Schwämme in einem Mörser und kocht den Brei eine Viertelstunde lang mit Wasser. Eine Unze Schwammwasser reicht hin, um sechs Pfund Wasser gehörig zu färben. Alle Zeuge nehmen die Farbe an; auf Seide ist sie jedoch schöner und glänzender als auf Baumwolle und Leinen. Die Farbe kann durch verschiedene Beizen mannichfaltig verändert werden. Seide, die nach dem angegebenen Verfahren gefärbt ist, wird, wenn man sie mit schwarzer Seife behandelt, herrlich goldgelb. Der gelbe Färbestoff, der sich aus diesem Schwamme ziehen läßt, kann auch zum Malen mit Wasser- und Oelfarben gebraucht werden; auch giebt er mit Alaun einen schönen Lack.

Ein englischer Landwirth hat dadurch die Mäuse völlig von seinem Getreide abgehalten, daß er in jeden Haufen Getreide, an dem Boden, in der Mitte und oben einen Stengel gewöhnliche Münze (Mentha sylvestris) mit den Blättern legte. Der starke Geruch ist es jedenfalls, was hier die Mäuse abhält. Daher wird des stärkern Geruchs wegen gerathen, alle von Mäusen stark heimgesuchte Orte durch einige Tropfen Pfeffermünzöl vor diesen Gästen zu schützen.

Empfehlung.

Endesunterzeichneter empfiehlt einem geehrten Publico seine Neue Buchdruckerei für alle in dieses Fach eingreifende Arbeiten, besonders Adress- und Einladungskarten, Nötchen, Rechnungen, Circulare etc., und verspricht geschmackvolle und billige Bedienung.

Aarau, im Januar 1838.

S. Landolt.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Dieses Blatt erscheint als Beiblatt zum **Alpenhorn**, welches alle Freitag einen halben Quartbogen Erzählungen, Gedichte, Räthsel u. s. w. enthält. Es bringt die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unparteiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze, so wie Ankündigungen und Bekanntmachungen, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Einsendungen portofrei mit Namensunterschrift. Diese beiden Blätter zusammen sind im K. Aargau um 7½ Batzen durch die Postämter zu beziehen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 2. 12. Jan. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Gebet der Eidsgenossen.

Gott und Vater! heiliger Beschirmer
Unsers Vaterlands in Sturm und in Gefahr!
Wir knien hier im Staube vor Dir nieder,
Bringen unser Dankgefühl Dir dar.
Du Allmächtiger und Schöpfer aller Wesen!
O, verschmähe unsre Bitte nicht!
Du, der uns ja selbst zur Freiheit auserlesen,
Schenk' uns fernerhin ihr helles Sonnenlicht!

Gott und Vater! Schöpfer alles Guten!
Gib uns Einigkeit in Vaterlandes-Noth!
Laß der Freiheit Dasein nicht verbluten,
Wenn ihm Sturm und Ungewitter droht!
Lenk das Herz der Eigensücht'gen wieder
Reuevoll zu ihren Brüdern hin!
Schau mit Vaterhuld auf Deine Kinder nieder,
Und belebe sie mit neuem Freiheitssinn!

Gott und Vatter! gütiger Ernährer
Alles Lebenden im weiten Erdenrund!
Es schallt deiner kindlichen Verehrer
Lob und Preis aus ihrem freien Mund!
Lasse ferner deinen Segen walten
Auf uns Kinder! — Gib uns Kraft und Muth,
Mit Entschlossenheit die Freiheit zu erhalten
Als ein heiliges von Dir empfangnes Gut!

Die Fee im Jura.

2. Der schwarze Zettel mit den goldenen Buchstaben.

Am andern Morgen ließ sich die Magd in Hächlers Hause nicht sehen; er ging hinauf zu ihrer Kammer, in der Meinung, sie sei vielleicht krank geworden; er pochte, er rief: Niemand gab Antwort; er machte die Thür auf und — fand Bett und Kammer leer und Kasten geräumt; sie hatte in aller Frühe ihre sieben Sachen zusammengepackt, und sich, ohne den noch rückständigen Lohn zu verlangen, davon gemacht. Meister Hächler machte nun selbst den Kaffe, setzte sich mit seinen Gesellen zum Frühstück, und erzählte ihnen die Entfernung der Magd.

„Meister", sagte der Gesell von Tuttlingen, „gebt mir meinen Lohn, ich mach' Feierabend!"

— Warum, Johann?

„Dees kann ich Euch ebe nit sage, 's hat sei guete Grund!"

— Ach, Er hat immer gute Gründe! Er muß noch acht Tage bleiben, bis ich einen andern habe; dann kann Er gehen.

„Meister, i will lieber kein Lohn, als daß i länger hier bleib'!" erwiederte der Gesell, und bekreuzte sich.

Da gingen dem Meister die Augen auf; er merkte, warum die Magd fortgelaufen und warum der Gesell Feierabend machen wollte, gab ihm sein Geld und sagte: Nun denn, so geh Er.

„Meester", sagte Friedrich, der Gesell von Berlin, „lassen Sie's man jut sin! Johann ist een eenfältijer Schwabe; ich wees eenen, der jern in Aarau Jeselle wäre; er ist jejenwärtich in Zürich; ich will es ihm vermelden, der khömmt jewiß jleich. Khochen khann ich ooch, bis eene andre Magd khömmt; det is mir jar nicht bange, ich khann, Jott verdamm' mir, recht jute Suppe, jute Kleese und juten Braten machen."

An den Brunnen der Stadt sah man die Weiber und Mägde wichtige und ernsthafte Mienen schneiden; und eine erzählte der andern sich besegnend und bekreuzigend, wie Meister Hächler mit der Küttiger Hexe gemeinsame Sache mache. — Den ganzen Tag kam Niemand in seinen Laden, etwas zu kaufen, bis Abends der Profoß Heini Egg zu ihm kam, mit dem Befehl, den andern Tag Morgens um 9 Uhr sich zum Schultheiß zu verfügen.

— Das sind doch einfältige Menschen, dachte Meister Hächler. Am Ende zwingt's mich doch, das Kind jemand anderm zu übergeben. Es wurde ihm selbst etwas unwohl bei der Sache; er legte sich voller Unruh Abends zu Bette, und konnte kein Auge verschließen. Um Mitternacht wurde es plötzlich hell in seinem Schlafgemach; ein altes Mütterlein erschien und legte etwas auf den Tisch und verschwand; es ward wieder finster. Hächler hatte

nicht Muth, aufzuschauen, sondern hüllte sich tief in das Deckbett hinein und erwartete so voller Angst den Morgen. Als es Tag geworden und er aufgestanden war, fand er auf dem Tische einen großen, glänzend schwarzen Zettel, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand:

Wer haben will Gotts gnad und gunst
fleisst sich der Gottsforcht, tugendt, kunst,
weissheit, verstand er üeben soll,
so wirdt sein nahm erschallen wohl
an allen orten weit und fer
z erlangen gunst, lob, preiss und ehr.
Diss wirdt dim knäblin so gesehen
lasst du das gschwätz der lüten gen,
das knäblin ist am gutten ort
lass du es nur auch fernher dort
so ist es diner gattin will
dann hat im grab sie ruh und still.

Hächler wagte es nicht, den Zettel anzugreifen; erstaunt und sinnend betrachtete er denselben, faßte neuerdings den Entschluß, das Knäblein bei seiner jetzigen Amme zu lassen, und den Zettel zum Schultheiß mitzunehmen. Wie er aber an den Schultheiß dachte, war plötzlich der Zettel vom Tische verschwunden. Unheimlicher Schauder überfiel ihn und er fühlte sich merklich unwohl; doch ging er zur bestimmten Stunde dem Trüllerey seine Aufwartung zu machen.

Dieser empfing ihn sehr freundlich, fragte ihn nach seinem Befinden und trug ihm auf, alsogleich einige Arbeiter in die Stadt-Rüstkammer zu schicken, alle Waffen und Geräthschaften daselbst zu reinigen und zu ordnen, das Fehlerhafte auszubessern und verschiedene neue Sachen zu Ergänzung des Vorraths zu machen.

Als er mit dieser Bestellung fertig war, sagte er: „Apropos, Meister Hächler! Sein Schwager war gestern bei mir mit einer Klage und verlangt: Er soll Sein Kind von Küttigen zurücknehmen und ihm übergeben. Wie verhält sich eigentlich die Geschichte? Er hat da allerlei Ungereimtes von Ihm gesagt; doch konnte ich aus seinem vielen Geplauder nicht recht klug werden.“

Nun erzählte Hächler Alles vom Traum bis zum schwarzen Zettel. Der Schultheiß schüttelte den Kopf und lachte, klopfte ihm freundlich auf die Achsel und sagte: Lassen wir das gut sein, Meister; ich kenne Ihn als einen Biedermann, mache Er die Sache, wie Er es für gut findet; nun geh Er und besorg' Er mir auch meine Sache gut.

Auf dem Heimweg bemerkte er, was ihm im Hinweg, in Gedanken vertieft, entgangen war: nämlich daß alle ihm Begegnenden scheu vor ihm auswichen und sich bekreuzten. Er aber war wohlgemuth, da er vom Schultheiß so freundlichen Empfang genossen und auf manche Woche Verdienst erhalten hatte, und dachte: O Narrheit der Menschen, wie entwürdigest du Gottes schöne Welt! Doch, lasse man sie machen; in der Welt ist ja Alles wandelbar; diese Possen werden sich auch wieder legen.

Als er heim kam, war gerade ein arbeitsuchender Gesell da, den er gleich einstellte; auch wartete eine Magd der Freifrau von Königstein auf ihn, die ihn ersuchte, nächsten Tags zu ihrer Herrin zu kommen, welche für ihn etwas zu bestellen hätte.

Er versprach es, beorderte gleich die Arbeiter in die Rüstkammer, ging hierauf in sein Gemach, fiel auf die Knie und sagte ein Dankgebet zu Gott, der Alles so wohl gelöset hatte, als er plötzlich gerufen wurde und in der Hausflur den Sigrist (Kirchendiener) Sebastian Sinniger, ein Jugendfreund Hächlers, fand, der ihm bedeutete: der Stadtpfarrer Ulerich Hirnheim lasse ihm einstweilen bis auf Weiteres das Betreten der Kirche untersagen. Insgeheim anvertraute er ihm, daß die Aebtissin Johanna von Seon im Kloster der Schwestern in Christo von Schännis *), deren Beichtiger der Pfarrer war, ihn zu diesem Schritte vermocht hatte.

Dieses war eine sehr bigotte, abergläubische, dabei gestrenge und hartherzige Frau, die kurz vorher eine der Schwestern durch Büßungen und Strafen so geplagt hatte, daß ihr Körper den Qualen und Peinigungen unterlag **).

Meister Hächler dachte bei sich: Meinethalben, ich kann in meinem Kämmerlein zu Gott dem Herrn beten, ohne den Pfarrer, und die schöne freie Natur ist ein würdevolleres und herzerhebenderes Gotteshaus, als die Kirche mit ihren vielen todten Bildern und Schnörkeleien, wo die Menge mehr an der Zeremonie hängt, als an der Wahrheit, und das Herz eher Zerstreuung als Andacht findet.

Hierauf ging er nach Königstein. Die Freifrau empfing ihn leutselig, fragte ihn: ob es wahr sei, daß er sein Kind der Lyst wieder abnehmen wolle, und versicherte ihn auf ihr Ehrenwort, daß es dort sehr wohl versorgt sei; er solle ja nicht so thöricht sein, es wieder wegzunehmen; sie selbst wolle um sein ferneres Wohl sich annehmen. So habe sie auch gehört, ihm sei die Magd fortgelaufen; wenn es ihm recht sei, wolle sie ihm für eine andere sorgen, was er mit Dank annahm. Er konnte sich aber nicht genug verwundern, wie die Freifrau ihm und seinem Kinde so viel Theilnahme bezeugen, und wie sie das alles schon so wissen konnte.

Im Rückweg kehrte er bei der Schloßlyst an, um seinem Söhnlein einen Besuch abzustatten.

*) Dieses Kloster war unterhalb der Stadtkirche an der Aar, und man sieht an den jetzigen Gebäulichkeiten noch Spuren davon. Freilich aber fließt die Aar jetzt nicht mehr daran vorbei; sondern viel weiterhin gegen dem Hungerberg zu. Es wurde im Jahr 1270 eingerichtet, und Aarau gab die betreffende Hofstatt dazu her.

**) Nach der Aebtissin Tode ging das Gerede, sie erscheine als Plagegeist den Leuten um das Kloster herum in der Mitternachtsstunde, und Viele wollten bittere Erfahrung davon gemacht haben. Dieser einfältige Glaube war noch im vorigen Jahrhundert unter den Einwohnern Aarau's, und man kannte dieses Gespenst nur unter dem Namen Haldenthier.

(Fortsetzung folgt.)

Gründung des Klosters Altenriff.

Bei dem Regierungs-Antritt Kaiser Heinrichs **IV** traten durch den Ehrgeiz der Päpste in Europa so jammervolle Zeiten ein, daß bei Erinnerung derselben jedem empfänglichen Gemüthe die Haare zu Berge steigen möchten. Waffengeklirre, Mordgeschrei und Brand drangen von einem Land in das andere, und gewiß ist, daß das alte Rom durch seine Herrschsucht bei Weitem nicht so viel unschuldiges Blut vergossen, als das neue durch Stolz und Ehrgeiz der Päpste; und so göttlich und heilbringend die wahre Religion ist, eben so verderbenvoll ist der Aberglaube und die geistige Finsterniß. Was die reine Wahrheit Gutes stiftet, stürzt Irrglauben und Finsterniß alles wieder über den Haufen, tödtet alle Vernunft und gebiert alle erdenklichen Laster.

Als Gregor **VII**, ein Mann voll List und Tücke, auf den päpstlichen Thron kam, war sein erstes Werk, den schon von früheren Päpsten entworfenen Plan: sich des Gehorsams und der Untergebenheit des Kaisers zu entziehen und sich zum Allein-Herrscher über die gesammte Geistlichkeit aufzuwerfen, in Ausführung zu bringen. Zu diesem Behuf schützte er große Verderbniß und Ketzereien vor, welche in der christlichen Kirche eingerissen sein sollten, und gebot hauptsächlich die Aufhebung der priesterlichen Ehe, um dadurch die Geistlichen den bürgerlichen Verhältnissen und Interessen fremd zu machen und zu entziehen, dem päpstlichen Stuhle mehr anhänglich und von demselben abhängig zu machen. Er entsagte deshalb dem Kaiser die Macht, Bischöfe zu ernennen und den Papst zu bestätigen, und entband sich so alles Gehorsams gegen denselben.

Dieses erweckte überall große Verwirrung. Von den Geistlichen verließen die einen Weiber und Kinder; andere gaben lieber den geistlichen Stand auf; noch andere behielten die Weiber und fuhren des päpstlichen Verbots ungeachtet in ihren geistlichen Amtsverrichtungen fort.

Der Papst bestand aber auf seinem einem einmal gefaßten Beschluß, wiegelte die Sachsen gegen den Kaiser auf, welche aber in einer blutigen Schlacht von des Kaisers Heer geschlagen, sich zum Gehorsam bequemen mußten.

Dieses war nur der Anfang alles des Jammers, welcher Deutschland und die angrenzenden Länder betroffen, da das Mißlingen dieses Streichs den Papst keineswegs erschreckt, sondern sein Verlangen, das teuflische Vorhaben auszuführen, noch mehr anregte, indem er mittelst Aufhetzung deutscher Fürsten es so weit brachte, daß dem Kaiser unmächtig die Waffen aus den Händen fielen, und der Papst, nachdem ganz Deutschland und angrenzende Länder verwüstet waren, endlich seine Plane verwirklicht sah.

Der westliche Theil Helvetiens (Aargau ausgenommen, das unter den mächtigen Grafen von Lenzburg mit in den Streit verwickelt war) lebte damals unter der Regierung Wilhelms, Grafen von Burgund, in erwünschter Ruhe. Dieser nahm den in Kirchenbann gethanen und von Jedermann verlassenen Kaiser Heinrich gütig auf. Die Ruhe dieses Landes ging auch bis nach seinem und seines Sohnes Absterben, nach welchem sein Großsohn Wilhelm noch als Kind an die Regierung kam und später zu Peterlingen mit Petrus und Philippus von Glana ermordet wurde.

Diese Mordthat setzte Helvetien in bedeutende Unruhen und Verwirrungen. Da der Ermordete keine Kinder hinterließ, maßte sich Reginald von Vienna, ein Anverwandter, die Erbschaft seiner Länder an. Der Kaiser aber erklärte ihn in die Acht und setzte Conrad von Zähringen als Regent ein. Dieses hatte einen langwierigen, für das Land verderblichen Krieg zur Folge.

Wilhelm von Glana, Sohn eines der mit Wilhelm von Burgund Ermordeten, aus Verdruß über diese Unruhen, die Bosheiten und Eitelkeiten der Welt, zog sich aus dem Getümmel zurück, und stiftete das Kloster Altenriff unweit Freiburg (1136), setzte Mönche aus dem Zisterzienser-Orden und einen Abt (Gregorius, dahin, ließ es von Guido, Bischof von Lausanne, einweihen, und Papst Innozens **III** nahm es in seinen Schirm auf. Die Kastvogtei dieses Klosters wurde 1452 vom Herzog von Savoien der Stadt Freiburg übergeben.

Dieweil das Glück sich pflegt so wunderlich zu karten, und nie beständig bleibt, so soll man keinen nicht glückselig preisen bald, besondern vor Erwarten, bis er beschlossen hat das letzte Tageslicht. **(Diebolts hist. Welt.)**

Wilhelm Dübois war das Kind armer Eltern in Versaille, die bald nach seiner Geburt starben und ihn dem Waisenhause als Erbtheil überließen. Als mit zunehmenden Jahren seine natürliche Naivität sich immer mehr entwickelte, gewann ihn die Frau des Waisenerziehers besonders lieb, zog ihn überall vor und prophezeite ihm selbst oft, er sei geboren, auf der Welt ein Glückskind zu sein. Sie bestimmte ihn zum Gärtnerhandwerk, und nach vollendeter Lehrzeit erhielt er vom Grafen von *** das Gärtneramt in seinen Gütern. Der junge Wilhelm, der zu Allem gewandt und geneigt war, gewann bald die besondere Gunst des Grafen, der ihn zuletzt mehr zu seinem Geheimschreiber oder gar Geheimenrath, dann als Gärtner benutzte. — Der Graf wurde vom König damals zum Gesandten nach der Türkei ernannt, wohin er auch den jungen Dübois mitnahm. Hier wurde er mit dem, dem Grafen beigegebenen Gesandtschaftssekretär bekannt, und auch von ihm geschätzt, als der französische Gesandte durch einen unvorsichtigen Schuß auf der Jagd getödtet wurde. Der Sekretär anvertraute Dübois des Grafen hinterlassene Papiere zur Ueberbringung in die Heimath, wo man nicht wenig verwundert war, unter denselben ein Testament zu finden, worin der kinderlose Verblichene den Jüngling als einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. Der Bruder des Verstorbenen wollte zwar das Testament ungültig erklären, und hob einen Prozeß dagegen an, starb aber noch vor Beendigung desselben, wonach Dübois unangefochten den Besitz der Erbschaft an sich ziehen konnte. Er vermählte sich alsdann mit der zwar gegen ihn nun nicht begüterten, aber liebreichen Tochter des Waisenerziehers und wurde in der ganzen Umgegend seiner schönen und verständigen Gemahlin sowohl als seiner Güter halber beneidet. Nicht lange nachher verkaufte Dübois alle seine Güter und reiste mit seiner Gemahlin ab nach Amerika; aber bald vernahm man, das Schiff, worauf er sich zur Ueberfahrt begeben, sei algierischen Seeräubern in die Hände gerathen, wonach weiter keine Kunde mehr von ihm einging. Unterdessen waren auch seine Schwieger-Eltern mit Tod abgegangen, und hatten ihrer Tochter ein kleines Vermögen hinterlassen, das einst-

weisen von der Orts-Munizipalität in Verwaltung genommen wurde, bis nach vielen Jahren Dübois mit andern von Algier losgekauften Sklaven wieder in seiner Heimath ankam, und man nach vielen Bemühungen auch seine Gemahlin ausfindig machte und loskaufte, worauf ihnen ihr elterlicher Erbtheil ausgeliefert wurde, von dem sie mitttelmäßig leben konnten. Dübois war aber ganz melancholisch und oft wie verwirrt, stieß manchmal die entsetzlichsten Schmähreden gegen sich selbst aus, bis er seines abgezehrten Körpers und zerrütteten Geistes halber, dem Tode nahe, einen Geistlichen zu sich rufen ließ, dem er folgendes eröffnete:

„Ich bin der Mörder meines Schwiegervaters und Wohlthäters, des Grafen, so wie seines Bruders. Der Graf, nie verehlicht, beging viele geheime Sünden, in die ich als Vertrauter eingeweiht war, in deren Folge ich dem Grafen in einer schwachen Stunde das Testament ablockte, wonach ich selbst absichtlich beim Jagen ihm das Leben nahm, so wie ich seinen Bruder während dem Laufe des Prozesses vergiftete. Meine Frau ist nicht die Tochter des Waisenerziehers, sondern die uneheliche Tochter des Grafen, der mit dessen Frau geheimen Umgang gehabt. — Gott hat mich durch die Sklaverei zur Erkenntniß meiner Sünden gebracht und mir mein Gewissen aufgedeckt. Er wolle im Tode mir gnädig sein.“

Das beste auf der Welt.

Was ist besser auf der Welt
Als das liebe, schöne Geld?
Wer Geld hat, der hat Dienerschaft,
Hat Ruhm und Ehr, hat große Kraft,
Er findet das Vergnügen
Auf allen Wegen liegen.
Ihm biegt die ganze Welt das Knie,
Versagt ihm seine Wünsche nie:
Kann er nur brav bezahlen. —
In lauter goldnen Schaalen
Reicht man ihm Aemter, Titel dar;
Und selbst die Freiheit weicht sogar
Und wird von goldnen Hieben
Zur Knechtschaft hingetrieben.
Das Geld allein regiert die Welt;
Wer keins hat, der ist schlecht bestellt,
Kein Mensch will auf ihn achten;
Und wär' er auch der bräfste Mann;
Wer nicht mit Geld sich heben kann
Muß in der Tiefe schmachten.

Bilder aus der Natur.

Der Frosch.

Dieses Thierchen hat auch, wie noch viele andere Kinder der Mutter Natur, das Unglück, dem Menschen, diesem eigensüchtigen Bezwinger der mehrsten seiner Mitgeschöpfe, oftmals zu mißfallen, gemißhandelt und zu Tode gemartert zu werden, ohne daß er je eine Schuld gegen ihn begangen, die uns zu solcher Behandlung berechtigen würde. Wer hat diese armen Thierchen nicht oft schon mit Erbarmen angesehen, wenn sie von den Froschfängern zu Hunderten, die Hinterbeine abgeschnitten, noch lebend auf das trockene Land geworfen werden; und so auf langsame, schmerzenvolle Weise nach und nach ihr Leben aushauchen müßen? Und wie vielen Martern sind sie nicht ausgesetzt, wenn sie muthwilligen Buben unter die Hände gerathen?

In Ländern, wo Fasten gehalten werden, sind dieser Thierchen Schenkel eine bedeutende und angenehme Fastenspeise; sie verdienen aber um so eher Shonung, da ihre Nahrung meistentheils aus uns nachtheiligen Thieren, wie Insekten, Schnecken, Würmern, jungen Mäusen u. s. w. besteht, und sie von Natur schon sonst noch Feinde genug haben an Schlangen, großen Fischen uud Wasservögeln.

Aus ihren Eiern (Laich) kriecht ein langes Würmchen, welchem zuerst zwischen Kopf und Schwanz die Vorderfüße entwachsen, später auch die hintern, und der Schwanz verwandelt sich in den Leib, nicht daß er abfällt, wie Manche sonst meinten. Seine Farbe leidet bei der Häutung Veränderung. Er lebt im Wasser sowohl als auf dem Lande und läßt bei schwülen Sommer-Abenden ein Schreien oder Koaren hören, das manchem wunderlichen Kautz eine lästige Musik ist. In Frankreich beruhte vor der Revolution 1792 ein eigener Frohndienst darauf, die Frösche zum Schweigen zu bringen, indem die Frohnbauern des Nachts bei Bächen, Lachen und Teichen Wache halten und mit Stöcken ins Wasser schlagen oder Steine hinein werfen wußten, damit ihre Grundherren vor dem Froschgeschrei ruhig schlafen konnten.

Freiensee bei Gießen erhielt von einem deutschen Kaiser bedeutende Freiheiten, weil bei seiner Durchreise die Einwohner dieses Orts freiwillig die Frösche zum Schweigen brachten, damit sein sorgenfreies Haupt ruhig schlummere.

Auflösung des Räthsels in No. 1.

Im Spiegel ist alles so herrlich gemalt:
Kein Maler kann besser es treffen;
Und würde der Künstler auch fürstlich bezahlt:
Ihn würde das Spiegelbild äffen.
Vom Mückenauge zum Spiegel des Meer's
In allerlei Formen und Größen;
Und der des Gewissens, o sagt: wie wär's?
Zeigt der nicht gemüthliche Blößen?
Wie Manchem wirds bange, wie Manchem weh,
Wenn er in's Gewissen soll schauen?
Und der Spiegel im unterirdischen See?
Er malt, kaum dem Auge zu trauen.
Doch wer den Spiegel des Auges nicht hat:
Kann auch keinen andern gewahren;
Ihm nützet kein Trost, und es hilft ihm kein Rath.
Gott möge davor uns bewahren!

Ueber die Auflösung dieses Räthsels gingen 11 Briefe ein, von denen aber nur drei das Richtige trafen. Das Loos der Prämie fiel auf Heren J. S. in A., dem sie auch zugesendet wurde.

Charade.

Bin ich mein Erstes, wie ist mir wohl!
Ich habe nicht Kummer und Sorgen.
Ob mancher sich fürcht', wenn er's werden soll;
Doch ist er es: bleibt er geborgen.

Mein Zweites ist ein gefährlich Ding,
Und war auch schon einst eine Krone;
Doch schätzt man es überall sehr gering
Und ist nur den Leuten zum Hohne.

Wem ich als Ganzes mein Dasein geweiht,
Der weiß, wo der Schuh ihn wohl drücket,
Wird dann erst von meiner Ermahnung befreit,
Wenn Gott ihn zum Ersten beglücket.

Druck und Verlag von E. Landolt in Aarau.

No. 2.

DAS POSTHÖRNCHEN

12. Jan. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

In der Welt ist Alles wandelbar. Die Sonne geht auf und geht unter.
Was eine Zeit lang oben war, muß endlich hinunter, hinunter!

Lalenburg.

Euer gehorsamster Diener, meine Herren Leser; da bin ich auch wieder von meiner Reise zurück, um Euch meine geziemende Aufwartung zu machen. Was steht nun zu Euerm Befehl?

„Bringst du uns etwas Neues? oder wo hast du denn seither gesteckt?“

— Hm, verzeiht meine Herren! so gar sonderlich weit war ich eben nicht, die Zeit war zu kurz, und mit Dampf kann ich noch nicht fahren, weil die Eisenbahn für meine Route einstweilen erst noch in der Berechnung liegt. Ich kam bloß bis Lalenburg, diesem alten Rattennest (daß mir's der Herr verzeihe, wenn ich so sage). Neues bring' ich Euch eigentlich nicht viel, denn was da vorfällt, sind nur alte, aber nach den Umständen der Zeit sich verhältnißmäßig erneuernde Begebenheiten. Doch möchte ich Euch gern von den dortigen Leuten etwas erzählen; denn ich weiß es, Ihr seid Alle nicht dort gewesen, und wißt am Ende nicht einmal, in welchem Winkel der Welt das Nest liegt: also wißt Ihr auch nicht, was es da für Leute gibt. Drum gebt Achtung und höret auf meine Worte; was Euch daran mißfällt, das nehmt für Euch selbst als Warnung, und was Euch gefällt, das nehmt zum Exempel, d. h. wenn Ihr wollt so gut sein.

In Lalenburg gibt es nämlich auch allerlei Aristokraten, Liberale und Radikale, oder wie die Sorten Ratten und Aale alle heißen mögen; und diese närrischen Kerle purzeln das Jahr über so bunt durch einander herum, daß Mancher nicht einen Tag im Jahr eine Sorte von der andern herauszufinden und recht zu unterscheiden weiß. Mir sogar hält es oft schwer, geschweige denn Euch, die Ihr in Lalenburg nicht bekannt seid. Darum will ich sie Euch alle der Reihe nach kennen lehren und grad bei der ersten Sorte anfangen, nämlich bei den Aristokraten aus Eigennutz.

Dieses sind eigentlich die wahren Jakobe, die am ärgsten verstockten politischen Sünder, denen ich nun einmal den Senf recht ausleeren will. Es sind solche, die in der Gadenettli- (Haarzopf) Zeit zu der Ehre kamen, einen Degen an der linken Seite zu tragen, wo die Spatzen sich ein bequemes Ruheplätzchen finden konnten. Dieses war die Zeit der Vorrechte, die Manchem so zu sagen im Schlaf Vermögen, Ehre und Aemter in die Tasche zu schieben sich den Spaß machte. Ich sage im Schlaf, weil sie die Aemter nicht verdient hatten und ihrer nicht würdig waren, entweder ihrer Unwissenheit und Unthätigkeit, oder ihrer schlauen Verschmitztheit und Unredlichkeit halber; denn alles dieses paßt zu einer Republik nicht, und Ihr müßt wissen, daß Lalenburg eine so uralte Republik ist, daß der steinalt gewordene Methusalem seiner Lebtage kein so hohes Alter erreicht hätte, wenn er auch an seinem Sterbetag nicht so geschwind gestorben wäre.

Diese nun bedauern es heutzutage noch, daß ihr Wünschelrüthchen durch ein politisches Erdbidem verloren gegangen ist, und sie nicht allein mehr durch ein Machtwort den besten Speck nur in ihre Tasche zaubern können; denn heutzutage sollte eigentlich, was dem Einen recht, dem Andern auch billig sein, und recht und billig wäre, wenn zu Aemtern nur solche Leuten gewählt würden, die Kenntnisse und Rechtlichkeit halber dazu paßten. Ja, das wäre nun freilich schön; aber dazu müßten in Lalenburg Wähler und Gewählte beinahe Engel sein, und diesen sehr nun grade meine Jakobe am wenigsten ähnlich. Einer hat Hörner auf dem Kopf, der Andere macht Augen, wie die Schlange, von welcher im Paradis einst Eva verführt wurde; ein Dritter schleppt einen langen Schwaltz hinten-

nach, daß ſogar Belials Pfaffen ihn nicht für ganz geheuer halten würden. — O die guten Gadenettli-Zeiten, wo Reichthum, Unwiſſenheit und Verſchmitztheit Hand in Hand gingen! Ihre Dreieinigkeit iſt entzwei gegangen, und die unwürdigen Würdenträger ſehen mit Bangigkeit hinter ſich, ob nichts Beſſeres nachkomme; ſie winken und deuten ſich, huſten und räuſpern. Pumps, fällt Einer da über einen Stein, dort ſtolpert ein Anderer. Langſam ſtehen ſie wieder auf und reiben ſich die Augen; aber noch iſt nichts Beſſeres nachgekommen, **Nota bene** für ſie; ob für andere, davon werden wir, wenn Ihr's erlaubt, meine Herren, ſpäter mit einander reden, wenn ich wieder einmal von Lalenburg komme. Für dieſes Mal möchte ich Euch nur noch ſagen, daß die Jakobe daran zu erkennen ſind, daß Ihnen viel daran gelegen wäre, die guten alten Zeiten wieder auffiſchen zu können; ſie warten nur auf einen Fiſcher, der ihnen ein feines Netz bringt, um dieſelben darin zu fangen. Zum Beſſern werden dieſe nie die Hand reichen, ſo lange ihre Eigenſucht nicht befriedigt iſt und es ihnen nicht in ihren Kram dient, auch wenn ſie in ihrem Herzen noch ſo überzeugt wären, daß es dem Gemeinwohl förderlich wäre.

Aber nicht nur in der politiſchen Welt Lalenburgs, auch in der geiſtlichen und im täglichen Allerlei gibt es viele dergleichen, die da überall obenauf ſchwimmen, die Naſe zuvorderſt haben möchten, und gern ſähen, wenn Ihnen Jedermann den gehorſamen Diener machen und Alles nach ihrer Pfeife tanzen würde, damit ſie ungehindert die fetten Augen von der Suppe für ſich oben abfiſchen könnten.

Nichts für ungut, meine Herren; diesmal für dieſe, ein andermal für jene; ſomit lebt wohl, ich empfehle mich gehorſamſt.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Jüngſthin hatte in Zürich ein allgemein geachteter Kaufmann ein Töchterlein zu beerdigen. Nachdem derſelbe alle Regeln beobachtet, um dieſe traurige Pflicht gehörig erfüllt zu ſehen, ging der Leichenzug in gehöriger Ordnung bis zur Begräbnißſtätte. Hier ſtockte die gewöhnliche Abdankungs-Zeremonie, weil der Geiſtliche fehlte. Nach langem vergeblichem Harren mußte ſich der Sigriſt entſchließen, ohne Abdankungszettel die Funktionen zu übernehmen. Iſt das auch ein Zeichen der Zeit? War ſo etwas Ende 1837 wirklich in Zürich noch möglich?

— Die Geiſtlichkeit von Schafhauſen hat eine kleine Schrift gegen das Theater erlaſſen, worin ſie den Zuſtand der Stadt als bedenklich ſchildert, und zu zeigen ſucht, wie ihr unter ſolchen Umſtänden kein Theater fromme. — Schöne Ehre für die Geiſtlichkeit eines Orts, wenn ſie ſelbſt eingeſtehen muß, der ſittliche und religiöſe Zuſtand deſſelben ſei ſo bös beſchaffen. — Wenn ich dem Schneider Tuch zu einem Rock gebe, und er bringt mir ihn verpfuſcht, iſt doch der Schneider daran ſchuld. — Was nützen Religions- und Sittenlehrer, wenn ſie es nicht verſtehen, dem menſchlichen Gemüthe Religioſität und Sittlichkeit einzuverleiben? Klebt nicht an Euern todten Formeln und Dogmen, ſondern ſchenket ihnen gemüthliche und natürlich-lebendige Wahrheit, wenn es Herz und Gemüth erfaſſen ſoll!

— In Wyl im K. St. Gallen gab ein Kapuziner, Namens Sebaſtian Ammann, ein Katholiken und Proteſtanten gleich anſprechendes, erbauendes Andachtsbuch heraus, betitelt: „Der aufſteigende Morgenſtern.“ Vor Verfolgungen von Seite kirchlicher Obern, dieſes Buches halber, glaubt er ſich in Wyl nicht mehr ſicher und genöthigt, nach St. Gallen zu ziehen. — Im Reiche der Vögel hat halter die Polizei nicht ſo viel Macht, eine Amſel vor den Verfolgungen der Eulen ſicher zu ſtellen.

— Der reformirt gewordene Profeſſor Hugi in Solothurn iſt vom kleinen Rathe daſelbſt ſeiner Stelle als Profeſſor der Naturgeſchichte entſetzt worden. — Ob nicht vielleicht in Solothurn auch Eulen zu jagen wären? —

— In Chur wurde am Abend vor dem Sylveſtertag das Meteor einer Feuerkugel geſehen. — Ob das hochwohlehrwürdige Domkapitel nicht auch Verfolgungen dagegen angeſtellt, wie gegen den Morgenſtern?

— Nachdem für den letztjährigen Tagſatzungsbeſchluß, daß das innere Land Schwyz den erſten ihm geſetzten Termin an die Okkupazionskoſten von 1833 mit 8000 Fr. erlegen, oder wieder okkupirt werden ſoll, ſich die Mehrheit der Stände ausgeſprochen hatte, hat der Vorort dazu Friſt geſetzt bis Ende Hornung 1838. — Das wird Mäuſe koſten; mit den fetten Hausmäuſen aber füttert man in Schwyz die Jeſuiten, und ſollte das Feld bis dahin mit Schnee bedeckt und gefroren bleiben, ſo dürfte es wohl ſchwer halten, zu jenem Behuf eine gehörige Zahl beizubringen.

— Der kl. Rath von Luzern hat eine Münzverordnung erlaſſen und den halben Brabänter auf 19½ Bz., den ¼ Brab. auf 9½, die Sechsbätzner auf 5½ Bz., die Dreibätzner auf 10 Kreuzer, die Sechskreuzerli auf 1 Bz., und die Dreikreuzerſtückli auf ½ Bz. herabgewerthet. — Wer erſetzt aber den nun daran Verlierenden den Verluſt?

Ausland.

— Die Zensur der periodischen Blätter in Baiern ist bedeutend verschärft worden und für die Münchner Blätter ein anderer Zensor mit umfassendern Instruktionen aufgestellt. Außer der bisherigen Vorlegung des ersten Abzugs bei der Kreisregierung ist auch eine solche bei der Polizei eingeführt worden, welch letztere gleichfalls Ausstreichungen zu machen ermächtigt ist. — Das reimt sich zu den vielen neu eingerichteten Klöstern.

— Es verlautet, daß Unterhandlungen angeknüft seien, einige der von Göttingen weggewiesenen Professoren in Leipzig anzustellen, und es werden Dahlmann und Grimm der ältere namentlich angeführt.

— Mit dem Anfange des neuen Jahres hört das militärische Gouvernement in Göttingen auf und Prorektor und akademischer Senat treten wieder in ihre Befugnisse ein, so daß die alte Universitätsordnung hergestellt wird.

— Die Angelegenheit des Erzbischofs von Köln soll durch die Anhänger desselben vor den deutschen Bundestag gebracht werden. — Da werden diese Herren wohl schön ankommen, denn wie bekannt fürchten sich die fürstlichen Regierungen vor dem schwarzen Regiment nicht so stark, als die republikanischen Landesväter der Nachkommen der alten heldenmüthigen Helvetier.

— Auch der Erzbischof von Paris fängt mit seiner Regierung Reibungen an eines päpstlichen Breve halber, das zu verlesen die Regierung nicht bewilligen wollte.

— Der brave Trommelschläger, der sich bei der Arcole-Brücke unsterblich gemacht, Etienne, ist, 75 Jahr alt, gestorben. Er war Tambourmaitre in der zehnten Legion der Nationalgarde. Alle Offiziere der Legion haben seinem Leichenbegängniß beigewohnt, das Dienstags den 2. Januar in der Kirche St. Thomas d'Aquin statt gefunden

— Zu Brüssel sollen sich Emissäre der preussischen Rheinprovinzen befinden, um einen Anschluß derselben an Belgien zu bewerkstelligen. — 's wird doch öbbe nid sy!

— In den Gemächern des Quirinals hat die Vertreibung des hochwürdigen Erzbischofs von Köln aus seiner Diöcese durch die preuß. Regierung entsetzliche Betrübniß hervorgebracht. Das Herz Sr. Heiligkeit wurde davon so im höchsten Grade betroffen, daß es die bittersten Thränen vergössen. In so trauriger und unerwarteter Lage hat der h. Vater das h. Collegium in einem geheimen Consistorio vereinigt, und sich darin feierlichst über einen Akt beschwert, der zugleich die kirchliche Gewalt, den oberhirtlichen Primat, die Gesetze und die Einheit der Kirche verletzt. — O Jerum!

— Aus Volo in der Türkei meldet man: Noch nie hat die Abgabenlast ihre jetzige Größe und Strenge der Eintreibung erreicht. Die nahen Gebirgsvölker rüsten zum Kriege und werden mit nächstem Frühjahr unsere Gegend mit Blut tränken. Viele vermögliche griechische Einwohner, die vergeblich den Schutz der türkischen Behörden erkaufen wollten, werden daher mit Nächstem nach Griechenland auswandern.

Allerlei.

Ein Handwerker aus dem Kanton St. Gallen ist neulich von einer interessanten Wanderschaft zurückgekehrt. Er heißt Johann Jakob Schildknecht von Andwil, und reiste im Mai 1833 über Feldkirch nach Triest, willens Griechenland zu besuchen. Am 5. Juli war er in Nauplia und vom 1. Jan. 1834 bis Mai in Argos, worauf er beim jungen König Otto in Dienste trat, und als Schweizer dessen Milchvieh besorgte, und zwar wo? auf der Dämone Tireath, wo einst Herkules geboren war. Mit aufmerksamem Auge beobachtete der unstudirte Mann jeden Strich Landes, und weiß ihn zu schildern. Als die Griechen der Wallachei dem Könige eine Anzahl Kühe schenkten, ward unser Landsmann ausersehn, 22 der schönsten für die Domäne Stefani (Eleusis zu) wo Leonidas 480 v. Chr. fiel, auszuwählen, und vollbrachte es zu aller Zufriedenheit. Er bezog täglich 5 Drachmen. In die Tasche gab man ihm 300. Am 28. Juni 1837 reiste er mit den besten Zeugnissen ab. Er zog über Land nach Euböa (Negroponte) und von da zu Schiffe nach Volo (Jolkos), wo 3187 Jahre früher Jaso und die Argonauten absegelten, das goldene Vließ zu holen, und fuhr am 2. Juli dort weg nach Constantinopel, wo er am 24. ankam, und über Galacz in der Moldau und über Wien in sein Vaterland kehrte, wo er den 12. Oktober den Schaffhauser Boden betrat. Schildknecht ist seines Berufes ein Weber.

Revoluzions-Scheusale.

Die erste französische Revolution ist eben so reich an Großthaten, welche die Menschheit ehren und der Seele wohlthun, als an Gräuelthaten und Freveln, deren bloße Geschichte uns mit Entsetzen erfüllt, vor welchen die Menschheit erröthet, worüber die Gottheit geweint haben muß, wenn wir so menschlich von dem höchsten Wesen reden dürften. Wahrheit, Tugend und Recht verlangte die gedrückte Menschheit; Freiheit wollte sie vom Joche und Gleichstellung aller Menschen vor dem Gesetze. Sie zertrümmerte die alten Privilegien und Unrechte, sie schüttelte das willkührliche, drückende Joch ab, und — fiel in die Hände der grausamsten aller Tyrannen; das französische Volk gerieth unter die Herrschaft roher, ungebildeter, zügelloser Menschen, die keine andere Sehnsucht kannten, als auf den Grund der gestürzten Gesetze und Ordnung ihre Willkühr zu erheben, sich zu Herrschern und Leitern des Volks zu machen, ihre Gewalt durch List, Verfolgung, Einkerkerung, Blut und Tod zu behaupten. Einer dieser entsetzlichen Wüthoriche und Blutmenschen war:

Carrier,

welcher mit vierzehn ihm ziemlich ähnlichen Ungeheuern jenen in der Geschichte berüchtigten revoluzionären Ausschuß der Stadt Nantes, Hauptstadt des französischen Departements der niedern Loire, bildete, der unendliche Blutschuld auf sich geladen, unendlich viel Thränen erpreßt, unendlich viel Verwünschungen auf sein Haupt zusammengerufen hat.

Carrier (Johann Baptist) war 1756 zu Yolai, einem Dorfe bei Aurillan, geboren, und eines der größten Ungeheuer, welches die französische Revolution oder vielmehr die daraus hervorgehende Gesetzlosigkeit, erzeugte. Blutdürstig wie Caracala, war er der Erfinder jener fluchwürdigen, scheußlichen Menschen-Ersäufungen, die unter dem Titel der republikanischen Wasserhochzeiten, oder der republikanischen Taufe, der Eintauchung, des Bades, oder der senkrechten Landesverweisung bekannt sind, und wodurch mehrere Hundert unschuldiger Weise einen schändlichen Tod in den Fluthen der Loire fanden. Carrier war auch Anstifter der bekannten Gräuelscenen in der Vendee. Er selbst aber ward den 15. Dezember 1794 guillotinirt.

Foquet und Lambertye, zwei Bürger von Nantes, waren seine vertrautesten Freunde; diese Ungeheuer, welche, wie sie zu sagen pflegten, ganz Nantes bis auf den Grund zerstören wollten. Carrier gab ihnen unbegrenzte Gewalt; ihnen war Alles gestattet, was sich Willkühr, der man sich entgegenzusetzen fürchtete, nur immer erlaubt. Sie führten ganze Schiffladungen vorgeblicher Rebellen ab, ohne daß sie Jemand fragen durfte, wohin und weshalb? — bis endlich das Schwert der Gerechtigkeit auch sie erreichte und ihr tigerartiges Leben endete.

Nachstehendes möge ein schwaches Bild von dem Charakter des Carrier und seiner Helfershelfer entwerfen:

Goullin (Johann Jakob) war von überwiegendem Geiste, und beherrschte seine Kollegen so, daß er sie zwang, Alles zu unterzeichnen, was ihm eine blutgierige Wollust und eine kecke Grausamkeit eingab. Einer Gattin, deren Mann eingekerkert war, gab er auf die Anfrage um das Befinden ihres Gemahls zur Antwort: „Was liegt daran? Je eher er sterben wird, desto früher bekommen wir sein Vermögen.“

Chaux (Peter) ließ sich alle Maierhöfe von Barossière gerichtlich zuerkennen. Wegen einer Gegend, die ihm gefiel, äußerte er. „Ich kenne ein Mittel, sie mir zu verschaffen, den Eigenthümer werde ich verhaften lassen, und um das Gefängniß wieder verlassen zu dürfen, wird er sich glücklich schätzen, mir sein Gut abzutreten.“

Der Winter.

Nei, lueget, ihr Chinder: Der Winter isch do!
's isch wäger ob dem e kes Vögeli froh;
Si finde kes Würmli, kes Chörneli meh;
's isch Alles verdeckt und vergrabe-n-im Schnee.

Es pfyft ech und bloost ech e grüüsligе Wind;
Nei lueget wie trurig as d' Vögeli sind.
Si früüre gar grüüsli, händ Hunger derzue:
Im Summer isch andersch, do finde si gnue.

Me gseht e kes Fröschli, ke Chäfer im Staub,
Kes Blüemli, kes Gräsli und niene ke Laub;
Und d'Müggli und d'Schnäggli sind au niene meh:
's isch Alles hert gfrore, so wyt me cha gseh.

Nei lueget wie's hudlet und lueget wie's schneit,
Und Jede der Schnee uf der Chappe vertreit;
Und goht me bi-n-ööberem ine-n-is Huus:
So schüttlet me d'Chleider und chlopfet si us;

Denn goht me gar weidli a-n-Ofe go stoh:
's isch niene so warm meh as grad au no do;
Doch nid allethalbe, 's git Lüüt si sind arm,
Si händ e ke Holz und der Ofe nid warm.

's goht dene, wie's dusse de Thierlene goht:
Si früüre halt grüüsli, händ Hunger und Noth;
Mit fetige sött me-n-Erbarme-n-au ha:
Es sött ene stüüre, wer nume-n-au cha.

Si händ kes warms Bett und zum Chaufe ke Geld;
Mängs Chörnli, mängs Thierli het's besser im Feld:
Es schlooft i der Erde, hat warm underm Schnee,
Isch still wie-n-es Müüsli und loht si nid gseh.

Es wartet, bis einist der Früehlig 's denn weckt,
Kes Ys und ke Schnee meh sis Bett überdeckt.
Denn güggelet's füre-n-und seit: i bi do,
Guguus und chumm nimm mi, wenn d'mi öbbe mit foh.

— Der franz. Botschafter in der Schweiz hat den Auftrag, Schritte zur Entfernung des Prinzen Ludwig Napoleon zu thun, und soll von den übrigen Gesandten unterstützt werden. Der schweiz. Geschäftsträger in Paris ist ebenfalls damit beschäftigt, jedoch Alles im Geheimen, noch weiß der Vorort nichts. — Es herrschet da und dort Gemunkel: 's geb' wieder Werch an unsre Kunkel.

Die Kranken-Unterstützungs-Gesellschaft für Bürger und Einwohner in Aarau hält Ende dieses Monats ihre ordentliche Jahres-Versammlung. Diejenigen verehrten Herren, welche sich in diese Gesellschaft aufnehmen zu lassen wünschen, sind ersucht, sich deshalb vorher bei Unterzeichnetem anzumelden.

Im Namen der Verwaltungs-Kommission:
F. Kyburz, Spengler.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Empfehlung.

Endesunterzeichneter empfiehlt einem geehrten Publico seine Neue Buchdruckerei für alle in dieses Fach eingreifende Arbeiten, besonders Adress- und Einladungskarten, Nötchen, Rechnungen, Circulare etc., und verspricht geschmackvolle und billige Bedienung.

Aarau, im Januar 1838.

S. Landolt.

Druckfehler:

Im Posthörnchen Seite 8, Spalte 1, Zeile 17 von oben steht 3000, lies: 3300.

N°. 3. 19. Jan. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Die männlichen Altersstufen.

Knäblein, edler Gottessprosse,
Trittst als unser Mitgenosse
Erst als Säugling zu uns ein,
Säugling, unschuldvoll und rein.
Ahnest noch nicht die Sorgen und Mühen
Deiner Aeltern, um dich und dein Wohl,
Schwere und tiefe Gefühle erglühen
Ihrem Herzen, von Hoffnung so voll!
Und nur allmählig entwickelt dein Geist
Sich dir im Innern, und was er verheißt,
Noch ist es ungewiß, für sie nur Hoffen!
Noch steht das ganze Leben dir offen,
Doch sein Erkennen, es bleibt dir verschlossen;
Dir ist nur das, was jetzt Du genossen;
Sorglos legst Du deine Stunden zurück
Ohne Hoffnung und Kummer für Schmerzen und Glück.

Knabe, deiner Lehrer Freude!
Deiner Aeltern Augenweide,
Werde fleißig, fromm und treu;
Täglich sei dein Eifer neu!
Schon läßt sich dein Entwickeln erkennen,
Lenket dein Geist nur zur Wahrheit sich hin!
O dieser Freude! wer kann sie uns nennen:
Sieht man im Knaben fürs Gute nur Sinn.
Denn schon im Knaben erstarket der Geist,
Der sich einst später so männlich erweist.
Denk' an der Eltern Sorgen und Hoffen;
Nütze die Zeit, noch steht sie dir offen;
Hast du den Augenblick günstig gefunden,
Hasch' ihn, sonst ist er auf ewig verschwunden.
Findst du auch Mühen, sie lohnen es Dir;
Später einst wirst du des Vaterlands Zier.

Jüngling, deinen heitern Blicken
Folgt die Jungfrau mit Entzücken!
Wahre deine reine Brust
Für die unschuldvolle Lust.
Kräftig entwickeln sich jetzt deine Sinne;
Wende zum Nützlichen, Guten sie an.
Nur durch Thatkraft erwirbst du dir Minne,
Nur durch Uebung erstarkst du zum Mann.
Kühner und stärker erschwingt sich dein Geist,
Der uns den nützlichen Mann einst verheißt.
Jüngling! täusch' nicht der Aeltern Hoffen,
Denn nun steht dir der Scheideweg offen.
Lenke den Geist zur Wahrheit und Tugend,
Sie nur bewahrt deine feurige Jugend,
Aeltern und Vaterlands Freude und Schutz,
Vaterlands Feinden zur Furcht und zum Trutz.

Bist du Mann, dann fest und heiter
Folge deinem Ziele weiter!
Ohne Ruh und ohne Rast,
Fürchte keine Müh und Last.
Siehe, die Deinigen harren der Gaben,
Die Du erworben, sie zu erlaben;
Bauen auf deinen gewerbsamen Arm.
Dafür behalten ihr Herz sie Dir warm.
Schütze die Unschuld, die Wahrheit, das Recht;
Niemals werde der Bosheit Du Knecht,
Immer erhalte ein reines Gewissen;
Niemals wirst du dich beugen dann müssen.
So nur erfüllest du Vaterlands Hoffen,
So nur behält es die Arme dir offen.
Werden dann so einst die Haare dir weiß,
Stirbst Du in Ruhe als wackerer Greis.

Die Fee im Jura.

3. Die Belagerung.

Hächler fand sein Knäblein in vollkommenem Wohlsein und die Schloßlysi sezte ihm eine Flasche alten Küttiger vor, den er sich wohl schmecken ließ. Sie sprach:

O, lueget nume do jetzt Eues artig Büebli:
'S het Aeugli himmelblau, im Bäggli het's es Grüebli,
Sis Höörli schön wie Gold und Gtidli hübsch und rund,
Im Gsichtli wyß und roth, am Herzli völlig gsund!

meget wie's schüblet und lueget wie's lachet,
s' Chindli isch munter: wie macht's mi so froh;
's isch e so schwer, aß sis Bettli frei chrachet;
's isch dobe-n-im Himmel kes Engeli so.

Doch nid wohr, Meister Hächler, me het ech chäch verdütet,
's Bergfräuli het Ech's gseit: daß 's Büebli 's guet do heig;
Es hend mer letschthi schier der ganz Tag d'Ohre glütet,
Wo me-n-Ech brichtet het, daß 's Chind versorget seig.
Und d'Freifrau uff em Schloß, was het die mit Ech welle?
Si het Ech gwüß au das und deisdo z'säge gha? —
I hätt hüt au no schier zue-n-ire-n-ufe selle,
Fast ha-n-i nit derzyt, doch lueg i, wie-n-i's cha.

Er aber that, als wenn er sie nicht verstände, um sich bei diesem Weibe nicht Schwazereien bloß zu geben, und trat seinen Rückweg nach Aarau an, nachdem er sich von der guten Versorgung seines Sohnes überzeugt hatte.

Als er über den Berg die hohle Gasse passirt hatte, hörte er von Weitem trommeln, sah auf der Straße nach Brugg von der Lenzenbrücke den Gärten entlang Mannschaft aufgestellt, und hörte deutlich die schreiende Stimme eines Kommandirenden.

Er erschrack gewaltig und glaubte schon die Eidgenossen vor Aarau, fand aber Brücken- und Stadtthore noch offen; jedoch mit Wache besetzt, in Aarau Alles in ängstlicher Geschäftigkeit, den Freihof mit Mannschaft angefüllt, und man erzählte ihm, daß Bericht gekommen sei, die Eidgenossen rüsteten sich zum Anmarsch gegen Herzog Friedrichs Lande. Vor dem Lenzenthor war die waffenfähige Mannschaft Aaraus aufgestellt; Rüdiger-Trüllerei, des Schultheißen Sohn, ließ die Geräthschaften der Rüstkammer vertheilen und wollte auch Hächler unter ihre Reihen eintheilen. Da erhob sich ein allgemeines Gemurmel, und ein kleines dickes Männchen (Heinrich Gürtler) trat aus der Hinterreihe hervor, sprechend:

Es wird von uns in unsrer Mitten
Kein Hexenmeister je gelitten.
Wo Satan ist, bleibt All's zurück,
Es weicht der Segen und das Glück:
Gebannt ist dieser böse Wind,
Drum fort mit jedem Satanskind.*)

Bei diesen Worten machte er ein Zeichen mit geschwungener Hand durch die Luft, glitschte dabei mit den Füßen aus und fiel auf den Hintern; aber schnell wie der Wind war er wieder auf den Beinen, sein Luftzeichen noch einmal wiederholend.

Alle riefen einstimmig: Unterstützt! und Hächler ging nach Hause, wo er den Arnold Stieber, des Raths, auf ihn wartend fand, der allein mit ihm zu sprechen verlangte. Im Anfang konnte Hächler gar nicht klug aus seinen Reden werden; endlich merkte er, daß auch dieser der einfältigen Meinung sei, die Lysi in Küttigen sei eine Hexe und er durch ihre Vermittelung zum Hexenmeister geworden. Stieber verlangte von ihm, daß, da er die Waffen der Stadt unter den Händen habe, er durch einen Zauberspruch sie unwirksam machen könne. Hächler suchte ihm dieses auf alle mögliche Weise auszureden; er aber ließ sich nicht abwendig machen, warf ihm zuletzt eine Handvoll Geld auf den Tisch und lief zur Thür hinaus, wahrscheinlich in der Meinung, das Geld werde das Verlangte bezwecken.

Hächler lachte aus vollem Halse über diesen Unsinn und that das Geld bei Seite.

Die Bürgerschaft der aargauischen Städte wäre nemlich lieber in den Schirm der Eidgenossen getreten, als sich gegen dieselben zu vertheidigen, und sie hielten nun in Suhr bei Aarau eine Zusammenkunft von Ausgeschossenen, um sich zu berathen, wie man bei so bewandten Umständen mit den Eidsgenossen auf eine friedliche Weise übereinkommen und Bündniß mit ihnen machen wollte. Der Adel aber war dessen nicht zufrieden, und Burkhardt von Altbüren schrie in die Versammlung hinein: O Ihr vermaledeiten Hasen! Erst waffnet Ihr Euch und schreit und geberdet Euch wie Wölfe, die die ganze Welt auffressen möchten; und hintendrein, wenn es Ernst werden soll, fangt Ihr an zu berathen, wie Ihr zu Kreuz kriechen wollt.

Stieber flüsterte den Umstehenden in's Ohr: Laß den Adel nur schreien, er richtet doch nichts aus, und wenn er sich auch vertheidigen will; ich weiß ein Geheimniß, das alle Gegenwehr zu Wasser macht.

Während die Versammlung noch mit einander haderte, kam Kunde, die Berner seien schon gegen Zofingen im Anmarsch, und man ging ohne etwas ausgemacht zu haben, auseinander.

In Aarau wurden nun die hölzernen Brücken über die Stadtgräben abgetragen und die Thore geschlossen. Den andern Tag kam Nachricht von der Beschießung Zofingen's, und nicht lange hernach auch von dessen Uebergabe. Nun rückte der Zug der Berner auch vor Aarau. Die Stadt wurde stark beschossen; es wurden viele Häuser beschädigt und mehrere Personen getödtet. Auch Langenhardt wurde in seinem eigenen Hause von einer Kanonenkugel schwer verwundet. Besonders das Adelbändli*) litt stark. Unter der Einwohnerschaft herrschte Verwirrung und Furcht, die Weiber lagen den ganzen Tag in der Kirche auf den Knien und beteten; Adel und Bürgerschaft war entzweit, und Schultheiß Trüllerei gab sich alle erdenkliche Mühe, dieselben zu vereinigen und den Adel zur Uebergabe zu bereden, was ihm nur dadurch gelang, daß eben gerade ihre Wohnungen am mehsten litten.

Die Stadt wurde übergeben unter Vorbehalt der bisher unter Oestreich geübten Rechtsame und Freiheiten, was auch von den Bernern bewilliget ward, und somit zogen ihre Truppen ein, der Adel aber aus der Stadt. Nur Trüllerey blieb ihr treu und verwaltete sein Amt als Schultheiß fernerhin, sorgte für gute Ordnung und konnte sich mit den Herren von Bern gar wohl verständigen.

*) Dieser Vers ist im Original in etwas undeutlichem alten Deutsch, und deswegen hier etwas besser in neuerem Deutsch abgesetzt.

*) Dieses bildete eine Gasse von der einen Zugbrücke des Freihofes bis zum Kirchhof, deren Gebäude Eigenthum des Aarauer-Adels waren; daher der Name. Diese Gasse heißt jetzt noch: „das Adelbändli.“

es war nun diese Sache in Aarau bis die Berner wieder auszogen gen Lenzburg, um auch dieses dem Herzog Friedrich zu entreißen.

An diesem Tage starb Langenhardt an den Folgen seiner Wunde, und sollte am andern Tage beerdiget werden, wobei einiger Tumult vorfiel.

Ullerich Hirnheim, der Pfarrer, weigerte sich nämlich, die zur Beerdigung gehörigen religiösen Zeremonien vorzunehmen, so lange Hächler, der als Verwandter da war, durch seine Anwesenheit das Wort Gottes verunreinige.

Heinrich Lang, ebenfalls ein Anverwandter, nahm dabei das Wort, und bewies in kurzem verständlichem Vortrag die Thorheit, solches Zeug in Anwendung zu bringen und zu glauben. Einige erkannten die Richtigkeit seiner Rede, andere hielten mit dem Pfarrer; die Beerdigung konnte nicht statt finden, sondern wurde auf den andern Tag verschoben, wo Hächler dann freiwillig wegblieb.

An diesem Tag war es ein abscheulich stürmisches Wetter, und der Regen fiel in Strömen herab. Als die Leichenträger gegen der Kirchgasse um die Ecke kamen, warf ihnen der Wind den Sarg von der Todtenbahre, so daß der Zug in allem Regen Halt machen und man die Sache wieder zurecht rüsten mußte. Sebastian Sinnliger, der Sigrist, mußte das stark beschmutzte Leichentuch im Stadtbach abwaschen; und als man nun mit dem Zug zu dem offenen Kirchhofthor*) kam, schlug der Wind das Thor so gewaltig zu, daß ein Flügel, der im Zufliegen an den einen Sparren der Bahre schlug, mitten von einander spaltete. Einige wollten auch gesehen haben, wie ein großer schwarzer Kater dem Zug quer über den Weg gelaufen sei.

Der Pfarrer schrieb diese Unfälle einer boshaften Verwünschung Hächlers zu, und bedeutete den Anwesenden, daß er die Sache nach Basel an den Bischof berichten werde.

Den andern Morgen versammelte sich viel Volks auf den Gassen und der Zug rückte vor die Wohnung Hächlers, dem mit Drohen, Verwünschen, Fluchen, Pfeifen und mit Kesseln rasseln eine nicht so gar harmonische Ehrenmusik gebracht wurde; besonders aber machten die Mezger dabei ein treffliches Kunst- und Meisterstück, indem sie mit Rinderblut an das Haus einen Mann auf einem Ziegenbock und ein Weib auf einem Besen reitend malten, den Beelzebub mit einer Peitsche hintendrein. Hächler aber war nicht ganz ruhig bei der Sache; er ließ die Hausthür und die untern Läden zuriegeln. Als aber der Lärm sich vergrößerte, und man drohte aufzubrechen, flüchtete er durch den Haushof und ein Hinterhaus über den Bach in den Freihof. Der Schultheiß begab sich selbst auf die Stelle, wo sich die Menge befand, und ermahnte die Leute zur Ordnung. Ungern gehorchten sie; aber des Schultheißen Wort ward gefürchtet, da man ihn zwar als gütigen und hülfreichen, aber gegen Fehlende auch als unerbitterlich strengen Mann kannte. Langsam nur verlor sich der Haufen wieder in die Häuser.

Hirnheim meldete die Sache wirklich an den Bischof; aber auch der Trüllerey unterließ nicht, die Vorfälle nach Basel, Bern und Solothurn in ihrem wahren Lichte zu berichten, wonach von der Regierung von Bern den Bürgern von Aarau ein allerhöchstes Mißfallen darüber zugeschickt und der Pfarrer vom Bischof an eine vakante Stelle aufs Land versetzt wurde. Philip von Gündelsheim, Bischof zu Basel, war ein aufgeklärter und vernünftiger Mann, hatte die ausführliche und getreue Vermeldung des Schultheißen, dessen persönlicher Freund er war, wohl gewürdiget und den von Trüllerey vorgeschlagenen jungen Kaplan Christian Huntziker zum Pfarrer bestätiget, der dem Hächler den Zutritt zur Kirche wieder gestattete, die Bürger zur christlichen Liebe und Duldung ermahnte; worauf unser Meister aus dem Freihof wieder in seine Wohnung einzog, die feinen, kunstvollen Malereien der Mezger an seinem Hause wieder wegputzen ließ und Laden und Werkstätte dem Publikum wieder öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

*) Damals wurden die Todten noch auf dem Kirchhof beerdiget, der mit einer hohen Mauer umgeben und mit Thoren versehen war.

Die Kreuzzüge und Venedig.

In der ganzen Geschichte der Päpste hat nicht leicht ein Vorfall mehr Unheil und böse Folgen nach sich gezogen, als der auf Antrieb Papst Urbans II von einer Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1059) gefaßte Entschluß, die Stadt Jerusalem und das gelobte Land einzunehmen, und das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Zweihundert Jahre unnennbaren Jammers, das Leben vieler Millionen Menschen, Entvölkerung und Verarmung aller Abendländer waren die Früchte eines Aberglaubens, von Menschen in die Christenheit eingeschmuggelt, die von Amts wegen bestimmt gewesen wären, Aufklärung, christliche Liebe und Wahrheit zu verbreiten.

Der gemeine Mann verließ Weib und Kind, Haus und Hof und alles was dem Menschen sonst werth ist; Herren und Grafen verkauften ihre Güter und Landschaften; Kaiser und Könige legten Szepter und Sorge um ihre Unterthanen bei Seite, um ihre Völker dem Schwert des Feindes, dem Hunger und Elend, allerlei bösen ansteckenden Krankheiten und tausend andern Gefahren entgegen zu führen, Alles eines kleinen Stückleins Erdreich halber, das des Papstes Ehrgeiz in Besitz zu nehmen sich zum Ziele gesteckt.

Bei dieser Gelegenheit zogen die Geistlichen der Edelleute Eigenthum und die schönsten Güter in ganz Europa um wahre Spottpreise an sich, und der Papst sah nicht nur seine Schatzkästen sich füllen, sondern eine Heeresmacht bis auf 600,000 Mann unter seiner Gewalt anwachsen, deren er sich auch wider christliche Fürsten bediente, um sich zum Alleinherrscher der Christenheit zu stempeln.

Dieses geschah zur Zeit, als Venedig, eine Stadt, erbaut in den Wellen des Meeres, noch groß und mächtig, Herrscherin aller Meere und des Welthandels war, der in ihren Schooß die Reichthümer der Erde ausschüttete. Griechenland, Dalmazien, Zypern und Candia, des Orients herrlichste und reichste Küsten, waren ihre Provinzen, und des Abendlandes mächtigste Könige suchten ihren Schutz und ihre Hilfe. Venedigs Flagge führte die zahllosen Schaaren des heiligen Kreuzes an

des gelobten Landes Küsten, und unter ihrem Banner entschied sich oft im verzweifelten Kampfe für die Christen der Sieg.

Als der blinde Eifer für's Kreuz erkaltete und im Orient sein Glanz erlosch vor dem bereits in dreien Welttheilen herrschenden Halbmond, da setzte Venedig für sich den ungleichen Kampf mit mehr Heldenmuth als Klugheit noch Jahrhunderte lang fort gegen den Islamismus.

Und nie vielleicht hätte es seine Macht nach außen verloren: hätte es seine Freiheit im Innern sich zu bewahren gewußt. Jene sank erst, nachdem diese untergegangen und der Bürger Sklave geworden war einer enggeschlossenen Erbaristokratie; nachdem die freieste Verfassung gestürzt worden war durch den verschwornen Adel, und die Republik nach und nach ausgeartet war in einen Bund von kleinen Tyrannen, welche, stolzer und reicher als Könige, für die verlorne Macht in der Fremde Entschädigung suchten durch Tyrannei im Innern, und einen Despotismus über ihre Mitbürger übten, gräßlicher und treuloser, als ein Calligula oder Tiber ihn geübt haben. Wer kann sich, ohne Verachtung und Abscheu zu fühlen, erinnern dieses Systems der vollendetsten Aristokraten-Tyrannei, erzeugt in der Wiege der Freiheit und aufgezogen an ihren Brüsten!?

Wer hat nicht schon gelesen von der Staats-Inquisition und ihren Spionen, die das ganze venetianische Volk in Fesseln hielt? Dieses fürchterliche Tribunal, das ohne Untersuchung verdammte, war ihnen zur Erhaltung der aristokratischen Macht unentbehrlich.

Nie vorher hatte vielleicht ein Volk den Einfall gehabt, drei Bürgern eine unumschränkte Macht über die Freiheit, über Tod und Leben ihrer Mitbürger zu ertheilen. Venedig allein war es vorbehalten, ein so sonderbares Tribunal aufzustellen, dessen politische Gewalt in Europa beispiellos ist.

Undank.

Einst kam der Herr von Falkenstein
In's Städtlein Brugg geritten;
Man schenkte ihm den Ehrenwein,
Lud ihn zur Stadtrathstafel ein,
Er ward da wohlgelitten.

Des andern Tages ritt er fort,
Kam aber bald drauf wieder;
Er klopft vor der verschloßnen Pfort',
Versichert auf sein Ehrenwort;
Sein Herz sei friedsam, bieder.

Und als der Wächter öffnet ihm,
Ihn durch das Thor zu lassen,
Erwürgt er ihn voll argen Grimm,
Und ruft mit teuflisch böser Stimm'
Sein Volk, das Thor zu fassen.

Zwölf andre Bürger würgte er
Am Thore, diese Armen;
Sein Volk, versteckt, stürzt nun daher
Und plündert Brugg die Kreuz und Quer,
Verbrennt es ohn' Erbarmen.

Das Silberzeug behält für sich,
Nimmt Bürger auch gefangen,
In seinem Grimm der Wütherich,
Und was nicht fällt durch Hieb und Stich,
Soll werden dann gehangen.

Hans Rechberg, zwar sein Mordkumpan,
Hält ab ihn nun vom Morde;
Doch Räth' und Schultheiß faßt er an;
Gefangen führt in einem Kahn
Sie fort die Räuberhorde.

Seht Ihr die Leute dieser Stadt
Ohn' Obdach, ohne Speise,
Ohn' Habe, Schutz und ohne Rath?
Wer schaudert nicht ob solcher That,
Ob solchem Herz von Eise?

Dies ist des schwarzen Lasters Dank
Für freundliches Empfangen.
Doch büßt er auf der Höllenbank
Jetzt ab den Mord- und Brandgestank;
Nichts löscht sein Durstverlangen.

Bilder aus der Natur.

Die Katze.

Nie herrscht in der Natur bei allen Geschöpfen zugleich todte Stille und gänzliche Unthätigkeit. Wenn die einen Geschöpfe sich dem süßen Schlummer überlassen, der ihnen am Abende des nach emsiger Geschäftigkeit durchlebten Tages willkommen ist, so erwacht das nächtliche Raubgesindel, wozu sich nicht selten auch der Mensch erniedrigt, und geht seiner Nahrung nach.

Dazu gehören nun auch die Katzen, die zwar wohl auch bei Tage, doch häufiger bei Nacht ihr Gewerbe treiben. Dieses nun weissagt uns von ihrem Beruf nichts Gutes, und läßt manche nächtliche Mordthat von ihnen erwarten; doch muß ihre Bestimmung im Ganzen so schlimm nicht sein, sonst würde die gegen alle ihre Kinder mütterlich gesinnte Natur ihnen nicht eine zu diesem mörderischen Berufe so zweckmäßige Einrichtung gegeben haben.

In ihrem runden Kopfe funkeln ein paar große Augen, deren Stern, am Tage nur einem schmalen Strich ähnlich, sich mit zunehmender Dunkelheit erweitert und bei finsterer Nacht wie eine Erbse so rund wird, und einer völligen Feuergluth gleich sieht.

Sie ist sehr gelenkig und geschmeidig und ihre Pfoten mit sehr scharfen Krallen versehen; so daß sie überall hindurch kriechen und trefflich springen und klettern kann, weshalb vor ihrer Stehlsucht nirgends etwas sicher ist. Die Katze spürt an ihren Haaren auch die leichteste Berührung; dieses rührt von der glasartigen Ausbildung derselben her, weshalb sie auch leicht elektrisch werden und der bei trockner Witterung mit trockner Hand gestrichene Balg eines alten Katers Funken sprüht.

Sie ist ein reinliches, zierliches Thier, obgleich sie den Fehler hat, Flöhe zu verbreiten, indem deren Eier da, wo sie sich legt, von ihrem Balge abrollen; auch liebt sie sehr Bequemlichkeit und Wärme, kann jedoch dadurch oft gefährlich werden, wenn sie in Ofen oder Kamine kriecht, und dann glühende Köhlchen mit sich schleppt. Schlafenden Kindern ist sie gefährlich und soll überhaupt in keinem Schlafzimmer geduldet werden.

Das Mäusefangen ist ihr Hauptnutzen, und eine gute in dieser Hinsicht sehr schätzbar, da sie mehr zu Vertreibung dieses Ungeziefers wirkt, als alle chemischen und mechanischen Mittel. Sie lauert lange unverdrossen auf eine Maus und läßt keine passiren; freilich aber holt sie auch allerlei Vögel, Fische, Krebse, und vorzüglich die besten Speisen aus der Küche.

Der vorige König von Neapel hatte zur Sicherung seiner Fasanerie den Befehl gegeben, alle Katzen daselbst wegzuschaffen; nach drei Jahren hatten jedoch die Mäuse ihn gezwungen, dieses Gebot wieder aufzuheben.

Eine in einem Hause groß gezogene Katze verläßt dasselbe so leicht nicht wieder, auch wenn ihr Herr auszieht, und ist mit Strenge und Mißhandlung nicht daraus zu vertreiben, so lange es darin für sie Mäuse zu fangen oder etwas zu stehlen gibt.

Die Hauskatze stammt von der wilden ab, mit der sie sich auch zuweilen wieder begattet und in sie abartet.

Die wilde Katze ist beinahe noch einmal so groß als die zahme, graubraun mit schwarzen Streifen, der Schwanz dunkel geringelt mit schwarzem Ende, Lippen und Fußsohlen schwarz. Sie sind gefährlicher und schädlicher als die Füchse, gehen jungen Rehen, Hasen und Kaninchen nach, zerstören die Brut der Vögel und stehlen den Bauern Hühnern und Tauben.

Ihr Balg ist ein schönes gutes Pelzwerk, und ihre Gedärme werden zu Saiten verbraucht.

Auflösung des Räthsels in No. 2.: „Leichdorn.“

Räthsel.

Ich bin ein gar winziges Schneiderlein,
Von Gestalt gelenkig, zart und fein;
Gott gab durch Geburt mir die Nadel,
Den Zwirn und das Tuch macht er mir allein;
Hoch geboren muß ich immer sein,
Bin ich auch gleich nicht von Adel.

No. 3.

DAS POSTHÖRNCHEN

19. Jan. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Seid gut! Der Tugend strahlt das Ziel vom Abendroth umgeben;
Und jedes edlere Gefühl folgt uns zum bessern Leben.

Lalenburg.

Verehrteste Herren und Damen! Es ist mir wirklich recht leid, daß ich Euch schon wieder mit den einfältigen Lalenburger-Geschichten plagen muß; aber seid nur so gut, und habt ein kleines Weilchen noch Geduld; denn Ihr werdet wohl wissen: Geduld überwindt Sauerkraut, das habe ich letzthin beim Juden Moses gesehen; der hatte einen ganzen Kübel voll solch Zeug vor sich stehn und ein großes Stück — oha, Ihr meint gewiß Speck — dazu; o nein, es war koscheres Rindfleisch. Diese Portion sah ich für eine Person als unüberwindlich an; aber Moses, mit einem Bischen Geduld und etwas Appetit gerüstet, war in kurzer Zeit derselben so völlig Meister, daß auch nicht ein Pröbchen davon auf dem Wahlplatze blieb, ohne deß er nur im Geringsten Langeweile dabei verspürt hatte.

Ich muß Euch von Lalenburg also so lange forterzählen, bis ich mit dem letzten Wörtchen, das ich davon weiß, fertig bin; und schwatzen müßt Ihr mich halt lassen, so lange ich lebe; wenn ich einmal gestorben bin, will ich gewiß kein Wörtlein mehr sagen.

Ich komme nun noch einmal auf die dortigen Aristokraten zurück; nicht aber daß Ihr etwa meint, ich wolle nur auf ihnen herum trommeln, o nein; wartet nur noch ein Weilchen, die andern werden auch noch ein paar Löffel voll von der Suppe erwischen; und von den Aristokraten gibt es nicht lauter eigennützige und böswillige, sondern auch solche, die es aus Ueberzeugung und guter Meinung sind. Ueber solche Leute müßt Ihr Euch gar nicht ärgern; jede Giftpflanze hat auch ihre Heilkraft, und das sind beim Aristokratismus diejenigen, welche über die Purzelbäume und Bocksprünge mancher radikalen Springinsfelde bedenkliche Miene machen und ihnen da und dort gefährliche Stellen zeigen. Sie machen auf die Böcke aufmerksam, die da und dort in der radikalen Politik von unbesonnenen oder ungeübten Neulingen geschossen werden; aber sie wittern auch beim kleinsten Ruck große Gefahr, und wenn aus der heiligen Fremde da und dort ein naseweiser Brauskopf gegen die Republik die Faust macht, ziehen sie geschwind den Hals ein, greifen an die Haare und meinen, die Ohrfeigen flögen schon zu Dutzenden um jeden Lalenburgerkopf herum. Ich habe ihnen schon öfter zugerufen: Nur nicht ängstlich, meine Herren, nur nicht ängstlich! Es muß in der Welt mancher arme Teufel den Tod jeden Tag erwarten und läuft deshalb doch nicht davon, sondern erwartet geduldig sein Hinscheids-Stündlein. Aber was hilft's? Hasen bleiben halt doch ihr Lebtage Hasen; sie nehmen bei jeder scheinbaren Gefahr ihre Zuflucht zum Rückzug, und haben weder auf den Muth noch die Kraft Anderer Vertrauen, weil sie selbst keinen Muth haben, ihre Kraft zu stählen, sondern denken: hinterm Ofen ist ja immer noch Platz; besser ein Würstlein mit Frieden, als eine Sau mit Ohrfeigen verdient. Ich möchte ihnen bei solcher Gelegenheit jedesmal die Worte eines schweizerischen Feldhauptmanns zurufen, der Anno 1798 seiner jungen Manschaft unter andern ermunternden Worten auch sagte:

Und gsehnd Ihr in Euer Mitti
Förchtibutze stoh:
Lieber löhnd so Glidertitti
Hei zur Wiege goh.

Aber mit derlei Leuten muß man nur nicht zu scharf sein, sonst werden sie konfus; Alles in Liebe und Freundschaft, sagt Vetter Michel; sie schaden ja doch im Allgemeinen so viel nicht, meinen es zwar gut, aber wissen den Nagel nicht auf den Kopf zu treffen; und am Ende wenn sie sehen, daß es nicht anders ist, können sie sich

wohl auch darein fügen. Man lasse sie deshalb in ihrem Frieden, sie sind wenigstens uneigennütziger als Mancher, der nur deshalb das Maul immer voll Freisinnigkeit nimmt, damit man seinen Eigennutz darunter nicht gewahre.

Zu ihrer Meinung trägt auch noch die liebe Gewohnheit viel bei, denn ein altes Sprichwort sagt: Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Sie können sich in das, was neu ist, nicht schicken, und ziehen lieber die alten, geflickten und zerrissenen Schuh wieder an, als neue, die sie im Anfang vielleicht ein wenig drücken, bis sich die Schuh an ihren Fuß geformt. Sie sagen: man kenne das Neue noch nicht genugsam, und sei von seiner Zweckmäßigkeit noch nicht überzeugt. — O Ihr närrischen Leute! Kamet Ihr nicht auch in die Welt, ohne das menschliche Leben vorher gekannt zu haben und von seiner Schönheit überzeugt zu sein? Müßt Ihr nicht noch jeden Tag erwarten, ohne daß Ihr vorher wißt, was er Euch bringt?

Doch was nützt das viele Geschwätz von allen den Lalenburgereien! Ich will das für's nächste Mal versparen, und will von etwas Anderem mit Euch reden, wenn Ihr es gefälligst erlaubet. Ihr wißt nämlich, daß es jetzt kalt und das Holz zum Einheitzen sehr theuer ist; ich möchte mir deshalb durch Laufen und Arbeiten warm machen. Wie wär's nun, wenn diejenigen von meinen verehrten Kunden, welche bis dahin mit mir zufrieden gewesen sind, mich etwa bei Gelegenheit auch noch bei andern empfehlen würden? Nota bene nur wenn es Ihnen lieb wäre; Sie könnten mich dafür verbindlich machen. Zu laufen habe ich eigentlich wohl, und das in die weitesten Winkel, sogar nach Krähwinkel, von dem ich Euch mit der Zeit auch etwas erzählen werde; aber wenn man nach heutzutägiger Mode die Waare so wohlfeil geben muß: was nützt einem vieles Laufen, wenn man nicht überall viel kann verkaufen? — Wenn ich ein theurer Krämer wäre, hätte ich nun der Kunden genug; aber trotz der Wohlfeilheit meiner Waaren habe ich dieselben eben doch auch nicht gestohlen, und wenn der Speck mager ist, muß man dafür halt etwas mehr zum Kraut thun; das heißt, unter uns gesagt.

Nun lebt wohl! Seid so gut und behaltet mich auf Ferneres im geneigten Andenken.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die in sämmtlichen Kirchen der Stadt Basel am Weihnachtsfeste zum Besten des Waisenhauses aufgenommene Kirchensteuer hat nicht weniger als 3670 Schweizerfranken abgeworfen. Unter den eingelegten Geldsorten befanden sich 26 Napoleond'or, 44 fr. Zwanzigfrankenstücke, 5 Dukaten, 15½ Neuthaler, 366 Fünffrankenthaler, 63 Brabanter u. s. w. — Steckt Euere Nasen ein, werdet roth und schämt Euch, Ihr an andern Orten, die Ihr in den Kirchenseckel absichtlich falsches Geld, metallene Knöpf und anderes Lumpenzeug hervorsucht! Seid Ihr arm, ist ein Scherflein von Euch so gut wie das Gold des Reichen; aber statt Bosheit im Tempel Gottes zu üben wäre Euch besser, Ihr würdet ihn nie betreten. — Dafür gebührt den Baslern der Ruhm, zu wohlthätigen Zwecken geizen sie nie.

— Zürich. An die Stelle des Fußsteiges vom Winkel an der oberen Kirchgasse bis zum Ende vom Oberdorf sollen 15 gleichförmige Prachtgebäude auf der rechten Seite der oberen Kirchgasse erbaut werden. Der bisherige Viehmarkt soll in einen der schönsten öffentlichen Plätze verwandelt und der erwähnte Fußsteig durch gefällige Arkaden unter den projektirten Gebäuden durchgeführt werden. Das Ganze soll der zuverlässigen Leitung des Architekten Wegmann übergeben werden. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit dieser neuen Gebäude wird sein, daß die Küche eines jeden derselben mit frischem Wasser versehen wird. — Ei das wird prächtig sein, das möcht' ich sehn; 's wird wohl im ganzen Land kein Ort so schön.

— Die Gemeindeversammlung in Wiedikon hat einen heimathlosen Jüngling, Namens Jean Po, der schon seit frühester Jugend von einem hiesigen Gemeindsbürger auferzogen worden, gute Zeugnisse einer soliden und ordentlichen Lebensweise aufzuweisen hat und als Arbeiter in der neuen Papierfabrik an der Sihl angestellt ist, unentgeldlich zum Gemeindsbürger aufgenommen. Sonderbar war es, daß gerade die jungen Mitbürger am meisten gegen diesen Akt der Menschlichkeit sich sträubten. Po ist katholisch, hat aber schon lange den Wunsch geäussert, aus wirklicher innerer und fester Ueberzeugung zur reformirten Kirche übertreten zu wollen. Der brave junge Mann ist äusserst gerührt und von innigster Dankbarkeit gegen seine neuen Mitbürger durchdrungen. Mögen viele seiner unglücklichen Schicksalsgenossen ähnliche Aufnahme bei den Bürgern ihrer Aufenthaltsorte finden; mögen diese die Bitte bedenken, welche Bornhauser so eindringend jedem Heimathlosen in den Mund legt:

„Jeder, den die Schweiz geboren,
Darf in ihrem Schooß sich freu'n;
Mir nur hat sie Haß geschworen,
Will nur mir nicht Mutter sein!
Habt Erbarmen mit mir Armen,
Meine Noth ist groß;
Ach, bin Heimathlos!„

— Am 3. Jan. versammelte sich der dreifache Landrath von Glarus zu Anhörung des Schlusses der Relation. Der eidgen. Militärorganisation wird die Ratifikation ertheilt und auch dem 2. u. 3. Theil des eidsg. Militärstrafgesetzbuches beigepflichtet. Der Zinsbarmachung der Kriegsgelder wird beigestimmt und die eidsg. Geldskala erhält die Ratifikation.

— Der Bezirk Küßnacht will bei der Eidsgenossenschaft wieder klagen über Verfassungsverletzung des Kantonsraths.

Ausland.

— Der König von Baiern hat seine Regentenhandlungen wieder mit einem Akt königlicher Gnade vermehrt. Der Porzellanmaler Georg Stamberger von Schnay war vom Oberappellazionsgericht, beschuldigten Hochverraths und Verletzung der der Person des Königs schuldigen Ehre halber zu Abbitte vor dem Bildniß desselben und achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. In Rücksicht aber auf seine durch Alter und Krankheit gebeugten Aeltern wurden ihm von der Strafe vier Jahre Zuchthaus erlassen, und für die übrigen vier Jahre soll in den Klöstern Messe gelesen und die heilige Jungfrau gebeten werden, dessen Aeltern die Gnade zu gewähren, den Austritt des Sohnes aus dem Zuchthause sie erleben zu lassen.

— Eine Prinzessin von Sondershausen soll zu einer Verbindung mit einem französischen Prinzen bestimmt sein. — Frankreich, fülle die Taschen brav mit Duplonen, denn das kostet wahrscheinlich wieder M—.

— In Köln sind zwei Personen von Ansehen, denen man schon vor einigen Wochen Nachts die Fenster eingeschossen hatte, weil sie als Gegner des Erzbischofs bekannt waren, auf die Idee gekommen, sich gegenseitig zu rasiren, da sie dem Barbier nicht trauen. — Sind doch so guet und bringet de Chölnere e chli Liecht!

— Die Hannöversche Zeitung enthält eine königliche Kabinetsordre, wonach in Betracht, daß die Ausdrücke: „Staatsdiener“ und „königlicher Diener“, als völlig gleichbedeutend künftig betrachtet werden müssen, und die Entbindung der königlichen Diener von ihrer der Staatsverfassung gemäßen eidlichen Verpflichtung, auch von den Gerichthaltern der Patrimonialgerichte und von den Mitgliedern der verwaltenden Magistrate und Gerichte der Städte und Flecken zu verstehen sein soll. — Ich, der König, bin der Staat! Widerspruch ist Hochverrath!

— Bei dem Brande des Winterpalais in Petersburg verbrannte unter den zu 25 Mill. Bankrubeln geschätzten Meubeln auch ein kostbares Gemälde von Brüloff: „der Untergang von Pompeji“, so wie auch viele Menschen verunglückten. — Könnte man nicht auch für die Feuerspritzen Eisenbahnen machen, damit die allfällig mit Rußland sympathisirenden Helvetier in Stand gesetzt wären, in solchen Fällen nach Petersburg eilige Hilfe zu schicken?

— Berichten aus Pesth zufolge ist die Donau schon seit mehrern Wochen hoch angeschwollen und hat die Dämme der Stadt an vielen Orten überschwemmt, die Keller und Waarenlager mit Wasser gefüllt. Aus Ofen und den untern Gegenden Ungarns gehen noch traurigere Nachrichten ein; ganze Gegenden sind überschwemmt und verheert und viele Menschen und Vieh verunglückt.

— Den neuesten Nachrichten aus Italien zufolge soll es bei Einführung des neuen Zollsystems in Sizilien schon zu unruhigen Auftritten gekommen sein. — Wenn das Volk still ist, sticht die Fürsten der Kitzel.

— In London ist am 11. Jan. die königl. Börse abgebrannt, was für das Land ein großes Unglück ist, da keine Papiere gerettet werden konnten.

Allerlei.

Die neue Christenheit.

Wißt Ihr auch, Ihr neuen Christen! was Religion ist? Der Herr Pfarrer hat euch's zwar schon manchmal gesagt; aber da lauft Ihr zur Kirche, schaut Euch drin um, denkt an dieß und an jenes, und wenn Ihr heim kommt, sagt Ihr: O der Herr Pfarrer hat eine schöne Predigt gehalten! Aber den Sinn davon habt Ihr nicht aufgefaßt, weil Ihr nicht gehörig aufgepaßt, und was Ihr noch höchstens verstanden, das laßt Ihr zu einem Ohr ein, zum andern heraus wandern! Zu Herz ist Euch nichts gegangen, weil Ihr gar nicht daran gedacht, daß die Ermahnungen und Lehren des Pfarrers für Euch gesagt seien, darum zieht Ihr sie auch nicht zum Gemüthe.

Religion nun ist die Lehre vom Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer und seinen Mitgeschöpfen, und wie sich der Mensch gegen Gott und seine Mitmenschen zu betragen habe. Die christliche Religion beruht auf gegenseitiger Liebe, aber im Geiste und in der Wahrheit; sie soll im Herzen wohnen und das Gemüth erfassen. Sie besteht nicht im Kirchenlaufen und doch nicht auf den Pfarrer hören; nicht im Frommthun mit Worten, und im Herzen voll Neid, Bosheit und Verleumdung sein; nicht im Gebete hersagen und den Schöpfer um Glück und Segen bitten, und daneben andere um das Ihrige verkümmern und zu hintergehen suchen; nein, sondern sie besteht in Seelengüte, Herzensreinheit und mitleidvoller Gemüthlichkeit gegen Andere. Der ist kein Christ, und wenn er auch noch so das Maul voll Frömmigkeit hat und die religiösen Zeremonien noch so fleißig übt, wenn er dabei nicht in der That herzliche Liebe zeigt; wo hingegen derjenige gewiß ein Christ ist, der, ohne Falsch, aufrichtig und wohldenkend ist gegen andere, auch wenn er das Zeremonielle noch so vernachlässigte und man in seinen Worten noch so wenig Frömmelei fände.

Alles trägt heut zu Tage den Namen Christen, aber wenige nur sind auserlesen. Hat Einer auf den Andern nur den geringsten Verdacht, und wenn er auch ganz ungegründet wäre: gleich entsteht Haß und unaustilgbare Rache; da sucht man zu verleumden und zu schaden, wo man nur kann; hat Einer mit dem Andern etwas zu verkehren, da gehts an ein Hintergehen und Ueberlisten; geht es Einem gut, da geht es an ein Beneiden und Verlästern, und kommt Einer in Noth, da wird — geholfen meint Ihr? — Ja das wäre gut! — nein, Achseln gezuckt und hintendrein noch verhechelt, daß es eine Schande für den Namen Christenheit wäre, wenn natürlich der Name etwas dabei zu bedeuten hätte! O christliche Liebe; wo bist du bei so vielen sogenannten Christen geblieben! O Wahrheit, wo bist du hingekommen! O Herz und Gemüth, wo hast du deinen Zugang dafür gelassen.

Aber es kommt nur vom Munde, darum bleibt's auch nur im Munde; denn was nicht von Herzen geht, wird auch die Herzen nie erfassen!

Neuestes.

Zürich. Mittwoch den 17. Jenner Abends 4 Uhr, wurde der letzte Schlußstein der neuen Meisenbrücke von den Baumeistern Stadler, Locher, und Staub nach übli-

chem Zeremoniel eingesetzt in Anwesenheit der Vorsteher des kaufmännischen Direktoriums und des angestellten Ingenieurs, Herrn Negrelli, so wie sämmtlicher Arbeiter, welche alle einen Schlag auf den Stein thaten.

— Prinz Ludwig Bonaparte wird mit Hilfe der Intervention einflußreicher Glieder der Kaiserfamilie demnächst aus der Schweiz herausdiplomatisirt werden, und die einheimischen Maulwürfe sollen ihre Arbeiten mit denen der Fremden vereinigt haben.

Bern. Herr Zeerleder soll wichtige Eingeständnisse gemacht haben in Betreff der dem Staate 1798 und 1804 entwendeten Summen, die seitdem durch geheimen Ausschuß verwaltet worden seien.

Berlin. Unsere Buchhändler werden auf die Gefahr aufmerksam, welche ihnen von der sonst mit Rechtlichkeit liebenden Bürgern bewohnt sein sollenden Schweiz in Hinsicht des Nachdrucks droht. Besonders soll der mit Freisinnigkeit und Aufklärung prunkende Kt. Appenzell eine solche literarische Diebsherberge dulden. — Da glaub' ich wohl, daß man die Waare billig geben könne ....

Erfurt. Am 8. Jan. brach die 600 Jahr alte Barfüßerkirche, eine Zierde der Stadt, zusammen. Der Pfarrer nebst etwa 50 andern Leuten, die sich gerade darin befanden, konnten sich in die Sakristei retten.

Paris. Das Theater „Italien" ist in der Nacht vom 14. auf den 15. d. ganz abgebrannt. Hr. Severini, einer der Direktoren, und 5 Pompiers sind dabei ums Leben gekommen. — Was hat denn die neue Zeit im Sinn, daß sie beginnt, Paläste, Börsen und Theater abzubrennen und Kirchen einzustürzen?

Das Waldhäuschen.

(Aus alter Handschrift übertragen.)

Loset, i möcht Ech jetz öbbis erzelle:
Sitzet do häre zu mir a de Tisch;
's Müetti thuet dusse-n-jetz Härdöpfel schwelle;
Wartet do by mer bis 's gchöchelet isch.

Z' Entfeld am Weg isch es Hüüseli gstande,
Wo me dem Wald noh uff Chölike goht;
Derthi chunt einist uß ganz frömde Lande
Spot i der Nacht no-n-e Ma volle Choht.

's Wetter isch schlecht gsy, der Weg no vil schlimmer,
Und i de Tanne het gchuutet der Wind;
De gseht im Hüüsli vo Liecht no-n-e Schimmer,
Merkt, daß die Lüüt drinn erwachet no sind.

Chlopft mit de Füüste recht chäch a der Thüre:
Händ ihr mir do nid dur d'Nacht es Quartier,
I chönnt im Dunkel der Waldweg verlüüre,
's regnet und windet, es gruuset eim schier.

D'Thüre goht uf jetz und er goht dri-n-ine,
Findet am Füür en verfötzlete Ma,
Mager und bleich mit veraltete Myne
Und e so schwach daß er stoh nümme cha.

By-n-em es Müetterli, fast no vil älter,
Alles im Hüüsli zeigt Armueth und Noth,
Händ het eis, mägrer aß's ander und chälter,
's fehlt ene halt a Verdienst und a Brot.

Das gseht de Frömd und er gryft i sTäsche,
Wirft ene-n-öbbis gar glänzigs is Füür,
Seit: ihr müend all Morge luege-n-i d'Aesche,
's stüürt ech für d'Noth, sei au d'Sach no so thüür.

Gseit het er das und isch grad druf verschwunde,
Niemer hat gwüßt meh wonus und wohi;
Niene händ d'Lüüt meh ke Spur vo-n-em gfunde.
Und me het ihn mit kem Aug chönne gseh.

Die Lüütli händ chönne vo der Zyt all Morge.
En glänzige Thaler zur Aesche-n-us zieh;
Si händ nümme bruucht für en Unterhalt z'sorge,
Und händ chönne lebe, si händ nid gwüßt wie.

Am 26. Dezember v. J. erstieg der unpatentirte Gemsjäger Christian Glaus auf Wengen in Lauterbrunnen die benachbarte Bergschlucht, um Gemsen zu jagen. Vermuthlich um der Strafe auszuweichen, schlug er eine gefahrvolle Bahn ein und fand, in eine schauervolle Tiefe hinabstürzend, den Tod. Das Gewehr zertrümmert, den Kopf zersplittert, alle Knochen gebrochen, wurde er am andern Morgen gefunden und zur Gruft gebracht. In ihm ging ein junges, rüstiges Leben unter; er war 25 Jahre alt, ledigen Standes.

Erklärung.

Ein geehrtes Publikum wird ersucht, Briefe an die Redaktion des Alpenhorns nicht mit des Unterzeichneten Adresse, sondern bloß „an die Redaktion des Alpenhorns", und franko einzusenden; da sich der Unterzeichnete weder mit Porto-Auslagen, noch mit Korrespondenz-Beförderung befassen kann; Bestellungen für Exemplare hingegen, Anzeigen und Bekanntmachungen können unter der Adresse: „Expedition des Alpenhorns" eingesendet werden, aber ebenfalls franko.

S. Landolt, Buchdrucker
in Nro. 626. auf dem Rain in Aarau.

Derselbe empfiehlt auch einem geehrten Publico seine Neue Buchdruckerei für alle in dieses Fach eingreifende Arbeiten, besonders Adress- und Einladungskarten, Nötchen, Rechnungen, Circulare etc., und verspricht geschmackvolle und billige Bedienung.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 4. 26. Jan. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Der gute Schmied.

Jordan von Burgenstein, ein Feind der Eidgenossen,
Ein Schürger auch vom blut'gen Laupen-Krieg,
Glaubt' eines Adels Bund für so voll Kraft geschlossen:
Daß er nicht zweifelte an der Verbünd'ten Sieg.

Er schicket Späher aus nach des Gefechtes Runde,
Die seh'n das kleine Heer der Bauern vor sich stehn;
Sie bringen ihm auf's Schloß die falsche Siegeskunde,
Er eilt den Zinnen zu, die Flieh'nden selbst zu sehn.

Der dies geschmiedet hat, war's nicht ein guter Schmiede?
Sprach er mit Hohngezisch von seinem Adelsbund.
Mit glüh'nden Zangen gibt den Bauern man jetzt Friede,
Zu Paaren treib' ich sie mit meinem Kettenhund!

Der Berner Einer zielt von ungefähr von unten
Mit einem Pfeil auf ihn, und trifft den stolzen Wicht;
Der Pfeil paßt in sein Hirn, wie auf das Faß der Spunten.
O Herr von Burgenstein, den Sieg erlebst du nicht.

Mit Blut bezahlte dort der Adel seinen Frieden,
Und schwer gebüßt hat er den übermüth'gen Stolz.
Wer dies geschmiedet hat: konnt' der nicht auch gut schmieden?
Sag', Herr von Burgenstein: wie traf des Bauern Bolz?

Die Fee im Jura.

4. Das Schloß Königstein.

Von dieser Zeit an hatte Hächler Ruhe vor Verleumdungen und Verfolgungen; allein seine Kunden wollten sich nicht mehr stark einfinden, und wenn er nicht am Schultheißen und der Freifrau, den Pathen seines Knaben, Unterstützung gefunden hätte, er wäre oft in großer Noth gewesen.

Sein Knabe wuchs mit dem Knaben und einem Mädchen der Schloßlyst in blühender Gesundheit auf, und zeichnete sich vor denselben durch muntere Laune, Gelehrigkeit und Gelenkigkeit vortheilhaft aus. Die Freifrau hatte an ihm ihre eigene Freude und beschied die Kinder oft zu sich, wo sie sie mit allerlei beschenkte.

Einsmals waren die Kinder eben bei ihr auf dem Schloß, und jedes hatte ein Geschenk von ihr in dem Händchen, als der Freifrau Bruder, Ullerich von Hertenstein, eintrat. Er sah die Kinder mit verächtlich böser Miene an, warf einen zornigen Blick auf die Freifrau und sprach:

Dahin verschwindest du also das Bischen Vermögen, was dir die Herrschaft noch einträgt? Dem Bauerngesindel verschenkst du deine Sachen? Warte nur: ich bin eingeweiht in deine Heimlichkeiten! Die Aarauer Bürgerkanaille kenne ich auch, mit der du gemeine Sache machst, so wie ich die Hexengeschichten kenne, die auf dem Schlosse vorfallen. Ich will dem Ding ein Ende machen; die Herrschaft soll verkauft werden, und du kannst mit deinen zwei Buben zu mir unter nähere Aufsicht kommen; bei dieser Hexen- und Weiber-Herrschaft würden sie doch nur zu feigen Memmen werden.

Er ließ den Kindern durch einen Knecht das Geschenkte wieder abnehmen, und sie zum Schloß hinaus jagen, schlug die Thür im Gemach der Freifrau mit aller Gewalt zu, ging in den Hof, saß wieder auf sein Pferd und ritt nach Aarau, wo er dem dortigen Adel seinen Entschluß bekannt machte, die Herrschaft Königstein mit allen dazu gehörigen Gerechtsamen zu verkaufen, und die Familie seiner Schwester zu sich zu nehmen.

Die Freifrau, die ihres Bruders bösartigen Sinn und seine harte Strenge gar wohl kannte, war nicht ohne bange Sorge um die Zukunft. Sie weinte bitterlich und war im Gebet zum Herrn: als das ihr wohl bekannte alte Mütterlein hereintrat, sprechend:

Weine nicht, mein Kind! Es lebt ein Gott, der sorget,
Wie im Glück, ist Er im Unglück nah!
Der bis heute noch dir Lebensgut geborget
Er bleibt auch noch in die Zukunft da.

Er wird dir noch ferner Gnade ſchenken:
Wirſt du nur dein treues Herz ihm weihn;
Er allein wird dir dein Schickſal lenken,
Deinen Bitten wohl Gehör verleihn.
Für die Kinder werde dir nicht bange:
Ihnen iſt das große Himmelreich!
Wo die Unſchuld glänzt aus Aug und Wange
Lebt ein Frohſinn, dem der Engel gleich.
Gott der Herr wird auch für dieſe wachen!
Ihr Geſchick ſoll dir nicht Kummer machen.

Sie verſchwand. Aber auch den Kindern war ſie auf der Schloßhöhe erſchienen, und hatte ſie durch einige Gaben für das vom Hertenſtein ihnen Entriſſene wieder entſchädigt.

Trüllerey, als er vernahm, die Herrſchaft Königſtein ſei zu verkaufen, machte den Antrag einem ehrſamen Rath der Stadt Aarau, dieſelbe käuflich an's Stadtgut zu bringen, da ſie wahrſcheinlich äußerſt wohlfeil wegkomme und viele Waldungen und Gerechtſame in ſich habe, was zum Beſchluß erhoben wurde.

Der Schultheiß kaufte ſie dann auch wirklich für die Stadt an, mit aller Zubehörde, hohen und niederen Gerichten, Wohn und Waid, Holz und Feld, um 550 Gulden rheiniſch.

Die Freifrau zog davon ab; ihr Bruder nahm ſie zu ſich auf ſein Schloß im Schwabenland und nie hat man wieder etwas von ihr erfahren.

Hächler wurde von Schultheiß und Rath der Stadt Aarau als Vogt auf das Schloß Königſtein geſetzt, und nicht lange hernach verheirathete er ſich wieder mit einer Jungfer Anna Imgraben von Aarau. Dieſe war eine verſtändige und gutmüthige Weibsperſon; ſie beredte ihn, ſeinen Sohn nun zu ſich aufs Schloß zu nehmen, pflegte ihn mütterlich und hatte ihn lieb, als wenn er ihr eigen wäre.

Die Schloßlyſi weinte, als man ihr den Knaben nahm; doch tröſtete ſie ſich damit, daß man ihr und ihren Kindern Zutritt in's Schloß geſtattete, ſo wie dem Knaben, die Lyſi und ihre Kinder in ihrer Hütte zu beſuchen.

Der kleine Heinrich, ſo nannten ſie ihn, war einmal ganz allein im Walde, in der Nähe des Schloſſes, die Zeit ſich mit Erdbeerenſuchen vertreibend, die er in ein kleines Körbchen ſich ſammelte, da trat ein altes Mütterchen zu ihm, und ſagte:

Was machſt du, kleiner Knabe?
Suchſt du hier Gottes Gabe?

Er ſah ſie freundlich an, zeigte ihr die bisher gewonnenen, und fragte ſie, ob ſie nicht welche davon wolle.

Sie nahm das Körbchen in die Hand, that als wenn ſie welche davon nähme, gab es ihm dann wieder ſprechend:

Danke dir mein junges Blut!
Bleibe fromm und werde gut;
Wirſt du dich der Unſchuld weih'n:
Wird Gott Vater mit dir ſein.

Wenn du folgeſt meinem Rath:
Bleibeſt rein in Sinn und That;
Iſt an Tugend dir gelegen:
So erwirbſt du Gottes Segen!

Der Knabe ſah ſie an erſtaunt ob ihrer Rede, und eh' er ſie recht verſtanden hatte, war ſie vor ſeinen Blicken verſchwunden. Als er ſein Körbchen betrachtete, war es ganz voll der ſchönſten Erdbeeren. Ganz verwundert und entzückt vor Freude, lief er damit nach Hauſe, ſein Abenteuer ſeinen Aeltern zu erzählen.

Hächler merkte alſogleich, wer mit dem Knaben im Spiele war, da er von der Lyſi ſchon hie und da Berichte über die Fee erhalten, der er auch den ſchwarzen Zettel mit den goldenen Buchſtaben zugeſchrieben hatte. Seine Frau hingegen machte darüber bedenkliche Miene, bekreuzte ſich, und es ſetzte zwiſchen ihr und Hächler einen ſehr lebhaften Wortwechſel ab. Jedoch gelang es ihm ſie darüber zu beruhigen.

Des andern Tages hatte Hächler Geſchäfte in der Stadt und ſeine Frau war ganz allein im Garten mit Gemüſeſetzen beſchäftigt, als das alte Mütterlein vor ſie trat, ſie um Setzlinge bittend. Sie gab ihr etwelche. Während beide mit einander von der Gartenarbeit redeten, ward das Mütterlein immer jünger und ſchöner, und ſtand zuletzt als ein reizendes junges Mädchen in beſonderem Glanz vor ihr, ſo daß ſich Hächlers Frau zu fürchten anfing ob dieſer Verwandlung. Als die Fee das merkte, hub ſie an:

Meine Schweſter, fürchte ja dich nicht;
Mein Erſcheinen bringt dir kein Verderben;
Schau mir freundlich, froh in's Angeſicht:
Ich will dein Vertrauen mir erwerben.

So wie du, bin ich des Schöpfers Kind',
Muß ihn auch als Vater anerkennen;
Wenn wir Geiſter auch unſterblich ſind;
Müßt ihr Menſchen doch uns bös nicht nennen.

Dir erſchein' ich nur als guter Geiſt,
Mich zu kennen ſoll dich nie gereuen;
Meine Gunſt, die Freundſchaft dir erweist,
Biſt du gut: ſoll täglich ſich erneuen.

Hiermit gab ſie ihr mit Dankſagung die Setzlinge wieder zurück, mit dem Bedeuten, ſie ſolle dieſelben nur im Schloßgarten ſetzen; dann verſchwand ſie.

Frau Hächlerin hatte wirklich Vertrauen und Zuneigung zur Fee gefaßt ihrer liebreichen Rede halber, und ſetzte auch alſogleich die Setzlinge. Doch verſchwieg ſie ihrem Manne die Erſcheinung.

Die Herrſchaft kam unter Hächlers Verwaltung bald in die beſte Ordnung; Feld, Gärten und Wald war alles im gedeihlichſten Zuſtande. Als eines Morgens Hächler mit einem Knecht durch den Schloßgarten ging, um über den Bergrücken nach der Hard zu wandeln, fanden ſie alle Gärten verwüſtet, im Walde viel junges Tannengehölz entweder abgehauen oder abgewürgt, und die Häuſer in der Hard mit öſterreichiſchen Soldaten beſetzt. Sie ſchlichen ſich durch den Wald zurück und Hächler ging nach Aarau, um die Sache dem Schultheiß anzuzeigen, wo er vernahm, daß auch im Nebberge von Aarau Verwüſtungen verübt worden ſeien. Man gab ihm einſtweilen

zwanzig Mann mit in's Schloß, damit im Fall der Noth einige Bewehrung darin liege.

Diese Bosheit hatte Thomas von Falkenstein, Herr zu Gösgen, verüben lassen, der gegen die Aarauer feindlich gesinnt, ein Glied der österreichischen Adelsfamilien war.

Solcher Streiche verübte er noch mehr, doch gewöhnlich hinterrücks und auf heimtückische Weise, so daß man ihm dagegen nichts anhaben konnte. Hier und dort wurden Aarauer oft von ihm beleidigt, und von seinen Leuten beraubt.

Frau Hächler wollte nun den Garten durch ihre Taglöhner wieder zurecht machen lassen, allein schon am dritten Morgen war derselbe ohne ihr Zuthun wieder so schön und in so gute Ordnung gestellt, daß es keine menschliche Hand besser hätte machen können. Die Bauern sagten: Das hat die Lysi gethan! Auch in die Stadt kam das Gerede wieder, und man wollte sogar von der Verwandtschaft aus die Schloßvögtin überreden, ihren Mann zu verlassen und ihr einblasen, ihr Mann hätte immer noch mit der Bäuerin geheime Gemeinschaft; sie aber ließ sich nichts vorschwatzen, indem sie ihren Mann und die Lysi kennen gelernt hatte, und sich schon vorstellen konnte, auf welche Weise ihr Garten wieder mochte zurecht gemacht worden sein.

Unterdessen war nach und nach der kleine Heinrich mit den Kindern der Lysi größer geworden; sie hatten immer in traulicher Geschwisterschaft mit einander gelebt, und besonders im letzten Jahr hat Heinrich für Meili, so hieß die kleine Tochter der Schloßlysi, besondere Zuneigung gewonnen. Er freute sich mit ihr, wenn sie etwas Fröhliches hatte, und war traurig, wenn ihr etwas Böses widerfuhr; ihm aber war auch nicht wohl, wenn er längere Zeit ihre Gesellschaft entbehren mußte, oder wenn sie mit andern jungen Burschen Spaß trieb.

Sie war jedoch mit Andern viel unbefangener, als mit ihm; sie erröthete und senkte ihr lockiges Köpfchen, wenn er zuweilen sinnend in ihre blauen Augen schaute, und immer hatte sie dann an ihrem Schürzenbändel etwas zu zupfen; spaßte er aber mit andern Mädchen und schien gegen sie gleichgültig, warf sie ihm verstohlene prüfende Blicke zu; es war ihr nicht recht und sie suchte immer etwas hervor, ihn zu necken.

(Fortsetzung folgt.)

Geistlicher Betrug.

Wie verderbenvoll und sittenvergiftend das unthätige klösterliche Leben oft in die Christenheit eingewirkt, zu wie vielen gotteslästerlichen Mißbräuchen und Thorheiten es oft Veranlassung gegeben, zeigen die häufigen Fälle, wo Priester, statt in den Geist und Sinn der christlichen Lehre einzudringen, sich oft mit einfältigen Streitigkeiten über Nebensachen abgeben und mit der christlichen Religion betrügerische Spielerei treiben zu ihrem bloßen Zeitvertreib.

Die Dominikaner und Franziskaner waren mit einander im Streit über die unbefleckte Empfängniß Mariä. Erstere läugneten dieselbe ab, und, eifersüchtig über den mehrern Anhang der Franziskaner unterm Volke, suchten sie ihrer Lehre durch Gespenster-Betrug beim Publikum Eingang zu verschaffen.

Zu diesem Behuf erkieseten sie sich einen einfältigen Schneider, Namens Thomas Jetzer aus Zurzach. Sie zogen ihn zu sich in's Kloster, erschienen ihm des Nachts vermummt als Geister von Verstorbenen, und suchten ihn glauben zu machen, er könne durch Fasten und Beten die Seelen derselben aus dem Fegfeuer erretten, was ihnen auch wirklich gelang. Durch sein vieles Fasten und Beten wurde der ohnehin verstandesschwache Schneider noch einfältiger und verwirrter, schwatzte allerlei von den vermeinten Geistern ihm eingetrichtertes Zeug, so daß das abergläubische dumme Volk ihn für einen wunderbaren Heiligen zu halten anfing.

Die Pfaffen erschienen ihm nun nächtlicher Weile bald als heilige Barbara, bald als heilige Cäcilia, bald als heilige Katharina und zuletzt gar als Mutter Gottes. Sie brachten ihm bei ihren nächtlichen Erscheinungen acht Wunden bei, wie sie der heilige Franziskus soll gehabt haben, und behielten ihm dieselben mittelst dazu bereiteter Salben immer offen; gaben ihm einen Trank ein, der ihn zuweilen ganz von Sinnen brachte, wobei sie vorgaben; in diesem Zustande stelle er das Leiden Christi vor. Ließen das Bild der Jungfrau Maria in ihrer Kirche durch künstliche Vorrichtungen Blutstropfen weinen, so wie sie ihm in einer Erscheinung als Maria Blutstropfen überreichten, welche dieselbe über Christum und Jerusalem vergossen haben sollte; wobei die Jungfrau ihm erkläret: daß sie wirklich in Sünden soll empfangen haben.

Jetzer merkte zuletzt das betrügerische Spiel, und die Geistlichen, in Furcht, er möchte ihre Bubereien verrathen, suchten ihn zu vergiften, was ihnen aber nicht gelang.

So wurde der Betrug ruchtbar; Jetzer ward gefänglich eingezogen und auf die Folter gespannt, wonach er endlich alles gestand.

Die geistlichen Betrüger wurden aufgegriffen, und, nachdem sie und ihre Sache von einem geistlichen Gericht an das andere gezogen und von ihrem Orden gern unterdrückt worden wäre, von den Bischöfen von Sitten und Lausanne auf einer Schaubühne öffentlich degradirt, dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit übergeben, an Pfählen gebunden und als Religions-Schänder verbrannt.

Die Feuersbrunst.

Finster isch es im Dorf, und schwarzi Nacht allethalbe,
Alles isch zentume still, Alles in agnehmer Rueh;
Nume der Byswind pfyft chalt i de Wipfle und Bäume,
Und en erchranknete Ma ächzet vor Schmerze-n-im Bett.
Oebbe näume-n-es Chindli briegget vor Durst i der Wiege,
Und uf em sträuige Dach wigglet es Chüüzli dur d'Nacht;
Stei und Bei isch es gfrore, chuum daß au 's Brünnli mag glaufe,
Und im Wächter si Tritt gyret uf einsemer Stroß;
Plötzlich wirds heiter wie Tag, und vor ihm do staggere d'Flamme
Uß eme sträuige Dach, helf is Gott, seit er und schreit;
Füürio rüeft er dur's Dorf, im Chilchethurn wagglet er d'Glogge,
Und uß em brünnige Huus springe d'Lüüt use halb blutt;
D'Buure-n-im Dorf werde wach und zittre vor Aengste-n-und Schrecke,
D'Glogge stürme rings um, und uf de Schlössere schießt's;
Vo-n-alle Syte derher wend d'Nochbre cho helfe und lösche,
D'Sprütze gyre im Schnee, 's ziehnd si die dämpfige Roß;
Aber der Byswind bloßt, und 's manglet a Wasser zum sprütze,
Nüt as es Brünnli isch do, und 's Bächli isch nume gar chlei,
's isch do vom Lösche ke Red, ei Hütte brünnt um die ander,
's braschlet, es chnittret und macht, 's ischt er erschröcklige Gruus.
's Unglück regiert ech do hert, oheie die Lüüt sind z'erbarme;
Do fallt ech eine-n-is Füür, dert eim es Träm uf e Chopf,
Do rüeft eine-n-um Hülf, und dert cha no eine nit use,
Do brüele d'Stiere im Stal, wend absoluti nid druus;.
An eim Ort e grüüsligе Dampf, es cha-n-e ke Mönsch nüt dert mache,
Am andre-n-Ort d'Flamme so höch, me meint 's zündi d'Wulke no a.

Und allwyl pfyft no der Wind, und allewyl ſtürmt's no durane;
Bald aber iſch es verby, 's Dorf iſch zu Aeſche-n-und Schutt,
Do halb verbrönntnige Träm, dert e paar Stückeli Muure,
Nüt as Chole-n-und Dampf, und do und dert aaprotes Beh,
Und vo dem chrankene Mä will e ke Mönſch no nüt wüſſe,
Endlich find't me-n-e doch todt und vergrabe-n-im Schutt. —
Do mueß me helfe für d'Noth, do iſch jetz Jommer und Elend,
Nüt iſch ech grettet vom Füür, Alles verlore-n-im Rauch.
Chuum au no das uf eyn Lyb, e Theil numme das do ſchier nümme,
Und e ſo chalt no derzue! Chömet mitlydigi Lüüt,
Wo nit im Unglück ſind, chömet und helfet und rothet;
Was er vo dene-n-eim thüend, ſeit der Herr, thüend er jo mir!
's chunt ech einiſt die Zyt, der Himmel wird ech's vergelte.
Keine weiß hüt oder morn: ob er nit bald derzue chunt.

Bilder aus der Natur.

Die Nachtigall.

Ein kleiner, dunkelroſtrothgrauer Vogel, am Bauche und am Vorderhals ſchmutzig weiß, von der Größe eines Sperlings.

Sie findet ſich in ganz Europa. In Deutſchland wählt ſie dicht mit Geſträuch verwachſene Gegenden, niedrige Wälder und Gebüſche, beſonders in der Nähe von kleinem Gewäſſer, und ſucht das folgende Jahr genau den Standort wieder auf, wo ſie ſich im vorigen aufgehalten.

Sie wandern bei Nacht, erſcheinen in Europa, wenn die Laubhölzer ſich begrünen, und verlaſſen uns wieder um Mitte Auguſt.

Die Nachtigall baut ein tiefes Neſt aus dürren Blättern und Grashalmen, inwendig mit Roßhaar ausgefüttert und legt 4 bis 5 olivenfarbige Eier hinein.

Ihre Nahrung beſteht aus kleinen Raupen, Nachtſchmetterlingen und Inſektenlarven. Gefangen im Zimmer ſind Ameiſeneier und Mehlwürmer ihre Hauptnahrung.

Der Geſang der Nachtigall iſt mannigfaltig ſchön und hat etwas Empfindſames, die Seele Ergreifendes. Sie gibt jeden Ausdruck ihrer Leidenſchaft durch einen beſonderen Ton zu erkennen. Das Männchen ſingt mit einer Deutlichkeit und Stärke, daß es zum Erſtaunen iſt, wie viel Kraft dieſer Vogel in den Werkzeugen ſeiner Stimme beſitzt. Bald zieht es minutenlang einige melancholiſche Töne hin, die leiſe anfangen, immer ſtärker werden und erſterbend ſich wieder endigen; bald ſchmettert ſie eine Reihe ſcharfer Töne haſtig her, und ſchließt mit den einzelnen Lauten eines ſteigenden Akkords; feurige Töne und ſtarkes Schmettern wechſeln mit ſanftem Rollen und ſchmachtendem Hinziehn ab, und bilden durch volle und gedämmte, bebende und ſcharfe, gedehnte und ſchnelle Laute ein herrliches Ganzes. Es iſt in der That bezaubernd und hat beſonders dann einen unausſprechlichen Reiz, wenn ſein Geſang in tiefer nächtlicher Stille ertönt, wo gleichſam die ganze Natur ihm ſchweigend aufzuhorchen ſcheint. In der Freiheit ertönt ihr Geſang kaum drei Monate lang; in der Gefangenſchaft aber, wenn ſie gut verpflegt wird, oft bis ſechs und ſieben Monate hindurch.

Sie wird ſehr zahm, traulich und anhänglich an ihren Wärter und kennt genau ſeine Tritte. Im ihrem Anſtande herrſcht ein gewiſſer edler Stolz; den Schwanz trägt ſie immer etwas erhaben und macht Bewegungen damit; Alles beobachtet ſie mit einem ernſten und forſchenden Auge.

Ihr Fleiſch iſt vortrefflich, kann aber wohl bloß einem rohen Schlemmer ſchmecken, der ſich des Gedankens erwehren kann, durch einen Schluck das Leben eines unſchuldigen, angenehmen und nützlichen Geſchöpfes verzehrt zu haben. Heliogabalus aß Gerichte von Nachtigallenzungen, und zu dem Gerichte des Schauſpielers Eſopus, das aus 100 im Singen und Sprechen vorzüglichen Vögeln beſtand, kamen auch Nachtigallen.

In Deutſchland wird eine mit 2 bis 8 Brabanterthalern bezahlt; in Japan werden bis 100 Carolin für eine gegeben, und eine weiße für Claudius Gemahlin zum Geſchenk beſtimmte koſtete 15,000 Thaler. Sie ſind ſehr leicht zu fangen, da ſie arglos, zutraulich und neugierig ſind; an manchen Orten iſt es aber bei ſchwerer Strafe verboten.

Perſiſche Maximen und Anekdoten.

Ein mächtiger Monarch ſchenkte einem Derwiſch ſeine Gunſt, und lange lebte dieſer auf vertrautem Fuße mit jenem. Endlich bemerkte er in dem Benehmen des Königs Kälte, und, nachdem er über die Urſache nachgedacht hatte, fand er, daß ſie in ſeinen zu häufigen Beſuchen liege. Von Stunde an kam er nicht mehr in den Pallaſt. Eines Tages begegnete der König dem Derwiſch und fragte ihn: „Warum beſuchſt Du mich nicht mehr?“ — „Weil ich,“ gab er zur Antwort, „lieber gefragt werden will: Warum kommſt du nicht? als: Warum kommſt du ſo häufig?“

Ein Araber hatte ſein Kameel verloren und ſchwor, es für einen einzigen Dirhem wieder zu verkaufen, wenn es ſich je wieder finden ſollte. Letzteres geſchah, und nun reute ihn gar ſehr ſein vorſchneller Schwur. Endlich verfiel er auf folgenden Ausweg. Er nahm ſeine Katze, ging auf den Markt und rief: „Wer will ein Kameel für einen Dirhem, und eine Katze für hundert kaufen? Doch merket wohl, ein Thier wird nicht ohne das andere verkauft.“

Plaudere deine Geheimniſſe nicht aus, was du verſchweigſt kannſt du zu jeder Zeit offenbaren, was du einmal geoffenbaret haſt, ſuchſt du dann umſonſt zu verbergen. Chosros Nuſchirwan pflegte zu ſagen: „Schweigen hat mich nie gereut, oft aber habe ich mich auf dem Boden verzweiflungsvoll in meinem Blute gewälzt, weil ich geſprochen habe.“

Es iſt leichter ein Berg mit einer Nadelſpitze fortzurücken, als den Stolz aus dem menſchlichen Herzen auszurotten. Keiner rühme ſich, er ſei frei von Stolz, er liegt verborgener in dem Herzen und iſt unwahrnehmbarer für das Auge, als die Spur einer Ameiſe, die in einer ſchwarzen Nacht über einen ſchwarzen Stein lief.

Auflöſung des Räthſels in No. 3.: „Schneidervogel.“

Charade.

Eine Heilige, in der Legenden Reihe
Wird mein Erſtes aufgezeichnet ſeyn;
In des Ganzen fruchtbar ſchöner Nähe
War die Eremitin einſt zu ſehn;
Dort bewohnte ſie in eines Waldes Mitte,
Fromm und einſam, eine kleine Hütte.

Mit der winſelnden erhaſchten Beute
Fliegt der Adler meinem Zweiten zu,
Eilt im Schwung durch hoher Lüfte Weite,
Sucht dort auf des Abends ſtille Ruh.

Und das Ganze, ſchau'in weite Ferne:
Es beut dir den ſchönſten Anblik dar;
Meine Augen ſchauen dort ſo gerne
Was jetzt iſt, und was auch ehmals war;
Wenn in den Alpen die Sonne erglänzt:
Wie die Eisfelder flimmern,
Die Schneegipfel ſchimmern
Von Wolken bekränzt.

Das Loos wird entſcheiden, welchem von denjenigen verehrten Abonnenten, die bis zum 2. Februar die Auflöſung davon franko eingeben, eine Prämie zufällt.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 4.

26. Jan. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Wer's mit Jedem redlich meint, Leidende erquicket:
Dem erzeiget Euch als Freund, wo Ihr ihn erblicket!

Lalenburg.

Grüß Euch Gott! meine lieben Leser! Ich bin doch wirklich recht froh, daß ich wieder ganz bei Euch bin. Diesmal wäre es bald gerathen, daß ich entweder ohne Kopf oder mit abgeschlagenen Beinen zu Euch gekommen wäre. Das sind Teufelskerle, die Lalenburger! Die haben mich schön angefahren, als ich die letzte Woche zu ihnen kam. Ich weiß nicht, was für ein voreiliger Hasenfuß dort Alles erzählt hat, was ich Euch von ihnen berichte. Ich glaube bald, ich könne das nächste Mal nur als Contrebande eingeschmuggelt werden, so haben sie mich angeschnurrt. Aber sieht, nur still! ich erzähl'Euch doch fort; sie werden mich eben nicht mit Haut und Haar aufzehren; wenigstens steht in der Naturgeschichte der Lalenburger nicht, daß sie unter die Menschenfresser gezählt werden.

In den vorigen Nummern habe ich die dortigen Aristokraten Euch durchgehächelt: die haben die Nase gerümpft und das Ohr geschüttelt, daß es eine Freude war; denn Ihr müßt wissen: die Lalenburger schneiden dabei gar drollige Gesichter und Figuren; ich hätte im Anfang bald Mitleiden mit ihnen gehabt, indem ich glaubte, sie hätten etwa Zahnweh. Aber auwaih geschrien, die hätten bald mir Zahnweh gemacht, wenn ich mich nicht geschwind ein Bißchen geduckt hätte.

Nun will ich Euch doch einmal etwas von den Liberalen erzählen, das folgende Mal dann von den Radikalen, und hernach von allen andern Aalen. Es ist ein schönes Wort: „liberal", zu deutsch: freisinnig; jeder Mensch sollte es sein, wenn man seine Seele nicht oft selbst verkrüppelte und den Dämon der Interessen dem Ewigwahren und Natürlichen vorherrschen ließe.

Aber in Lalenburg gibt es gar besondere Liberale. Da gibt es solche, die sehr interessirte Gesinnungen haben, sich aber derselben schämen, und um es nicht merken zu lassen, sich öffentlich als gemäßigt (liberal) zeigen. Andere sind sehr radikal in ihrem Herzen, fürchten aber ihrer Abhängigkeit von Andern halber etwa Schaden zu erleiden, wenn sie sich ungezwungen äussern, und mäßigen sich. Noch Andere sind sonst furchtsame Hasen, und wären sie auch die besten Schützen, fürchten sie doch das fremde Kommis-Gewehr. Endlich gibt es noch solche, die in ihren Gesinnungen entweder Aristokrat oder radikal sind, nur nicht so leidenschaftlich; diese nennt man in Lalenburg auch schlechtweg Liberale, weil dort in den Augen der Leute Einer, wenn er etwas sein will, es recht leidenschaftlich sein muß, sonst gilt er nicht als solcher.

Ich glaube zwar nicht, daß mir die Liberalen dieser Sentenz halber den Kopf abwaschen werden; sie nehmen die Sache gewöhnlich nicht so hoch auf. Doch muß ich nächste Woche mich in Acht nehmen, wenn ich nach Lalenburg komme, weil ein hochwohlehrwürdiges Domkapitel daselbst mir stark auf den Leib zu rücken gesonnen ist; darum hoffe ich von meinen geehrten Freunden einen wohlgemeinten Glückwunsch auf die Reise, damit mich der Himmel vor den Lalenburgern gnädigst bewahre.

Da schickt mir diese Woche so ein närrischer Zwickel von dorther unter der Adresse des Verlegers folgenden Brief zu:

„Herr Redaktor! Aus deinen Blasinstrumenten ergellen Töne eigener Art, welche nicht sehr erbaulich sind, mir scheint fast du habest bey Ankündigung deiner Blätter vergeßen zu bemerken, daß dieselben nur für Protestanten gewidmet sind, und zwar ausschließlich nur für solche, deren Vergnügen es ist, über die katolische Kirche deren Oberhaupt und Institutionen seichte Witze und elende Phrasen zu vernehmen. — Die Tendenz deiner Blätter gefällt hier weder dem gelehrten noch ungelehrten Stande, den sie

dragen das Gepräge der religiösen **Intoleranz** und der politischen Schwärmerey, und ich mag dir (aus Schonung) das Uhrteil nicht bekant machen, welches von Protestanten und Katoliken in Hier, über den **Redactor** des Alpenhorns und Posthörnchens gefählt und ausgesprochen wurde, darum soll, wer sich auf das **Paladium** des öfentlichen Schreibens wagt, vor allem aus die Schranken der **Humanität**, des sittlichen Gefühls, und der religiösen Toleranz nicht überschreiten, wen er nicht Gefahr laufen will, von seinen Mitbürgern Schande und Verachtung einzuernten. — In guten Treuen rahte ich dir von dieser unrühmlichen Baan abzustehen, auf welcher dir gewiß keine Lorbeer bereitet sind, ich kenne merere solche Zeitungsschreiber mit ändlichen Tentenzen, aus jüngster Zeit, welche mit ökonomischem **Ruin** und allgemeiner Verachtung geentet. — Ich gestehe dir frey das ich deine Blätter nicht mer lesse, und ich bin doch kein **Obscurant**, meine religiösen Grundsätze sind einfach diese, das ich als Katholik der Kirche treu ergeben bin, und alle Angriffe und Verfolgungen, von welcher Seite sie immer herkomen, im innersten meines Hertzens verachte und verabscheue.“

Dem Einsender dieses haben wir nun zu bemerken, daß er die Person des kirchlichen Oberhauptes und seiner Diener der Kirche mit der Kirche selbst zu verwechseln oder als eins anzusehen scheint. Die christkatholischen Glaubenssätze und kirchlichen Gebräuche wurden von uns nie angegriffen, so wenig als wir die Grenzen der Menschlichkeit und des sittlichen Gefühls überschritten, und wir verehren sie im wahren Katholiken, der seinem Glauben aus dem Grunde des Herzens und aus Ueberzeugung ergeben ist, eben so sehr, als wir die Grundsätze eines jeden Andersglaubenden verehren, der im Geiste und in der Wahrheit Religion besitzt, sie nicht in bloßen Gebräuchen und Satzungen sucht, und sie zu seiner zeitlichen Besserung und zum ewigen Seelenheil anwendet. Wir glauben aber nie, daß ein Amt, eine Person so sehr heilige, daß sie über ihre Irreligiösität und Unsittlichkeit nicht dürfe vor dem Publikum zu Rede gestellt und ihre Schlechtigkeit aufgedeckt werden! Das wäre für unsere Zeit wohl traurig! Hat ja Christus selbst Pharisäer, Sadduzäer, Schriftgelehrte und Aelteste des Volks zurechtgewiesen. Die Person soll das Amt, und nicht das Amt die Person heiligen. Wir aber haben über diese Leute nichts Anderes geschrieben, als was im Buch der Geschichte Jedermann zum Andenken, zur Warnung und Belehrung aufbewahrt ist, und was diese Leute nie mehr auswischen können. Sie vertheidigen sich immer und überall mit den gleichen Waffen, indem sie sich dem Volke als die Kirche und mit ihr eins ausgeben und denjenigen ihre eigene Sünde über den Hals zu werfen suchen, der ihnen einen Spiegel vorhält. Uns jedoch sollen sie dadurch nicht verhindern, für Aufklärung, Licht und Wahrheit das Wort zu ergreifen.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die Aarau angehörige neue Saugspritze hat bei dem Brandunglück daselbst am 22. d. ihre vortheilhafte Wirksamkeit erprobt, nur war zu bedauern, daß die sonst guten Schläuche bei den Schließen nicht gut angemacht waren, was oft Stockung in ihrer Thätigkeit verursachte. Der Brandwache wären kräftigere Instruktionen und mehr Takt zu wünschen, um Klagen zu verhüten über nicht mehr zum Vorschein gekommene Sachen; so wie zum Flüchten von Effekten keine andern Leute als die dazu bestimmten Flüchter zugelassen werden sollten, oder jene nur unter der Aufsicht von diesen, damit nicht durch unbesonnenes Hinauswerfen so viel zerschlagen würde. — Dank der menschenfreundlichen Gesellschaft von Lenzburg, die in ihrer Fröhlichkeit auch die Leidenden bedachte und eine so schöne Gabe für die Brandbeschädigten eingab.

— Am 17. d. M. wurde in Zürich der Goldschmied Wirth auf der Straße im Kreuzgange bei dem Großmünster plötzlich von einem apoplektischen Zufall getödtet, als er eben aus der Versammlung der Eisenbahnaktionärs nach Hause kehren wollte. Ein gleiches Schicksal hatte am 21. Herr Hauptmann Spieler in Aarau, als er nach dem Mittagessen im Kaffehause sein gewohntes Glas Wein zu sich nahm; er hat bieder und sorglos gelebt und ist auch so gestorben; und hat die Ewigkeit ganz unverhofft erworben.

— Die Schlußsteine des Bogens an der Zürcher Meisenbrücke sind gesprengt und geschlossen. Ein lustiger Freiheitsbaum strebt von der Brücke in die Lüfte. — Der Wellenberg, dieser alte Sünden- und Sünderthurm, fällt unter den Streichen der Zeit. Es wird kein Waldmann, kein Waser und kein Willi mehr darin sein Henkermahl zu sich nehmen. So fällt ein Fundament ums Andere, die Religion ist in Gefahr und den kommenden Geschlechtern bleibt auch nicht ein Denkmal der alten ägyptischen Fleischtöpfe.

— In Zürich fand man letzten Dienstag unzweifelhafte Spuren von Brandstiftung im Theater, wodurch das Schauspielhaus, das Kasino und das Regierungsgebäude hätten eingeäschert werden sollen. — Die hätten gewiß gern den Petersburgern, Londnern und Parisern nachgeafft.

— In der Nacht vom 13. auf den 14. wurden wir in Metmenstetten durch die Sturmglocke erschreckt, da in Roßau in einem Hause Feuer ausbrach und dasselbe in Asche legte. 16 Personen verloren ihr Obdach und den

größten Theil ihrer Habe. Man lobt die schnelle Hülfe und die theilnehmende Thätigkeit der benachbarten Gemeinden des Kantons Zug.

— Als es sich in Luzern um Aufnahme der Schwestern der Vorsehung in die Waisenanstalt und in den Sentispital zur Besorgung sich handelte, regte der kleine Rath den Gedanken an, durch ein Gesetz den drei Nonnenklöstern (mit 110 Nonnen) die gleiche Bestimmung zu geben, welche jene und die grauen Schwestern haben. Die Kommission des großen Rathes, welche darüber ein Gutachten zu bringen hat, wird die Verwirklichung dieses Gedankens unterstützen. Somit würden diese Personen, deren Thätigkeit durch Irrglauben der Welt entrissen ward, derselben auch wieder nützlich werden können.

— Der Landrath des Kantons Wallis hat, wie der große Rath von Schwyz, die gemischten Ehen verboten. — Die Fischer klagen hier in der Umgegend seit einiger Zeit wegen Mangel an Krebsen; laßt sie Euch nur von dorther verschreiben, dort gibt es ganze Rathssäle voll.

— Im Hochgericht Disentis, Kt. Graubünden, erscheint nun in romanischer Sprache ein „Freund der Religion und des Vaterlandes", um einem andern freisinnigen Blatte, das ebenfalls in dieser Sprache geschrieben ist, mit seinem Uhugeschrei entgegenzutreten. — Es ist wirklich für die Kinder der Nacht sehr fatal, daß sie, um sich zu halten, die Leute müssen lesen lehren, do doch Denken und Lesen ihnen schon so viel Unheil gebracht hat.

— Unter dem Churer Adel herrscht das Muckerthum, eine Art Pietismus, wobei gemüthskranke Jungfrauen vermöge einer ganz natürlichen Wunderkur radikal geheilt und dadurch die heilige Weihe empfangen haben.

— Unlängst verstarb zu Brigels im Bündner Oberland der Altseckelmeister Joh. Georg Degonda in einem Alter von 103 Jahren, während welcher Zeit er nie krank war. Im 96. Lebensjahre unternahm derselbe noch als rüstiger Bergsteiger eine Reise nach Bergamo.

Ausland.

— Auf den Beschluß hin, die Armee um 30,000 Mann zu vermehren, gibt man sich in den nordwestlichen Departementen Frankreichs allerlei kriegerischen Vermuthungen hin, die durch die daselbst zusammengezogenen Truppen genährt werden. — Die Prinzessin Clementine hat an die in den Tuilerien diensthuenden Soldaten Handschuhe austheilen lassen. Vom König, vom Stadtrath und der Herzogin von Orleans ward eine Summe von 50,000 Fr. zusammengelegt, um an Arme und Verdienstlose Holz und Suppe auszutheilen.

— Am 19. Jan. Abends um 3 Uhr brach in London das Feuer in den Trümmern der Börse von Neuem aus. Beinahe wäre das Drury-Lane-Theater in Rauch aufgegangen, da schon die Flammen aus dem Dache hervorbrachen. Dagegen sind auf dem Kai des College ungeheure Kohlein- und Kornmagazine und die großen Mühlen des Hrn. Walker abgebrannt.

— Man flüstert sich in England in die Ohren, daß das Herz der jungen, schönen, gefeierten Königin nicht mehr frei sei, und ohne einen Namen zu nennen, wird von dem künftigen Gemahl Ihrer Maj. ausgesagt, er sei ein wohlgestalteter, schlanker Mann, mit lockigen schwarzen Haaren und einem großen Schnurrbart, von gesunder, röthlicher Gesichtsfarbe, cholerischen Temperaments, zuversichtlich, stolz, kühn, kriegslustig und etwas exzentrisch — alles Dinge, die einer jungen Königin recht wohl zusagen mögen. Die Prinzessin hatte unter der letzten Regierung einen jungen Kapitän der berittenen Garde, Lord Elphinston, bemerkt. Der König fand darin einen Gegenstand zu Besorgnissen, und der junge Lord wurde ersucht, nach Indien abzureisen. Nun kehrt er ganz natürlich nach London zurück, weil die junge Königin keinen Gemahl in der Ferne braucht.

— Der König von Hannover scheint seiner Residenz durch eine zahlreiche Besatzung Glanz verleihen zu wollen. Die ganze Hälfte der Armee soll in der Hauptstadt vereinigt werden, und man glaubt, daß die Bemühungen der Provinzialstädte, sich ihre Besatzungen zu erhalten, fruchtlos bleiben werden.

— Nach andauernder trockener Kälte ist im Badischen plötzlich tiefer Schnee gefallen und der Frost hat noch mehr zugenommen, so daß der Thermometer fortwährend zwischen 16 und 20° unter 0 steht. Am 15. wurde in Baden-Baden der allgemein verehrte geistliche Rath und Stadtpfarrer Lorenz begraben; das kalte Wetter hielt die Einwohner nicht ab, dem zahlreithen Leichengefolge beizuwohnen; aber bereits am Abend schon erkrankte ein großer Theil derselben, besonders Knaben wurden von heftigem Erbrechen befallen und der plötzlich erfolgte Tod des Generals v. Schäffer wird der Kälte zugeschrieben.

— Im Herzogthum Sachsen-Meiningen ist ein sehr strenges Gesetz gegen Glücksspiele erschienen. Jeder, der in eine Loterie setzt, wird mit 1 bis 4 Wochen Gefängniß, Kollekteurs ꝛc. mit ein- bis zweimonatlicher Zuchthausstrafe belegt. — Wollte Gott, es wäre in der Art jede Regierung so streng, da sich die Leute die Fabel vom Hund mit dem Fleischstück nicht merken wollen.

— Briefen aus Münster zufolge sind in Westphalen die Flüsse ausgetreten und so große Wassernoth entstanden, daß man sich seit vierzig Jahren einer solchen nicht erinnern kann. Brücken, Gebäude, Straßen und Dämme sind zerstört, Felder und Gärten verwüstet; an einigen Orten konnte das Vieh nur mit Noth aus den Ställen gerettet werden.

Allerlei.

In Düsseldorf hat man einen Vagabunden und Verbrecher eingebracht, den man für den Juden hält, welcher im vorigen Jahre dicht bei der Stadt das Kind eines gewissen Hrn. Pütz auf das Unnatürlichste und Grausamste umgebracht hätte. Es haben einige Juden noch das unsinnige Vorurtheil, daß es ihnen Glück im Handel und bei andern Unternehmungen bringen soll, und daß es sogar ihr Seelenheil befördere, wenn sie Christen-Mar.

terblut bei sich führten. Schon vor 4 Jahren wurden bei Neuenhofen und vor 2½ Jahren bei Dormagen am Rhein ähnliche unglückliche Schlachtopfer gefunden, die auf das Entsetzlichste hingemordet waren. Man fand nämlich jedes einzelne Glied des Körpers zerschnitten, die Nägel von den Fingern, von den Zehen aufgegraben, Ohren, Mund, Nase, Auge ꝛc. zerstochen, und dann alle Adern, zuletzt aber eine Pulsader am Halse aufgeritzt. Der unmenschliche Jude hatte das Kind vermuthlich vor die Stadt zu locken gewußt, ihm hier den Mund verstopft und nun seine Henker-Arbeit begonnen. Kaum war die That geschehen, als man auch den noch warmen Leichnam des armen Kindes fand. Die Todesart ließ keinen Zweifel, daß es wegen des sogenannten Marterblutes gefallen war, und zu Hunderten rottete sich das Volk zusammen, um alle Juden in Düsseldorf zu ermorden. Die Polizei stellte mit Mühe die Ordnung wieder her. Von allen Seiten wurde nun dem Thäter nachgesetzt; die Regierung sicherte Dem einen Preis von 200 Rthlrn. zu, der den Bösewicht ausliefern oder namhaft machen würde; der Prinzipal des trostlosen Vaters, ein reicher Kaufmann, fügte ebenfalls 100 Rthlr. und die Judenschaft deßgleichen noch 100 Rthlr. hinzu, um zu beweisen, wie sehr sie diese Handlung verabscheue. Dem ungeachtet fand man bisher keine Spur von ihm. Um so viel mehr Freude verbreitete deßhalb jetzt die Nachricht, daß er an der holländischen Gränze endlich ergriffen und in Düsseldorf eingebracht worden sei.

Das Leidabnehmen.

So sehr würdige Feierlichkeiten oft das menschliche Gemüth ansprechen, eben so unzweckmäßig, beengend und belästigend sind manche alte Gebräuche für das gefühlvolle Herz, zumal wenn die Umstände dasselbe in eine gewisse Spannung versetzen, deren es sich nicht so leicht erwehren kann.

Dazu gehört auch die an manchen Orten übliche Sitte, daß die nächsten Verwandten eines Verstorbenen bei dessen Beerdigung der Reihe nach vor seinem Hause sich aufstellen, um denjenigen durch einen Händedruck ihre Zusicherung der Theilnahme abzunehmen, welche dem Verstorbenen das Grabgeleite geben wollen.

Man denke sich den liebenden Sohn beim Tode seines Vaters, den er als seinen Erzeuger, Erzieher und Ernährer über Alles schätzte und verehrte, gleichsam über seinen Schmerz wie zur Schau vor die Leichengäste hingestellt! Man denke sich den Vater bei dem Tode seines hoffnungsvollen Sohnes, in dem er eine Stütze für sein Alter zu finden hoffte; oder den Gatten beim Begräbniß seiner heißgeliebten Gemahlin, und man wird finden, daß durch diese Zeremonie ihnen eine Folter bereitet ist, die ihrem ohnehin betrübten Herz unnennbare Schmerzen erpreßt. — Oder man denke sich die lachenden Erben am Leibe einer betagten, wohlhabenden, aber wunderlichen Person, ohne Leibeserben, die ihren Verpflegern schon lange zur Last gefallen, und deren weitschichtige Verwandte mit Sehnsucht auf ihren Hinscheid gepaßt! Mit verbissenem Munde erheucheln sie Trauer in ihrem Antlitz, während ihr Herz vor Freude lautauf lachen möchte, und wodurch diese Zeremonie gleichsam zu einem Spott wird!

Wäre es nun nicht gescheiter, man würde es beim bloßen Begleite und den religiösen Handlungen des Geistlichen bewenden lassen, um den Betreffenden durch Weglassung der übrigen Zeremonien einen Zwang zu ersparen, der doch weiter keinen Zweck von Erheblichkeit hat?! —

Beschleunigung der Reife des Obstes.

Man belegt die Spalierwände mit Schieferplatten, und sowohl Trauben als auch Obstsorten die auf solchen Schieferplatten ruhten, waren schon ganz gefärbt, während andere an derselben Wand, die keine Schieferunterlage hatten, noch ganz grün waren. Hierbei wird zugleich bemerkt, daß man junge Früchte der Spalierbäume, welche von Würmern angefressen wurden, retten könne, wenn man die angegangenen Stellen mit einem spitzigen schneidenden Werkzeuge entferne. Versuche sollen erwiesen haben, daß die Früchte bei diesem Verfahren ihr volles Wachsthum erreichen, durchaus nicht steinicht werden, und selbst wieder ein sehr schönes Aussehen bekommen.

Anzeigen.

Am 15. Hornung werden bei Herrn Conrad Sailer in Schaffhausen eine große Anzahl Bücher von verschiedenen Sprachen und Wissenschaften, sowie Landkarten und Pläne versteigert. Die gedruckten Verzeichnisse hierüber können bei dem unterzeichneten Commissionair gratis bezogen und auch dort Bestellungen und Zahlungen angenommen werden.

J. M. Seiler, Kanzlist in Baden.

„Bei dem Gleichen wird auf das Jahr 1838. auf die in Biel erscheinende, monatlich in 2 Bogen bestehende Volksbibliothek Bestellung angenommen. Der Jahrgang kostet mit vierteljährlicher Vorausbezahlung 16 Batzen.“

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Berichtigung.

Mittheilungen und Einsendungen im Interesse des Publikums und der Redaktion müssen nicht frankirt sein; hingegen Einsendungen von Anzeigen im Interesse des Einsenders, Bestellungen ꝛc. bittet man nochmals franko einzusenden. Es muß bei dem dem Besteller am nächsten gelegenen Postamt abonnirt werden. Die Expedition d. B.

Druckfehler:

Alpenhorn Nro. 3., Seite 19, Spalte 2., Zeile 1 von oben, steht: unerbitterlich; lies: unerbittlich.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N. 5. 2. Febr. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Das Blatt.

Säg Hansli: hest au sch-n-es Blättli betrachtet,
Wie zart und wie suber aß's gfädelet isch?
Oder hesch es lo ligge und hesch es verachtet,
Wenn d'öbbe-n-uf eis mit de-n-Auge cho bisch?

Lueg nume vom Steeli bis z'usserst as Spitzli
Wird's alliwyl syner je länger je meh,
Und eister so glychlig sind alli die Ritzli,
Exakters jo cha me-n-uf Erde nüt gseh.

Wer meinst au, heig öbbe die Blättli do gwobe?
Und gfpunne, wer het em ächt d'Fäde derzue?
„He, 's isch der Allmächtig im Himmel dert obe;
Er macht's, me betrachtet's sir Lebtig nid gnue!"

Die Fee im Jura.

8. Der Feentempel.

Eines Tages beredeten sich einige junge Bursche, die Bergspitze Gysulasluh in der folgenden Nacht zu besteigen, um dort den Sonnenaufgang abzuwarten, der sich in der ganzen Umgegend von Aarau dem Auge nirgends köstlicher und prachtvoller darstellt, als dort; man genießt da eine der reizendsten Aussichten über den Kanton Aargau, auf der einen Seite in die Berner Hochgebirge, dann über den Hallwylersee an die eisigen Firnen und Schneefelder der Alpen; in der Nähe herum über das ganze Aarthal, Aarau, Lenzburg und Brugg, bis an den Rhein hinunter, und in die Gebirgshügel des Kantons Zürich; ja man gewahrt bei heiterem Wetter sogar die Appenzeller und St. Galler Hochgebirge. Jenseits dem schmalen Thälchen an der andern Hügelreihe, etwa eine halbe Stunde von der Gysulasluh, erhebt sich die Schloßruine Schenkenberg und etwas weiter unten das noch bewohnte Schloß Kastelen.

Die Bursche nahmen Wein, Würste und Brot mit, so wie Feuerzeug, um oben Feuer anzumachen und sich zu erlaben, da das Besteigen der Bergspitze mühsam war und auf der Höhe besonders zur Nachtzeit immer ein kalter Wind weht.

In dieser Gesellschaft befand sich auch Heinrich Hächler, der von solchen Parthien besonders Freund und einer der rüstigsten Bergsteiger war. Es fing schon ziemlich an zu dämmern, als sie auf die Spitze kamen, und während die Einen Holz zusammen suchten und ein Anderer dürre Reiser anzündete, gewahrte Heinrich gegen das Gesträuch hinunter etwas Glänzendes schimmern und hörte einen sanften melodischen Vogelgesang; er ging darauf los und erblickte einen prachtvollen Vogel mit buntem, im feurigsten Glanze prangendem Gefieder, der sich durch seine Annäherung im Gesange gar nicht stören ließ, bis er ihn haschen zu können glaubte; da flatterte der Vogel ein paar Schritte weit zurück, saß wieder ab und begann seinen Gesang von Neuem; Heinrich schlüpfte ihm abermals nach und so ging es fort, bis er sich weit ins Gestrüppe hinein verlor und vor einer Felsenwand stehen blieb, an welcher eine sehr schön gearbeitete und verzierte Thür einen Eingang verschloß; oberhalb derselben setzte sich der Vogel auf einen am Felsen eingewachsenen Strauch, sang sein Liedchen, aus welchem Heinrich deutlich die Worte zu verstehen glaubte:

Heil dir, du bist zum Liebling erkoren,
Und, bist du es werth, zum Glücke geboren.
Es öffnet das Pförtlein des Segens sich dir;
Drum fürchte dich nicht und folge du mir.

Allsogleich ging die Thür wie von selbst auf, der Vogel flog hinein und Heinrich, den die Neugier trieb, beschloß, ihm zu folgen; doch versuchte er, um keine Vorsicht zu versäumen, die Thür abzuheben, was ihm auch gelang, so wie er den Riegel auszog und zu sich in die Tasche steckte, damit nicht etwa ein Spaßvogel ihm so leicht den Rückweg versperren könne; dann wandelte er getrost in den völlig erleuchteten Felsengang hinein, vor ihm her flatternd und singend der brillante Vogel. Der

Gang erweiterte ſich tiefer hinein immer mehr; Tropfſtein und Kryſtallſäulen in allerlei Formen bildeten tempelähnliche Hallen und Heinrich hörte zuletzt nichts mehr als das Murmeln des herabträufelnden und im Felſen fließenden Waſſers, bis er in eine hohe und weite Halle kam, deren Baſis ein Waſſerſpiegel war. Unausſprechlicher Glanz ſchimmerte aus den Kryſtallgebilden an den Wänden und der Höhe der Grotte, und bildete den prachtvollſten Widerſchein im klaren Waſſer. Wie verſteinert ſtand Heinrich da und bewunderte die vielen ſchimmernden Figuren und das wechſelnde Farbenſpiel, als er auf einmal von der entgegengeſetzten Seite in einem niedlichen Nachen ein bildſchönes junges Mädchen in glänzend weißem Kleide, mit Blumen in den goldenen Locken und mit roſigen Wangen auf ſich zuſteuern ſah. Ihm ward unheimlich. Da hörte er deutlich noch einmal die Worte und die Stimme des Vogels in lieblicher Melodie. Er ſah hinter ſich, gewahrte aber nichts als tiefe undurchdringliche Finſterniß; er ſah vor ſich, da war das Mädchen mit dem Nachen ſchon bei ihm gelandet und neben ihm ſtand das gleiche alte Mütterchen, das ihm einſt beim Erdbeerenſuchen erſchienen war.

Sie ſprach ihm Muth ein und hieß ihn furchtlos in den Nachen ſteigen; das Mädchen lächelte ihm ſo einladend freundlich in die Augen, daß er unwillkürlich gehorchte. Das Mütterlein verſchwand. Das goldlockige Mädchen ſtieß ſchweigend den Nachen vom Lande und ruderte gelaſſen und ſanft über den ſilbernen Spiegel hin; immer weiter wurde das Gewölbe und öffnete ſich in einen lieblichen kleinen See mit lachenden Hügelgeſtaden. Ihm war ganz ſonderbar zu Muthe; kein Wort kam über ſeine erblaßten Lippen. Blendend weiße Schwanen kreuzten ſtolz und ruhig auf der Fläche; Enten tauchten in die Fluth und kamen plötzlich bald hier bald da wieder zum Vorſchein; in der kryſtallenen Waſſertiefe ſchwammen Fiſchlein von allerlei Farben und Glanz und vom Geſtade her brachte ein ſäuſelndes Lüftchen liebliche Gerüchte von duftenden Blüthen; es war ihm als flöge er an das jenſeitige Ufer. Dort angelangt, empfingen ihn zwei ganz gleiche Mädchen, wie das im Nachen; freundlich lächelnd, aber ſchweigend, faßten ſie ihn bei den Händen, führten ihn durch prächtige Gärten, in denen bunte Blumen und köſtliches Gemüſe, blühende Sträucher und Bäume voll der üppigſten Früchte, in geſchmackvoller Ordnung mit einander abwechſelten; Jasmin- und Rebenlauben, mit Blüthen und Trauben behangen, waren hier und da bald an bemooſten Felſen, aus denen ein ſilberner Quell hervorſprudelte, bald an lieblich erhöhten, ausſichtreichen Stellen angebracht. Ueberall zwitſcherten furchtlos und traulich die prächtigſten Vögel umher, das Ohr mit flötendem Geſang ergötzend; ſtolz wanderte der Storch am murmelnden Bächlein; Hirſche betrachteten ihr Bild im klaren Waſſer des Weihers, weiße Kaninchen hüpften fröhlich im grünen Raſen, und die bunteſten Schmetterlinge flatterten koſend von Blume zu Blume.

Der Weg führte allmälig bergan auf einen Hügel, auf deſſen Mitte ein in morgenländiſchem Styl geſchmackvoll gebauter Palaſt ſtand. Porphyrne Säulen und ſmaragdene Geſimſe zierten die weißen alabaſternen Mauern und die flachen Zinnen waren mit goldenen Tafeln belegt, auf welchen mormorne Bildſäulen von Meiſterhand gearbeitet diſtanzenweiſe hingereiht ſtanden. Elfenbeinerne mit Gold beſchlagene Thüren, an denen ein blutrothes Kreuz eingelegt war, ſchloſſen das Gebäude und die Gemächer, und in goldene Rahmen gefaßte Kryſtallplatten bildeten die Fenſter. Eine Thür öffnete ſich; zwei andere gleich wie die früheren geſtaltete und bekleidete Mädchen löſeten dieſe nun ab und führten ihn in einen Saal, in deſſen Mitte eine mit goldenen Figuren verzierte agathene Tafel ſtand, auf welcher die ſchönſten und herrlichſten Früchte in ſilbernen Schüſſeln aufgetragen waren; goldene und blutrothe Weine ſtanden in kryſtallenen Flaſchen dazwiſchen und rund herum ein Kranz von ſilbernen Tellerchen und goldenen Bechern. An den elfenbeinernen Wänden prangten die feinſten und kunſtvollſten Gemälde. Heinrich war ganz bezaubert in Verwunderung über alle dieſe Herrlichkeiten; beſonders entzückte ihn der im Hintergrunde des Gemaches angebrachte Spiegel mit blutrothen Rahmen, der alle Gegenſtände in beſonderem Glanz und herrlicher Pracht wiedergab.

Eines der Mädchen bot ihm in unbeſchreiblicher Anmuth von den Früchten dar, während ihm das andere in entzückendem Liebreiz einen gefüllten Becher reichte. Feurige Gluth durchſtrömte ſeine Adern bei deſſen Genuß; ihm war nicht mehr als ob er auf den Füßen ginge, ſondern ſchwebte in der Luft.

Dann empfingen ihn wieder andere Mädchen mit blutrothem Kreuz auf der Bruſt, die ihn durch den mit Bändſäulen, Brunnen und Bäumen beſetzten Hof in den Tempel führten.

Kryſtallſäulen mit Rubingeſimſe trugen das hohe Gewölbe und drei glänzende Feuerſterne erleuchteten von oben herab den Raum. Gegen Morgen ſtand ein ſilberner mit allerlei Edelſteinen verzierter Altar, auf welchem ein großes rothes Kreuz niedergelegt war. Gegen Abend ſtand ein goldener Thron, warauf in ganz ſchwarzem Kleide mit ſtrahlendem Diadem auf dem Haupt im vollſten Glanze weiblicher Anmuth ein Frauenzimmer ſaß, auf der Bruſt eine große ſilberne Medaille mit rothem Kreuze tragend.

Die Mädchen entfernten ſich und er ſtand allein in dieſem Heiligthume vor der Erhabenen, deren Glanz ſeine Augen kaum ertragen konnten. Sie fing an:

Fürchte dich nicht, mein Sohn: der Herr iſt gnädig und gütig;
Leb' im Vertrauen auf ihn und ſtrebe nach göttlichem Ziel,
Rein behalte dein Herz und makellos dein Gewiſſen,
Was du wünſchest und hoffſt, kommt dir bald früher bald ſpät;
Nimm dein Verlangen in Acht, thörichter Wunſch bringt Verderben;
Uebe in Tugend dich nur, wandle geduldig und fromm.
Alles, was dir widerfährt, es ſoll dir zum Guten gereichen:
Gott der Herr kennet allein, was den Geſchaffenen nützt.
Du biſt meine Freude und Hoffnung, doch kann ich nicht immer dich warnen,
Kann dich beſchützen oft nicht, zeigen dir oft nicht den Weg.

Nimm von mir dieses Geschenk, behalt' es besonders in Ehren,
Täglich betrachte dein Bild, wenn du einst fern von mir weilst:
Glänzend und hell wird es dir in lieblicher Miene erscheinen,
Bist du noch schuldlos und rein, liebevoll noch dein Gemüth;
Dunkel und trübe jedoch, sogar oft entstellt in den Zügen,
Wirst du dich jedesmal sehn, liegt dir ein Fehler zur Last.
Nütze die Mahnung dir dann; und kommst du in Noth und Gefahren:
Muthvoll verfolge die Bahn. Einst wirst du wieder mich sehn.

Dann überreichte sie ihm ein krystallenes Spiegelchen mit goldener Einfassung in der Größe eines Thalers.

So wie er es mit seinen Händen faßte, ward plötzlich Alles dukel um ihn; es war ihm, als wenn er durch brausende Lüfte geschwungen würde, dann wurde auf einmal Alles still um ihn her und ihm schien, als wenn er ruhig da liege. Er schlug die Augen auf: die Sonne stand hoch am Himmel; er schaute um sich: er lag an einem ihm wohlbekannten etwas abhaldigen Rasenplätzchen zwischen schattigem Gesträuch in der Nähe der Gysulasluhspitze; er glaubte geschlafen und geträumt zu haben, doch hatte er den bedeutsamen Spiegel in den Händen; er griff nach dem bewußten Riegel: der war nicht mehr zu haben; er stieg hinunter zu den Felsenwänden, um die Thür zu suchen: umsonst; ermüdet und hungerig kehrte er auf die Fl th zurück: da war nur ein Häufchen ausgebrannte Asche und ringsherum liegende Wurstschale noch das Zeichen früherer Anwesenheit seiner Kameraden; er machte sich eiligst hinab auf den Weg nach Biberstein, wo er im Wirthshaus zum Bären sich etwas erquickte und erholte.

Es war Abend, als er heimkam. Er zeigte Vater und Mutter den Spiegel und erzählte ihnen, was mit ihm vorgegangen. Sie hießen ihn zur Sache verschwiegen zu sein und das Kleinod sorgsam zu bewahren. Seinen Kameraden sagte er: er hätte sich im Gesträuche verirrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Pest.

Gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstand in den Morgenländern eine ansteckende bösartige Krankheit, die von Sonnenaufgang bis zum Niedergang die ganze Erde umkreisete, und nicht leicht hat eine Pest, so lange die Welt steht, so anhaltend und weitverbreitet gewüthet, als diese.

Die Zeit, diese kluge Lehrmeisterin aller Dinge, hatte damals den Leuten noch nicht gezeigt, wie man im Finstern schleichende ansteckende Krankheiten mit bewaffneten Kriegsheeren aufhalten könne; man wußte noch nicht, wie man gegen dieselben Cordons und Graben ziehe, Brustwehren aufwerfe, Pässe mit Posten besetze und Schildwachen aufstelle, mit Trommeln und Trompeten ihnen entgegen rücke und mit muthigen Pferden bespannte Kanonen gegen sie aufführe, um ihr Eindringen zu verhindern.

Dieser gefährliche Feind nun durchzog deshalb ohne Widerstand von der äussersten Spitze China's ganz Assien, Afrika und Europa bis an das Cap Finisterrae. Man rechnet, daß in manchen Ländern der dritte Theil, in andern wohl die Hälfte alles Lebenden hinweggerafft wurde. Vögel fielen todt aus der Luft, Thiere lagen in Wäldern und Feldern leblos dahingestreckt, das Vieh gewürgt in den Ställen, und was nicht von der Pest hinweggerafft wurde, irrte unbesorgt ohne Hirt und Meister herum. Am mehrsten aber litt die Menschheit dabei. Zu Florenz in Italien wurden 26,000 Todte gezählt; Lübeck büßte in einem Tag 1500, im Ganzen 90,000 Menschen ein; in Basel starben 14,000, allwo vom Eschheimer- bis zum Rheinthor nur drei Ehen ganz blieben; zu Bern raffte sie im Durchschnitt täglich 20, am Weihnachtstage allein aber 120 Menschen dahin.

Einige suchten die Ursache dieses Uebels in vorhergegangenen Erdbeben, wodurch die Luft mit aus der Erde gedrungenen der Gesundheit nachtheiligen Ausdünstungen verpestet worden sei. Es fanden nämlich vorher in Oestreich, Ungarn, Mähren und Kärnthen, so wie in China, so starke und anhaltende Erdbeben statt, daß in erstgenannten europäischen Ländern allein bei 26 Städte und Schlösser zerstört wurden und viele Menschen dabei ihr Leben einbüßten.

Die Pietisten sahen es als eine Strafe Gottes für die Sünden der Menschheit an, verfielen in allerhand Aberglauben, suchten die erloschene Sekte der Geißler wieder hervor und zogen in Deutschland halbnackt von einer Stadt, von einem Dorf zum andern, stellten sich auf den Plätzen und Kirchhöfen in einen Ring, fielen zu Boden und geißelten sich; sie lasen dabei einen Brief ab, der vom Himmel gekommen sein sollte, und ermahnten Jedermann zur Buße und Besserung des Lebens.

Das Volk im Allgemeinen hingegen schrieb diese Pest den Juden zu; diese sollten die Brunnen vergiftet haben, um dadurch die Christenheit auszurotten. Den Grund dazu gaben einige wirklich statt gefundene Vorfälle dieser Art.

Da nun die an Körper und Gemüth kranken, durch einen so unerhörten Jammer gereizten und erbitterten Menschen auf keine andere Weise ihrem Unmuth Luft zu machen wußten, brach die Wuth über die Köpfe der unglückseligen Juden, sie mochten schuldig sein oder nicht. Zu Basel wurde ein hölzernes Haus mitten im Rhein aufgeführt und die Juden darin verbrannt. In Konstanz mußten alle Juden, welche sich nicht taufen ließen, die Feuerprobe passiren, aber sie wurde von keinem bestanden. Im Schlosse Kyburg wurden 330 dorthin geflüchtete Juden durch die Wuth des Pöbels verbrannt. In Straßburg bei 1800. In Mainz war das Feuer, worin die Juden verbrannt wurden, so stark, daß an der St. Quintus-Kirchthür ein Glöcklein und das Fensterblei schmolz. Zu Genf, Vivis und andern Orten wurden die Juden mit dem Rade gerichtet; und da, wo Obrigkeiten ihnen Schutz angedeihen lassen wollten, wurden dieselben durch Volksempörung zur Neutralität gezwungen.

Manche glaubten sogar, die Strafe Gottes sei darum über sie gekommen, weil sie die Juden so lange unter ihnen geduldet.

Der Frühlingsmorgen.

Es dämmert am Himmel; des Tageslichts Glanz
Entſteiget der öſtlichen Ferne;
Es enden den nächtlichen Ringeltanz
Am Firmamente die Sterne.

Es netzet die Fluren das ſilberne Thau;
Die Bienchen entfliegen im Tanze;
Die Sonne, des Mondes geſchiedene Frau,
Erſcheinet im köſtlichſten Glanze.

Es ſtreckt ſich die Bohne in Schlangengewind
Im Garten; es blühet die Traube;
Es murmelt die Quelle, es ſäuſelt der Wind
Im zarten entknospeten Laube.

Die Nachtigall ſchweiget, zum letzten Mal
Ermahnet der Hahn ſeine Hennen;
Es knarren ſo langſam im Dorfe zu Thal
Die Thüren der Häuſer und Tennen.

Es ruft auf dem Baume der muntere Fink:
„Wie lange denn bleibſt du im Bette?
„Du ſchlafender Faulpelz, ſo rege dich flink!“ —
Das Spätzlein ruft mit in die Wette.

Es jubeln die Vögel im grünenden Hain;
„Hörſt Du ſie nicht zwitſchern und ſingen?“
Sie freuen ſich über den göttlichen Mai'n;
Dem Schöpfer ein Danklied ſie bringen.

Der Faulpelz bedauert die ruhige Nacht,
Und dehnt ſich nur langſam die Glieder;
Ihn rührt nicht des Maimorgens herrliche Pracht,
Nicht Vögeleins muntere Lieder.

Bilder aus der Natur.

Die Umbrine.

Ein ſilbergrauer Fiſch, prächtig metalliſch in allen Farben ſchillernd, nach dem Rücken etwas ins Braune. Die erſte Rückenfloße, die Bruſtfloße und die Bauchfloßen ſind ſchön roth. Die Schuppen ſtehen wie ſchief.

Die Umbrine gleicht äußerlich einem Barſch, wird aber an drei bis ſechs Fuß lang und mehr. Ihre Schwimmblaſe hat eigene Anhängſel. An manchen Orten iſt ſie ziemlich häufig, aber überall geſchätzt. Sie wird bis ſechszig Pfund ſchwer und hat ein prachtvolles Anſehen. In vorigen Zeiten, zumal im ſechszehnten Jahrhundert, war dieſer Fiſch ſehr von den Gutſchmeckern geſchätzt.

Die römiſchen Fiſcher hatten, da man die Umbrine ihrer Größe wegen ſtückweiſe verkauft, wovon der Kopf den ſchätzbarſten Theil ausmacht, die Gewohnheit, dieſen Kopf, wie den des Störs, den drei Magiſtratsperſonen, welche den Titel Konſervatoren der Stadt führen, als eine Art Tribut zu überreichen, ſo daß man ihn alſo nur bei ihnen, oder durch Gefälligkeit zu ſpeiſen bekam. Nun ſtellte ein berüchtigter Paraſit, Namens Tamiſio, ſeinen Bedienten jeden Tag auf den Markt auf die Lauer, um die Häuſer zu erfahren, in welche die guten Biſſen getragen wurden. Eines Tages erfuhr er auf dieſe Weiſe, daß ein ungewöhnlich großer Umbrinenkopf weggetragen werde. Er verfehlte keinen Augenblick ſeine Viſite bei den Konſervatoren abzuſtatten, in der Hoffnung, daß man ihn zu Tiſche behalten würde. Noch aber war er nicht ganz die Stufen des Kapitols hinauf, als er den Kopf, mit Blumen geſchmückt, zurücktragen ſah, den die Konſervatoren dem Cardinal Riario zuſandten, welcher damals, als Neffe des Pabſtes Sixtus des vierten in großem Anſehen ſtand. Sehr vergnügt, daß dieſer Leckerbiſſen für einen Prälaten gleichfalls von ſeiner Bekanntſchaft beſtimmt war, bei dem er ſich ohne Gefahr zu Tiſche bitten konnte, eilte Tamiſio hinter den Dienern der Conſervatoren her; zu ſeinem Unglück aber hatte Riario einen andern Gedanken. Es iſt billig, ſagte er, daß der Kopf eines ſo großen Fiſches zu dem größten der Cardinäle wandere! Mit dieſem ſchlechten Wortſpiel ſchickte er ihn an einen ſeiner Collegen, den Cardinal Friedrich von San Severino, welchen ſeine Zeitgenoſſen als einen Mann von rieſenmäßiger Geſtalt beſchreiben. Tamiſio ebenfalls hintendrein, aber wiederum vergebens; denn San Severino, der dem reichen Banquier Auguſtin Chigi viel ſchuldete, war ſehr froh, dieſem eine Artigkeit erweiſen zu können; er ſandte ihm den Kopf in einer goldenen Schüſſel. Dießmal mußte Tamiſio bis jenſeits der Tiber wandern, wo Chigi gerade den ſchönen Pallaſt der Farneſina bauen ließ. Chigi jedoch behielt den Kopf abermals nicht: er ließ ihn mit friſchen Blumen verzieren, da die erſten bereits durch die Sonne welk geworden waren, und ſchickte ihn ſeiner Geliebten, einer berühmten Courtiſane zu, die am Ponte Siſto wohnte. Hier endlich gelang es dem ſchwerfälligen und dicken Paraſiten, nachdem er in glühender Hitze die ganze Stadt durchlaufen war, zum Genuß dieſes Gerichts zu kommen.

Wenn er in Truppen ſchwimmt, ſo läßt er ein Wiehern hören, das man wohl zwanzig Faden tief vernimmt, und wonach ſich die Fiſcher richten. Einige vergleichen es mit einem dumpfen Geſauſe, Andere mit einem ſcharfen Pfiff. Nach Anderen ſollen es bloß die Männchen thun.

Er iſt ungeheuer ſtark. Einſt ward bei Dieppe einer ſchlafend gefangen. Als er erwachte, ſchlug er ſo gewaltig um ſich, daß er den Fiſcher ins Waſſer ſchlenderte, und dieſer um Hülfe rufen mußte, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Er hat ungewöhnlich große Ohrſteinchen, die in vorigen Zeiten, als ſogenannte Kolikſteine, in Gold gefaßt, als Schutzmittel um den Hals getragen wurden.

Verſchiedene Arten der Trauer.

In Europa trauert man allgemein ſchwarz, weil dieſe Farbe die der Finſterniß iſt, welcher der Tod, als eine Beraubung des Lebens, gleicht. In China bedient man ſich der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, iſt. In Aegypten iſt es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Abſterben dieſe Farbe annehmen. In Aethiopien iſt die braune Farbe üblich, weil ſie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entſtanden ſind und zu der wir wieder zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei iſt blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels iſt, wohin die Abgeſchiedenen kommen; in andern dagegen purpur und violet, weil beide eine Miſchung von ſchwarz und blau ſind, und erſteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet. Man ſieht alſo daß alle Farben, der Reihe nach, für traurig gelten können.

Auflöſung des Räthſels in No. 4.: „Gyſula-Fluh.“

Räthſel.

Ich bin von Jedermann gerne gehört,
Erheitre die finſtere Laune.
Es ſpielen, von meinem Erſcheinen bethört,
Satyren, Silenen und Faune.

Es koſtet mich gerne das Mädchen, die Braut;
Doch werd' ich dem letzteren Stande zu laut;
Gereicht es ihm oft zum Verderben;
Dann kann ich nicht Gunſt mir erwerben.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 5.

2. Febr. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Es jeders Tröpfli guete Saft, wenn's gsammlet wird, git Allem Chraft;
Und mängist schießt, wo's Niemer glaubt, es heilsams Chrüütli uf.

Krähwinkel.

Ei Gott grüß Euch, meine Herren und Damen! Hab's doch gedacht, es werde mir so gehen. Da haben sie mich nach Lalenburg nicht mehr hineingelassen; nun kann ich Euch von dort diesmal auch nichts berichten. Es thut mir wirklich leid, aber ich kann gewiß nichts dafür; will's ein ander Mal gscheidter anfangen.

Wie ich aber in meiner Dummheit so merke, daß mir da das Thor gesperrt ist: besinn' ich mich gar nicht lange und mach' einen Sprung nach Krähwinkel, denke, da wird's wohl auch dann und wann für mich etwas Neues in Gottes schöne Welt hinaus zu blasen geben. Da bin ich noch nicht ganz am Thor: kommt schon so ein haberrnußfärbiger Krähwinkler an mich gerannt. „Aha,“ schreit der, „kommst du nun auch zu uns, du Krauskopf und Posaunenbläser des jüngsten Gerichts! du magst eine so bunte Kappe tragen als du willst: man weiß doch, mit welcher Farbe deine abgeschabte Haut angestrichen ist. Das fehlt uns armen Krähwinklern noch, daß du mit deinem Gehörne auch hinter uns kommst; haben sonst genug Wäscherweiber, Hechelmatronen und Katzengeschrei.“

Ich ging meiner Wege und dachte: Wenn die Krähwinkler alle so sind, haben wir wahrscheinlich bald mit einander ausgehandelt; die werden wohl auch bald einen hermetischen Blokus gegen mich in Anwendung bringen.

Ich glaube, die haben Wind von mir bekommen, denn sie schienen mich alle wie an der Nase zu kennen und machten mir saure Gesichter. Gewiß ist Hans Hasenfuß von Lalenburg geschwind dahin gelaufen, um mir zum Voraus ein gutes Quartier auszumachen.

Da begegnet mir von ungefähr eine hübsche, junge, wohlgenährte und gut aufgeputzte Köchin, die lacht mich so schnippisch an und ladet mich ein, dem Herrn Pfarrer seinem Wunsche gemäß einen Besuch abzustatten. Nun, denke ich, der hat gewiß von ehrsamem Rath und Burgern den Auftrag, mich politisch zu proselytiren; aber man ist manchmal mitsammt seiner vermeinten Gescheidtheit doch dumm; wenigstens dies Mal war der Herr Pfarrer gescheidter als ich. Er gab mir manchen guten Rath, damit ich's mit den Krähwinklern nicht verderbe. So z. B. sagte er: „Weißt du, wie ich's mache, wenn ich meiner Gemeine einmal recht die Wahrheit geigen will, ohne daß sie mir's übel nehmen kann? Ich mache ihnen alles Liebe und Gute vor, und wenn sie meinen, sie seien am besten mit mir dran: pumps stecke ich ihnen Eins hinter die Ohren, daß ihnen Hören und Sehen vergeht; aber ehe sie sich die Augen auswischen und wieder zu sich kommen, wird wieder gestreichelt und bezückert, damit sie die verschluckten Wermuthströpfelein nicht so arg spüren. Hintendrein merken sie sich die Ohrfeige wohl, aber es thut ihnen nicht mehr weh. Man muß es ihnen nur machen, wie den Kindern, denen man das Wurmpulver in süßen Honigkuchen mischt.“

Ich merkte gleich, was er damit sagen wollte und dankte ihm für seine gute Lehre. Nächstens will ich probiren, ob ich's auch so kann. Aber ich bin eben ein ungeschickter Tölpel, falle gleich mit der Thür in's Haus, und wenn die Leute das Gepolter hören, jagen sie mich mit Hunden zum Tempel hinaus. So ging's mir in Lalenburg, so wird es mir in Krähwinkel ergehen.

Aber wart', sagte ich zu meinem Reisekamerad, einem Berliner: ein gescheidter Kerl muß kein Narr sein; wenn ich nicht mehr selbst hin kann, setze ich einen Ambassador für mich hin.

„Neh neh Männeggen,“ sagte er: „det jeht nicht, Jott bewahre! eg bin doch ooch schon in der Welt rum

jekhommen, und habe nerjends jehört, daß en Bardikhülich eenen Ampassethor hat; det is man für janz hohe Bodenkaten, wie unser juter Khönich eener is.“

Nun, so setze ich einen Kommissionär hin, oder was weiß ich wie man das Zeug nennt; der soll für mich die Sache dort besorgen. Bis dahin bewahre Euch der Herr in Gesundheit und Frieden!

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Am 26. Januar Morgens sah man in Zürich gegen Osten ein ganz besonderes Zeichen am Himmel im hellen Sonnenschein, bestehend aus einem förmlichen Kranz der lebhaftesten Regenbogenfarben. Die Propheten sind noch nicht ganz einig über die besondere Bedeutung desselben.

— Wie im K. Aargau, so scheint man auch im K. Zürich die Hundstaxe erhöhen zu wollen; den Katzenbesitzern aber wird künftig jährlich eine passende Prämie zugesprochen. — Oho, da lasse ich meinen Hund als Katze einschreiben, denn er ist ein fleißiger Haus- und Feldmäuser.

— Am 26. Jan. Morgens gegen 5 Uhr wurde Zürichs Einwohnerschaft durch Feuerlärm aus dem Morgenschlummer aufgeschreckt. Bereits stand ein Flügel der Fabrikgebäude der Herren Escher, Wyß u. Comp. in hellen Flammen. Die beste Habe, Bücher und Kasse, konnten geflüchtet werden. Bis um 8 Uhr war man des Brandes Meister. Herr Escher bezeugt, in mehreren Hauptstädten Europa's kein so wirksames Zusammengreifen der Hülfeleistenden angetroffen zu haben. — Am 24. brannte in Sihlbrück die neue Scheune des Kronenwirths Urner ab; der daneben befindliche Gasthof wurde gerettet.

— Der englische Gesandte, der nie auf Zürichs gemäßigte Replik geantwortet, verlangt nun, ohne Rücksicht auf seine ausstehende Antwort, von Zürich eine auf eine andere von der englischen Regierung gemachte Mittheilung. — Merkst Marks.

— Bern und Wadt werden die vom Vorort beantragte Münzkonferenz nicht beschicken, weil von ihnen beschlossen sei, das französische Münzsystem einzuführen, damit die Schweiz vom babylonischen Thurmbau nicht abkomme.

— Seit einigen Tagen sind 4 nordische Gäste — vier wilde Schwäne — auf dem Luzerner-See, unweit der Stadt, bemerkt worden. Man hält ihr Erscheinen für das Zeichen eines anhaltenden Winters; auf jeden Fall bedeutet es Schnee.

— Das Appellationsgericht des K. Luzern hat in einem Ausspruch kund gethan: jeder Einwohner dürfe dem Andern in seinem Hause zu essen geben, was und soviel er wolle, da man unter Wirthen nur das Getränke-Ausschenken verstehe, das allein einer gesetzlichen Beschränkung unterliege; sonach sind die Pintenwirthe auch nicht an Käs und Brot gebunden. Eben so hat die Regierung erklärt: es bedürfe in einer Gemeinde, wo das Bäckergewerbe nicht urkundlich als Ehehaft bestehe, keiner Bewilligung zu Ausübung desselben. — Das sind Strahlen der Gewerbsfreiheit.

— In Lichtensteig, Kt. St. Gallen, wurde am 16. und 17. Jan. Versammlung der Abgeordneten aller Kapitel des Kantons gehalten. Es ward beschlossen, die Sitzung im Dunkeln zu halten, so daß nicht einmal die kleine Anzahl von Geistlichen, die zum Theil deshalb weit hergekommen waren, etwas davon zu sehen bekamen. Dann soll die Aufsicht über den Religionsunterricht in den Schulen entweder im ganzen Kanton Einem Geistlichen, oder aber in jedem Schulbezirk einem übertragen werden. Ferner stimmt die Mehrheit für ein Bisthum nach den von der kath. Geistlichkeit 1834 aufgestellten Grundsätzen ꝛc. — Es wird bedauert, daß diejenigen Geistlichen, denen das Heil von Kirche und Volk wahrhaft am Herzen liegt, sich noch in der Minderheit befinden, und daß jene Beschlüsse nicht dazu geeignet sind, Kirche und Staat einander näher zu bringen. — Schwarz ist die Nacht.

— Appenzell-Innerrhoden hat gegen Ausserrhoden die Holz-Ausfuhr gesperrt. — Auf die Geißfelle soll hoher Ausgangszoll gelegt und die Einfuhr von Zobel- und Hermelinpelzen verboten werden.

— Am 14. Januar hat der Schützenverein des K. Appenzell A. R. beschlossen, der Schützengesellschaft von St. Gallen eine Ehrengaben von 300 Gulden für das bevorstehende eidsgen. Freischießen zu übermachen.

— Die am 14. Jan. in Trogen abgehaltene Kirchhöre hat den Beschluß gefaßt, das alte Schulhaus zu versteigern, und den Erlös nebst den von den Herren Zellweger und Honnerlag geschenkten 1500 fl. für einen Neubau zu verwenden. Ferner den Selbstmördern in Zukunft ihren Ruheplatz auch im Kirchhof zu gestatten.

— Den 15. Jan. ertönten in Almens, K. Graubünden, die Sturmglocken, welche um so mehr Schrecken verbreiteten, als dieser Ort in kurzer Zeit mehrmals mit Brandunglück bedroht und die Rettung eher günstigen Umständen als guter Löschanstalt zuzuschreiben war. Diesmal verbrannte ein Haus in der Nähe der Pfarrwohnung. Wäre der Brand nicht bei Tageszeit und bei gänzlicher Windstille

ausgebrochen, so hätte das ganze Dorf eingeäschert werden können. Die Ursache des Brandes war Unvorsichtigkeit und schlechte Feuereinrichtung.

— Das Kantonsgericht von Schwyz hat in der Allmend-Streitsache in Gegenwart einer aufgeregten Menge von 2000 Menschen und unter allerlei Unfugen folgendes Urtheil gesprochen: 1) es sei der l. Oberallmendgemeinde das Dispositionsrecht über Benutzungsweise der Oberallmende ungeschmälert reservirt; 2) habe die appellate Partei dem Rekurrenten die gerichtlich aufgelaufenen Kosten zu vergüten. — O Freiheit, die ich meine!

— Das jüngsthin vom gr. Rathe des Kantons Wallis erlassene Gesetz über gemischte Ehen kam auf eine sonderbare Weise zu Stande, obwohl die Mehrheit der großen Räthe dagegen stimmte. In Wallis wiegt nämlich der Bischof, genau auf der Goldwage abgewogen, so viel als die Bevölkerung eines Zehntens (Bezirks), also ist er ungefähr so gewichtig, als etwa 5000 andere Menschen: deshalb hat er auch im großen Rathe so viel Stimmen, nämlich vier; diese 4 Stimmen hat der gewichtige Herr dabei von allen Seiten hinaussäuseln und in Anwendung bringen lassen. — Also gibt es nicht nur vierstimmige Gesänge, sondern auch vierstimmige große Rathsherren.

— Der Platzkommandant von Basel zeigt im Kantonsblatt an: der Thorschluß beginne vom 1. bis 15. Hornung um 6 Uhr, vom 16. bis 28. Hornung um halb 7 Uhr. Somit mögen die Einwohner von Basel und die Eidsgenossen ruhig schlafen — denn die Thore gegen das Ausland werden früh genug geschlossen.

Ausland.

— Der König von Baiern hat zum Aufbau eines Benediktinerklosters in Scheiern 75,000 fl. hergegeben; wohin er sich später selbst zu begeben gedenkt. — Eine Bekanntmachung im Regierungsblatt betrifft die Erhöhung des Ausgangszolles von Lumpen in die Schweiz (auch der zweibeinigen?).

— In Gotha ist das Schloß des Herzogs v. Würtemberg abgebrannt. Das Feuer brach Vormittags um 9 Uhr aus in dem Hause, das der Herzog Alexander mit seiner Gemahlin bewohnte. Es konnte nur wenig von dem kostbaren Mobiliar gerettet werden. Man schätzt den Verlust auf 300,000 Franken.

— Der Botschafter einer großen nordischen Macht hat in Wien schon bei 2 Festen das diplomatische Corps, mit Ausschluß aller Geschäftsträger, eingeladen, während doch Räthe, Sekretäre und Attachés der Gesandtschaften unter den Gästen waren. Es fiel um so mehr auf, da mehrere großherzogliche Häuser, die Pforte, der König von Dänemark und die Schweiz durch Geschäftsträger vertreten werden.

— Der Kaiser von Rußland, welchem die Stadt Berlin ihr Bürgerrechtsdiplom überreichen ließ, hat dasselbe mit Dank angenommen, dem Oberbürgermeister von Berlin den Annen-Orden zweiter Klasse mit Brillanten, und 5000 Stück Dukaten für die Stadt-Armen nebst einem verbindlichen Schreiben zustellen lassen.

— Der König von Hannover, entrüstet über die Ungeschicklichkeit der Pariser, die bei den neuerlichen Vorfällen in Hannover das Wort Landdragoner in ihren Zeitungen mit **dragons à pied** (Dragoner zu Fuß) übersetzten, hat dieselben nun in Land-Schand-Armen umgewandelt.

— Ein junges Mädchen in Paris, das von älterlicher Seite an einer Heirath verhindert wurde, gab durch Austrinken eines Liters Branntewein sich den Tod; man fand einen von ihrem Blute leidenschaftlich geschriebenen Brief.

— In dem Lager zu Beverloo in Holland gerieth in der Nacht auf den 19. das alte Spital mit 140 augenkranken Soldaten in Brand und war binnen 2 Stunden eingeäschert. Fünf Kranke verloren das Leben, 6 andere wurden bedeutend beschädigt. Die übrigen entkamen, aber mehrstens fast ohne alle Kleidung.

— Aus Spanien können wir nur Gerüchte erzählen. Man liefert da jahraus jahrein Schlachten an Schlachten; aber keine wie bei Ostrolenka oder bei der Belagerung von Sarragossa, oder einst zu St. Jakob bei Basel. Wenn 1½ Mann verwundet und 3 gefangen sind, laufen die Parteien schen auseinander. Wäre dieser Bürgerkrieg ernsthaft: die Spanier würden wohl lange, seiner müde, ihm ein Ende zu machen gesucht haben. — Gegenwärtig sollen die Carlisten wieder geschlagen sein.

Allerlei.

Erwiederung.

Das Posthörnchen Nro. 4. enthielt bei Anlaß des Brandunglückes in Aarau vom 22. Jan. eine Rüge, sowohl über Mangel an Takt der hiesigen Brandwache, als auch über schlecht eingebundene Schläuche ꝛc.

Diese in das Posthörnchen gestoßene Rüge ist nicht in allen Theilen gegründet, und beweist: daß das Hörnchen neu ist und zuweilen noch Mißtöne hören läßt, zumal wenn es etwa Einem einfällt, mit pausigen Backen und getriebenen Augen Töne hervorzutreiben, ohne es vorher gelernt zu haben. Wer heißt aber auch Den blasen, der's nicht versteht?

Bei allen seit neuerer Zeit vorgefallenen Bränden, bewies diese aus allen Ständen ächt republikanisch gebildete 70 bis 80 Mann starke Brandwache die besten Dienste; jeder that sein möglichstes in treuer Erfüllung seiner Bürgerpflicht. Ihr und den pflichteifrigen Flüchtmännern, welche wahrscheinlich durch junge rüstige Männer vermehrt werden, ist es zu verdanken, daß bis dahin von den zu rettenden und geretteten Effekten so wenig vermißt wurde; auch nach dem letzten Brande wurde auf gehaltene Anfrage an die Brandbeschädigten von denselben erklärt, sie hätten mit Ausnahme einiger wenigen Effekten, alles richtig wieder erhalten. Demnach ist die Klage über Verlorengegangenes unrichtig. Was die schlecht eingebundenen Schläuche betrifft, so war dies nur bei sehr wenigen der Fall, und verursachte deswegen keine Stockung beim Löschen. Uebrigens redet die Thatsache, da bei jedem Anlaß der Art bis dahin, durch die hiesigen Einwohner und Löschanstalten das Feuer immer schnell gedämmt wurde.

Da man endlich keine vorläufigen Anzeigen eines zu entstehenden Brandes erhält, um bereit sein zu können, so ist es nicht anders möglich, so wenig, als bei einem plötzlichen feindlichen Ueberfall auch gegen reguläres Militär, als daß den ersten Augenblick vor Schrecken eine Verwirrung eintritt und vieles beschädigt und zerbrochen wird, bis Ordnung eingeführt werden kann. Indessen lehrt jede gemachte Erfahrung, und von der hiesigen Ortsbehörde ist zu erwarten, daß das mangelhafte verbessert, und alles immer mehr vervollkommnet werde; so daß sich auf den Wunsch und die Aufmunterung des Gemeinderaths ein Corps Freiwilliger zur Bedienung der Saugspritze gebildet, das, so bald es die Jahreszeit gestattet, öftere besondere Uebungen vornehmen wird, welches hoffen läßt, daß mit genannter Spritze immer mehr geleistet werden kann.

Ein Spritzen-Chef.

Das Schachspiel.

Ein Bild des Lebens.

Ein Schachspiel ist des Menschen Leben.
Wer besser zieht, gewinnt Partie;
Doch oft muß mancher Lehrgeld geben,
Und lernt des Spieles Regeln nie.

Und will er etwa gar vagiren,
So zeigt der Andre seine Macht;
Es hilft ihm Nichts, er muß verlieren,
Wird allenfalls noch ausgelacht.

Wohl dem, der stets nach einem Plane,
Der gut ist, die Figuren zieht;
Und, martert man ihn mit Schikane,
Ganz ruhig seine Zeit ersteht.

Ein solcher zieht im Spiel des Lebens,
Wenn Alles um ihn stürmt und tobt,
Nur selten einen Zug vergebens,
Wird immer nach dem Spiel gelobt.

Obiges kleine und sinnige Gedicht hat den Doktor August Brigmaski zum Verfasser. Diese brave Mann hat als polnischer Militärarzt bei Ostrolenka seinen rechten Arm eingebüßt. Der Sturm von Warschau warf ihn mit Tausenden von Schicksalsgefährten ins Elend. Nun sucht sich der arme Mann dadurch durchzuschwingen, daß er Nadelbüchschen, Schreibfedern, Scherenketten, Uhrbänder, Zahnstocher u. dgl. mit Seide und Silberdraht auf zierliche Weise umflochten, und mittelst seiner einzigen linken Hand verfertigt und feil bietet.

Der Aetti seit:

Bueb, lauf mer nid immer de Meitlene noh,
Es chönnt dir sust no-n-e mol übel ergoh,
D'Meitli sind fuuli Peeke:
Si thüend dir 's Herz abfeeke.

Der Bueb seit:

Hätt'st du d'Meitli rüeig gloh,
Wär i nid uf der Welt;
Und hätt mis Müetli di nid gnoh:.
So hättist du ke Geld.

Kuriosa.

Ein Engländer ward zur Verbannung verurtheilt, weil er zwei Weiber auf einmal hatte (Bigamie nennt man's). Als der Richter ihm sein Urtheil bekannt gemacht, sprach er: „wäre ich nicht durch das Gesetz gebunden gewesen, so hätte ich euch dazu verurtheilt, mit euren beiden Weibern in Einem Hause zu leben: das wäre die ärgste Strafe!„

In Frankreich kehrte jüngst ein junger Mann von der Jagd zu seinem geliebten schönen Weibe, das ihrer ersten Entbindung nahe war, zurück. Er arbeitete noch etwas an seiner Doppelflinte herum, ohne daran zu denken, daß der eine Lauf noch geladen war: plötzlich geht er los, und der Schuß zerschmettert der Frau den Kopf. Nach wenigen Stunden war sie todt; und auch der Versuch, durch schnelle Operation das Kind unter ihrem Herzen zu retten, war umsonst; der Mann ist in Verzweiflung. Wie viel Unheil hat Unvorsichtigkeit nicht schon angerichtet!

Da man in Portugal dem berüchtigten Räuber Remechido nicht Meister werden kann, so hat man einen andern, eben so geschickten Räuber ihm entgegen gestellt; das heißt den Teufel durch den Teufel austreiben.

Die Deputirten Frankreichs haben in ihrer Weisheit beschlossen, der schwarze Frack soll ihre Uniform sein; der König von Hannover dagegen, daß Bürger und Adel ganz verschiedene Uniformen tragen sollen. Wo ist da die Kinderei am größten?

Druckfehler:

Alpenhorn Seite 34, Spalte 1, Zeile 18 von unten steht Gerüchte, lies: Gerüche. Seite 34, Spalte 2, Zeile 25 von unten steht Bändsäulen, lies: Bildsäulen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 6. 9. Febr. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Die Schöpfung.

Finster war es in des Weltalls Weiten
Und verworren wirkte jede Kraft;
Zwecklos war der Elemente Streiten,
Ohne Geist, der irgend Leben schafft.
Es rollten die Donner, es zuckten die Blitze,
Sie fuhren im Chaos wie Höllengeschütze;
Es mischten im Wechsel mit starker Gewalt
Sich Wasser und Lüfte in grauser Gestalt.
Ohne Ruh und Frieden,
Immerfort im Kampf,
Strudelnd und im Sieden,
Voller Schlamm und Dampf,
Und doch ohne Leben
Mußt' Alles erbeben;
Die Stoffe, sie wogten im planlosen Lauf
Die Weite des Weltalls hinab und hinauf.

Nur Ein Geist, der Herr der Ewigkeiten,
Lebte ganz in Einsamkeit da fort;
Er, der Herrscher, sah das fade Streiten,
Es bedurfte nur sein mächtig Wort.
Ihm war der Gedanke; Er sprach nur: es werde!
Gleich schieden sich Feuer und Wasser und Erde;
Sie setzten mit Luft sich in's gleiche Gewicht,
Dem finstern Chaos entströmte das Licht.
Und des Herrschers Wille
Hat sich offenbart
Durch, in schönster Fülle,
Formen aller Art.
Das feindliche Streben,
Es reget das Leben,
Und wirket und schaffet nun plangemäß fort
Nach Gottes allmächtigem Odem und Wort.

Maden und Gewürme vieler Arten
Krochen durch der Erde Schoos nun hin;
Allerlei Gewächse bildeten den Garten,
Fischlein sah man durch das Wasser zieh'n;
Es hüpfte das Lämmlein, es sprangen die Hasen,
Sie nährten sich friedlich vom grünenden Rasen;
Doch gab es auch wirklich entsetzlich Gebild,
Viel Drachen und Schlangen und reißend Gewild.
Durch die weiten Lüfte
Zog der Vögel Schaar.
Süße Balsamdüfte
Gab die Blume dar;
Es murmelten Bäche
Von Bergen zur Fläche;
Und Bäume und Sträucher, sie reichten im Jahr
Viel herrliche Früchte den Lebenden dar.

Dieses Paradies nun zu verwalten
Setzt der Schöpfer jetzt den Menschen ein;
Das Gewild im Zaume zu erhalten
Sucht er Geisteskraft ihm darzuleihn;
Er gab ihm Verstand, um die Sach' zu bedenken,
Und gab ihm das Herz, um die That gut zu lenken;
Der Mensch doch behandelt das Alles als Tand,
Oft braucht er das Herz nicht, oft nicht den Verstand.
Leidenschaft von Thieren
Eignet er sich an;
Er läßt sich verführen
Auf der Sünde Bahn;
Drob lachet die Schlange,
Dem Menschen wird bange;
Und, wäre des Herrschers Geduld nicht so groß,
Ihn träfe auf ewig ein klägliches Loos.

Die Fee im Jura.

6. Das Verschwinden.

Eines Sonntags nach dem Mittagessen saßen Hächler und seine Frau allein noch am Tisch, sich mit einander vom Hauswesen und der Landwirthschaft unterhaltend, als sie in ihrem Gespräch auch auf den Knaben Heinrich kamen.

„Ich weiß nicht," sagte Hächler, „was aus dem Burschen

seit einiger Zeit geworden; sonst, mit so vielen guten Anlagen versehen, war er immer fleißig und aufmerksam; jetzt treffe ich ihn so oft am hellen Tage mit offenen Augen sinnend und träumend an; redet man ihn an, so erschrickt er wie aus dem Schlafe erwacht und weiß nicht, was man zu ihm gesprochen. Der Bube fängt an mir bange zu machen: ich habe schon öfter gehört, daß recht gescheidte Kinder in ihren Entwickelungsjahren blödsinnig und nie mehr das geworden sind, was man sich früher von ihnen versprochen."

— Ach, antwortete lächelnd seine Frau, du bist noch immer der alte Hans und suchst die Fische auf den Bäumen! Ich weiß schon, was dem Buben fehlt; beobachte ihn nur in Gesellschaft von Lysi's Meili, da wirst du den Schlüssel zum Räthsel finden. Du hast schon lange gesagt, der Herr Schultheiß wolle ihm für einen Platz in Bern oder Solothurn sorgen; der Junge kann ja schön schreiben und malen; wenn dem Schultheiß Ernst damit ist, würde sich wohl bald etwas für ihn finden; das wäre jetzt die beste Zeit und für seine Krankheit das beste Heilmittel, wenn er ein wenig fortkäme; die Liebesposſen sind für ihn allerdings noch zu früh und seiner Geistes- und Körper-Entwickelung nachtheilig.

"So so", erwiederte Hächler: "du meinst also, da liege der Hase im Pfeffer. Ich habe das allerdings nicht bemerkt, weil ich Gewohnheit halber nicht darauf achtete; du magst aber wirklich Recht haben. Diesen Nachmittag noch muß ich zum Schultheiß; wenn ich Gelegenheit finde, auf den Knaben hinzudeuten, werde ich sie nicht versäumen; ich werde dann hören, was er dazu meint."

Trüllerey hatte wirklich für den Knaben ein Plätzchen ausfindig gemacht beim Stadtschreiber Ulrich Matzinger in Solothurn, und dieses war eben der Grund, warum er den Hächler hatte zu sich kommen lassen. Er verlangte den Knaben des andern Tags noch selbst zu sprechen, um ihm Verhaltungsregeln und wohlgemeinte Lehren mit auf den Weg zu geben; dann sollte der Knabe Sonntags darauf die älterliche Wohnung verlassen, um am folgenden Tage dem Herrn Stadtschreiber in Solothurn seine Aufwartung zu machen.

Hächler hatte in Aarau noch Einiges zu besorgen, und so wurde es beinahe Nacht, bis er heimkam, wo er seine Leute alle im Schloß zu finden hoffte und seinem Sohne die Nachricht von seiner Anstellung eröffnen wollte; aber Heinrich war wider alle sonstige Gewohnheit den ganzen Nachmittag weggeblieben und bis dahin noch nicht wieder angelangt.

"Man hat heute in Erlinsbach getanzt", sagte die Frau, "er steckt gewiß dort im Wirthshause mit dem Meili. Schicke doch den Knecht zur Lysi und laß da nachfragen."

Der Knecht ging und kam wieder mit der Nachricht: Heinrich sei wirklich Nachmittags um 1 Uhr zur Lysi gekommen, um für Meili die Erlaubniß auszubitten, mit ihm nach Erlinsbach zum Tanze zu gehn, welche er auch erhalten habe mit der Bedingung, spätestens bis Abends 7 Uhr wieder zurück zu sein. Die Lysi sei sehr besorgt über ihr Ausbleiben, da sie sowohl von Seite ihrer Tochter als von Heinrich eines pünktlichen Gehorsams gewohnt war; sie fürchte, es möchte ihnen etwas begegnet sein, weshalb ihr Mann sich auf den Weg gemacht habe, um sie zu suchen.

Gegen Mitternacht kam dieser unverrichteter Sache zurück. In Erlinsbach hatte er erfahren, sie seien wirklich da gewesen, hätten aber schon um 5 Uhr wieder den Rückweg nach Küttigen angetreten. Weiter hätte er nichts von ihnen gesehen und gehört.

Nun ward Hächler und seiner Frau doch bange. Er machte Anstalt, mit ein paar Mann und einigen Laternen auszuziehen; weinend kam die Lysi aufs Schloß und ihr Mann gesellte sich den Ausziehenden bei.

Als die eine Hälfte der Mannschaft ausgerückt und die andere im Hofe und ums Schloß herum auf die Wache gestellt war, saß die Schloßvögtin mit der Lysi allein in ihrem Gemache; sie theilten einander in banger Besorgniß ihre Vermuthungen mit, als plötzlich das Bergfräulein vor ihnen stand. Sie sprach:

Fürchtet nichts für die Verlornen,
Bauet feſt auf Gott.
Er ſorgt für die Auserkohrnen,
Kleinmuth iſt ihm Spott.

Denket doch an ſeine Güte
Und an ſeine Macht;
Bittet, daß er Euch behüte
Vor der Sünde Nacht.

Glück und Unglück, das er ſendet,
Nehmt geduldig an;
Was er macht und was er ſpendet,
Es iſt wohlgethan.

Sie verſchwand, worauf die Schloßlysi begann:

's Bergfräuli het wol recht, me mueß uf Gott vertroue
Und eister Hoffnig ha, und uf ſi Rothſchluß bone,
Denn Er iſt überall, Er hilft und rothet gern,
Si Allmacht ſchaffet furt hüür no ſo guet as fern:
Nie mueß me zaghaft ſy, und ſtygt au d'Noth zum Höchſte:
Do blybt ſi Noth nid uus, denn iſch ſi Hülf am nöchſte.
D'Lüüt möge eister ſy und goh wohi ſi wänd:
's Gſchick führt ſi emel doch in eufers Herre Händ.

Die Weiber beruhigten sich plaudernd und erwartend, was die Mannschaft ausrichten oder welche Nachricht sie bringen würde.

Hächler durchstreifte mit seinen Leuten die ganze Gegend, Dörfer, Felder und Wälder, weckte die Leute in den Wirthshäusern und andern Häusern, um nachzufragen, konnte aber nirgends etwas erfahren.

Er ging Tags darauf zum Schultheiß nach Aarau, erzählte ihm den Vorfall und bat um Rath, was bei der Sache zu thun sei.

Der Schultheiß schüttelte bedenklich den Kopf, versprach, selbst Nachforschungen anstellen zu lassen, und redete Hächlern Hoffnung und Gelassenheit ein.

Diese Begebenheit war bald wieder allgemein bekannt. Das war Wasser auf die Klappermühlen der Weiber von Aarau und Küttigen; jede wußte einen andern Grund ihres Verschwindens oder etwas beizufügen, damit die Geschichte recht vollständig werde. Die Einen sagten: der Knabe hätte sich mit dem Mädchen in der Aar ertränkt; Andere: sie hätten aus Abscheu vor dem gottlosen Leben ihrer Aeltern sich aus dem Staube gemacht; wieder Andere: der Böse hätte sie geholt; noch Andere: die nun in der Fremde wohnende Freifrau hätte sie heimlich auffassen und zu sich führen lassen; und noch mancherlei dergleichen, was sich die Leute mit allerlei Nebenumständen zu erzählen hatten. Nun ging das Bekreuzen und Besegnen vor der Person Hächlers, seiner Frau und der Schloßlysi wieder von Neuem an und selbst die nächsten Anverwandten von Hächlers Frau ließen ihnen alle Gemeinschaft und jeden Zutritt in ihren Häusern aufkünden.

Der Stadtpfarrer von Aarau, dem die Sache auch zu Ohren gekommen war, hielt Sonntags darauf vor der versammelten Gemeine eine Predigt über die Thorheit des Aberglaubens, worin er im Vorbeigehn diese Geschichte berührte. Die Aarauer hielten ihm aber wenig darauf, schalten ihn einen Ungläubigen und Ketzer, und verliessen von da an allemal die Kirche, wenn er, ausser andern kirchlichen Verrichtungen, eine Predigt halten wollte.

Doch auch dieses Geschwätz verlor sich bald wieder und wechselte mit dem vielen Neuen, das sich damals um Aarau herum zutrug, besonders in Betreff der Neckereien mit dem Herrn von Falkenstein.

Etwa vierzehn Tage nach diesem Vorfall, während die Familie Hächler noch immer in banger Besorgniß um die Verlorenen war, brannte in der Mitternacht zu gleicher Zeit ein Bauernhaus, das zum Schlosse Königstein gehörte und zwischen beiden Bergen lag, mit einer im Aarauer Rebberge befindlichen Trotte ab, welche beide der Falkenstein mit einigen seiner Trabanten angezündet hatte. Nach vollbrachter That zog er hinter dem Berge durch, Erlinsbach zu, vor ihm her ein Knecht mit einer Laterne. Da rauschte auf einmal heulend und mit glühenden Augen neben ihnen ein großer Uhu aus dem Gebüsch empor. Panischer Schrecken ergriff die mit bösem Gewissen geplagten Frevler; der Knecht fiel zur Erde, zerbrach die Laterne, raffte sich aber schnell wieder auf und lief, ohne sich um die Andern zu bekümmern, mit gesträubten Haaren und emporgehobenen Händen davon. Falkenstein selbst brach in einem Felsengeleise das Bein, so daß ihn seine Begleiter auf holprichtem und unsicherm Weg durch die schwarze Nacht dahin tragen mußten. Da tanzte in einiger Entfernung vor ihnen ein Feuermännchen (Irrlicht) auf, das sie für eine Laterne hielten und ihm nachgingen, bis sie ganz im Gesträuche und sumpfigen Koth in der finstern Nacht weder rückwärts noch vorwärts mehr einen Ausweg fanden und darin ausharren mußten, bis der anbrechende Tag und ein paar Holzhauer ihnen aus der Noth halfen, wodurch aber die Thäter des Galgenstückes verrathen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prinzen-Raub.

Als Churfürst Friedrich von Sachsen im Jahr 1450 das belagerte Gera entsetzen wollte, wurde dabei ein Edelmann, Namens Kunz von Kauffungen, gefangen, der dem Churfürsten für seine Freilassung 4000 Gulden bezahlen mußte. Darüber aufgebracht, ließ derselbe öfter verlauten: er wolle sich dafür an des Fürsten eigenem Fleisch und Blut rächen, worauf ihn dieser aus dem Lande verwies und seine Güter mit Beschlag belegte.

Als nun einst Churfürst Friedrich mit seinen sämmtlichen Hofkavalieren nach Leipzig geritten war, und die Fürstin Mutter mit ihren zwei Prinzen (Ernst, 14 Jahr, und Albert, 12 Jahr alt) und wenigem Hofgesinde allein im Residenzschlosse zu Altenburg gelassen hatte, machten letztere das Sprüchwort zur Wahrheit: „wenn die Katze nicht zu Haus ist, dann tanzen die Mäuse,“ und becherten und jubilirten nach Herzenslust. Dieses wurde zum Voraus durch den Hofkoch an Kunz von Kauffungen verrathen, den dieser sich dazu gedungen hatte. Er überfiel in der Nacht mit 35 Reutern das Schloß und raubte die beiden Prinzen. Ernst wurde nach Franken entführt; mit Albert hingegen floh Kunz nach Böhmen, an dessen Grenzen er schon des andern Tages gegen Mittag ankam.

Unterdessen wurde von Altenburg schnell ein Courier nach Leipzig geschickt und die Sturmglocken allenthalben angezogen, um das Volk zur Habhaftmachung der Räuber aufzumahnen.

Da nun Albert hinter sich das Geläute der Glocken hörte, stieg ihm die Hoffnung zur Erlösung empor; er stellte sich in einem Walde krank vor Hunger und Durst, weshalb Kunz abstieg, um ihm Erdbeeren zu pflücken, sich aber mit den Sporen im Gestrüpp verwickelte und fiel. Dazu kam ein Köhler, dem Albert zurief: „Ich bin ein Prinz von Sachsen; mache mich los: mein Vater wird dir's vergelten.“ Da hieb der sie begleitende Reuter nach dem Prinzen; der Köhler aber vertheidigte ihn mit einem Knüttel und sein Hund rief durch heftiges Bellen die ganze Köhlerrotte zusammen, die sich der Reisenden bemächtigten und sie gefangen in das Kloster Grünhahn führten, von wo der Prinz seinen Aeltern wieder zugestellt wurde. Auch sein Bruder Ernst ward wieder eingeliefert; die Räuber aber mußten die That mit ihrem Kopfe büßen und der verrätherische Koch und ein anderer Hofbedienter, der zum Raube behilflich war, wurden zu Zwickau geviertheilt. Zu spät erschien die für Kunzen ausgewirkte churfürstliche Gnade auf dem Richtplatz.

Dem Köhler wurde eine Gnade auszubitten gestattet. Er erbat sich nun, im jenem Walde lebenslänglich so viel Kohlen brennen zu dürfen, als er zu seinem Unterhalte nöthig hätte, wozu ihm der Churfürst noch ein artiges Häuschen bauen ließ und ein Stück urbares Feld schenkte.

Liebe im Winter.

Im Winter sich zu lieben,
Wie man's im Herbst getrieben,
Es ist nicht minder schön.
Man läßt die Wände draußen
Durch dürre Blätter sausen,
Im Nebel liegen Thal und Höh'n.

Die hellen Glöckchen klingen,
Und wie auf raschen Schwingen
Trägt uns der Schlitten fort.
Der Nebel theilt und schließt sich,
Und unbelauscht ergießt sich
Das Herz zum trauten Liebeswort.

Man kommt in's warme Stübchen.
Das warme Lippengrübchen,
Das küßt sich doppelt warm.
Zum Feuer rasch die Hände!
Sie finden sich am Ende;
Und doppelt glüht man Arm in Arm.

Die Vögel draußen schweigen.
Nun stimmt man flugs die Geigen,
Rückt Tisch und Schrank hinaus;
Man fliegt hinauf, hinunter, —
Vor'm Aug' wird's bunt und munter, —
Und ruhet Herz an Herzen aus.

Den Flügel aufgeschlagen!
Und Liebchens Töne tragen
Mich in den Himmel gleich.
Nicht in den kalten, fernen,
Mit seinen tausend Sternen, —
Zwei Sterne sind mein Himmelreich.

Bilder aus der Natur.

Die Fledermaus.

Eine seit den neueren Entdeckungen unendlich zahlreiche Familie nächtlicher, häßlicher Thiere, oft von wahrhaft scheußlicher Gestalt und Ansehen, in der Regel klein, doch in heißen Ländern auch in bedeutender Größe. Sie haben ein großes weites Maul, und kleine aber lebhafte Augen, obwohl die Nachtthiere sie in der Regel sonst groß haben.

Ihr Hauptcharakter besteht in der unverhältnißmäßigen Entwicklung ihrer vorderen Extremitäten, mit Ausnahme des Daumens, der ein kurzer hakiger Nagel bleibt, und den gleichfalls sehr entwickelten Knorpelhäuten, nämlich denjenigen Haupttheilen, aus welchen bei den übrigen Säugthieren die Ohren, Nasenflügel und die Hauptfalten zwischen der Basis der Finger gebildet sind. Diese, eigentlich aus doppelter Haut bestehenden Organe, entwickeln sich z. B. an der Nase der Fledermäuse zu Hufeisen, Trichtern, Blättern u. dgl. Formen; und um das Thier herum zu der bekannten Flughaut, die gewöhnlich an der Achsel anfängt, schmal über den Ober- und Unterarm, sehr breit aber zwischen den fast nur Knochengräten vorstellenden Fingern, und von da zur Seite des Leibes bis zur Schwanzspitze, die hintern Extremitäten einschließend, gehen. Es ist diese mißfarbig aussehende Flughaut kalt und fettig anzufühlen, sehr dünn und durchsichtig, mit Blut- und Nervengefäßen durchzogen, und das Thier flattert mittelst ihrer in raschen, gewandten sicheren Bewegungen, ohne an irgend einen festen Körper anzustoßen.

Die europäischen Fledermäuse sind im Ganzen unschädliche Thiere, zumal, wenn man sie von den geräucherten Eßwaaren abhält, und sie vertilgen dagegen eine Menge Insekten, worunter freilich auch manche schöne Schmetterlinge, wie man denn in Brasilien oft im Walde den Boden mit den Flügeln der seltensten bedeckt sieht, deren Bäuche von ihnen verzehrt worden sind. Es stellen ihnen dagegen die Eulen und Katzen stark nach, daher sie sich, wenn diese des Nachts hervorkommen, wieder zurückziehen. Man findet Abends die Fledermäuse häufig über Sümpfen und Teichen schwirren, wo sie den Wasserinsekten und Mücken nachgehen, und wo man, um sie zu schießen, sich am besten auf einen Nachen begiebt, um die nach dem Lande zu fliegenden zu treffen. Durch dieses Verfahren hat man noch neuerer Zeit einige neue Gattungen in Europa entdeckt.

Nächst Insekten, die sie auch in ihren Backentaschen aufsammeln, ist Speck und Lampenöl ihre Lieblingsnahrung, daher man sie denn wohl öfter in großen Hängelampen antrifft. In Indien dagegen leben manche Geschlechter von Früchten und in Amerika einige von Blut.

Unsere hieländischen fallen ohne Ausnahme bei eintretender Kälte in Winterschlaf und hängen sich da an den Krallen gewöhnlich verkehrt auf, gänzlich in ihre Flughaut eingewickelt; meist in Pärchen, auch bei den amerikanischen findet etwas ähnliches statt. Bei warmer Witterung erwachen sie. Sie sind obwohl Nachtthiere, auch am Tage im Dunkeln lebhaft, ja gescheut aussehend, mitunter bissig und zornig. Wegen ihres hohen Fluges haben sie starke Brustmuskeln und ihr Brustbein hat vorn einen Kamm, wie das der Vögel. Laufen können sie gar nicht, kriechen auf ebenem Boden schlecht, aber klettern an rauhen Flächen gut, und auch ziemlich rasch. H. Dr. Gloger hat Beobachtungen gemacht, wonach er glaubt, daß einige hieländische Arten wandern und wahre Zugthiere sind.

Die ostindischen und amerikanischen Gattungen leben theils einsam, theils zu Tausend bei einander. Sie haben dort noch einen widrigern Geruch wie die unsrigen.

Die gemeine Fledermaus hat eiförmige Ohren von der Länge des Kopfs, die inneren Ohrblätter sichelförmig. Die jungen sind hellaschgrau, die alten (größeren) auf dem Rücken rothbraun.

Sie klaftert an 16 — 18 Zoll, und ist die größte deutsche Art. Sie riecht nach Bisam, variirt auch in der Farbe. Ihr Nutzen überwiegt durch Vertilgung lästiger Insekten den geringen Schaden, den sie durch Anfressen des Specks in den Rauchkammern thut. Das Weibchen bringt nur ein Junges, welches noch lange an der Brust der Mutter hängend, mit herumgetragen wird, eine Eigenheit, die auch bei anderen Gattungen wahrgenommen wird. Ueberhaupt sind diese Fledermäuse gesellige, mit einander spielende, aber angefallen auch zornige, bissige Thiere, die sich selbst gegen Hunde und Katzen vertheidigen.

Auflösung des Räthsels in No. 5.: „Spaß."

Räthsel.

Anmuth und liebliche Milde,
Schönheit im weiblichen Bilde,
Weckt im Manne **mich** auf.
Ohne die drei zu besitzen
Willst Du **mich umgekehrt** nützen:
Spare dir Kosten und Müh;
Denn ohne Treiben und Bangen
Wirst du zum Zwecke gelangen:
Können die Dreie im trauten Verein
Dir zu Gebote **mich umgekehrt** sein.

Von der Charade in Nro. 4. gingen 5 Auflösungen ein, wovon 3 richtige. Das Loos zur Prämie traf den Knaben A. S. in A.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 6.

9. Febr. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

CANTON ARGAU
A Rapperswil

Wenn die Leute willst gastiren, und nicht Salz und Schmalz verlieren:
Mußt, gemäß den Urgeschichten, dich nach Schnauz und Schnabel richten. Göthe.

Lalenburg.

Den 5. Februar. Obschon es mich gar wohl freut, daß du aberwitziges Lästermaul nicht mehr in meine liebe Vaterstadt einrücken darfst, hätte ich doch für mein Leben gern noch deine Meinung über unsere Radikalen gehört, die du versprochen hattest mitzutheilen. Ich ließ mir deshalb trotz dem kalten Wetter gestern die Mühe nicht verdrießen, eine Stunde weit über die Grenze ins nächste Dorf zu marschiren, allwo du, wie die Lalenburger, im Gasthaus zum goldenen Tölpel gern einkehrst. Wie verwunderte ich mich aber, als ich dich ansichtig wurde, daß du nichts von Radikalen merken ließest, und der Tölpelwirth meinte grad, du seiest wahrscheinlich selber einer, drum übergehest du sie mit Schweigen. Ich kann nicht anders als ihm Glauben beimessen, und hätte dir's gern in's Gesicht gesagt; aber ich kenne dein hitziges Temperament, das gleich aufbrennt, wie eine Hand voll Hobelspähn; auch bin ich kein Freund von Ohrfeigen, Maultäschlein und andern dergleichen Leckereien.

Der Tölpelwirth sagte zwar, er wolle dir schon stecken, wenn du dich mausig machest; ich aber dachte: was würde mir das helfen, wenn ich einmal so eine Feige von dir eingesteckt hätte, sie würde mir nichts desto weniger in den Ohren brummen; darum schwieg ich still und schicke dir nun meine Meinung in einem Brief, den kannst du verzückern oder einmachen wie du willst, es wird mir das Maul nicht wässerig machen.

Ihr Radikalen habt es halt alle gleich: wenn Ihr nur immer räsonniren und hudeln könnet, so ist Euch wohl. Kein ehrlicher Mann kann bald mehr ein Wörtlein reden, ohne daß Ihr ihm mit Euern spitzigen Zungen über's Maul fahret. Alles wollt Ihr besser wissen als Andere, und wenn es am Ende mit der That auf Euch ankäme, ginge es Euch, wie einst einem unserer Lalenburger Baumeister, der bei einem Hausbau mit dem Dache anfing, das Uebrige nach und nach darunter schob, und als er zuletzt den Keller graben wollte, da rumpelte die ganze wohlgezimmerte Machenschaft wieder über den Haufen.

Du hast letzthin einmal gesagt, die Radikalen wären solche, die das Unkraut mit der Wurzel ausrotten wollten. Ja, Ihr wäret mir die Rechten; einmal Euch würde ich nicht in meinen Garten schicken, um die Katzenstiel *) dort auszureuten. Wenn man so was machen will, muß man nicht darüber her fallen, wie die Katze auf eine vom Tisch gefallene Bratwurst, sondern bedächtig erst die Erde locker machen und behutsam die Wurzeln unter den Steinen lösen: dann erst kann man ziehen, daß die ganze Menschheit und alle Nachkommenschaft Freude hat über den langen Stiel, der herauskommt.

Und wenn Ihr es dabei auch noch so gut meintet: was hilft Euer guter Wille gegen die überhobelte That? Ihr könnet im Garten arbeiten, daß Euch der Schweiß über den Buckel herunter läuft, und am Ende wachsen aus jedem in Euerm übereilten Eifer in der Erde abgerissenen Wurzelstengel zehn Schosse für eins wieder auf.

Dann aber fürchte ich auch, es möchte unter Euch solche geben, die als Ausreuter angestellt sein möchten, um vielleicht gern mit dem Unkraut auch etwas Kabis für sich ausrupfen und in den Sack spazieren lassen zu können.

Du hast letzthin gesagt: Merkst, Markus? Da antwortete der Tölpelwirth: Gehorsamer Diener, Freund Lukas.

Bei derlei Sachen läßt sich halt gar Vielerlei sagen und jedes Ding hat seine zwei Seiten.

---

*) Equisetum arvense (L.), ein lästiges Unkraut.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Daß unser Vaterland in Folge der neuesten politischen Ereignisse in geistiger Beziehung große Fortschritte gemacht habe, läugnet wohl Niemand: mag man sie auch mit ungleichen Empfindungen, offener Freude oder geheimen Aergers, betrachten. Desto mehr aber pflegen ähnliche Fortschritte in sittlicher Beziehung geläugnet, desto mehr pflegt behauptet zu werden, daß in dieser Beziehung Rückschritte gemacht worden seien. — In Genf schreibt man das allmälige Verschwinden schweizerischer Einfachheit und Nationalität der freien Niederlassung von Fremden zu und wünscht besonders eine Abänderung des Niederlassungsvertrags mit Frankreich. Nicht nur kurzsichtige, beschränkte und engherzige Köpfe, sondern geübte Denker und Staatsmänner wünschen eine zweckmäßige Beschränkung des Fremdenzuflusses. — Sonderbar! In manchen andern Kantonen hingegen möchten gerade diejenigen, welche der schweizerischen Nationalität wieder mehr Schwung zu verschaffen zu trachten vorgeben, auch die Ansiedelung und Einbürgerung von Fremden noch mehr freigegeben wissen.

Nicht ohne Verwunderung sahen wir von Seite einiger Schweizerblätter einem Aufsatz aus der Allgemeinen Zeitung, den Savoierzug betreffend, angeblich von einem deutschen Flüchtling, Aufmerksamkeit schenken. Unsere Zeitungen kommen uns dabei vor, wie eine Rotte kleiner Knaben, in die irgend ein Tagdieb zu seinem Privatvergnügen eine Hand voll hohle Nüsse geworfen.

Nach dem Schweiz. Beobachter will auch der K. Freiburg für das französische Münzsystem sich aussprechen. Genf, Waadt und Bern werden es ihrerseits nächstens auf dem Wege der Gesetzgebung einführen. So soll nur einer dem andern nachfahren, dadurch werden die Kosten einer Konferenz erspart, die vielleicht doch nichts zu Stande gebracht hätte. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Schweiz in dieser Hinsicht einmal zu einer Einheit käme, um dadurch einem Unwesen ein Ende zu machen, das sowohl den Verkehr unendlich erschwert und gefährdet, als die verschiedenen Risse und Löcher im helvetischen Einigkeits-Rocke dem Publikum zur Schau stellt.

— In Bern wundert man sich, daß trotz der verkleinerten Maß die Verkäufer beim alten Preise bleiben, während die größer gewordene Elle den Käufern angerechnet wird; uns aber wundert es nicht, wenn wir damit in Vergleich stellen, wie schnell die Verkäufer in Fehljahren zum Aufschlagen springen, während sie ganz langsam nur und bedächtig zaudernd wieder zum Abschlagen sich bewegen lassen.

— Am 23. Januar Abends gingen drei Brüder Küffer von Twan nach Gerolfingen über den Bielersee, der mit Ausnahme der Gegend, wo ihn die Zihl durchschneidet, so zugefroren war, daß man sogar mit Schlitten darüber fahren konnte. Plötzlich brach unter zweien das Eis; die Unglücklichen versanken und sind nicht wieder zum Vorschein gekommen. Eben so brach auch unter einem Schneidergesellen das Eis, ein Anderer, der ihn retten wollte, sank mit unter; beide ertranken.

— Ueber das Ergebniß der Abstimmung wegen Verfassungsrevision im Kanton Zürich lauten die Nachrichten widersprechend, doch hat die Mehrheit angenommen.

— In den letzten Tagen brannte ein altes Schulhaus im zürch. Bez. Pfäffikon ab, das sein Amt an ein neues abtreten sollte. Eben so brannten in Heisch und Fischenthal zwei für 8000 Fr. versicherte Wohnungen ab.

— Am 18. Januar wurde die Winter-Rheinbrücke bei Fürstenau, K. Graubünden, durch einen ungewöhnlich starken Eisgang weggerissen.

— Ein Angehöriger von Basellandschaft, reformirter Konfession, durch kompetentes Urtheil von seiner Ehefrau geschieden, war Willens, sich mit einer katholischen Solothurnerin zu verheirathen. Zum Abschluß des ehelichen Vertrages bedurfte er des Taufscheines seiner Verlobten; allein der betreffende Pfarrer verweigerte dessen Ausstellung. Die Sache gelangte an den kl. Rath von Solothurn, welcher entschied: es solle für den Hrn. Pfarrer der betreffende Oberamtmann den Auszug aus dem Taufregister veranstalten und den Betreffenden zustellen.

— Der große Rath des K. St. Gallen hat die Einheirathungsgebühren bei Verehelichung eines Kantonsbürgers mit der Angehörigen eines andern Kantons oder Staates bereits einstimmig aufgehoben.

— Ein toller Hund durchlief am 4. Febr. Morgens Neuenburg und wurde, nachdem er bei 8 Personen gebissen, zu Montmirail erschossen.

Ausland.

— In der fr. Deputirtenkammer am 3. Febr. verlangt Madam Poutret de Mauchamps, daß man erkläre, der König der Franzosen sei auch König der Französinnen, und daß in der Charte das Wort „die Franzosen“ auch die Französinnen betreffe. — Ferner verlangt ein gewisser Gandissant, daß man dem Erfinder der Schreibkunst eine

Bildsäule errichte. Es handelt sich nun noch darum, zu wissen, wer der Erfinder gewesen sei; da muß man einen Boten gen Himmel senden, um Evander, Cadmus, Moses oder gar Methusalem darum zu befragen.

— Die französischen Freunde der Neger-Emanzipation sollen die Absicht haben, einen Gesetzesvorschlag vor die Kammer zu bringen, wonach jedes farbige oder schwarze Kind, das von der Bekanntmachung des Gesetzes an in den Kolonien zur Welt kommen würde, frei geboren sein soll. — Da regt sich auch noch Christensinn.

— Französische Missionäre haben im Verlauf von drei Jahren die rohen Bewohner der Insel Gambier (zu den australischen Harvei-Inseln gehörig) zum Christenthum bekehrt, und ihr Oberhaupt hat bei der Taufe den Namen Gregor, nach dem gegenwärtigen Papst, angenommen. — Dabei ist nur zu bedauern, daß die Bekehrer oft ein Christenthum lehren, das man kaum vor dem Heidenthum unterscheiden und mit der größten Aufmerksamkeit keine Nächstenliebe, nicht Geist und Wahrheit darin entdecken kann! —

— Neuerdings spricht man mit Sicherheit von der Räumung Ankona's von den Franzosen, und damit von der völligen Ausgleichung der nordischen Mächte mit Frankreich.

— Auf Ansuchen zweier mit Rom befreundeter Höfe sollen zwei ausländische Prälaten mit dem Kardinalshute bekleidet werden; man glaubt, daß der von Preußen entsetzte Erzbischof von Köln einer davon sei.

— Wen es etwa interessiren möchte, dem diene zu wissen, daß die Königin von Neapel sich in der Hoffnung befindet. — Man bemerkt seit einiger Zeit besondere Wachsamkeit in den Straßen der Stadt, neben zahlreichen Patrouillen durchziehen eine Menge geheimer Polizei-Agenten die Gassen.

— Die nordischen Herrscher sollen dieses Frühjahr wieder eine Zusammenkunft in Kalisch halten wollen.

— Im Wiener Zuchthause, wo an 5000 Verbrecher sich befinden, ist am 30. Jan. eine Meuterei ausgebrochen, so daß der Wachtposten und die 40 Gefängnißwärter nicht hinreichten, und Militär zur Hilfe gerufen werden mußte. Geräthschaften und Fenster wurden zerschlagen u. s. w. Die Rädelsführer wurden, nachdem die Truppen mit scharfgeladenem Gewehr sie ins Viereck geschlossen, mit Stockschlägen bestraft, und die Ordnung war wieder hergestellt.

— Kürzlich haben sich unter den in Herrmannstadt in Siebenbürgen garnisonirenden Truppen zwischen einem polnischen und ungarischen Bataillone so heftige Reibungen ergeben, daß mehrere todt auf dem Platze blieben und eine große Anzahl verwundet wurde.

— Am 31. Jan. brannte in Hanau ein Wohnhaus am Neustädtermarkt und ein Hintergebäude einer Hutfabrik ab.

— Ein Kavallerielieutenant in Dresden, der sich in Gegenwart eines Studenten beleidigend gegen die Göttinger Professoren äusserte, wurde von diesem auf Pistolen herausgefordert. Verächtlich erklärte der adeliche Offizier dem Studenten: er werde ihm den Reitknecht mit der Hetzpeitsche schicken. — So wenig wir mit den übermüthigen Beweggründen dieses stolzen Benehmens einverstanden sind, so glauben wir im Allgemeinen doch, daß die Thorheit einer Herausforderung keine bessere Erwiederung als die mit der Hetzpeitsche werth sei.

— Alle auf Urlaub befindlichen Offiziere der Vereinigten Staaten Nordamerika's haben Befehl erhalten, an ihre Posten zurückzukehren.

— Die neuesten Nachrichten aus den englischen Kolonien bestätigen die Unterdrückung des Aufstandes in Nieder-Kanada. Dagegen zeigt sich der Aufstand in Ober-Kanada hartnäckiger, da den dortigen Patrioten viele Unterstützung aus den nordamerikanischen Freistaaten zukommt.

— Zu Elmine, einer holländischen Besitzung an der afrikanischen Küste, haben die Neger, schon lange mit der weißen Bevölkerung entzweit, den Gouverneur, 6 Offiziere, 40 weiße Soldaten, 60 Arbeiter und 40 Rekruten aus Batavia niedergemetzelt. — In der Kolonie Neuseeland wüthet ebenfalls der Krieg zwischen den Eingebornen und den Europäern. — Nicht zu verwundern, denn die europäischen sogenannten Christen betragen sich gegen die Neger in den Colonien mehrstens so unchristlich, daß, wäre das Verhältniß umgekehrt, die Weißen es wahrscheinlich nicht geduldiger ertragen würden.

Allerlei.

Vor einigen Tagen gieng der König von Holland durch eine der kleinen Straßen am Denneweg und vernahm aus einer ärmlichen Wohnung das Jammern von Kindern; der König ging in die Wohnung und fand eine Mutter mit ihren Kindern von Allem entblößt. Da derselbe vernommen, daß der Mann der Familie an seiner Arbeit sei, so bemerkte der König, daß er dem Mann eine kleine Schuld zu entrichten habe, und hinterließ der bedrängten Familie eine ansehnliche Summe Geldes. Erst als der König die Wohnung verlassen, wurde er erkannt. —

Zu Hilvorsum starb dieser Tage ein Mann in dem Alter von 100 Jahren. Seine 18 Kinder sah er vor sich zu Grabe tragen.

Ein Beweis der größten Tapferkeit und Unerschrockenheit gab

bei der Belagerung von Konstantine ein Beduine, mit Namen Al Sado. Die Franzosen beschossen die Stadt. Eine Bombe fiel auf den Wall. Doch ehe sie noch zersprang, schleuderte sie der Beduine den in der Bresche anrückenden Franzosen entgegen. Sie platzte, tödtete sechszehn Mann, verwundete wohl vierzig, ein Stück riß dem Beduinen selbst den linken Arm vom Leibe. Der Beduine stand, übersah sein Werk, lachte laut, schrie jauchzend auf und stürzte sich in wilder Verzweiflung den Stürmenden entgegen, die ihn nur nach furchtbarer Gegenwehr tödten konnten.

Und die zu Bergen aufgethürmten Meereswellen stürzten zusammen und verschlangen die verwegenen Aegyptier in ein nasses Grab. Ein solcher Untergang hat vor einigen Wochen eine Gesellschaft lustiger Männer bedroht, die in gerader Lienie, als dem nächsten Wege von Steinach nach Arbon fahren wollten. Wie man weiß, ist jetzt überall Fastnacht, eine Zeit, in welcher unüberlegte Streiche an die Tagesordnung gehören. Diese Gesellschaft bestand in adelichen und unadelichen Personen, welche von Rorschach über Horn und Steinach nach Arbon fahren wollten. Gute Schlittbahn lockte sie in Schlitten. In Horn angekommen, wo großer Ball angeordnet war, kam es ihnen zu Sinne, noch einige Kumpanen in Arbon zu holen. Ein Schlaukopf, der ihre hitzigen Ideen gerne abkühlen mochte, versicherte sie, am besten zu thun, geradewegs über das glatte Eis des Sees zu fahren. — Gerathen, gethan! Sich in Mantel und Schlitten geworfen und gesungen: Fahre hin, Fridolin! gieng es wie auf einer Eisenbahn. Aber plötzlich und beinahe am Ziele der kalten Wallfahrt brach die Decke des großen Badezubers, und die kühnen Pilger, bis an den Nabel und darüber naß und gefroren, waren froh, daß barmherzige Samariter zu Hülfe gekommen sind, um sie aus ihrem nassen Elende zu erlösen. Zitternd wie Espenlaub und unter der Nase die hellen Tropfen schwitzend, vollendeten diese Helden ihre Wallfahrt beim Kreuz und thaten mit der Bezahlung einer wackern Zeche Buße unter demselben! —

— Die schweizerische Bundeszeitung von Luzern enthält einen Aufsatz, in welchem sie sich über den Nachdruck von Büchern folgendermaßen ausspricht: „Ob durch den Nachdruck eine Beeinträchtigung des Eigenthums auf Geisteswerke wirklich begangen werde oder nicht, ist eine Frage, welche sowohl für als dagegen ihr Kämpfer gefunden hat, über die sich selbst unter dem Gelehrtenstande bis heute noch keine allgemeine Meinung gebildet hat.“ Wir können nicht anders, als uns darüber verwundern, wie ein Mensch, mit auch nur ein wenig Rechtlichkeitsgefühl und gesunden Sinnen sich so äußern könne. Jeder Mensch in der Welt arbeitet seines Lebensunterhalts wegen. Wenn nun ein Gelehrter ein Werk bearbeitet hat, so ist es doch sein Eigenthum, er geht zum Buchhändler, um ihm die Handschrift zum Druck zu verkaufen. Der Buchhändler gibt ihm, ich will rechnen 16 Franken, für den Bogen; er hat es somit gekauft und es ist nun des Buchhändlers Eigenthum. Er läßt es drucken, 1000 Exemplare zu 10 Bogen; es wird so berechnet, daß der Absatz von 500 Exemplaren ihm die Kosten decket (wozu auch die 160 Franken für den Gelehrten kommen), und er muß also das Buch für 10 Batzen verkaufen; (er verkauft es aber nur dem Leser, und nicht für den Nachdrucker; denn es versteht sich wohl am Rande, daß man für 10 Batzen kein Buch zum Drucken schreiben kann,) was er dann über 500 verkauft, ist für seine Mühe. Nun kommt ein Nachdrucker, kauft geschwind das Buch für 10 Batzen, und druckt es nach. Die Kosten belaufen sich nun bei ihm um 1500 Batzen weniger, als beim Buchhändler. Dieses auf 500 Exemplare eingetheilt, kann er also das Buch um 3 Batzen wohlfeiler geben. Nun kaufen die Leute das Wohlfeile, und lassen dem Buchhändler seines liegen; damit wird ihm nicht nur der Verdienst entrissen, sondern er hat oft noch baaren Schaden. Wenn das nicht gestohlen ist, so stiehlt Müllers Esel auch nicht, wenn er unberufen des Nachbars Haber frißt.

In R.... hat ein Schullehrer eine seiner Schülerinnen geküßt: es ist ihm darauf anbefohlen worden, er solle entweder Alle küssen, oder gar keine; er zog das letztere vor.

Trost im Winter.

Der Hornung stürmt und Schnee und Eis
Bedecken unsre Flur.
Rings, wie im bangen Todestraum,
Liegt dumpf der weite öde Raum
Der ruhenden Natur.

Kein Lied ertönt, nur ächzend streicht
Der Wind durch Wald und Flur;
Kein Blümchen ringt im bunten Flor
Sich aus der Erde Schooß empor;
Weg ist der Freude Spur.

Doch nur getrost den Blick empor,
Des Winters Nacht entflieht;
Der Frühling kommt in neuer Pracht,
Wo alles Leben auferwacht,
Die Erde neu erblüht.

Einst, nach des Todes langer Nacht,
Scheint auch ein Morgenroth!
Der ew'ge Frühling strahlt herauf,
Die Todten stehn vom Schlafe auf:
Dann ist nicht mehr der Tod.

EMPFEHLUNG.

Endesunterzeichneter empfiehlt einem geehrten Publico seine Neue Buchdruckerei für alle in dieses Fach eingreifende Arbeiten, besonders Adress- und Einladungskarten, Nötchen, Rechnungen, Circulare etc., und verspricht geschmackvolle und billige Bedienung.

S. Landolt, Buchdrucker
in Nro. 626. auf dem Rain in Aarau.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 7. 16. Febr. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Mangstreit.

Zum Jänner seit der Hornig:
Du bist en ruuche Gsell;
Du machst mi grüüsli zornig,
Drum pack di uf der Stell.

's ist Stei und Bei no gfrore
Daß d'Luft nit d'Sunne gfüürt
Es byst eim i de-n-Ohre,
Me schlotteret und früürt.

Und springt me no so weidli:
Erwütscht eim doch di Stolz:
Es pattet e kes Chleidli
Und bschüßt kes Schytli Holz.

Du hest e kei Erbarme
Mit euser Gatigs Lüüt;
Du sorgst nid für die Arme
Und gist keim Thierli nüt.

A dir ist eus nüt gleze,
Mer chönnte glychlig sy:
Drum strych di diner Wege
Und mach mir Platz e chly.

Der Jänner thuet si stryche,
Doch rüeft er no im Goh:
Wenn d'mir au nit wit glyche
So gist mir doch nüt noh.

Du bist en fuule Pudel
Wie all derglyche sind,
En Gugugsnasse Hudel,
Bringst, Rege, Schnee und Wind.

Bi dir will nüt si schicke,
Es hilft ke guete Schue,
Me mueß im Choth ersticke
Und cha nit butze gnue.

Der Wind blost eim schier nieder,
Zentume wird me naß;
Drum red mir du nid wieder,
Du machst grad au ke Gspaß.

Die Fee im Jura.

7. Schloß Gösgen.

„Alle Donnerwetter, wozu solch läppisches Gejammer!" schrie Falkenstein seine um ihn bekümmerte Gattin an, als sie wehmüthig und mitleidvoll sich in liebreichen Worten nach seinem Befinden und den Ursachen dieses Unfalles sich erkundigte. „Man schicke dafür zu einem Scheerer (Wundarzt) nach Olten, daß sich auf der Stelle so einer hierher verfüge, und mir bringe man eine Flasche Wein, ich habe Durst. Ich wollte, der Teufel röstete die Aarauer Ratten alle in einer Viertelstunde zu Kohlen."

— Aber, lieber Gemahl, thäte man nicht besser, nach Aarau zu einem Scheerer zu schicken, als nach Olten? es wäre nicht gar so weit, und du müßtest nicht so lange ohne Hilfe leiden!

„Schweig und vollziehe, was ich befohlen," brüllte er.

Eine Magd brachte eine Fläsche Wein; er ließ sich gleich ein Glas einschenken, stürzte es jählings hinunter und zwei andere nach, dann legte er seinen Kopf nieder, verfiel in Fieber und Ohnmacht.

— Ach, was soll zuletzt aus dem Allem noch werden! seufzte die Frau von Falkenstein. Gott wolle mir und ihm gnädig sein. Nur einen Tag möchte ich erleben, wo nicht von ihm irgend eine Bosheit begangen würde und deren Folgen irgend ein Unheil mus brächten; nur einen Tag, an dessen Abend ich ruhig und vergnügt ihn empfangen könnte, um uns einander ganz anzugehören. — Aber, wie kann ich das? — Sein Herz und Gemüth voll Rohheit und Unverstand, ganz ohne gemüth-

liches Gefühl, tückisch und bösartig, bringt mich frühzeitig unter die Erde. Wenn ich auch noch so liebevoll ihm entgegen komme: mit bittern Kränkungen verwundet er zum Dank mir das Herz. Keine Wohlthat sieht man von seinen Händen Hilfsbedürftigen und Verlassenen erweisen, und nichts als Schmähreden, Verachtung und Verwünschungen schüttelt er über andere Mitmenschen aus. Kein guter Gedanke sah ich noch seinem Herzen entkeimen; nur roher Spott, schlüpfriger Witz, Flüche und Lästerungen gingen bis jetzt noch über seine Zunge.

Falkenstein lag in Ohnmacht, bis von Olten ein Wundarzt kam, um sein Bein zu untersuchen und einzubinden. Wieder zu sich kommend fing er Anfangs an zu toben, zu fluchen und gegen Gott und alle Heiligen zu lästern, bis die stark überhandnehmenden Schmerzen und seine Schwäche ihn demüthigten und er zu beten anfing, was er sonst nie zu thun pflegte.

Als seine Gattin dies bemerkte, suchte sie die vermeinte günstige Gemüthsstimmung zu benutzen und sagte zu ihm, als er das Gebet vollendet hatte: „Lieber Gemahl, sollen wir nicht dem Mägdlein die Freiheit wieder geben, das du schon bald vierzehn Tage eingesperrt hast! es weint heute schon wieder beinahe den ganzen Tag und nimmt fast nichts zu sich; wir müssen gewärtig sein, daß es krank wird; was sollen wir dann mit dem armen Ding anfangen?“

— So soll es krepiren, das Mensch, wenn es nicht fressen will! schrie er auf einmal wieder erbost auf, als eben sein Bruder eintrat, ihm einen Besuch abzustatten, der unterwegs schon von seinem Unfall gehört hatte.

„So, du kommst gerade recht,“ rief er ihm entgegen. „Nimm doch die Dirne mit Dir in dein Schloß nach Falkenstein, die wir letzthin aufgefangen haben mit dem Aarauer Buben; das Vögelein will nicht zahm werden. Du siehst: in diesen Umständen kann ich mich mit solchen Sachen nicht befassen, obwohl es Schade darum wäre, wenn das schmucke Zeisiglein so ungestutzt davon käme.“

— Sei nur zufrieden, erwiederte Jener, ich will's schon zurecht stutzen, daß es sich selbst darüber freuen soll; behalt' es nur noch ein paar Tage, bis ich wieder komme: denn morgen früh muß ich in aller Eile nach Seckingen, um mich dort mit Hans von Grünenberg zu besprechen, der mir gestern Abend sagen ließ, daß er diese Woche nach Wien zu Herzog Albert, Kaiser Sigismunds Schwiegersohn, abreise.

„So so, das ist recht! Er soll seine Sache nur gut machen. Auf diesem Weg kommt er vielleicht am besten an den Kaiser. Oder wenn das nicht, so ist doch auf jeden Fall gut, wenn er den Herzog Albert auf unsere Seite bringen kann, weil man nie zum Voraus weiß, was geschieht. So kann und soll es einmal nicht bleiben: früh oder spät muß dem Kühbuben-Regiment ein Ende gemacht werden.“

Man stellte einige Flaschen Wein, etwas Braten und Geflügel auf, womit sich der Gast seine wohlkonstituirte Eßlust so gut wie möglich zu befriedigen suchte, so wie er auch den Becher nicht sonderlich ruhen ließ.

„Ich wollte, der Teufel müßte heute noch in der Hölle zu grauer Asche werden, daß er mir diesen Streich gespielt hat,“ sagte Falkenstein. „Nun kann ich ein paar Wochen das Nest hüten, und was noch das Aergste ist, so hat mir der Einfaltspinsel von Scheerer das Weintrinken abgerathen, und ich soll wie ein dummer Junge zusehen, wenn sich Andere die Gurgel waschen. Aber was kann ich machen? Muß es halt doch bleiben lassen, wenn ich nicht ein ganzes Jahr im Loche bleiben, oder am Ende gar dem vermaledeiten Knochenmann in die Klauen fallen will.“

— Es wird so gefährlich nicht sein, erwiederte lachend der Bruder. Aber um wieder auf das Vögelein zu kommen: wo hast du denn das Ding; laß doch einmal sehen, was es für Federn hat und wie es sein Schnäbelein spitzt.

Man brachte Licht, denn es fing an dunkel zu werden; ein heftiger Wind wehte den Staub auf von den Wegen, ferner Donner rollte über die Berge, und leuchtende Blitze erhellten abwechselnd vor dem Schlosse die einbrechende Nacht.

Ungern und gezwungen trat Meili ein, geführt von einem Knecht; matt und traurig senkte sie den Kopf ohne aufzublicken.

— Ah! bist ein niedliches Gänschen; laß einmal schauen, was du für Aeuglein hast, sagte Falkensteins Bruder, und griff ihr mit der Hand unter das Kinn, um ihr Köpfchen aufzurichten. Sie wendete sich ab und fing an zu weinen.

„Mußt nicht blöde sein, mein Schätzchen. Sieh, hier hast du ein Glas Wein, bessern als dir letzthin der Aarauer Lümmel in Erlinsbach eingeschenkt hat; der gibt anders Feuer. So trink' doch und sing eins mit mir:

Lustig durch die Welt gesprungen
Und gekost, gezecht,
Freudevoll ein Lied gesungen:
So nur lebt man recht.

Hübsche Mädchen sind geschaffen
Zu des Mannes Freud';
Die's nicht glauben, nennt man Affen,
Schickt sie auf die Weid'.

Drum mein Liebchen, reich' ein Bißchen
Mir den Rosenmund;
Nur von dir ein süßes Küßchen
Macht mein Herz gesund.

Während er in der einen Hand das volle Glas hielt, faßte er sie bei diesen Worten mit dem andern Arm um den Leib, um sie an sich zu drücken und zu küssen.

Meili schrie laut auf. Plötzlich fuhr ein feuriger Lichtstrahl wie durchs Fenster, daß es Aller Augen blendete; ein krachender Donnerschlag folgte alsogleich nach, daß die Erde zu beben schien, das ganze Schloßgebäude erzitterte und der volle Becher des Lüsternen Händen entfiel. Die hellen Flammen schlugen aus der Schloßscheune empor und Falkensteins Bruder eilte davon, um schleunige Rettung zu veranstalten. Meili vergaß

in dieser Noth alle ihr angethanen Unbilden und half, wo sie helfen konnte, mit Flüchten von Sachen in feuerfeste Sicherheit. Die Scheune brannte nieder, aber die übrigen Gebäulichkeiten konnten gerettet werden mit Beistand der von allen Seiten herbeigeeilten Feuerläufer, die nun nach beseitigter Gefahr gemäß üblicher Landessitte mit einem Trunke erlabt und vom Geistlichen bedankt wurden. Unter diesen befanden sich nun auch Küttiger, denen sich Meili beigesellte, ihnen erzählte, daß sie mit Heinrich Hächler von den Falkensteinen bei Erlinsbach gewaltsam weggenommen und nebst allerlei andern ihr zugefügten Beleidigungen im Schloß eingesperrt gehalten worden sei; und sie nun um Schutz bat.

Das gab noch einmal Feuer in die Dächer, aber nicht in die Scheunendächer, wie vom Wetterstrahl. Die Küttiger schrieen: zündet das Raubnest wieder an, schlagt die Falkensteiner nieder u. s. w. Andere Mannschaften stimmten ihnen bei; Gösger aber und solche, die in's Schloß dienst-, zins- und zehntpflichtig waren, traten auf Seite der Falkensteiner und es entstand ein bedeutender Knitteltanz über den Köpfen, der viele blutende Wunden und blaunterlaufene Beulen verursachte. Meili suchte sich unter solchen Umständen zu flüchten und entkam mit Hilfe einiger Erlinsbacher Weiber, die sie mit sich nach ihrem Dorfe nahmen.

Einigen ebenfalls zur Hülfe herbeigeeilten Kapuzinern aus dem Kloster von Olten, nebst andern geistlichen Herren, gelang es, die erhitzten Gemüther zu besänftigen und den Streit zu schlichten.

Die Feuerläufer kehrten in ihre Heimathorte zurück und die Küttinger holten in Erlinsbach die dadurch aus der Gefangenschaft gerettete Meili wieder ein und nahmen sie mit sich nach Hause, wo sie Morgens um fünf Uhr in die Hütte ihrer Aeltern eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Erbauliche Betrachtungen über Druckfehler.

Wer von Fehlern frei die Arbeit denkt zu sehn,
Denkt was weder war, noch ist, noch wird geschehn!

Nichts ist dem lesenden Publikum ein größeres Aergerniß, als die ewigen Druckfehler, deren man beinahe in jedem Buche eine ziemliche Anzahl findet; und selbst in solchen Büchern, wo der Verleger auf jeden gefundenen Fehler einen Dukaten als Prämie ausschrieb, wurden noch welche entdeckt. Wenn aber die Leute sorgfältigerer Correktur wegen ein Buch theurer bezahlen sollten, würden sie sich wohl besinnen und lieber einige Fehler durchgehen lassen. Aber auch beim größten Fleiß geht es nie ohne ein kleines Sündenregister ab, und ein Correktor, der verspricht, keine Fehler stehn zu lassen, ist kein Correktor, denn sein Versprechen zeugt zur Genüge von seiner Unkenntniß in diesem Fache.

Die Bezeichnung „Druckfehler“ ist übrigens falsch, denn nicht im Drucken, sondern beim Setzen entstehen Fehler, was sehr leicht geschehen kann, theils weil beim Auseinanderlegen (Ablegen) der Buchstaben bald einer verworfen ist, theils weil die Handschriften, von denen der Setzer absetzt, oft selbst voller Fehler, schlecht und unleserlich geschrieben sind.

Gegen alle Sünden und Vergehen ist der Mensch nachsichtig und sieht Manchem, am liebsten aber sich selbst, etwas durch die Finger; nur Druckfehler werden lieblos und ohne Schonung an den Pranger gestellt. Blicke jedoch im Leben umher, und Du findest jeden Fehler im Buche (so wie ihn die Setzer mit Namen benennen) auch im menschlichen Gemüthe.

Zwei Hauptvergehen sind Auslassungen (Leichen) und Doppelsatz (Hochzeiten). Wie viele Leichen haben Leidenschaften und Ausgelassenheit in sinnlichen Genüssen schon gemacht! Was für traurige Ehen ziehen im Leben Hochzeiten nach sich, wo der Mann nicht mehr ist als ein Weib, oder wo das Weib aus Bosheit und Unverstand sich im Hause die Herrschafts-Zügel anmaßt! Wie manche gute Eigenschaft hat Vernachlässigung in der Erziehung bei Diesem oder Jenem ausgelassen? und wie oft begeht der Mensch seine Fehler nicht nur doppelt, sondern hundertfach. Mit verkehrten Buchstaben zu vergleichen sind jene löblichen Neigungen, die falsche Richtung nehmen und nicht gut angewendet werden. Spieße nennen die Buchdrucker den zwischen den Wörtern befindlichen Raum, wenn er in die Höhe steht und sich schwarz abdruckt. Das sind im Leben diejenigen Laster, die der Mensch nicht leicht verbergen kann und ihm gleichsam an der Stirne geschrieben stehen. Worte, zwischen denen dieser Raum fehlt, gleichen allzuraschen, unüberlegten Handlungen. Zu große leere Räume kommen mir vor, wie die Pausen eines Redners, in denen er sich besinnt, was er etwa noch weiter sagen wolle; so wie Gedankenstriche vom Verfasser oft gesetzt werden, wenn ihm die Gedanken selbst ausgegangen sind. Der gewöhnliche Mensch setzt in solchem Fall dann ein volles Wein- oder Bierglas als Gedankenstrich vor sich hin. Wenn der Setzer da keinen Absatz macht, wo einer sein soll, geht es ihm dabei wie Jenen, die zwischen Tag und Nacht keinen Absatz machen und in die Nacht hinein zechen, spielen und jubilieren. Macht er hingegen zu viel Absätze, gleicht er denen, welche bald dies bald jenes anfangen, damit ihnen nur die Zeit vergeht. Steht in einem Wort ein falscher Buchstabe, so erinnert er an jene Menschen, bei denen jeder Blick, jede Miene, jede Artigkeit ein falscher Buchstabe ist. Buchstaben aus größerer Schriftgattung eingeschlichen, gleichen der Großthuerei. So wie viele Druckfehler durch schlecht geschriebene Handschrift entstehen, so kann kein Kind gut gerathen, das der Aeltern böses Beispiel vor Augen hat. Runzeln im Papier sind oft weniger abschreckend, als Runzeln auf der Stirne junger Leute. Blasser Druck wird nicht gern gesehen, obwohl sonst blaß heutzutage die Modenfarbe ist. Ein angenehm ins Auge fallender Titel endlich gleicht dem lieblich lächelnden Antlitz des Menschen; aber wie oft entspricht der innere Gehalt nicht dem geschmackvollen Titel, während ein unansehnlicher oft dem werthvollsten Buche vorangeht. Das gröbste und unverzeihlichste Ver-

gehen jedoch begeht der Nachdrucker, und gleicht dadurch jedem, der sich auf Kosten Anderer bereichern will.

Im Allgemeinen sind Druckfehler und menschliche Untugenden insofern mit einander verwandt, als beide ein gewöhnlicher Gegenstand geselliger Unterhaltung sind, den Lästerern und Spöttern Nahrung geben, und gerade von denen, die am wenigsten fehlerfrei sind, oder am wenigsten von der Sache verstehen, am härtesten und lieblosesten beurtheilt werden.

Die Gebeine von St. Ursus.

Im bekannten Glarnerland
Herrschten einst zwei Brüder,
Ursus und Landolff genannt;
Beide waren Hand in Hand
Friedsam, treu und bieder.

Dahin kam von ungefähr
Aus entfernten Landen
Fridolin, der Heil'ge, her,
Predigte in frommer Lehr:
„Christ ist auferstanden!“

Es ließ dieser Lehre Sinn
Sich die Freunde mehren,
Und zum heil'gen Fridolin
Neiget auch sich Ursus hin,
Um sich zu bekehren.

Und nach seines Lebens End'
Ihn noch zu bedenken,
Ließ er durch ein Testament
Seine Güter in die Händ'
Fridolins verschenken.

Drob entsetzet Landolff sich,
Klaget vor Gerichte:
„Bruderherz enterbte mich,
„Meiner Seele, ärgerlich
„Ist mir die Geschichte!“

Fridolin ließ dem Gericht
Die Gebeine reichen.
Dieses zu dem Todten spricht:
„Leihst der Gabe du Gewicht,
„Gib davon ein Zeichen.“

Und der Schädel macht im Nu
Nickende Geberde,
Drauf des Grabes Stätte zu
Eilt der Todte hin zur Ruh
In die kühle Erde.

Bilder aus der Natur.

Der Schwan.

Seine beträchtliche Größe, sein blendend weißes Gefieder, die Würde und der sichtbare Stolz, womit er schwimmt, die Tapferkeit, die zwar keinen Kampf sucht, aber auch keinen scheut, und selbst dem Adler Widerstand thut, und der Friede, den er mit der ganzen Natur hält, zeichnen ihn zu seinem Vortheile aus. Sein langer Hals, den er, auf und ab rudernd, wie ein S gebogen, horchend aber gestreckt hält, hat 28 Wirbel. Ihn mit eingerechnet hat er 4½ Fuß in die Länge, mißt mit ausgespannten Flügeln 7½ Fuß, und sein Gewicht steigt von 15 bis zu 30 Pfund. Da er auf dem Grunde des Wassers oft seine Nahrung sucht, und kein vorzüglicher Taucher ist, so hat dieser lange Hals für ihn einen großen Nutzen. Sein Schnabel ist rothgelb, hat vorn einen schwarzen nach untenzu gekrümmten Hacken, hinten aber, an der Wurzel der Kinnlade, einen großen schwarzen Wulst, mit dem eine schwarze, nackte Haut, die wie ein Dreieck nach dem Auge zu steht, verbunden ist. Nicht umsonst ist der Schnabel so breit, damit der Schwan etwas mehr Schlamm auf einmal fassen kann. Die Füße sind im ersten Jahre seines Lebens schwarz, im zweiten bleifarben, und dann werden sie roth. Das schönste Weiß deckt das Gefieder des ausgewachsenen Schwanes. Sein Jugendkleid ist grau. In ganz Europa, vorzüglich häufig aber in Sibirien, ist der zahme und wilde Schwan. Will man ihn aber an einem Orte festhalten, so muß man diesem die Freiheit über alles liebenden Geschöpfe in der Jugend das erste Gelenke der Flügel abschneiden, oder zerknicken, sonst zieht er im Herbst als ein Zug- und Strichvogel weg. Wenn die Schwäne in großen Zügen fliegen, so soll jeder den Schnabel auf dem Schwanze seines Vormannes auflegen. Sobald der Anführer des Zuges müde ist, schließt er sich hinten an, um nun eben dieser Bequemlichkeit zu genießen. In den kalten Wintern von 1709 und 1740 sah man ganze Schwärme aus der noch kältern mitternächtlichen Gegend in die Unsrige kommen. Wasserkräuter, Insekten, Wasserkäfer sind die Nahrung des Schwanes. Im Winter gibt man ihm Getreide. Das Weibchen macht ein großes Nest von Schilf, Binsen und Stengeln, füttert es mit Federn, die es sich an der Brust ausrupft, und legt 6—8 grünlich weiße Eier, über denen es fünf Wochen sehr emsig brütet. Jetzt hält der Mann treue Wache. Mit sichtbarem Eifer rudert er auf alles los, was sich dem Neste nähern will. Seine Stärke in den Flügeln ist so groß, daß er einem Menschen Arme und Beine abschlagen könnte. So außerordentlich reinlich die Schwäne sind, und so sorgfältig sie sich immer putzen und reinigen: so unterläßt das die Mutter für sich, wenn sie Junge hat. Sie zu pflegen und zu streicheln, ist ihr eine theurere Angelegenheit, als für ihren Putz zu sorgen. Sehr hoch ist das Alter, das die Schwäne erreichen. Man will wissen, daß es einige auf hundert Jahre gebracht haben. Ihres ausgebreiteten Nutzens wegen verdienten sie in größerer Menge gehalten zu werden, als es gewöhnlich geschieht: da sie weder großen Aufwand noch mühsame Pflege zu ihrer Erhaltung fordern.

Seine Schwungfedern dienen zum Schreiben, die übrigen, besonders der Flaum, zu vortrefflichen Betten, in denen Vornehme eben nicht süßer schlummern, als der Arme auf seiner Bank und Streu, wenn er nur sonst ein ruhiges Herz und einen gesunden, von Arbeit ermüdeten Körper darauf legt. Das Fleisch junger Schwäne soll zart und schmackhaft sein. Das von Alten ist aber hart und unverdaulich. Die erste Idee zum Schiffbaue soll der Schwan gegeben haben. Sein Hals und seine Brust führte die erfinderischen Menschen auf den Bau des Vordertheiles und des Kiels. Der Bauch auf das Hintertheil, der Schwanz auf das Steuerruder, die Füße auf das Seitenruder, und die Flügel auf die Segel. Es ist in der That ein bezaubernder Anblick, eine etwas ansehnliche Anzahl Schwäne, die alle ihre Flügel, wie angeschwellte Segel, auf dem Rücken halten, einherrudern, und diese gefiederte Flotte unter einem günstigen Winde mit großer Geschwindigkeit vorübereilen zu sehen.

Auflösung des Räthsels in No. 6.: „Reiz, Zier.“

Räthsel.

Kennt Ihr das Ding? Von hinten und vorne gelesen
Ist's immer dasselbe, bleibt immer und ewig sich gleich.
Wie Mancher ist wohl von Thorheit und Wahne genesen,
Der suchte dabei des Himmels beseligtes Reich?
Doch Manchem auch bracht' es Reichthum und goldene Kronen,
Und manchen ließ es in häuslicher Fröhlichkeit wohnen.
Wohl schafft es das Leben, doch gab es schon Manchem den Tod
Und ruhigen Seelen allerlei Kummer und Noth.
Es ist in der Welt ein schlimmes, doch nöthiges Uebel:
So will es des Schöpfers Natur, so steht's in der heiligen Bibel.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 7.

16. Febr. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Sagt nur nichts halb: Ergänzen macht Pein!
Sagt nur nichts grob: Die Wahrheit ist rein.

Das Milchmädchen.

Seitdem der böse Geist der Mode auch unter die Hirten gefahren und sie sich nicht mehr bloß mit Kühmelken abgaben, sondern sich gewaltiglich herauspützelten in Seide, feinen Spitzen und Guttuch, auch selbst fabriziren und handeln: hat unser sonst bescheidenes Milchmädchen den stolzen Neid ihrer hochansehnlichen Nachbarn in hohem Grade rege gemacht. Der dickleibige Obervogt von Oesterreich, der glatte und galante Freiherr von Frankreich, den es einst hinter dem Ofen versteckt hatte, um ihn vor den Nachtbuben zu schützen und der ihm nachher dafür so katzenartig die Händchen streichelte, die reiche Büglerin und Waschbase England, und alle die kleinen Junkern rings herum, sogar der sonst so fromme und liebreiche Herr Ober-Pfarrer, sind nun alle zusehends vornehm und spröde gegen sie geworden.

Zwar kommen diese Herren noch öfterer als zuvor, zuweilen gleich einer auf den andern, oft alle auf einmal, ihr einen allergnädigsten Besuch abzustatten; aber nicht mehr um kühwarme Milch zu trinken oder ihre ländlich-natürliche Einfachheit zu bewundern: sondern ihr auf eine ganz verbindliche Weise anzuzeigen, daß sie nicht mehr jodeln soll, weil dies die Ruhe der Nachbarschaft störe; daß sie zeitiger schlafen gehe, des Beispiels wegen; keine armen Leute beherberge, weil man dadurch Gesindel pflanze, und des Morgens nicht so früh aufstehe und Licht anzünde, damit der Schein nicht das Gesinde der Nachbarhäuser blende und scheu mache. Dann hat sie genug zu thun, den Herren alles Schöne und Liebe zu versprechen und in Demuth die Hände zu küssen. — Keiner der Honoratioren will ihr mehr etwas abkaufen, und wenn nicht die ungenirte dicke Tante Amerika überm Bache noch lebte, so könnte es in Gottes Namen sein Krämchen nur zusammenpacken und aufstecken. — Wer will aber dem armen Mädchen verargen, wenn es vor so hochansehnlicher Herren Anmaßung blöde und verduttert dasteht? Ja, wenn ihr alter Liebhaber Kraftundmuth mit seiner Schwester Entschlossenheit noch bei ihr wohnte, der früher so männlich das Wort für sie führte! Der Herr beliebte aber in seinen alten Tagen noch auf die Universität zu ziehen um Diplomatie zu studiren! Zwar munkelt man seit einiger Zeit, Herr Kraftundmuth habe ihr die Ehe versprochen, wenn sie sich sittsam aufführe, und sei gesonnen, nächstens wieder zu ihr zurückzukehren: allein man darf solche Reden nicht laut werden lassen, sonst könnte, wenn die großen Herren es erführen, ihnen einfallen, ihn mit hoffährtigen Schmeichelworten abseits zu ziehen und ihm wohl gar ein adeliches Fräulein anzuschnallen.

Kömmt aber Hr. Kraftundmuth glücklich über die Mauthlinie und heirathet sein Milchmädchen, so könnte es bei Gelegenheit, trotz allem Zeterallarm hoffähiger Damen, einen Hochzeitball absetzen, der die stolzen Herren wieder artig und freundlich machte, daß sie ihm so gerne die Hand küßten, als der großen in Pelz gemummten Dame, die über jedes Lied die Nase rümpft und keine Polonaisen mehr spielen hören mag.

Tröste dich darum, ehrliches Milchmädchen! Wenn du dich aufführst, wie sich's gebührt, kann sich dir eine bessere Zukunft eröffnen. Bleibe daher sittsam in deinem Häuschen, reinige, schaffe und ordne. Gegen deine Nachbarn sei leutselig, dienstgefällig und freundlich, doch wohl auf deiner Hut; soferne sie dich necken, sei nicht traulich gegen sie, sondern zeige dich wie eine sittsame, reine und treue Verlobte. Wenn sie dich heimlich und arglistig besuchen wollen, so gehe ihnen offen entgegen vor die Thür, und verdeute ihnen ernsthaft, daß es sich für eine sittsame Braut nicht zieme, in Abwesenheit des Bräutigams Besuche von

fremden Gesellen anzunehmen; haben sie noch Ehre und Scham im Leibe, so werden sie dich verstehen und abziehen, wo nicht: so steige ungesäumt in edler Entrüstung auf den obersten Giebel deiner Hütte und rufe mit starker Stimme den Namen des Bräutigams — und er kommt.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Ein Kreisschreiben des Vororts zeigt den mit Neapel kapitulierenden Kantonen an, daß Tessin Abhülfe verlange, damit diesem Kanton nicht länger die aus sizilianischem Dienste entlassenen Söldner, welche das ihnen zur Heimkehr angewiesene Geld gewöhnlich in Ausschweifung durchgebracht, entblößt von allen Hilfsmitteln zur Last fallen.

— Der kleine Rath von Basel hat rücksichtlich der nothwendig gewordenen Reparatur des Bärenfelserjoches, dem Baukollegium den Auftrag ertheilt, Plan und Kostenberechnung zu einem steinernen Joch einzugeben und dabei auf dereinstige Umbauung der Brücke in eine ganz steinerne Bedacht zu nehmen.

— Den 10. Jan. hat der kleine Rath von Solothurn einem franz. Juden die verlangte Niederlassungsbewilligung versagt. Da wird wohl wieder ein galanter Herr das Milchmädchen küssen wollen.

— In der Nacht vom 12. zum 13. hätte die Kälte dem Dampfschiff Adler auf dem Genfersee schweres Unglück verursachen können. Eine Zugpumpe zersprang in Folge des Gefrierens, und füllte das Schiff schon bereits 2 Schuh hoch mit Wasser. Glücklicherweise konnte das Schiff nach vierstündiger mühseliger Arbeit mittelst schneller Hülfe anderer Schiffleute geleert werden.

— Während der anhaltende strenge Winter uns aus Norden den bei uns eben so seltenen als schönen Gast, den Schwan, zuschickt, verursacht sie auch hier und da bedeutenden Brandschaden; so wurde Romont, Pfeffikon und mehrere andere Orte mit empfindlichem Brandunglück heimgesucht.

— In der Nacht vom 2. auf den 3. Hornung wurden in Luzern an vielen Hausthüren die messingenen Handgriffe abgebrochen und entwendet; eben so einem Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt Bienenstöcke des Honigs und Wachses beraubt, nachdem man die Bienen mit Schwefeldampf erstickt hatte.

— Den 26. Jänner erließ der Bischof von Chur, in Folge erhaltener Anzeige, daß die Geistlichen im Kanton Glarus zur Eidesleistung einberufen seien, ein Schreiben an dieselben, worin er ihnen dieselbe untersagt.

— Am 1. Febr. hatte in der Wirthschaft des Kaufhauses zu Unterseen eine gräßliche Schlägerei statt. Die herbeigeeilte Polizei wurde entwaffnet, und mit den Säbeln, die man den Landjägern entrissen, so wie mit Messern dergestalt dreingehauen und gestochen, daß einige Verwundete im Wirthshause in Leistung blieben.

— Die Bündnerzeitung erklärt die Nachricht: „als wolle ein gewisser Pfarrer Betello jährlich 100 fl. weniger Gehalt, wenn er fortan nur Wahrheit predigen dürfe," als Erdichtung, stellt jedoch nicht in Abrede, daß viel Unwahrheit gelehrt werde.

— Schon zu wiederholten Malen haben die Magnaten von Schwyz mit dem Abt von Einsiedeln oder dessen Stellvertretern in Pfeffikon Zusammenkunft gehalten. Der Abt verspricht auf die nächsten Maien-Landsgemeinde kräftige Unterstützung. Man will Klostergeld in alle Gemeinden und Thäler hinaussenden, um sich die Mehrheit wieder zu erkaufen. Also benützt das Kloster Einsiedeln seine Reichthümer dazu, die Herrschaft eines Lachener Schmid und Konsorten aufrecht zu erhalten. Wenn im Aargau, Luzern ꝛc. die Klöster einige Beiträge an die Schulbildung der Jugend abreichen müssen: schreien die Mönche über Eingriffe in den Zweck der Stiftung; aber wenn ein Kloster sein Geld dazu verwendet, Volk und Regierung zu bestechen: so scheint das ganz dem Zwecke der Stiftung gemäß zu sein.

Die allgemeine Gährung im Bezirk Schwyz steigt sichtbar. Versammlungen werden gehalten und Pläne aller Art verabredet. Wenn ein Mann hervorträte, mit Entschlossenheit und unbestechbarem Gemeinnützigkeitssinn ausgerüstet, er könnte für Jahrhunderte Großes wirken.

Ausland.

— In Baiern werden fortwährend französische und deutsche Zeitschriften konfiszirt; so erst kürzlich die Hildburghauser Dorfzeitung, die Leipz. allg. Zeitung und die Hannov. Zeitung. — Baierische Blätter hingegen machen auf den Stiftungstag des Jesuitenkollegiums in München (7. Febr. 1582) aufmerksam. Wahrscheinlich wird dort bald der Tag der Wiedergeburt der Jesuiten gefeiert werden können.

— In Rheinpreußen ist das Volk ruhig; nur in Bonn ist ein betrunkener Glaser, Namens Böschmann, todtgeschlagen worden, weil er sich einiger zweideutigen Aeußerungen über den Erzbischof und die Geistlichkeit erlaubte.

— Der Papst hat an die preuß. Bischöfe einen Hirtenbrief erlassen, worin die gemischten Ehen untersagt sind. Der Erzbischof von Posen wandte sich an das Ministerium mit dem Ersuchen, dieser päpstlichen Verordnung das Plazetum zu ertheilen, welches ihm antwortete: er habe die bestehenden Landesgesetze zu befolgen, die gemischte Ehen gestatten.

— In Rheinpreußen soll man von Seite der kathol. Geistlichkeit nun damit umgehen, im Geheimen ernste Schritte gegen die gemischten Ehen zu thun. Man verlangt von jungen Mädchen alle acht Tage eine Herzensbeichte, und wenn eine Jungfrau mit zitternder Stimme und unter Thränen gesteht: „sie könne ohne ihren geliebten evangelischen Rudolf nicht leben“ so wird sie mit den härtesten Kirchenstrafen belegt. Das ist ein Kampf zwischen Glauben und Liebe, wobei es wohl schwerlich so bald zu einem entscheidenden Sieg kommt.

— Der im Arresthause zu Gießen politisch gefangene Apotheker Trapp hat sich am 30. Januar frei gemacht, indem er in einem Anfall von Wuth gestorben ist; er hinterläßt eine Wittwe und mehrere Kinder, die untröstlich sind. Die Richter wollen so human sein, und die Kosten auf sich beruhen lassen.

— Die Bewohner der königl. Residenzstadt Hannover sind jetzt überglücklich. Die Stadt wimmelt von Militär und dadurch haben die Hausmiethen bedeutend gewonnen. Es blühen Handel und Wandel, denn wenn die Soldaten leben wollen, muß man ihren Unterhalt kaufen. Zur Beruhigung aller Vaterlandsfreunde soll das Hoftheater eingehen und dafür eine neue Kaserne gebaut werden. Allfälligen Theaterfreunden ist jedoch huldreichst gestattet, auf eigene Kosten sich dergleichen Unterhaltungen zu verschaffen.

— Während man in den nördlichen Gegenden Deutschlands Anfangs Februar ein heftiges Blitzen ohne Donner gewahrte, richtete in Mexiko (Amerika), Odessa (Rußland) und Kronstadt (Siebenbürgen) ein starkes Erdbeben große Verheerungen und bedeutenden Schaden an.

— Der vormalige östreich. Unteroffizier, jetzige Baron von Schmuther, Kammerherr der in guter Hoffnung lebenden verwittweten Königin von Neapel, soll mit einer sehr hohen Person (versteht sich weiblichen Geschlechts) heimlich vermählt sein, und hatte deshalb die Weisung erhalten, das Königreich fürder nicht mehr mit seiner Gegenwart zu belästigen. Er lebt jetzt in Rom, ebenfalls in guter Hoffnung; sollte sie sich nicht erwahren, will er in Portugal für 235 Gulden den Herzogstitel kaufen, dann, meint er, wird's halter wohl gehn.

— Seitdem man in Madrid weiß, daß die französische Regierung für Spanien nur Mitgefühl hegt, hat den Minister Ofalia ein solcher Schwindel ergriffen, daß er sich kaum mehr auf den Beinen halten kann; es wird ihm ganz karlistisch vor den Augen. Das Elend, welches in den Provinzen herrscht, ist eher zu glauben als zu beschreiben. Die Stände haben die Regierung zu Aushebung von 40,000 Mann ermächtigt.

— In Portugal steht es immer noch auf dem alten Flecke, nämlich in allen Kassen kein Kreuzer Geld; man beabsichtigt, glaub' ich, bei Griechenland eine Anleihe zu eröffnen, allein wir glauben, der griechische Finanzminister höre nicht ganz gut.

— In der Sitzung des engl. Unterhauses vom 23. Januar sagte W. Gladstone: die Kanadier hätten keinen Grund zu Beschwerden, da sie sich ja vom Jahr 1775 bis jetzt von **60,000** auf **600,000** Einwohner vermehrt hätten. Der meint wohl auch: wenn die Katzen viel Fleisch erhalten, verschonen sie ihre Jungen und hecken recht brav.

Aus Duerra, in der Provinz Algier, schreibt man daß, am 25. Jan. Abends um 5 Uhr 10 Minuten vom franz. Lager und am Eingang des Dorfs, Vieh und 3 Hüter weggenommen worden. In der Nacht wurde Generalmarsch geschlagen und die Truppen rückten nach verschiedenen Richtungen aus, um die Räuber aufzusuchen: in einer Entfernung von 2 Stunden fand man am folgenden Morgen die 3 Hüter ermordet, aber keine Spur der Mörder.

Allerlei.

Aus zuverlässiger Quelle will man wissen, daß ein gewisser Pfarrer im Leberberge am letzten Sonntag in seiner Predigt statt des Evangeliums die liberalen Zeitungsblätter zum Texte wählte, sie als wahre Giftpflanzen schilderte, welche den Samen des Unkrautes unter den rechtgläubigen Seelen ausstreuen. Er erwähnte mit Wehmuth, daß solche Blätter auch häufig in den ländlichen Hütten gelesen werden, und erklärte die traurigen Folgen davon. Zuletzt ermahnte er seine Pfarrgemeinde mit beweglichen Worten, Gott den Herrn zu bitten, daß die muthwillige Preßfreiheit, die so großes Unheil anstiftet und die Religion gefährder, wieder an die Kette der Censur angefesselt werden möchte. Diese Preßfreiheit sei einer wüthenden Hündin zu vergleichen, die alles anfällt, was ihr in den Weg kommt, mit ihren Giftzähnen die liberale Wuth verbreitet, und die gottlosesten Sachen (die hie und da etwa von schwarzen Finsterlingen begangen werden) gleich in die Welt hinaus belfert.

Da beinahe alle Schweizerzeitungen berichteten, daß das Bauernmädchen, das letzthin eine zwei Zoll lange Gufe hinunter geschluckt hatte, gestorben, so ist es billig, etwas mehr davon zu berichten, und zuvörderst, daß es noch lebt, und zwar ohne bedeutende Schmer-

zen. Seine Mutter, Verena Eberli, gebürtig von Ultwis, Pfarrei Hitzkirch, war in ihrer Jugend nicht häßlich, doch hatte sie den häßlichen Fehler etwas zu langer Finger, und kam deßwegen 1819 in's Zuchthaus in Luzern, wurde im Zuchthaus gesegnet, und so entstand dieß unglückliche Mädchen, das die Gufe verschluckte. Die Gemeinde Ultwis wollte nun dieß im Korrektionshause geschaffene Kind nicht anerkennen, und glaubte, der damaligen Hohen Regierung das Ihrige wenigstens lassen zu müssen; allein dieselbe war generös, und sprach: Pasta! Ihr müßt unser Geschenk annehmen! Wo aber Zwang herrscht, da ist keine Freude, und so hat dieß Kind bis heute keinen Geschlechtsnamen, und ist quasi heimathlos.

Auch in der Türkei wissen sie, was Religion ist. Sie feierten so eben ihr Ramazan, d. h. die großen Fasten: da der Türke in dieser Zeit dem Gesetze nach am Tage Nichts essen darf, so bringt er denselben mit Beten und — Schlafen zu; Nachts aber wacht er und ißt, was ihm beliebt. Also wird das Gesetz und die Propheten erfüllt. —

Die zehn Gebote.

Dieser Artikel wurde uns von einem katholischen Christen zugesandt. Mag man uns damit beschuldigen; als wollten wir mit Lästerungen über katholische Lehren und katholischen Glauben herfahren, was liegt uns an solcher Beschuldigung. Christus lehrte keinen Katholizismus, keinen Protestantismus u. s. w. sondern er lehrte reine Wahrheit, reine Sitten und reine Gottesfurcht, und es bleibt jedes guten Christen Pflicht, die Verführten auf die falschen Propheten aufmerksam zu machen.

A. d. R.

1. Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst keine andern Götter neben mir haben.

So sprach der Herr zu seinem Volk. So lehrte uns auch Christus der Sohn Gottes, unser Mittler und Erlöser, der seinen Lehren die zehn Gebote zum Grunde setzte.

Gott gab sie uns zu unserm eigenen Heile und zur Erkenntniß seines ewigen und heiligen Willens.

Die diesen Geboten nicht nachgehen, sie nicht vollziehen, nicht lehren: befolgen seinen Willen nicht.

Die andere Satzungen hineinflicken, andern Satzungen nachgehen, andere Satzungen lehren: folgen auch einem andern Gott, haben einen andern Herrn, den sie sich selbst vorgesetzet.

2. Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, oder dessen, das im Wasser ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht.

Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch: die Ihr die vielen Marien- und Heiligen-Bilder aufstellet, das Volk lehret, sie um Fürbitte und um Gnaden anzuflehen: Ihr habt Bilder dessen, das im Himmel und auf Erden ist, aufgestellet, betet sie an, und dienet ihnen, indem Ihr ihnen zu Ehren Feste aufstellet und sie herumtraget gleich Götzen.

Wer den einigen wahren Gott verehrt, dem liegt auch sein Volk am Herzen, und wem sein Volk am Herzen liegt, muß der nicht mit schmerzlichem Gefühl, mit inniger Entrüstung entflammet werden, wenn er Leute unter dem Namen Christen vor Heiligenbildern knien, und Litaneien hersagen sieht, die weder Sinn noch Verstand haben, und die der Knieende nur aus Gewohnheit und ohne zu wissen warum, herplappert, gleich dem am Rosenkranz hergezählten und zu vielen Malen hintereinander wiederholten Vaterunser und Ave Maria.

3. Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen.

O! stehet vor christliche Kanzeln, vor christliche Altäre, und höret, wie oft Gottes Name mißbraucht wird! wie oft er zu Zeugen aufgerufen wird bei Geboten und Lehren, die weder in seinen noch in Christi Worten und Lehren enthalten sind! wie oft seine Worte der Deckmantel menschlicher Herrschsucht, Habgier und Bosheit sind, während Gottes reine Wahrheit mit Irrlehren verdunkelt wird. Höret, wie oft er sogar um Beistand angerufen wird, Aberglauben und Götzendienst zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Trinklied für Schweizer-Krieger.

Uuf Schwyzer, uuf, mir wänd es Liedli singe!
Eus lustig mache bi-m-e Gläsli Wy!
Was macht eus das, wenn d'Find wänd ine dringe:
Mir chläpfe si trotz allem Lustigsy.

Oeb Erd und Himmel chrache,
Nüt cha-n-eus muethlos mache;
Fest stöhn mir Schwyzer, wie ne Felse, do,
Für eusri Freiheit Lyb und Lebe z'loh.

Mir löhnd is nid vo Frömde-n-unterdrücke,
So wenig as dur eusi Junkerslüt;
Biwahr is Gott: vor dene si go z'bücke!
Nei wäger nei, us dem do wird denn nüt!
Oeb Erd ꝛc.

Höch thüen mir eust Alt-Vorfahre-n-ehre,
Die d'Freiheit eus so thür erfochte händ;
Und so wie sie, müen mir is tapfer wehre,
Wenn d'Find eus wieder unterjoche wänd.
Oeb Erd ꝛc.

D'Freiheit müen mir dem Vaterland erhalte
Zur Sicherheit für Guet und Wyb und Chind;
Nie darf bi-n-eus der Freiheitsgeist veralte,
D'Söhn blybe so, wie d'Vätere gsy sind.
Oeb Erd ꝛc.

Drum leb' jetz höch: wer d'Freiheit eus errunge,
Höch Wyb und Chind und eusi Schwyzermueth!
Dem allem z'Ehre wird das Liedli gsunge,
Fest halte mir a dem mit Guet und Bluet.
Oeb Erd ꝛc.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 8. 23. Febr. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Glaube, Liebe und Hoffnung.

Wie groß ist Gott in seinen Werken!
Wie wundervoll der Schöpfung Pracht!
Sie soll im Glauben uns bestärken
An seine Weisheit, seine Macht.
Es kreisen in den weitsten Fernen
Die Sonnen, Monde, mit den Sternen,
Und jedem weist Gott seine Bahn,
Den Anfang und das Ende an.
Er schuf das Wirken, schuf das Leben,
Und hat ihm Ziel und Zweck gegeben;
Eins folgt des Andern raschem Lauf
Und Niemand hält den Fortgang auf.
Vom kleinsten Gras zur schlanken Palme,
Vom Elephant zum Wurm am Halme,
Vom höchsten Fels zum feinsten Staub,
Wird Alles der Verwesung Raub.

Wie gut ist Gott! in seinen Werken
Voll Langmuth und Barmherzigkeit!
Das soll in Liebe uns bestärken.
Erfüllen uns mit Dankbarkeit.
Er nähret alle seine Wesen,
Noch ist kein Würmchen je gewesen,
Für das nicht gut gesorget war.
Sein Wohlthun wirket immerdar.
Und was auf Erden wird geboren,
Erstirbt es auch, nichts geht verloren:
Die Stoffe selbst, sie sterben nicht,
Verändern Form nur und Gewicht.
Es wechseln ewig die Gestalten;
Doch herrscht im Wechsel weislich Walten:
Es zehret Eins das Andre auf
Und eilt dahin im Kreiseslauf.

Wie groß und gütig in den Werken
Sich Gottes Allmacht doch erweist!
Was uns im Hoffen soll bestärken:
Das ist das Leben, ist der Geist!
Im Geist muß sich das Leben finden,
Und will ihm auch der Körper schwinden!
Er ändert Hülle nur und Ort,
Wirkt im Bewußtsein dennoch fort.
Wenn ja die Stoffe nicht verderben:
Wie soll denn da der Geist ersterben?
Wie manches Korn der Winter deckt,
Das dann der Frühling auferweckt!
So gehet Alles auf und nieder;
Die Stoffe schwinden, kehren wieder;
Es folget Tag und Nacht im Lauf,
Der Morgen weckt das Leben auf.

Die Fee im Jura.

8. Das Mahl.

Nachdem der Morgen angebrochen, im Schlosse Gösgen wieder alles ruhig und das Gebäude vor neuem Ausbruch des Brandes gesichert war, nahm Herr Hans von Falkenstein von seinem bettlägerigen Bruder Abschied und ritt gen Seckingen, wo er gerade zum Abschiedsmahl kam, das Grünenberg einigen befreundeten und bekannten Rittern gegeben hatte, woran er theilzunehmen brüderlich eingeladen wurde. Die Ritter glühten voll süßen Weines und unterhielten sich in allerlei geschliffenen und ungeschliffenen Witzen über ihr Vorhaben, das Haus Oesterreich zu bereden, die Schweiz wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dabei stimmten sie das Lied an:

Den Ochsen spannt man an den Pflug,
Den Bauern ziemt's, zu schaffen;
Dem Edelmann ist's Regiment,
Die Litanei den Pfaffen.

Dem Bauern schmeckt der Haberbrei,
Die Rüben sind gerathen;
Und für den edeln Rittersmann
Gibt's Schneyfendreck und Braten.

Das Waſſer gibt den Ochſen Kraft,
Milch ſoll der Bauer näſchen;
Der Edle kann mit Rebenſaft
Und Punſch die Gurgel waſchen.

Es ſoll's ein jeder Ritter ſein
Mit jungen Mädchen halten;
Der Pfaff ſoll keuſch und züchtig ſein;
Für Bauern ſind die Alten.

Die Dienerſchaft war immer noch beſchäftigt, dampfende Schüſſeln mit allerlei wohlriechenden und leckerhaften Gerichten aufzutragen und die leeren wieder behende wegzuräumen, als auch Heinrich Hächler mit einem Korb voll gefüllter Rheinweinflaſchen hereintrat, um ſie der Reihe nach vor den verſammelten Gäſten aufzupflanzen.

„Aha,“ rief der Herr von Falkenſtein ſpottend, „da iſt ja auch der zärtliche Schäfer von Pappenhauſen *). Kannſt du denn auch noch leben ohne deine ſittſame und getreue Schäferin? Es ſcheint, du verſtehſt den Rummel beſſer als die dumme Gans! Das einfältige Kuhmenſch hätte uns in ſeiner Dummheit bald einen verdammten Teufelsſtreich geſpielt.“

Heinrich erröthete und fuhr ſchweigend in ſeiner Beſchäftigung fort; und Falkenſtein erzählte unter vielen ſchweren Flüchen und allerlei entſetzlichen Drohungen den Vorfall in der vorigen Nacht.

Grünenberg hingegen rühmte des Jünglings Folgſamkeit und erzählte lächelnd, wie er zwar in den erſten Tag ſeiner Wegführung traurige und weinerliche Miene gemacht, ſich jedoch zu allem Geheißenen willig und geſchickt habe gebrauchen laſſen. „Ich bin“, ſagte er, „durch dieſen Burſchen ſogar zu einem Sekretär gekommen, ohne zu wiſſen, wie; der Teufelskerl kann gut ſchreiben, was ich mir an dem Abend nicht hätte träumen laſſen, wo wir das ſchnäbelnde Pärchen hinter Erlinsbach auffingen. Ich habe ihn nun, ſtatt der Gefangenſchaft, in meine Dienerſchaft aufgenommen, und er will gegen die Erlaubniß, ſeine Alten davon benachrichtigen zu dürfen, gern mit nach Wien kommen.“

Als Heinrich eben die letzte Flaſche aus dem Korb hinſtellen wollte, gewahrte der vor ihm ſitzende Ritter zwiſchen ſeiner Hemdbruſtfalte etwas goldartig Glänzendes durchſchimmern. Er faßte ihn beim Arm und rief: „He he Burſche! Was haſt du Geſtohlenes darin verſteckt?“ riß ihm die Falte auf und zog das kleine Spiegelchen hervor. So wie er es aber berührte, ward es ganz ſchwarz und er ſah nichts darin, als etwas entſtellt ſein vom Weine glühendes, nichtsſagendes Alltagsgeſicht, wollte es ihm ganz gleichgültig wiedergeben und ſagte: „Gut genug für dich!“

Die andern Gäſte, dadurch aufmerkſam gemacht, wollten jedoch das Ding ebenfalls ſehen und Falkenſtein ſagte ſpöttelnd: „Wahrſcheinlich das wohlgetroffene Konterfei ſeiner für ihn nun verlorenen, reizenden Schäferin! Wart du nur, wirſt in Wien ganz andere Vögelein finden, als die ſpröden Küttinger Kothgänſe ſind!“

Beim erſten Blick, den er aber in das Spiegelchen that, ward er plötzlich ganz blaß, ſank ohnmächtig vom Stuhle und ließ das Ding fallen, daß es in drei Stücke zerbrach.

Ein durchdringender Knall entfuhr demſelben und die anweſenden Gäſte ſpürten alle wie auf einen Schlag einen krampfhaft empfindlichen Schmerz im Kopfe, ſo daß ſie ihre Mienen wie Gichtkranke oder Wahnſinnige verzogen. Nur die Dienerſchaft ſpürte nichts davon und konnte ſich bei den von allen dieſen Herren auf einmal ſo ſonderbar verdrehten Geſichtern beinahe des Lachens nicht erwehren.

Heinrich half den Falkenſtein aufheben, raffte die drei Spiegelſtückchen zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. Man trug den Ohnmächtigen zu Bette und die über dieſen Unfall beſtürzte und geſtörte Geſellſchaft ging mißlaunig auseinander, nachdem man zuvor vom Herrn von Grünenberg Abſchied genommen hatte.

Heinrich war ſehr traurig über die Zertrümmerung ſeines Kleinods. Als die Tafel geräumt und es im Hauſe nach und nach ſtill geworden war, nahm er die Stücke hervor, um ſie eins nach dem andern bedauerlich zu betrachten, und ſiehe da: ſie waren wieder hell und glänzend wie Kryſtall und Gold, und jedes einzelne zeigte ihm ſo rein und vollkommen ſein Bild, wie vorher der ganze Spiegel. Beruhigt legte er ſich zu Bette und ſchlief ſanft ein. Da träumte ihm: er ſtehe oben auf der Spitze der Gisulasfluh, um die Ausſicht zu betrachten, als auf einmal die Fee in herrlichem Glanz und majeſtätiſcher Pracht vor ihm ſteht. Er hält die Bruchſtücke des Spiegels in den Händen und zeigt ſie ihr. Sie berührt ſie mit den Fingerſpitzen und die Stücke fügen ſich ſo ſchön in einander, als wenn ſie nie zerbrochen geweſen wären. Drauf zeigte ſie ihm in der Ferne ſchöne Landſchaften an Flüſſen und Seen, große Städte mit hohen Thürmen und Domen, gewaltige Feſtungen und Schlöſſer; und immer näher fremde Kriegsheere in mörderiſchem Kampfe, brennende Dörfer und verwüſtete Ortſchaften, ganze Rotten verſtümmelter, halbnackter und halbverhungerter Leute; dann ganz bei ſich im prachtvollen Gezelte eines vornehmen Herrn den glänzendſten Reichthum, alle Ueppigkeit und Wolluſt.

„Dort werden wir uns wiederſehn,“ ſagte ſie, und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn. Zauberiſcher Schwindel bemächtigte ſich ſeiner und — er erwachte.

Da ſpürte er in den Händen ſein Kleinod. Er hob es empor: es war ganz und leuchtete wie helles Licht, das ihm beinahe die Augen verblendete. Wehmüthig vor Freude und Entzücken, drehte er das Geſicht in's Kopfkiſſen und ſchlief, in Gedanken vertieft, wieder ein, bis ihn die Tageshelle zu ſeinen Geſchäften aufrief. (Fortſetzung folgt.)

*) Pappenhauſen nannte man ſpottweiſe die Stadt Aarau, ſo wie deren Einwohner Pappenhauer oder Pappenhauſer (von Papyen: Brei).

Liebenstein und Sternfels.

Im lachenden Rheingau, voller Anmuth und Pracht, da wo der Rhein der Stadt Boppart zueilt, stehen auf hohen Felsenpyramiden, die vom untersten Fuß bis zu den äussersten Spitzen mit Reben dicht bewachsen sind, die Ruinen zweier Burgen: Liebenstein und Sternfels.

Hohe Berge drängen oberhalb den Strom zusammen und dunkel spielen die Wellen im tiefen Schatten schroffer Felsenwände. Reben bedecken jedes sonnige Plätzchen, alles Uebrige ist hoher, dichter Wald; zuweilen drängen sich steile Felsspitzen aus denselben hervor, meistens mit malerischen Ruinen verfallener Burgen gekrönt. Einige zerstreute Fischerhütten ausgenommen, erspäht das Auge weite Strecken hin keine menschliche Wohnung; uralte Volkssagen bevölkern jede Kluft mit Kobolden, jede Höhle mit Geistern. Erst unter St. Goar öffnet sich eine freundlichere Gegend; die Felsen treten zurück und erheben ihre Häupter tiefer aus dem Forste, Wiesen und lachende Gärten erheitern das Auge, und aus tiefer schauerlicher Stille trägt man den zur Schwermuth gestimmten Geist wieder in lebhafte Zerstreuung zurück.

Da hauste auf Liebenstein vor Zeiten ein reicher Ritter. Zwei hoffnungsvolle Söhne waren seine einzige Freude, und ein Mädchen, eine an Kindesstatt angenommene Waise, wuchs mit ihnen in geschwisterlicher Zärtlichkeit auf. Die Brüder wurden Jünglinge und die Waise entfaltete sich zur schönen, sanften und liebreichen Jungfrau. Da entglühte der brüderlichen Liebe das verzehrende Feuer der Leidenschaft, und beiden nagte ein Wurm am Herzen, den das unbefangene, schuldlose Mädchen nicht ahnete und nicht kannte. Nur der Vater entdeckte den Grund ihres geheimen Kummers, offenbarte ihn seiner Pflegetochter und bat sie schonend, im Falle sie einem derselben gewogen sein könnte, ihn sich zu wählen. Sie aber war beiden mit schwesterlicher Liebe zugethan und wollte keinen betrüben. Als der Aeltere ihre Unentschlossenheit sah, überwand sein Edelmuth die Leidenschaft. Er schwur Verzicht seiner Liebe und warb selbst mit Glück für den Bruder. Doch hin war der Friede seines Herzens! Er verließ die väterliche Burg, und ging an den Hof des Pfalzgrafen, dort bei Turnier und Kampfspiel Vergessenheit seiner Leiden zu suchen.

Da machte des heiligen Bernhard feurige Beredsamkeit Burgen und Schlösser an Rittern und Reisigen leer; er predigte den Kreuzzug, und schaarenweise strömten sie herbei, dem Glaubenspanier zu folgen. Auch der Bräutigam der schönen Elise gelobte den Zug ins heilige Land, ehe er die Maid zum Altare führe. Weder ihre Thränen, noch des alten Vaters und Bruders Bitten änderten seinen gefaßten Entschluß. Er brach mit Kaiser Konrads Heer auf und zog von dannen.

Voll Hoffnung auf freudige Wiederkehr baute der Alte auf dem benachbarten Felsen eine stattliche Burg zur Wohnung des jungen Paares, und nannte sie Sternfels. Nach dem Tode des Vaters kehrte der älteste Sohn auf dessen Burg zurück und lange Jahre vergingen ohne Kunde von dem nach Palästina gezogenen.

Endlich kam ein guter Freund des Aeltesten, den er am Hofe des Pfalzgrafen kennen gelernt hatte, und der ebenfalls mit ins gelobte Land gezogen war, von da zurück. Aber man denke sich den Schrecken der armen bethörten Elise, als dieser Kunde brachte von ihres Bräutigams Vermählung mit einer jungen Griechin, mit welcher er nächstens zurückzukehren gedenke. Es brach ihr Herz, sie versank in Schwermuth. Der über diese Schandthat empörte Bruder forderte den Pflichtvergessenen bei seiner Heimkehr zum Zweikampf auf; aber die verlassene Jungfrau warf sich zwischen die schon verwundeten Brüder, stiftete mit himmlischer Milde Versöhnung und nahm dann den Schleier.

Während der Aeltere auf Liebenstein einsam und still seine Tage verlebte, war auf Sternfels des Lärmens und Jubilirens, der Gastmähler und Festlichkeiten kein Ende. Aus Nah und Fern kamen Grafen und Ritter, um der Schönheit der jungen Griechin zu huldigen. Dem Aelteren ahnete dabei nichts Gutes, und noch ehe er den Bruder von seiner Schande überzeugen konnte, war sein verbrecherisches Weib mit jenem Ritter entflohen, der ihre erste Kunde auf Liebenstein gebracht hatte.

Die beiden Brüder schenkten nun ihr Vermögen jenem Kloster, in welchem Elise als Nonne lebte und blieben ehelos. So erlosch ihr Stamm, und unter dem Zahn der Zeit fielen auch ihre Burgen.

Der Pfaffenbrief.

Daß die römische Geistlichkeit seit vielen Jahrhunderten ihre Gewalt zu vergrößern und die weltliche Obrigkeit unter ihren Hut zu schieben getrachtet, ist Jedermann bekannt. Im vierzehnten Jahrhundert besonders versuchte die herrschsüchtige Geistlichkeit frevelhafte Eingriffe in landesherrliche und richterliche Rechte, so daß, wenn sich die Regierungen diesem Beginnen nicht widersetzt hätten, die Geistlichen in kurzer Zeit alle hohe und niedere Gerichtsbarkeit an sich gezogen hätten.

Die Eidsgenossen, welche ihre Freiheit mit so großer Gefahr und o vielen Opfern wider das Haus Oesterreich und andere Feinde muthvoll behauptet, wollten sich dieselbe nun nicht so leichthin von ihren Geistlichen, unter dem Schein der Religion, wieder rauben lassen, sondern machten gegen dieses krebsartig um sich fressende Uebel von Zeit zu Zeit heilsame und herzhafte Verordnungen, um ihre weltliche Landeshoheit vor geistlicher Anmaßung sicher zu stellen.

Im Jahr 1366 verboten die Solothurner, daß bei Strafe zehnjähriger Verweisung kein Bürger den andern vor geistliches Gericht ziehen solle.

Als anno 1370 Werntzer von Rheinach, Probst zu Zürich, so frech war, den Schultheiß von Luzern und Johann in der Au, auf zürcherischem Boden ergreifen zu lassen, weshalb er aber hernach sich flüchten mußte, traten Zürich, Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden zusammen, und stellten für sich und ihre Länder folgende Verordnung auf, die im J. 1381 von sämmtlichen acht alten Orten als verbindlich angenommen wurde: „Wer in der Eidsgenossenschaft, Pfaff oder Lay, edel oder unedel, der der Herrschaft von Oestreich Rath oder Dienst gelobt oder geschworen, seßhaft wohnen will, der soll auch geloben und schwören, der Eidsgenossen Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden, wovon sie kein Eid, den sie schon gethan hätten, oder noch thun würden, schützen und schirmen solle. Die Pfaffen, die nicht einheimische sind, sollen

kein fremdes Gericht, weder geistlich noch weltliches suchen noch treiben, gegen jemand, der in der Eidsgenossenschaft wohnhaft ist, sondern sollen Recht nehmen an den Städten und vor dem Richter, da der Beklagte gesessen ist: der Pfaff der dawider handle, solle von aller menschlichen Gemeinschaft im Essen und Trinken, Hausen und Hofen, Kaufen und Verkaufen, auch alles Schirms ꝛc. beraubet seyn, bis er von dem fremden Gericht abstehet, und dem angesprochenen allen Schaden, den er ihm hierdurch verursachet, ersetzet hat. Wenn ein Einwohner dieser Lande einen andern ohne Recht angreift oder schädigt mit Pfändung oder anderen Sachen, dessen Leib und Gut sollen die, bei denen er säßhaft, angreifen, und ihn dahin halten, daß er den Schaden gänzlich ersetze. Ein Lay der den andern mit fremden Gerichten umtriebe, geistlichen oder weltlichen, um weltliche Sachen, der soll dem Beklagten den zugefügten Schaden erlegen, weil jedermann Recht nehmen soll vor dem Richter, da der Ansprächige gesessen ist. Es soll auch niemand seine Ansprache einem andern übergeben, dadurch der Ansprächige möchte bekümmert werden ꝛc. Sollte aber einer sein Land-Recht aufgeben, nur damit er einen andern mit fremden Gerichten umtreiben könnte, der soll in das Land nicht mehr kommen, bis er allen Schaden, so wegen des fremden Gerichts aufgelaufen, ersetzet hat. Es versprechen auch die Eidsgenossen allen Fremden und Einheimischen in allen ihren Landen und auf allen ihren Straßen alle Sicherheit an Leib und Gut; so daß ohne Recht niemand solle bekümmert oder angegriffen werden. Der dawider handelt, soll, so weit sein Leib und Gut hinlangen mag, den Schaden gut machen. Weil auch zu Zeiten Leute aus den Städten oder Ländern ausgezogen sind, und eigengewaltig andere angegriffen, gepfändet oder geschädiget haben, woraus der Eidgenossenschaft selbst Krieg oder sonst großer Schaden hätte zuwachsen können, so sollen inskünftig keine Eidgenossen einiges Geläuf oder Auszug machen, mit Pfändungen oder andern Sachen jemand zu schädigen, ohne Wissen und Willen ihrer Obrigkeit ꝛc."

Das Spinnlein.

„Lueg Müetterli das Spinnli a!
Was macht's au ächtersch dert?
Es schaffet, was es schaffe cha:
Wer het's au fetigs glehrt?„

He, weisch es nid? 's isch Gott der Herr
Der ihm so Sache seit,
Er het ihm's vo der Wiege her
Is Chöpfli ine gleit.

Es spinnt e Mängi Fäde-n-uus
Und wibt dervo-n-es Zelt,
Und Vogelgärnli rings um's Huus.
's denkt: Schaffe bringt mir Geld.

Denn paßt's im Zelt uf d'Vögeli
Und chunnt ihm eis i Lauf:
So nimmt's es gschwind bim Flügeli;
Doch foht's nid uf e Chauf.

Es ißt sl halt au selber gern
Und denkt, wie no vil Lüüt:
Wenn's wieder Mangel gäb, wie fern,
Hätt' i denn selber nüt.

Bilder aus der Natur.

Der Salm.

Der Kopf ist glatt und zusammengedrückt, das Maul groß, die Lippen klein, die Zunge weiß und knorpelich, und so wie der Gaumen mit spitzigen Zähnen besetzt. Der Rücken erhaben und ohne Benutzung. Die Seitenlinie lauft in einer fast geraden Richtung vom Kopf bis zum Schwanz hin. Der gestreckte Leib ist mit runden fein gestreiften Schuppen bedeckt. Die zweite Rückenflosse ist eine Fettflosse. Die Bauchflossen sind vielstrahlig.

Beim gemeinen Salm steht der rüsselförmige Oberkiefer über den untern hervor. Der Augenring ist silberweiß. Das Weibchen hat keinen beweglichen knorpelichen Hacken in der untern Kinnlade. Die Schwanzflosse ist nicht stark ausgeschnitten. Der Kopf hat wenige gelbrothe Flecken, und im Gaumen bemerkt man nur ein Paar einzelne Zähne.

Im Frühling und Sommer heißt man ihn Salm, im Herbst und Winter Lachs. Das Fleisch ist röthlich. Sie erreichen oft 6 Fuß Länge, und 40 bis 80 Pfund Gewicht. Aus der See treten sie in unsre großen Flüsse, um zu laichen, welches in den südlichen Gegenden im Mai, in den nördlichen im Julius geschieht. Bisweilen halten sie sich das ganze Jahr hindurch in Flüssen auf, gewöhnlich aber gehen sie im Herbst wieder ins Meer, aber ihre Brut überwintert bei uns. In Irland und Schweden hält man ihn in Landseen, welches wir auch thun könnten. Sie streichen von Laurentii bis Michaelis, und nach Johannis fangen sie an geringer zu werden. Sein stärkster Feind ist die Mantelmöve.

Ferris hat ihre wunderbare Fortpflanzungsart beobachtet. Männchen und Weibchen verfertigen, indem sie mit gegen einander gekehrten Schwänzen in den Sand wühlen, eine konis.he Vertiefung. Ueber diese setzt sich das Weibchen, und läßt seinen rothen Rogen fahren. Gleich nach ihm setzt sich das Männchen darauf, und läßt seinen weißen Laich fahren. Hierauf bedecken sie, mittelst ihrer Schwänze, die gemachte Vertiefung mit Sand und scheiden sodann von einander.

Die Muskelkraft der Lachse ist so groß, daß auf ihren Zügen selbst Wasserfälle von bedeutender Höhe sie nicht abhalten können, wenn diese Fälle nur Wasser genug haben, um dem Fisch das volle Spiel seiner Muskeln zu erlauben. Die gewöhnliche Meinung ist: der Lachs springe hinüber, allein durch Sprünge kann er sich nicht höher als drei Fuß über die Wasserfläche erheben. Er soll sich wie ein Ring krümmen, indem er den Schwanz in das Maul nimmt, und wenn er ihn plötzlich fahren läßt, durch seine Elasticität über den Wasserfall fortgeschnellt werden, wie das bei einem krummgebogenen Fischbeinstab geschehe. Aber in einer solchen Lage machen Kopf und Schwanz einen rechten Winkel. Nach öfteren Beobachtungen, geschieht dieses durch Schwimmen. Sie dringen im Innern der Wassersäule in der Fronte des Falles herauf, wobei die ganze Muskelkraft ihres Schwanzes in Thätigkeit ist. Daher können sie auch nur zu einer Zeit, wo der Fluß wasserreich ist, und der Fall eine zusammenhängende Wassersäule bildet, über den Wasserfall kommen.

In den Meeren liefert sein Fang aber einen wichtigen Artikel, und der Engländer Cartwright fing binnen neunzehn Tagen bei Labrador 12,900 Lachse, jeden 15 Pfund schwer. Da wird er geräuchert und eingesalzen. Auch in Grönland, Norwegen, Kamtschatka ist er häufig.

Bei stillem Wetter streicht der Lachs in den Flüssen an der Oberfläche hin, und macht dabei so viel Geräusch, daß man ihn deutlich hören kann. Er wächst unter allen Fischen am schnellsten.

Man fängt ihn vorzüglich mit starken Angeln, an die man einen großen Blutigel, Regenwurm, eine Krebsscheere oder Fliegen ködert.

Die Weiber der Tungusen gerben seine Haut und kleiden sich darein.

Auflösung des Räthsels in No. 7.: „Ehe.„

Druckfehler:

Alpenhorn Nro. 6, Seite 44, erste Spalte, Zeile 5 von oben lies: Winde, statt Wände.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 8.

23. Febr. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n:
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchthurm sein.

Das Thierreich auf der Insel.

Im weit verbreiteten Ozean
Ist eine gesegnete Insel,
Und wer diesen Ort nicht merken kann:
Der ist wohl und bleibet ein Pinsel.
Da lebet und webet ein Thiergeschlecht,
Das rechnet sich noch zu den Freien:
Denn keines ist Herrscher und keines ist Knecht,
Da gibt es nicht Tiger und Leuen,
Hyänen nicht, Panther und Krokodill',
Kondoren und scheußlich Gewürme;
Das kleine Räuberchen gripst nur still
Und scheuet die offenen Stürme.
Da schleicht ein Füchslein hinter dem Hag,
Dort lauert die nächtliche Eule,
Sie wird geblendet vom heitern Tag
Und schreit ein jammernd Geheule.
Längst wollten die sämmtlichen Arten, sich
Zu schützen und schirmen, verbinden:
Doch dazu haltet kein Füchslein Stich,
Die Eule läßt sich nicht finden.
Die Schlange schleicht hin und schleicht wieder her
Zum Neste der Hühner und Tauben,
Und trifft sie dieselben von Hütern leer:
Beschließt sie, die Eier zu rauben.
Drob schreien die Hühner, es bellet der Hund,
Die Enten, und Gänse, sie schnattern,
Was Maul und Schnabel hat, macht es kund
Von Gevattersleut zu Gevattern.
Dann schicken zur großen Wiese hin
Gesandte die Thiere, zu tagen:
Ein jedes soll nach natürlichem Sinn
Die Meinung dem andern sagen.
Von andern Inseln kommen daher
Durch helfernden Lärmen gerufen
Ein Wolf, ein Adler, ein nordischer Bär,
Besteigen zum Sprechen die Stufen.
Und hört man, als fremden Gesellen, sie nicht:
Besprechen sie sich mit dem Fuchse,
Ein Wort von ihm hat im Lande Gewicht,
Wie das von der Eule, dem Luchse.
Drauf ruft der Hund und das stolze Pferd:
Was hilft das Gezisch und Gekicher?
So lang hat euer Wort kein Werth,
So lange seid Ihr auch nicht sicher:
Als ihr den Fremden Gehör verleiht
Und unter einander euch selbst entzweit,
Und lasset noch unter uns Thieren
Die Eulen und Füchse regieren.
Darauf erscheinet ein alter Rab',
Der spricht darüber nun endlich ab:
„Was hilft euer langes Geschwätze?
So schreitet doch auch zum Gesetze!"
Je mehr er aber sich heiser schreit,
So weniger keimet die Einigkeit;
Man kann zum Gesetz nicht gelangen.
Die Katze läßt halter das Mausen nicht,
Der Fuchs will gern Hühnerchen fangen,
Die Eule hat lieber ihr heimlich Gericht,
Es wollen die Elstern und Affen
Nur stehlen und plaudern und gaffen,
Das Lamm, die Gans, der Esel, das Huhn,
Die dürfen, was Andre wollen, nur thun,
Die Schlange muß immerhin schleichen,
Und keins vom Gebrauche will weichen.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der kleine Rath des K. Luzern wurde vom großen ermächtigt, an Franz Hunkeler von Altishofen, welchem vom 17. auf den 18. Jänner Nachts eine Wollenspinnerei abgebrannt, auf sechs Jahre ein unverzinsliches Anleihen von 6000 Franken aus der Staatskasse gegen die vorschriftmäßigen Hinterlagen abzureichen. Das Aufsuchen Hunkelers war von 62 Bürgern unterstützt, welche sich als Bürgen für ihn anboten.

— Dem kl. Rathe des K. Luzern wurde ein Kredit von 1600 bis 1800 Fr. zur Anschaffung eines Postwagens bewilligt. — Ein von der Finanzkommission mit der Stadtgemeinde Luzern abgeschlossener Vertrag vom 12. Christmonat 1836, wodurch letztere dem Staate das ehemalige Jesuitenkollegium sammt Zubehör als Eigenthum abgetreten, wurde bestätigt und dem kleinen Rathe die Vollziehung des Dekrets vom 25. März 1836 empfohlen, wodurch er beauftragt worden, einen Plan zu einem neuen Regierungsgebäude aufzunehmen, und denselben sammt dem vom Baumeister Berri von Basel entworfenen Plan zu einem Großrathssale im Jesuitenkollegium auszuschreiben, und Pläne und Kostenforderungen mit möglichster Beförderung vorzulegen. — Einen ärgerlichen Auftritt verursachte im großen Rathe das Davonlaufen der Mitglieder, und veranlaßte die Anträge, daß die Namen der Reisläufer dem Kantonsblatte beigerückt oder Ordnungsbußen über sie verhängt werden sollen. Am Ende blieb es bei dem Beschlusse, ihnen in nächster Sitzung einen Präsidialverweis zu ertheilen; jedoch solle in Reglemente auf Strafverfügungen Bedacht genommen werden, da Präsidialverweise eine zu leichte Münze seien.

— Nach Aufhebung der Brodtaxe im K. Bern soll das Brod um 18% theurer sein als vorher. Bewohner des Oberſimmenthals haben sich deshalb in einer Vorstellung an die Regierung beklagt.

— In Bern sind bereits Proben des neuen bernischen Geldes nach französischem Münzfuß aus Paris angelangt.

— Der Regierungsstatthalter von Pruntrut will den „Volksfreund“ und den «**Observateur du Jura**» wegen einer Erzählung des bei Beerdigung eines reformirten Landjägers statt gehabten Vorfalles, wo der katholische Pfarrer Varé das Leichentuch nicht verabfolgen lassen wollte, gerichtlich belangen. Er meint dabei: sie hätten wohl recht, aber schweigen hätten sie sollen.

— Am 10. Febr. brannte in Hollberg bei Goßau ein Haus mit drei Wohnungen, um 3200 Fr. versichert, nieder. Man vermuthet absichtliche Brandstiftung.

— Der durch die Feuersbrunst in Pfäffikon verursachte Mobiliarschaden beträgt etwa 40,000 Franken.

— Das Beispiel von Aargau, welches die schweizerischen Maße und Gewichte erst mit dem 1. April einführt, scheint auf Baselland schlimm einzuwirken, indem der dasige Regierungsrath für nöthig befunden, am 3. Febr. durch eine Verordnung unter Androhung von Strafen und eines allgemeinen Untersuchs zur Anschaffung der schweizerischen Maße und Gewichte aufzufordern, welche gesetzlich schon seit dem 1. Jänner eingeführt sind.

In Herisau, K. Appenzell, hat sich nach dem Vorbilde der Gemeinde Trogen ein Verein gebildet, rechtschaffene und fähige junge Leute aus der ärmern Klasse zu Erlernung von Handwerken und guten Anfängen mit Geldanleihen und Geschenken zu unterstützen.

— Der Betrag der im K. Uri auf Bewilligung des Landraths gesammelten Steuer zum Bau eines Jesuiten-Kollegiums in Schwyz beläuft sich auf beinahe 1000 Fr. Die Gemeinde Seelisberg, wo der Pfarrer Fuster aus dem Muttathal von Haus zu Haus bettelte, lieferte 300 Franken, während die Gemeinde Attinghausen, deren Pfarrer zwar ein Zögling der Jesuiten, aber kein Verehrer ihrer Betteleien ist, 8 Batzen zusammenbrachte. — In Registern, wo zu gemeinnützigen eidsgenössischen Zwekken etwas gesammelt wird, lieset man sonst unter der Rubrik Uri gewöhnlich — Fr. — Btz. — Rp.

— Während die Eisenbahn von Basel nach Zürich zureichende Akzionärs zählt, während die von Venedig nach Mailand im Werke ist, haben Volta und Bruschetti das Privilegium zur Fortsetzung dieser Bahn von Mailand nach Como erhalten. Bald dürfte es Jedem klar werden, daß wachsame Privaten schlaftrunkenen Diplomaten den Vorrang ablaufen.

Ausland.

— Bald nach Wiedereröffnung seiner ordentlichen Sitzungen wird sich der Bundestag mit einer Revision der Preßgesetze Deutschlands beschäftigen. Als Beweggrund gibt man die in Flugschriften und Zeitungen herrschende Erbitterung über die Kölner Angelegenheiten an. — O du bedauernswürdige Presse! Dir geht's in Deutschland wie einem armen Betteljungen, der, kaum den schnöden Worten eines kargen Filzes entronnen, bald in die Zähne der Hunde, bald unter die Rippenstöße des Bettelvogts geräth.

— Die Münchener Polizei hat neuerdings wieder mehrere Nummern der Dorfzeitung weggenommen bloß aus dem Grunde, weil München eine zu bedeutende Stadt ist, um sich mit einer Dorfzeitung abzugeben.

— Die Sternkundigen prophezeihen auf das Jahr 1840 für Baiern eine große Sonnen-, Mond- und Sternen-Finsterniß, welche so dicht werden soll; daß man im Stande sei, die Dunkelheit mit Händen zu greifen. Es ist deshalb schon Heulen und Zähnklappern auf Dächern und Gassen; man sucht aber das gutmüthige Volk dadurch zu trösten, daß man ihm Brillen verspricht, durch

welche Jeder nicht mehr und nicht weniger sehen könne, als er von Rechtswegen zu sehen brauche.

— Die Geistlichkeit in Westphalen hat seit einiger Zeit unruhige und schlaflose Nächte, weil der König von Griechenland, sonst ein guter Katholik, die protestantische Prinzessin von Oldenburg geheirathet hat und nun etwaige Sprößlinge nicht in römisch-katholischer, sondern in griechisch-katholischer Kirche erzogen werden sollen. — Die Sache ist für das Prinzip der gemischten Ehen von bedeutender Wichtigkeit und es wäre sehr zu wünschen, daß man für Kinder solcher Ehen einen ungefährlichen Zwischenglauben erfände.

— Die Nummer der Hannöverschen Landesblätter vom 7. Febr. ist wegen einem gegen das jetzige Regierungssystem gerichteten Artikel mit Beschlag belegt worden. Das Blatt war schon ausgetheilt und der Aufsatz erregte Interesse, da er in gemäßigtem Tone und äusserst gründlich abgefaßt war. — Das beste Fleisch frißt die Katze am liebsten.

— In Berlin gab dieser Tage der häusliche Zwist eines noch jungen Ehepaares Anlaß zu entsetzlicher Mordthat. Als sich der Mann zürnend von Hause entfernte, erhing die Frau sich und ihren Säugling mit den Schnüren der Wanduhr. — Die Eis- und Schlittenparthien verursachen dieses Jahr manche Unglücksfälle. In Potsdam ertranken in einer Woche 11 Personen und in Berlin sind durch umgeworfene Schlitten und scheue Pferde bedauerliche Unglücksfälle herbeigeführt worden. — In Beverungen, einem preußischen Städtchen an der Weser, grassirt das Nerven- und Fleckfieber, das in kurzer Zeit schon bis auf 175 Personen weggerafft hat.

— Der Kaiser von Oesterreich wird, bevor er nach Mailand zur Krönung reiset, die Bäder von Töplitz besuchen, wo der Kaiser von Rußland und der König von Preußen eintreffen werden um Zeuge zu sein, daß er sich zu einer so erhabenen Handlung auch sauber gewaschen habe.

— Fürst Talleyrand hat am 2. Februar seinen vierundachtzigsten Geburtstag gefeiert und befindet sich nach seinen eigenen Aeusserungen, sehr wohl. Doch da man bis jetzt selten von ihm Wahrheit hörte: könnte auch da das Gegentheil der Fall sein. Er beschäftigt sich jetzt mit Ordnen seiner Denkwürdigkeiten, die aber erst zehn Jahre nach seinem Hinscheid der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen, damit Niemand mehr lebe, der etwa unangenehm berührt werden könnte.

— Das Journal des debats verbessert den Irrthum, der in verschiedenen Zeitungen über den Brand des Palastes in Gotha enthalten ist: nicht der Prinzessin, sondern dem Prinzen sind die Haare verbrannt. — Es wäre ein unberechnenbarer Verlust für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wenn man über diesen wichtigen Punkt nicht in's Reine käme.

— Das Personale der leitenden Sicherheits-Polizei in Paris, das bis dahin aus 31 Beamteten bestand, ist nun um 22 Agenten vermehrt worden.

— Das Rundschreiben des Erzbischofs von Mecheln gegen die Freimaurer hat in Belgien Sensation erregt. Sie entwickeln allenthalben im Lande bedeutende opponirende Thätigkeit und erregen Theilnahme. In Mecheln, Löwen, in Flandern und im Hennegauischen hat sich die Zahl ihrer Mitglieder bedeutend vermehrt. Man spricht von einer Protestation und einem großen Feste derselben in Brüssel.

— Dieses Frühjahr soll zu Kalisch ein Kongreß der nordischen Mächte statt finden, um von dort aus Spanien zu beruhigen. Hauptsächlich will der Kaiser von Rußland Don Carlos Milde und Versöhnung empfehlen. Ob dieser aber vom Sieger von Warschau, ausser den Baarschaften, auch Menschlichkeitslehren annehme, wird die Zeit kund thun.

— In Konstantinopel frieren wir wie die Schneider und ich bin nicht im Stande, Ihnen einen langen Bericht zu schreiben, weil mir eben die Tinte eingefroren ist. Der Sultan hätte gern mehrere heilsame und erwärmende Verordnungen erlassen, aber vor lauter Kälte ist er nicht im Stande, Hände und Lippen zu rühren, Die gläubigen Muselmänner sehen den strengen Winter für eine Folge der bisherigen Neuerungen des Großherrn an. Die europäischen Gesandten gehen auf unserem Hafen spazieren und dem französischen ist letzthin der fatale Unfall begegnet, daß er mit einem Bein eingebrochen ist.

Allerlei.

Gegen die Aufhebung der Einheirathsgebühren hatte im gr. Rath von St. Gallen einzig Hr. Kantonsrath Hanselmann von Frümsen das Wort ergriffen, weil in seine Gemeinde zu viele Appenzellerinnen eingeheirathet werden. Hr. Kantonsrath Hager aber entgegnete ihm, er glaube, wenn es in der Gemeinde Frümsen schöne Meitle hätte, so nehme man keine Fremden; habe es aber keine rechten in der Gemeinde, so sei es ja gut, wenn man einen schönern Schlag Leute einführe.

Am 20. Jänner wurden in Roding in der Oberpfalz 4 Personen aus einer Familie begraben. Am 17. war der sogenannte Krowit-Bauer, Stephan Jobst, auf der Mühle, und hatte sein Getreide selbst gemahlen; als er nach Hause kam, machte sein Weib gleich das Mehl zum Brodbacken zurecht, weil, wie es mehr als wahrscheinlich ist, die Kinder schon nach Brod verlangten

und es wurde bereits Abend. Das Weib nahm, um in der Stube etwas mehr zu warmen, die Kohlen vom Backofen, that sie in den Stubenofen hinein, und legte Reisig darauf; ein schlechtes Bettchen für das jüngste Kind war am Ofen zum Wärmen. Sechs Kinder gingen auf den Boden zum Schlafen, zwei Kinder blieben im Bette in der Stube; der Vater steuert sich zu den zwei Kindern aufs Bett, die Mutter sitzt beim Ofenloch in der sogenannten Hölle, und wartet, bis das Brod gebacken wäre. Nun schliefen sie sämmtlich ein; das Bettchen fing an zu sengen, und es sind Vater, Mutter, der Knabe mit 12, und das Mädchen von 10 Jahren erstickt. Das Häuschen steht auf einer Einöde, und ist eine gute halbe Stunde von Roding, und von der Reibeisenmühle ein Paar Büchsenschüsse entfernt. Als des Morgens die übrigen 6 Kinder erwachten, und sich wunderten, warum denn heute die Mutter nicht gekommen ist zum Aufwecken, da gingen sie in die Stube, und fanden — o schrecklicher Anblick für diese armen Geschöpfe! — die Mutter todt und am Rücken liegend in der Hölle, der Vater lag über den zwei Kindern, welche gleichfalls kein Lebenszeichen mehr von sich gaben; die Kinder suchten nun Hilfe auf, und trugen ein dreijähriges Kind, welches die Fleken hatte, auf die Reibeisenmühle; der Müller, dessen Hartherzigkeit überall die verdiente Verachtung findet, ließ die Kinder nicht ein, und schickte sie bei der ungeheuern Kälte wieder fort, und so zweifelt man an des armen Kindes Aufkommen, indem sie es wieder nach Hause tragen mußten. Es war eine traurige Ansicht, 4 Leichen aus einem Hause zur Erde bestatten zu sehen. Der ganze Markt folgte den Leichen, und kein Auge blieb trocken.

Die zehn Gebote.

(Fortsetzung.)

4. Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten, und der siebente ist der Tag des Herrn.

O wie viel wird der Sabbath entheiliget. Während in der Woche mit Nichtsthun die Tage verbracht werden, wird der Sonntag mißbraucht, das arme Volk in der Irre umherzuführen, durch einfältige Firlefanzereien Gott den Herrn zu lästern, statt durch christliche Lehren das Volk auf den Weg der Tugend und Sittenreinheit zu führen. Und nicht genug an dem: Man gebietet auch noch Wochentage zu feiern um dazu zu mißbrauchen, wo doch Gott der Herr sagt: sechs Tage sollst du arbeiten. Ja, man gebietet sie zu feiern nicht zur Ehre Gottes, sondern zur Ehre von aufgestellten Bildern, die Gott der Herr verboten. Wohl denen die in der Woche ihre Pflicht thun, und am Sonntag Gott dem Herrn dienen.

5. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe im Lande, das dir der Herr gibt.

Wie ehrt der aber Vater und Mutter, der ihrem Beispiele nicht folgt; der die Ehe als ein dem Priester unerlaubtes Bündniß ausgibt, während gerade dieses das Bündniß der Ordnung und Sittlichkeit ist? Wie ehret der seine Aeltern, der seine Geschwister hintergeht und irre führt, die den Aeltern doch eben so gut am Herzen liegen, als er? Wie ehret der seine Aeltern, der sich dem Wohl des Vaterlandes, dem Heimathort seiner Aeltern, entzieht, und im Lande selbst eines fremden Herrn unbefugt eingreifende Interesse versicht? Wie ehret der seine Aeltern, der sich selbst der Scheinheiligkeit, Heuchelei, Betrügerei und der Unzucht hingibt, während seine Aeltern in ihm einen guten Sohn zu erziehen hofften? Saget nicht, ihr seiet so und dazu erzogen worden! Ihr habet selbst reifen Verstand und seid gelehrt worden, das Gute vom Bösen zu unterscheiden; ihr aber habt das Böse gewählt, nicht weil es euch gut, sondern weil es euch bequem scheint für eure Trägheit, euern Leichtsinn und euern Hang zum Herrschen und Schwelgen.

6. Du sollst nicht tödten.

Ihr aber ertödtet die Wahrheit und mit der Wahrheit das Leben. Denn wer das Licht und die Aufklärung scheut und sie beseindet, der befeindet die Wahrheit. Wie manches Leben ist nicht durch euere Herrschsucht, durch eure Intriguen, durch eure Irrlehren zu Grunde gegangen. Wie manches Leben geht nicht heut zu Tage noch zu Grunde durch eure Irreligiosität und Unsittlichkeit. Schauder erregend für jeden Gefühlvollen ist die Geschichte eures Betragens, eurer Thaten und Lehren schon seit mehr denn tausend Jahren in der Christenheit. Eure Geschichte gleicht auf ein Haar derjenigen der heidnischen Priester aller Nationen und Zeitalter, und kein Punkt in ihr ist mehr der der ältsten Christen gleich.

7. Du sollst nicht ehebrechen.

Ihr, die Ihr in die häuslichen Familien schleichet, durch eure Heucheleien und Schmeicheleien das Glück derselben untergrabet; ihr, die ihr die Beichte zu euern unsaubern Zwecken mißbrauchet; ihr, die in Sitte und Religiosität mit gutem Beispiel vorangehen solltet, ihr seid es hauptsächlich, die dieses Gebot am ersten übertreten! Ihr, die ihr die Ruhe der Eheleute und junger Liebenden untergrabet, und euch selbst den größten Unsauberkeiten hingebet, Ihr seid die Ehebrecher. Aber was liegt euch daran, ein Gebot Gottes zu übertreten, euch, die ihr zwar bei euern Irrlehren immer beim zweiten Wort: „glaubet!“ rufet, aber selber schon längst keinen Glauben mehr besitzet!

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Lebst Du in der Wahrheit Glanze,
Liebest Tugend, geistig Licht:
Bist Du unser schönes Ganze. —
Unschuld hellt dein Angesicht:
Füllt das Erste dein Gemüthe;
Es erhöht der Jugend Blüthe. —
Und wir hoffen, daß, als Christ,
Du auch unser Zweites bist.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 9. 2. März. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Das Fröschlein im Frühlingssonnenschein.

Es sitzt am trochne Bord am Bach
Es Fröschli a der Sunne
Und denkt: der Früehlig chunnt allsgmach,
Jetz hän mir's wäger g'gunne.

Jetz müen mir nümme meh is Loch
Go schloofe, wäm mir hoffe,
Me planget wol zleischt ame doch,
Isch nid gern zlang verschloffe.

Es streckt es jeders Gräsli gern
Sis Chöpfli us der Erde
Und luegt: öb's hüür au well, wie fern,
Schöns Früehligsweiter werde.

Es jeders Müggli tanzt und singt:
Juhopfasa juheie,
Wenn d'Sunne wieder Wärmi bringt
So dörfe mir is freue.

So denkt mis Fröschli, und allsgmach
So ruugget's ihm im Mage;
De hätt jetz halt gern au si Sach,
Drum chunnt er choge chlage.

Do gseht's nooch bi-n-em a-m-e Stei
Es Fliegeli spaziere
Und seit: „Mis Schätzli, wart e chlei,
I will e Gump probiere."

Und wie's e so zum Fliegli seit,
So gumpet's zue-n-ihm dure:
Ke Gnad isch, ke Barmherzigkeit,
Es frißt's, die Chäzers-Gure.

Oheie, Frösch! Es goht nid lang
(I will di zwor nid schelte),
Es chunnt e Storch im stolze Gang
Di Mordthat dir z'vergelte.

„Herr Storch! i bitte-n-um Pardon,"
Rüeft's: „schenk mir doch mis Lebe!"
Er seit: es ghört dir au di Lohn,
Di suech' i wäger ebe!

„O lueg das Früehligswetter a,"
Seit's Fröschli: „lo mi's gniesse;
Weisch, daß me 's Wetter gschände cha
Mit Mord und Bluetvergiesse?"

Der Storch denkt: das macht mir nit bang,
Es het das au vergesse.
Er schnappet no-n-ihm, und nid lang
Se-n-isch mis Fröschli gfresse.

Die Lehr dervo-n-isch churz und guet: —
Me mueß enander schoone;
Und was me-n-Eim im Lebe thuet,
Cha denn der Ander blohne.

Die Fee im Jura.

9. Der Keller in Schenkenberg.

Als Herr von Falkenstein des andern Tages erst gegen Mittag zu sich kam und aus dem Schlafe erwachte, war Grünenberg schon mit Familie und Dienerschaft abgereiset. Düsterer Blick, matte Glieder und verdrießlich verzogene Gesichtszüge gaben Falkensteins Unpäßlichkeit kund; er schrieb sie, wie seine Bewußtlosigkeit am vorigen Abend, zwar dem guten Zuspruch, den er dem Becher angedeihen ließ, zu, konnte sich jedoch noch wohl an den Spiegel erinnern, der am Tische die Runde gemacht hatte.

Als aber ein ihn besuchender und nach seinem Befinden sich erkundigender Ritter ihm den Vorfall genau erzählte, rief er; „Verdamm' mich Gott, wenn da nicht Teufelsspiel darhinter steckt. Ich habe schon oftmals gehört, der Alte dieses Buben, dem das Ding gehörte, sei mit Satan im Bunde und habe

mit bösen Geistern Umgang. Als ich den Spiegel gestern ansah, erschien mir meine eigene Figur in ängstlicher Geberde vor der flammenden Höllenpforte, und, denkt Euch das Entsetzen, der Teufel selbst hieb mit einem langen glühenden Haken auf mich los, um mich hinunter zu ziehen. Grünenberg soll sich in Acht nehmen; mit rechten Dingen wenigstens ging's nicht zu, daß sich der Junge so schnell bei ihm einzuschmeicheln wußte."

Falkenstein blieb diesen Tag noch in Seckingen und pflegte seiner blöden Haut. Erst des andern Tages, nachdem ein nochmaliger Schlaf den düstern Nebel um seine Stirne verscheucht hatte, bestieg er seinen Gaul und trottete seiner heimathlichen Burg zu.

Unterdessen war in Küttigen und Aarau durch die nunmehr erlösete Meili ruchbar geworden, wie die zwei Falkensteine mit ein paar fremden Rittern von der Jagd zurückkehrend hinter Erlinsbach das junge ledige Pärchen mit allerlei unsittlichen Späßen und beleidigendem Spott gehöhnt und dann gebunden und gefangen ins Schloß Gösgen geführt hatten. Man glaubte daher, Heinrich sei noch da gefangen gehalten und Schultheiß Trüllerey schickte deshalb einen Boten an den Herrn von Falkenstein, mit einem Schreiben, worin er denselben auf freundliche Weise und in höflicher Manier um dessen Freilassung bat, und ihm zugleich meldete, daß derselbe in Solothurn beim Stadtschreiber zu einer Anstellung erwartet werde.

„Was glaubt denn der alberne Rohrspatz und Schneckenhaus-Ritter in seinem Bettelhof zu Pappenhausen?" sagte Falkenstein. „Seit wann bin ich der Hüter seiner ihm so nahe am Herzen liegenden Rüsselbrut geworden? Er soll seinen verlorenen Borstknappen selber im Schlaraffenland oder bei Belials Bratofen suchen, wo der Teufel vielleicht eben Salz darauf streut, damit seine Knechte eine etwas bessere Suppe davon bekommen."

Mit dieser nicht sonderlich freundschaftlichen und ehrerbietigen Antwort beladen trat der Bote seinen Rückweg an, nachsinnend und studierend, wie er wohl den ungehobelten Auftrag des Freiherrn am gehobeltsten dem Schultheißen vortragen könne, bei welchem er fast zu gleicher Zeit mit Hächler eintraf, der ihm einen Brief von Heinrich zu lesen überbrachte, worin dieser seinen Aeltern berichtete, auf welche Weise er weggekommen und wie sein jetziges Loos beschaffen sei; sie zugleich aber bat, seinetwegen sich doch keinen Kummer zu verursachen, da er in gute Hände gekommen sei und selbst alles Zutrauen in seinen neuen Herrn setze. Am Schlusse enthüllte er unverholen tiefe ängstliche Bekümmerniß um das Schicksal Meili's und sagte ihr, im Fall sie jedoch glücklich davon gekommen wäre, herzliches Lebewohl.

Was war nun da zu thun? Man mußte zum bösen Spiele gute Miene machen, obwohl dieser Brief sie keineswegs beruhigte. Besonders war Meili damit gar nicht zufrieden; sie hatte gehofft, Heinrich möchte auf diese oder jene Weise, wie sie, wieder zu den Aeltern zurückkommen. Der Abschiedsgruß im Briefe aber benahm ihr nun alle Hoffnung; sie ward sehr traurig, und jedes Plätzchen, das sie in seiner Gesellschaft betreten, beengte mit wehmuthvollem Gefühl ihre Brust. In diesen Umständen sagte sie eines Abends zu ihrer Mutter: „Wenn ich nur auch irgend wohin in einen Dienst könnte! Ich möchte fort aus dieser Umgegend, wo mich Unmuth und Langeweile verzehren; Alles, was mich umgibt, kommt mir alt, bekannt und gleichgültig, ja sogar widerlich vor!"

Die Schloßlysi antwortete ihrer Tochter:

Wenn d' wit furt, i will dir's nit verwehre,
's isch mi Wunsch sit längist au scho gsy;
Denn im Lebe git's gar vil no z'lehre,
By de-n-Aeltre chunnt me nit recht dry.
Unter Frömde mueß me chäch si chehre:
Halt di brav, es gwennt di wäger gly.
Bist im Dienst, so muesch de Lüüte z'Ehre
Eister fründlig und au folgsam sy;
Verstand und Flyß söll so by dir si mehre,
I wünsch dir nume, 's gang dir guet derby.

Es fand sich bald ein Platz für sie bei der Freifrau von Baldeck im Schloß Schenkenberg.

Als sie nun da eingezogen war, geschah es eines Tages, daß der Herr von Baldeck verschiedene Freunde bei sich zu gastiren hatte, unter denen auch Hans von Falkenstein war. Meili war eben damit beschäftigt, zum dritten Mal geleerte Flaschen im Keller mit altem Kasteler-Wein zu füllen, als der Herr von Falkenstein ihr dahin nachgeschlichen kam und sie dreist um den Leib faßte. Ein durchdringender Schrei von Meili machte sein frevelhaftes Beginnen kund. Da schwankten auf einmal des Schlosses Gewölbe und Mauern, ein dumpfes Getöse im Innern der Erde war hörbar, und es schien, als wenn der ganze Berg erzittere. Die Kellerthür schlug rasselnd mit aller Gewalt zu, und eine vorher nie bemerkte Pforte öffnete sich an der Mauer; glanzvolle Helle drang durch dieselbe herein und ein blendend schöner Jüngling in schneeweißem Kleide mit rothem Kreuz auf der Brust trat auf, ein blankes Flammenschwert gegen Falkenstein empor haltend, während er mit der andern Hand das Mädchen in die Oeffnung zurück zog, die sich hinter ihnen verschloß. Falkenstein hatte vor Schrecken mit dem Fuß das Licht umgestoßen, welches Meili mit sich in den Keller genommen hatte; es verlosch alsobald und der geängstigte Ritter tappte im Finstern hin und her, um die Treppe zu suchen, die er endlich, nachdem er da und dort über allerlei Gegenstände gestolpert und sich einige Beulen an den Kopf gestoßen hatte, fand; als er aber die Thür nicht öffnen konnte, fing er an zu rufen und zu poltern: Niemand gab Antwort, Niemand kam, ihn aus seinem Gefängniß zu erlösen. Müde von der Anstrengung und schläferig vom Kellerdunst, lehnte er sich auf einen Bund Stroh und entschlief.

Da träumte ihm: er sehe das jüngste Gericht, wie Gott der Herr die Bösen von den Guten scheidet. In einer kleinen Ent-

fernung ſieht er auf der einen Seite ein herrliches Land mit ſchönen Tempeln geſchmückt; Engel mit Blumenſträußen, Kränzen und Guirlanden erwarteten die Ankommenden, und eine herrliche Muſik ergötzte das Ohr von daher. Auf der andern Seite tiefe Finſterniß; hier und da zuckten flammende Blitze und dampfende Feuer rötheten die Nacht; ſcheußliche Figuren ſchwirrten umher und jammerndes Geheule ertönte daraus hervor. Während die Seligen leicht und freudevoll nach dem Lande der Wonne hinſchwebten, wartete Satanas und einige ſeiner Satrapen mit Geiſſeln bewaffnet der Verdammten, um die Unglücklichen mit Gewalt dem Orte ihrer Beſtimmung zuzutreiben.

Namenloſes Entſetzen und peinigende Angſt überwältigte ihn bei dieſem Anblick; da weckte ihn ein donnernder Knall und rauhe menſchliche Stimmen drangen zu ſeinen Ohren.

(Fortſetzung folgt.)

Die zwei Waldenſer-Kinder und der treue Hund.

Vor Zeiten lebte in Frankreich, Savoien, Piemont ꝛc. eine Religions-Sekte, die Waldenſer, Albigenſer, Lollhardiſten u. ſ. w. genannt, die mehr oder weniger noch den Lehren der erſten Apoſtel zugethan, den römiſchen Irrthum verſchmäheten und ſich demſelben eifrig widerſetzten. Deshalb waren ſie den Päpſten und ihren Prälaten ein Dorn im Auge, die alle mögliche Liſt und Gewalt verſuchten, denſelben ihren ihnen heiligen Glauben zu entreißen, oder ſie auszurotten.

Die Waldenſer mußten die ſchmählichſten Verfolgungen ausſtehen und wurden zu Tauſenden auf die martervollſte und abſcheulichſte Weiſe mit Feuer und Schwert vertilget.

Zu St. Martin, einem Dorfe im jetzigen Kanton Wallis, lebten viele derſelben. Da überfiel der Graf von Trinita auf Befehl des Herzogs von Savoien auch dieſe Gegenden mit einem Heer, um ſie daraus zu vertreiben. Die entſetzlichſten Grauſamkeiten wurden an ihnen verübt, und was entwiſchen konnte, floh in das Gebirge, um ſich in Höhlen und Klüfte zu verbergen.

Da kamen von des Grafen mörderiſchen Horden etwelche auf ein einſames Häuschen, in welchem ein ſechszigjähriger Greis mit ſeiner jungen verwittweten Tochter und ihren zwei drei- und vierjährigen Kindern lebte. Ein großer Hund war ihr treuer Wächter und beſonders den Kindern ſehr anhänglich, die in dieſem Augenblick eben in einem Nebengemach ſchliefen.

Die junge Wittwe wurde von dieſen Unmenſchen gewaltſam geſchändet und mißhandelt, bis ſie unter den jammervollſten Schmerzen den Geiſt aushauchte. Der Greis wurde nackt ausgezogen, ihm auf den bloßen Bauch einen Topf voll Käfer gebunden, die ſich ihm in den Leib einfraßen und auf eine qualvolle Weiſe ſeinem Leben ein Ende machten.

Das tobende Bellen und Heulen des Hundes im Nebengemach ſchreckte die Wüthriche nicht ab, auch in dieſes zu dringen; wie wüthend fuhr der Hund auf ſie los und zwei davon büßten es mit ihrem Leben; als aber der Hund, ſelbſt verwundet, ſich übermannt glaubte, packte er das jüngere Kind, ſprang damit durchs Fenſter und trug es den in's Gebirge geflüchteten Leuten zu; dann kehrte er zurück, um nach dem andern Kinde zu ſehen. Das Häuschen war von der Bande geräumt und auf der Erde ausgeſtreckt lagen die Leichen der Wittwe, des Greiſen und der beiden Soldaten; im Bettchen das an einer Stichwunde in der Seite blutende und leblos ſcheinende Kind. Der Hund beleckte die Wunde und beſpritzte ſie mit ſeinem Urin, bis der Blutlauf inne hielt; dann beleckte er ihm auch das Geſicht und es regte ſich im Kinde wieder das Leben. Da kam ein anderer Zug von Horden heran, und eiligſt packt er auch dieſes Kind, um es zum andern zu flüchten.

Aber ſelbſt in ihren verborgenen Höhlen waren die armen Leute nicht ſicher, ſondern wurden von ihren Verfolgern aufgeſucht. Man ſchichtete in Schwefel getränktes Holz vor den Klüften auf und zündete es an, daß die darin Befindlichen erſticken mußten; mehrere hundert Kinder wurden unter andern Leichen auf dieſe Weiſe erſtickt an den Mutterbrüſten gefunden. Da rettete auch dieſes Mal der Hund den beiden Kindern das Leben und trug ſie tiefer ins Gebirge, wo er ſie in eine einſame Schlucht verbarg. Was er nun da und dort ſtehlen oder erbetteln konnte, trug er dorthin und theilte es mit ihnen; war es für ſie zu hart, ſo kaute er es ihnen ſogar vor. Er beleckte die Kinder und reinigte ſie, und zum Schlafe legte er wachſam ſich neben ſie hin. Auf dieſe Weiſe trieb er es beinahe ein halbes Jahr hindurch.

Da machte zufällig Raymund, Graf von Toulouſe, mit einigem Begleit eine Bergreiſe und begegnete dem abgemagerten Hund, der die Geſellſchaft bettelnd umwedelte. Man warf ihm ein Stück Brod dar in der Meinung, er werde es heißhungerig verzehren. Er aber trug es waldeinwärts von dannen, öfter zurückblickend, ob er beobachtet werde. Das fiel dem Grafen auf; er folgte ihm mit zwei Begleitern von ferne, bis ſie auf die Stelle kamen, wo der Hund mit den Kindern das Brod theilte; ſich aber plötzlich drehte und mißtrauiſch die Zähne wies, als er die Fremden gewahrte. Man warf ihm noch einige Stückchen Brod dar, bis der Hund, die friedlichen Abſichten erkennend, die Kinder und ſich ſtreicheln ließ. Der Graf, gerührt von dem Schickſal der Kinder und der Treue des Thieres, faßte den Entſchluß, ſie mit ſich zu nehmen und zu verſorgen. Jeder von den Bedienten nahm eins auf den Arm und der Hund wich ihnen nicht von der Seite, von Zeit nach den Kindern aufblickend, bis nach Hermence, von wo ſie nach Alby in Frankreich gebracht wurden. Dort übergab ſie der Graf einem Bürger zur Verpflegung und Erziehung, ſo wie er demſelben auch den Hund empfahl.

Dieſer Bürger aber war, wie ein großer Theil der Einwohner von Alby, ſeines Glaubens ebenfalls ein Waldenſer, die bald darauf auch dort die gleichen Verfolgungen ausſtehen mußten. Graf Raymond nahm ſich zwar derſelben an und vertheidigte muthvoll die Stadt, ward aber bezwungen, von

Papst Honorius III. in Bann gethan und nicht eher daraus frei gesprochen, bis er sich persönlich vor dem päpstlichen Nunzius stellte, um sich auf bloßem Rücken mit Ruthen streichen zu lassen.

Nach der Einnahme von Alby wurden über 2000 Waldenser ermordet. In der Wohnung des Bürgers, der die zwei Waisenkinder zur Verpflegung hatte, fand man die Leichen des Hausvaters, der Hausmutter, der drei seinigen, der zwei Waisen-Kinder und dreier am Halse zerrissener Soldaten; der Hund lag von neununddreißig Hieben und Stichen verwundet, todt daneben.

Großmuth.

Ich will Euch was erzählen
Von einer schrecklichen Begebenheit;
Doch will ich Euch nicht quälen
Mit einer Mähr, die länger ist als breit;
Nein, nur ganz kurz will ich die Sache fassen,
Und die Erzählung bei der Wahrheit lassen.

Es fiel vor alten Zeiten
Zu Basel einst ein Erderschüttern vor:
Die Stadt, in ihren Weiten,
Von einem wohl bis an das andre Thor,
Sie rumpelte mit Stock und Stein zusammen,
Und was nicht fiel, ging auf in Rauch und Flammen.

In den fatalen Zeiten
Lebt' Oestreichs Herzog, Namens Albertus,
Der mogte vielmals streiten
Mit dieser Stadt, da gab es viel Verdruß.
Nun zischten schnell die Räth' ihm in die Ohren:
Jetzt nimm die Stadt, ihr Spiel ist bald verloren!

Bedrängte zu betrüben,
Sprach er, wär' wohl die größte Grausamkeit;
Solch Bubenstück zu üben
Thät' mir mein Leben lang im Herzen leid.
Laßt sie zuerst die Stadt auch wieder bauen;
Was dann zu thun ist, werd' ich weiter schauen.

Bilder aus der Natur.

Die Blattlaus.

Ein wohl Jedermann bekanntes, mehrstens grünes Thierchen. Sein langer, nach der Brust zu gebogener Saugrüssel vertritt die Stelle des Mundes, fängt vom Kopf an und geht durch eine Scheide. Einige haben vier aufrecht stehende Flügel; andern, sowohl Männchen als Weibchen, fehlen sie. Auf sechs sehr zarten Beinchen ist ein dicker, plumper Leib, daher ihr Gang schwerfällig und träge. Am Ende des Hinterleibes zwei Rückentrompeten, aus deren weitem, offenem Ende ein Honagsaft quillt, den man im gemeinen Leben Honigthau nennt, und der von den Ameisen begierig aufgesucht wird; gemeiniglich sitzt oben in der Oeffnung der Trompete ein Tröpfchen Saft, das von dem darunter stehenden gehoben und ausgestoßen wird.

Den Namen Blattläuse haben sie von ihrem Aufenthalt auf den Blättern, und von ihrer Kleinheit und Lebensart. Sie gehören unter die gemeinsten und schädlichsten Insekten, die sich fast auf allen Gewächsen aufhalten, zuweilen in großer Menge. Oft sitzen sie ganz unbeweglich, indem sie ihren Saugrüssel tief in den Blattstiel hineinstecken, und sich dann wie im Kreis herum drehen, wobei sie den Honigthau ausspritzen und gebären. Die mit diesen Insekten bevölkerten Gewächse leiden großen Schaden; sie entziehen den Blättern nicht nur den Saft, sondern überfirnissen sie so mit ihrem Honig, daß das Lufteinsaugen und Ausdünsten dieser wichtigen Vegetationsorgane gehindert wird, wodurch die Gewächse vertrocknen oder wenigstens im Wachsthum zurückstehen. Ihre Verfolger sind die Marienkäfer und Florfliegen, die wir später beschreiben werden. Seifenspiritus tödtet sie auf der Stelle.

Die Weibchen gebären beständig theils lebendige Junge, theils Eier. Sie sind mit einer einzigen Begattung im Herbst für die Generation auf den folgenden ganzen Sommer zufrieden. Im Winter sterben sie ab, hinterlassen aber längliche, ziemlich große Eier, die schon für das Frühjahr befruchtet sind. Eine einzige Mutter bringt gegen hundert Junge, und in diesen befinden sich schon wieder Junge, weil eine einzige Begattung im Herbst ihre befruchtende Wirkung im folgenden Frühjahre und Sommer bis in die neunte Generation äußert. Den Sommer über findet man auf allen Gewächsen lauter gebärende Weibchen; erst in der letzten Generation werden die Männchen geboren. Diese paaren sich mit den Weibchen, die dann zum letzten Mal im Spätherbst Eier legen. Nun stirbt Alles, was von Blattläusen lebt, nur die Eier bleiben für das künftige Frühjahr übrig, die gemeiniglich in zarte Pflanzenwolle eingefüttert sind. Die Larven häuten sich viermal, und nach der letzten Häutung bekommen einige Flügel. Man zählt hier zu Lande bei dreizehn verschiedene Arten, auf Ulmen, Linden, Kiefern, Birken, Eichen, Pappeln, Aspen, Hollunder, Rosen, Weiden, Johannisbeeren ꝛc., so wie auf Kohl, welche man auch Mehlthau nennt.

Ein Oberhofmeister Che-Cum's, Kaisers von China, gab diesem folgende zehn Lebensregeln: 1) Fürchte den Himmel. 2) Liebe das Volk. 3) Bessere dich allezeit. 4) Befleiß dich der Studien. 5) Befördere die Wissenschaften. 6) Laß dich warnen und strafen. 7) Steure der Verschwendung. 8) Vermindere die Auflagen. 9) Mildere die Leibesstrafen. 10) Hüte dich vor einer unordentlichen Aufführung. Als Che-Cum seine Gemahlin von sich stieß und sich dabei auf das Beispiel seiner Vorfahrer berief, sagte der Oberhofmeister zu ihm: Es wäre besser, die Tugenden voriger Kaiser nachzuahmen, als deren Laster. Da fiel er in Ungnade und wurde seiner Stelle entsetzt.

Auflösung des Räthsels in No. 8.: „Neingläubig."

Räthsel.

I kenne-n-es Völchli, gar einig,
E Königi b'herrschet's alleinig;
Es zimberet selber es großes Huus
Und macht e Stadt und e Festig druus,
Mit Thore, Gänge-n-und Gasse,
Daß 's Völchli mag b'hebe und gfasse.
's het Hamberchslüüt und Soldate drin,
Die helfe-n-enand mit treuem Sinn,
Und chunnt sie e Find cho verstöhre
Will jedes am chächste si wehre.
Zwor wüsse sie, glaub' i, vo Geistliche nüt,
Und doch sind's luuter vernünftige Lüüt:
Sie thüend no-n-em göttliche Wille
Mit Yfer all Pflichte-n-erfülle.
Der Königi treu mit Guet und Bluet,
Ist Alles für sie, was 's Völchli thuet;
Es haltet sie gfange zmitzt inne,
Do cha sie für d'Chinderli spinne.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 9.

2. März. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Freudig eilst du dahin, nicht achtend die dornigten Pfade, führt aus der Ferne zurück wieder zur Heimath der Weg.
Ist dies Leben nicht auch der Gang zur ewigen Heimath? Schmerzen und Freuden, sie flieh'n, Wand'rer, wie Fluren dir hin!

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— In St. Gallen ist ein Nunziaturschreiben eingelangt, welches die Erwartung ausspricht, der gr. Rath werde dem Beschlusse des kathol. Großrathskollegiums zu Auflösung des Klosters Pfäfers die Zustimmung versagen. — Die Vorbereitungen zu dem eidsgen. Freischießen werden eifrig betrieben. Ein Geschenk des großen Rathes ersteigt die Summe von 300 Louisdor. Auch von Appenzeller- und St. Galler-Gemeindsbehörden gehen schöne Gaben ein.

☞ Der gr. Rath des Kant. St. Gallen hat am 20. Februar mit 81 gegen 43 Stimmen den Beschluß gefaßt, daß der Ueberschuß des Vermögens säkularisirter Kloster-Korporationen, nach Abzug der auf denselben haftenden Lasten und Verpflichtungen, als Eigenthum des Staats erklärt, und es soll dasselbe zu allgemeinen frommen und milden Zwecken verwendet werden. — Mit 86 Stimmen gegen 30 wurde sofort nach diesem Grundsatz das Kloster Pfäfers als aufgehoben erklärt. — Hört ihr nicht schon die Eulen, wie sie wieder jammern und heulen?

— Vier Kapitularen von Pfäfers haben gegen die beschlossene Aufhebung des Klosters protestirt.

— Der bisherige Klosterverwalter von Pfäfers ist mit einigen andern Beauftragten von einer Schnellreise zurück in Chur eingetroffen. Sie sollen für die in Bünden liegenden Güter des Klosters Käufer gesucht und gefunden haben. Die bedeutendsten habe Hr. Landammann Franz zu Maienfeld für 40,000 fl. an sich gebracht. Ob diese aber in ihrem Besitz gesichert bleiben, ist noch die Frage.

— In der Gr. Rathssitzung des Kantons Bern vom 20. Febr. brachte Hr. Dr. von Morlot einen Anzug, betreffend gesetzliche Bestimmungen gegen überhandnehmende Thierquälereien. — Dieses wäre sehr zu wünschen und verdiente auch anderwärts Nachahmung. Es ist oft entsetzlich, wie zu peinigendem Schmerz der Gefühlvolleren da und dort Thiere mißhandelt werden.

— Den 11. Februar Morgens nach 5 Uhr gerieth das dem Drechsler Aebi zu Kirchberg gehörige neu erbaute und mit Ziegeln bedeckte Haus in Brand, wie man sagt, durch ein mit glühender Asche gefülltes Fäßchen. Trotz aller Anstrengung der zur Hülfe Herbeigeeilten konnten nur die umstehenden Häuser gerettet werden.

— Die 8000 Fr. der schwyzerischen Okkupationskosten sind in Luzern angelangt.

— Am 9. Febr. ereignete sich zu Malters, K. Luzern, ein bedauerliches Unglück. Zwei junge Männer begaben sich in einen eine Stunde entfernten Wald, um einen Wagen voll Stauden zu holen. Einige Stunden später fand man beide todt unter dem über sie umgewälzten, schwer beladenen Fuhrwerk.

— Man spricht davon, das im Horgerberg sich von Süd nach Nord, zwischen Horgen und Käpfnacht in die Ebenen verlaufende Steinkohlenlager dazu zu benutzen, um an der Stelle, wo das Steinkohlenlager aufhört, einen Stollen anzutreiben und in der Richtung gegen die Sihlbrücke fortzusetzen, da dieses Steinkohlenlager gegen die Brücke ungefähr um so viel steigt, als diese höher liegt als der Zürichsee.

— Der gr. Rath des K. Appenzell A. Rh. hat den Schulen der Gemeinde Reuten 30 Lehrbücher und 30 Schiefertafeln überreichen lassen.

— Die Berichterstattung von Landammann Schmid über die Verhandlungen der Tagsatzung vom Jahr 1837

war gegen Vorort und Tagsatzung so schamlos und lügenhaft, daß im gr. Rathe 20 Stimmen eine Mißbilligung über die Berichterstattung aussprechen wollten, aber von den 40 Anhängern Schmids überschrieen wurden.

— Der gr. Rath von Freiburg hat am 21. Febr. beschlossen: die Antwort von Glarus als unschicklich und impertinent ihrem ganzen Inhalt nach seinem Protokoll einzuverleiben.

— In Kulm, K. Aargau, wurde ein junger Mann Namens Samuel Hunziker, welcher mit mehrern Kameraden einige Kiltgänger verfolgte, von einem der letzteren erstochen.

— Der Reg. Rath von Baselandschaft hat den Nachdruck von Schillers Werken in Allschwyl untersagt.

Ausland:

— In München erwachen durch die Kölner Angelegenheiten die Hofparteien zu neuer Thätigkeit. Die römische verlangt vom König einen entschiedenen Schritt gegen den Protestantismus und dringt auf Zurückrufen der Jesuiten. Die andere, in welcher man den Einfluß des Fürsten von Oettingen-Wallerstein erblicken will — verlangt dagegen Garantie für den Staat und die Protestanten, deren Stimmung in manchen Städten des Königreichs sehr gereizt ist und das Ministerium mit Klagen überhäuft. — Da die Stände sich beharrlich weigerten, aus dem Staatsvermögen etwas für Dotation der Klöster zu bestimmen, hat der König das Schloß Scheyern, das zu einem Kloster bestimmt ist, mit einem ziemlich bedeutenden Anfangs-Kapital ausgestattet.

— Man ist in Frankfurt endlich dahinter gekommen, wie in Zukunft dem Uebel abzukommen sei, daß sich so viele junge Wehrmänner Kränklichkeit wegen vom Dienste frei zu machen suchen. Man wird nämlich gymnastische oder sogenannte Turn-Anstalten errichten, und eine Anweisung entwerfen, auf welche Weise sich die Jugend in der Ausbildung ihres Körpers üben soll, wobei aber durchaus keine Sprünge gemacht werden dürfen. Für die weibliche Jugend soll eine ähnliche Anstalt ins Leben gerufen werden, um der bei den dortigen Töchtern so überhandnehmenden Dickleibigkeit vorzubeugen; auch soll denselben dabei Unterricht in der hochdeutschen Sprache gegeben werden, damit besonders die schönen Metzger-Töchter besäbelte und unbesäbelte Preußen besser verstehen lernen. — Auf die Probeblätter der katholischen Kirchenzeitung von Höninghaus werden viele Bestellungen gemacht; ein Beweis, daß die Welt auch für Makulatur Interesse hat, wenn es nichts kostet.

— Berlin. Wir haben ein Sprichwort, das ziemlich komisch klingt, aber dennoch eine sehr ernste Bedeutung hat; es heißt: „Wer kann für Unglück, wenn er Malör hat?“ Die sehr beliebte Tänzerin Demoiselle W. ist mit einem Jünglinge aus Kurland, der allhier den Wissenschaften (?) obgelegen, auf die Redoute gegangen; hernach ist dieser Jüngling mit ihr durch die Lappen gelaufen. Schon wollten die hier erlaubten Zeitungen aus Trauer und Betrübniß über diesen Verlust mit schwarzen Rändern erscheinen, als ein Brief voller Zerknirschung und Reue von der Entflohenen ankam, um Wiederanstellung bat und versicherte, sie würde nach wie vor von Gönnern und Freunden Geschenke annehmen.

— In Berlin hat's wieder einmal gespuckt. In dem königl. Schlosse ließ sich der verstorbene Herzog Karl von Meklenburg sehen, und gab einer Wache eine so derbe Ohrfeige, daß sie zu Boden sank und im Lazareth starb. Auch die weiße Frau, die sich nur in den Schlössern gewisser fürstlicher Familien soll sehen lassen, hat sich sichtbarlich gezeigt. Es fand sich nun, daß der herzogliche Geist ein entlaufener Schlossergesell, die weiße Frau aber ein Kammermädchen war, die eine besondere Liebhaberei für Silber hatten. Beide Geister sind festgebannt.

— Hannover. Was aus unserer Ständeversammlung werden soll, wissen wir in der That nicht. Schon sollten sie sich als in der Residenz angekommen gemeldet haben, und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß auch nur drei Stände (d. h. drei Mitglieder) zusammen kommen werden. Viele Städte haben noch nicht gewählt, und wenn sie eben wählen wollten, kamen unzufriedene Mitbürger und sagten: „die Wahl gilt nicht!“ — dann hatte sie natürlich auch keine Gültigkeit. Andere Städte hatten geradezu erklärt, daß sie keinen Abgeordneten schicken würden, denn sie sähen nicht ein, was ihnen das für Vortheil bringen würde. Zuletzt wird es noch dahin kommen, daß sich der eine von unsern Ministern ganz allein versammeln muß, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er keine Opposition findet.

Das Programm unserer Stände hätten wir zwar; nun fehlen nur noch die Stände und wir sind gemachte Leute. Die meisten Wahlen derjenigen Männer, welche unsere Verfassung verstehen, geruhten Se. Maj. für ungültig zu erklären. Wer sich darüber öffentlich wundert, mit dem verfährt man ebenfalls ganz wunderbar.

— Von den in Schlesien angesiedelten Zillerthalern gehen die besten Nachrichten ein. Sie sind häuslich und

arbeitsam; viele Erwachsene gehen jetzt noch in die Schule um lesen zu lernen, damit sie die Bibel nicht mehr bloß von Andern sich vortragen lassen müssen, sondern auch selbst studieren können.

— In Folge der strengen Kälte streifen die Wölfe aus Ungarn bis tief nach Oestreich herein und richten viel Unglück und großen Schaden an. Zu Asparn an der Zaia wurde ein ungewöhnlich großer geschossen.

— Die Polizei in Paris hat wieder ein Komplott ausgewittert. In der Nacht vom 18. Febr. wurde ein gewisser Lepretre-Dubocage nebst 7 Mitangeschuldigten verhaftet, und in der Nacht vom 21. wurden noch zahlreichere Verhaftungen vorgenommen. — Die Zahl der geheimen Spielhäuser nimmt in Paris reißend zu, und es sollen über 200 unter den sonderbarsten Deckmänteln für alle Menschenklassen existierende bereits der Polizei verzeigt worden sein. — Die Regierung geht damit um, Algier zum Sitz eines Bischofs zu machen und es sollen deshalb bereits Schritte beim heil. Stuhl geschehen sein; aber heutzutage haben die Schreiner die fatale Gewohnheit, an neuen Sitzen und Stühlen die Beine, obwohl zierlich, doch gar schwach zu machen.

Abd-el-Kader soll in aller Stille an Ludwig Philipp einen Boten geschickt und bei dem Könige haben anfragen lassen, „was wohl ein schwarzer Frack koste?“

— In Toulon haben die Arbeiter im Seearsenal alle Arbeit verweigert, weil man seit 2 Jahren ihnen nach und nach immer am Lohn abgebrochen, Hausmiethe und Lebensmittel aber immer theurer geworden sind. Am 17. hielten sie nochmals Versammlung, um sich zu versichern, daß keiner von ihnen die Werkstätte besuche. Die öffentliche Meinung spricht sich zu Gunsten derselben aus.

— Die Arbeiter von Toulon haben sich auf eine Proklamation des Seepräfekten hin wieder zur Arbeit gestellt.

— In der englischen Stadt Elland hielten die Weiber eine große Volksversammlung, in welcher sie eine Bittschrift an die Königin beschlossen, um diese zu bewegen, das neue Armengesetz, das besonders sehr harte Bestimmungen gegen uneheliche Kinder enthalte, aufzuheben, und solche herzlose Männer aus ihrem Rathe zu entfernen, die derlei Gesetze hervorzubringen fähig wären.

In dem neulichen Meeting zu Manchester gegen das neue Armengesetz ertheilte Hr. Pfarrer Sterens den Armen den Rath: „in die eine Hand einen Dolch, in die andere eine Brandfackel zu nehmen, um sich selbst Recht zu verschaffen.

— Die zarte Neigung der Königin für Lord Elphinstone wird nach wie vor herumgeplaudert, und man will wissen, daß er den einst von seiner königl. Geliebten erhaltenen Ring, einer geheimen Verabredung gemäß, ihr wieder übersandt habe. Er soll bald öffentlich auftreten, jedoch versteht sich nicht eher, bis er in England angelangt ist. Die Hoffnungen, mit welchen ein schöner deutscher Prinz sich belästigte, scheinen demnach wässerig zu werden.

— Der schon ziemlich bejahrte britische Pair, Graf Esser, dessen von ihm seit längerer Zeit getrennte Gattin nun gestorben ist, wird sich mit der ausgezeichneten jungen Sängerin Miß Stephens verheirathen. Er soll noch Gesangunterricht nehmen und sich den ganzen Tag üben. Singt er vielleicht: „Mich fliehen alle Freuden ꝛc.“

— Ein gewisser G. Newman in London hat eben einen Reisewagen gebaut, der an Zierlichkeit und Bequemlichkeit Alles übertrifft, was man bis jetzt noch gesehen hat. Er besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die eine als Vorzimmer, die andere als Wohn- und Schlafgemach dient. Das Vorgemach enthält einen Schranktisch mit mehrern Schubladen, ein kleiner eiserner Kochofen mit einigen andern Küchengeräthschaften; das andere Gemach hat zwei Ruhbette, zwei Bette, sechs Stühle, einen Tisch, einen Kronleuchter mit neun Flammen und einen Ofen. Der Wagen ist 25 Fuß lang, 9 Fuß breit und der eigentliche Wagenkasten 9 Fuß hoch. Das Gewicht des Ganzen beträgt 50 Zentner. Das ist nun freilich viel, aber ein solcher Wagen scheint noch bequemer zu sein, als der, in welchem Göthe die französische Revoluzion vergaß.

— In England glaubt man alle Ursache zu haben, den Ausbruch eines Krieges mit den Birmanen befürchten zu sollen.

— Der Held des Tages auf dem spanischen Kriegsschauplatze ist Basilio Garcia, der gefährlichste Gegner der Christinos. Durch strenge Manneszucht, Gerechtigkeit und Mäßigung siegt er ohne Blutvergießen. Er geht jetzt nach Granada. Die Cortes berathen immer noch über die Bewerkstelligung einer Aushebung von 40,000 Mann, und waren so gut, dem Conservatorium der Musik einen bedeutenden Zuschuß zu bewilligen. Die geistreiche Infantin Donna Louise Charlotte bemerkte dabei, man sollte lieber die zu aller Welt Skandal einhergehenden Soldaten bekleiden, sonst könnten die Carlisten nächstens um und in Madrid Musik machen.

— Die portugiesische Regierung soll Nachricht erhalten haben, daß Don Miguel einen Einfall in Portugal

beabsichtige und von den absoluten Mächten mit Geld unterstützt werde.

— Das großherrliche Herz hat ein Schlag getroffen, der auch für einen Sultan hart genannt werden kann. Mahmud hat nämlich seinen jüngsten Sohn am 24. Januar durch den Tod verloren, gerade um die Zeit, als man in Konstantinopel mehrere Erdbeben verspürte. Die Türken bringen das Erdbeben mit dem Hinscheid des Prinzen in Zusammenhang, und geben demselben eine eigene Vorbedeutung, da der Vice-König von Aegypten immerwährend die hohe Pforte zu erschüttern beabsichtigt, was den Sultan bisdahin öfter beängstigte. Da ihm aber die europäischen Diplomaten diese Possen ausgeredet, so hat er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen und weint den ganzen Tag.

Allerlei.

— Wir haben in Freiburg ein tägliches Beispiel heiliger Taschenspielerei und sehen auf merkwürdige Art den Mißbrauch der Religion und religiöser Einsetzungen zu rein materiellen Zwecken. Unter dem Namen Kongregation finden sich manche Tausende im Kanton gegen die Jesuiten zinspflichtig; der jährliche Beitrag von fünf Batzen per Schaf bringt immer einige tausend Franken ein. In dem berühmten Pensionat, wo man (nach Absicht der heil. Väter) nichts lernt, als elegante Faullenzerei, und wo die schönsten Talente sich in firnisirte Untüchtigkeit auflösen, sind die Zöglinge besonders einer schreienden Beutelschneiderei ausgesetzt. Bald sind es Opfer von kleinen Geschenken, welche unter Anfeurung ihres empfänglichen Eifers von den Jünglingen auf die mystischen Altäre niedergelegt und dann unter eben denselben zur Verwandlung in Geld versteigert werden. Eine Orange wurde jüngst bei einer solchen Gelegenheit mit 20 Franken, eine Zuckermandel mit 5 Franken bezahlt. Bald sind es willkürliche Abzüge, welche bei wöchentlicher Austheilung des Taschengeldes eines Jeden geschehen, und sich wenigstens auf 4 Batzen per Kopf belaufen, also am Ende des Jahres bei 400 Zöglingen ein kleiner Nebengewinn von etwa 8000 Franken. Die Schreibmaterialien, welche von der innern Verwaltung des Hauses den Zöglingen verkauft werden, stehen mit den gewöhnlichen Preisen in gar keinem Verhältniß. Zweien polnischen Zöglingen, welche zwei Jahre unter jesuitischer Zucht waren, wurden für Nebenausgaben 3000 Franken angerechnet. Als man über diese Rechnung billiges Erstaunen zeigte, besonders über den Schuhmacherartikel, da wohl auf jede Woche ein Paar Schuhe kam, hatte man zur Ausrede, die Zöglinge hätten öfter ganz neue Schuh aus Muthwillen in den Abtritt geworfen.

Wir wollen hiermit die Schweiz, unsere gläubigen Mitbürger und die zu kurz kommenden gutmüthigen Aeltern auf das Treiben dieser fremden Zugvögel aufmerksam machen, und einen kleinen Beitrag liefern zur neuesten Geschichte der fingerfertigen Detailindustrie des Handlungshauses Papst und Kompagnie.

— Am 1. Febr. beurtheilte das zürch. Obergericht den H. J. Keller, Schlosser von Schalchen, und dessen Ehefrau Margaretha geb. Trachsler. Keller hatte seinen noch nicht 6 Jahr alten, früher ganz gesunden Knaben durch Schläge und Fußtritte so mißhandelt, daß eine Verletzung des Rückgrates mit bleibendem Nachtheil daraus entstand. Seine obbenannte zweite Frau, die keine Kinder hat, schlug ein 2½ Jahr altes Stiefkind in der Nacht vor seinem Tode, und am Morgen desselben, unter Fluchen darüber, daß es nicht sterben wolle, so daß ein Nachbar mit Gewalt die Furie von dem Kinde wegriß. Diese unnatürlichen Aeltern ließen ihre Kinder aller nöthigen Pflege und Nahrungsmittel ermangeln, sie heizten den ganzen Winter die Stube nicht und ließen die armen Kleinen in der größten Unreinigkeit liegen; sie weigerten sich sogar, einen Armenarzt zu bestellen und wollten es nicht dulden, daß mitleidige Nachbarn den Kindern Nahrung reichten, während sie ihre Armuth durch Müßiggang und Liederlichkeit selbst verschuldeten. Sie wurden zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

— Am 8. Hornung fiel in Eppendorf bei Hamburg ein schauderhaftes Verbrechen vor. Der dort wohnende Schornsteinfegermeister war am Nachmittag mit seiner Frau ausgegangen und hatte nur seinen Burschen im Hause zurückgelassen; als er Abends heim kommt, steht er sein Haus mit Rauch angefüllt und in einem Zimmer unter einem Haufen glimmender Hobelspähne die Leiche seines Burschen, dem der Hirnschädel eingeschlagen, aus den erbrochenen Schränken Silberzeug und Geld entwendet und ein Versuch gemacht war, das Ganze durch eine Feuersbrunst zu verdecken. Der Polizei ist es gelungen, eines der That verdächtigen Subjektes sich zu bemächtigen.

— Zu Craon, im Departement der Mayenne in Frankreich, hat sich ein Pole, Benedikt Bell, erschossen. Er war als vierzehnjähriger Knabe von der Universität Wilna weg in die Reihen der litthauischen Insürgenten geeilt, dann gefangen und an die sibirischen Grenzen geführt worden, dort entkommen und unter unsäglichen Gefahren nach Polen zurückgekehrt, von wo er mit seinen Unglücksgefährten nach Frankreich wanderte. Die Leiden des Exils brachten ihn zu diesem verzweifelten Entschluß. Die letzten militärischen Ehren wurden ihm von seinen Landsleuten, der franz. Nationalgarde und den Linientruppen erwiesen.

— Zu Tillau im preuß. Reg. Bezirk Danzig starb unlängst ein Mann Namens Andreas Kamin, der 113 Jahr alt geworden war. Er hatte den siebenjährigen Krieg in dem Husarenregiment Belling mitgemacht. Fünfmal war er verheirathet und mit diesen 5 Frauen hatte er 25 Kinder erzeuget, von denen jedoch kein einziges ihn überlebte. Sein jüngster Sohn starb in einem Alter von 70 Jahren. Bis auf das Gehör, das in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, blieben alle seine Sinne ungeschwächt, und 6 Wochen vor seinem Tode ging er noch 1½ Meilen weit nach der Kirche.

— Aus Tschumai in Rußland berichtet man folgende am 23. Dez. statt gefundene Naturerscheinung: Vom 13. an zeigten sich bei wechselnder Temperatur Nebel, Schneegestöber, Wirbelwinde, Geldse in der Luft ꝛc. Am 23. am 9 Uhr Abends bei ruhigem Wetter, während der Thermometer auf dem Gefrierpunkte stand, begann ein Staubregen, der die ganze Nacht anhielt und allen Schnee auf den Straßen und den Abhängen des Altaigebirges auflöste. Das Eis auf dem Kisluſſe war 8 Zoll mit Wasser bedeckt. Am 25. fiel etwas Schnee und bis zum 26. trat eine Kälte von 24 Grad ein.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 10. 9. März. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingeben und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Der März.

Gel Hornig, dir ist für's Wetter tho;
Jetz hän mir, statt diner, der Merze;
Du hesch is schier gar nid welle verlo,
Hesch wehre di welle-n-und sperze;
Zletscht het me dir halt e chly d'Meinig gseit
Und het is Bettli di z'schlofe gleit.

's ist doch bim Gugger e schöni Sach,
Es freut eim au besser sis Lebe:
Wenn me wieder zum Loch uus cha-n-allsgmach,
Und nümme meh dinne mueß chlebe;
Der Winter isch gar e ke fründlige Gast
Und hinderem Ofe verfuuret me fast.

Und ist au no niene ke Bluest und ke Laub:
So schmuset me doch e chly freier,
Wenn's heißt: Jetz hän mir jo Merzestaub
Und d'Storche spaziere-n-im Weier.
Wenn d'Meuseli rüefe: d'Zyt ist do!
So cha me-n-au wieder spaziere goh.

Und d'Amsle-n-und 's Finkli, sie rüefe-n-is au;
Sie säge's, damit mer's au wüsse:
Es jedes vo-n-ihne suecht wieder si Frau,
Es möcht sie gern tätschle-n-und chüsse.
Drauf boue sie Hüüsli und Wiegeli dry,
Sie denke: 's wär müglı, mer bruuchte sie gly.

Und hinde-n-und vor am Huus pfyft is der Spatz
Der Chopf voll, de uverschant Kerli;
Er planget, spektaklet und rüeft i sim Schatz:
Chunnsch no nid? Drauf seit sie: wol währli,
Und längt no-m-e Hämpfeli Strau oder Heu
Und ist volle Freude-n-und flüügt dermit hei.

Es bettet gar ordlig, so lind und so warm,
Wehrt dem unbidütedste Windli;
Es denkt: sie chöme so blutt und so arm,
Die gueie-n-unschuldige Chindli;
Me mueß doch öbbe-n-au luege derzue,
Was d'Chindli nid chönne, mueß d'Mueter 'ne thue.

Denn d'Mueterliebi mit warmem Bluet,
Ist bsorget vom Morge bis z'Obe;
Der Yfer, mit dem's so-n-es Thierli thuet,
Ist wäger z'biwundre-n-und z'lobe;
's goht mänge Mönsch, es ist wol e Schand,
De Chindere nid e so ordlig a d'Hand.

Die Fee im Jura.

10. Die Erscheinung.

Falkenstein wußte Anfangs nicht, wo er sei und wie er dahin gekommen; doch kam es ihm bald zu Sinnen und eben hatte er den Entschluß gefaßt, wieder Laut zu geben, damit er aus seinem unterirdischen Kerker erlöset werde, als er deutlich die Worte vernahm: „Wenn wir den Falkensteiner Hühnerweih erwischen, soll er an's erste beste Scheunenthor genagelt werden." Darauf zog er wohlweislich seinen voreiligen Entschluß zurück und verkroch sich hinter die Fässer, um dort in guter Hoffnung einen günstigern Augenblick zur Erlösung abzuwarten; denn die eben vernommenen Worte waren nicht geeignet, ihn von einem guten Stande der Sache zu überzeugen.

Er that auch sehr wohl daran, denn bald wurde mit großem Lärm und Gepolter die Kellerthür geöffnet. Eine zahlreiche Rotte bewaffneter Bauern drangen hinein, die Fässer wurden angestochen, und was nicht getrunken ward, ließ man unter schadenfrohem Hohngelächter, Schreien und Fluchen auslaufen, so daß der Keller an die neun Zoll hoch mit Wein angefüllt wurde und der versteckte Sünder ganz wider Erwarten und Willen ein Fußbad zu nehmen hatte.

Sprühend vor Zorn brütete er unmächtige Rache, indem er mit ängstlicher Furcht wechselte und es nicht wagte, sich im

Geringſten zu mucken und zu rühren, bis gegen Abend, wo ſich der Lärmen im Schloß verlor und Alles ruhig und ſtill wurde. Da wagte er ſich hinter den Fäſſern hervor, fand die Kellerthür offen und ſchlich ſich hinaus. In einem Gemach hörte er ganz unbekannte Stimmen, die ihm nicht ganz vertraut zu ſein ſchienen, weshalb er, ohne nach ſeinem Gaul zu ſchauen, ſich ganz ſtill zu einem ihm wohl bekannten Pförtchen hinaus begab, und in eilfertigen Sätzen zwiſchen den Bergen durch gegen die Staffelegg durch Küttigen dem Dorfe Erlinsbach und Schloß Gösgen zu lief.

Der Eigenthümer des Schloſſes Schenkenberg, Herr von Baldeck, war ſeit langer Zeit kein ſonderlicher Freund des freien Schweizervolkes und hatte es die Berner ſchon öfter da und dort merken laſſen, wodurch er ſie auch ſich zum Feinde und auf ihn beſonders aufmerkſam gemacht. Kurz vor dieſem Vorfall noch hatte er ihnen einen ſchlimmen Streich geſpielt, als ſie vernahmen, er habe eine ziemliche Anzahl adelicher Ritter aus der ganzen Umgegend bei ſich verſammelt, um ſich über einen neuen Anſchlag gegen ſie zu berathen. Deshalb zogen ſie mit bewaffneter Mannſchaft vor das Schloß, welche am Morgen nachher dort ankam, als Abends zuvor die Bewohner desſelben mit ihren Gäſten, durch ein ſtarkes Erdbeben in Schrecken geſetzt, ſich daraus geflüchtet hatten. Man plünderte, was Brauchbares darin gefunden wurde, zog, nach Hinterlaſſung einer Wache, wieder davon ab, und gab dem Eigenthümer das Schloß erſt nach Hinterlegung einer großen Auskaufſumme wieder zurück.

Das Berner Volk fand an dieſem Morgen unten am Schloß auf einem Haufen Schutt Meili ſchlafend. Sie wurde geweckt und wunderte ſich nicht wenig, eine ſolche Lagerſtätte zu ihrem Nachtquartier gehabt zu haben, und war nicht weniger erſtaunt über die Geſellſchaft dieſes bewaffneten Volkes, vor deren Augen ſie aufwachte. Sie glaubte, von dem Jüngling geträumt zu haben, der ſie im Keller aus Falkenſteins Händen erlöst und auf ähnliche Art, wie früher Heinrich zum Feentempel gekommen, dahin geführt hatte, nur mit dem Unterſchied, daß ſie von Knaben bedient wurde. Von der Fee hatte ſie ebenfalls lehrreiche, weiſe Ermahnungen und ein ſilbernes Medaillon mit goldenen Kreuzchen zum Angedenken erhalten, das ſie noch in Wirklichkeit in der Hand hielt und ſie darüber ſehr erſtaunt und irre machte. Sie erzählte den Umſtehenden den Vorfall im Keller und ihren vermeinten Traum. Man fand, daß durch das Erdbeben ein Theil der Mauer, die den Keller einfaßte, ausgerutſcht und hinabgefallen war; konnte aber nicht begreifen, durch welche wunderbare Fügung Meili ohne Beſchädigung davon gekommen war, und hielt es, durch ihre Erzählung beſtärkt, für Zauberei und Hexenwerk. Sie wurde mit allerlei Beſchimpfungen und Läſterungen überhäuft und wäre bald übel mißhandelt worden, wenn nicht der die Rotte anführende Hauptmann ſich ihrer angenommen und ſie beſchützt hätte.

Sie blieb ein paar Tage in einem Bauernhaus bei nahen Anverwandten, bis das bewaffnete Volk wieder abgezogen war, und ging dann wieder zu ihren Aeltern nach Küttingen zurück.

Unterdeſſen war der Herr von Falkenſtein bei ſeinem Bruder auf Gösgen ganz ermattet um Mitternacht angelangt. Man rüſtete ein Nachtlager und reichte ihm eilends Erquickung. Er und ſein Bruder, deſſen Bein nun wieder hergeſtellt und zu deſſen Ohren ſchon Kunde des wahren Sachverhalts von Schenkenberg gelangt war, beſprachen ſich eben darüber und ſchworen, den Baldeck auf eine glänzende Weiſe dafür an Aarau zu rächen, als plötzlich ein ſauſender Wind das Fenſter aufblies und ein furchtbares Fratzengeſicht aus der ſchwarzen Finſterniß von außen in ihr Gemach ſchaute, wobei ſie deutlich die Worte vernahmen:

Wahret Euch, Ihr Böſewichte!
Euer Anſchlag wird zu nichte;
Mögt Ihr noch ſo fein berathen:
Eure Tücke wird verrathen.
Ihr allein müßt Alles büßen,
Laſtet ſchwer Euch im Gewiſſen.
Es erwartet wahrlich ſchon
Euch der böſen Sünde Lohn,
Und des Satans grauſe Macht
Trägt durch rabenſchwarze Nacht
Zu der ew'gen Höllenpein
Eure Seele ſicher ein.

Klirrend ſchlug das Fenſter wieder zu, daß man hätte glauben mögen, alle Scheiben wären daran entzwei gegangen. Eiskalter Schauder lief den beiden Brüdern über den Rücken und froſtig ſtanden ihre Haare zu Berge. Lange konnte keiner ein lautes Wort über die Lippen bringen, bis endlich einer von ihnen die Stille unterbrach und furchtſam ausrief: „Alle Heiligen! was war das?“

— Ach, einfältiges Zeug! rief der andere, gezwungenen Anſchein von Furchtloſigkeit und Keckheit zeigend. Wer wird doch den Teufel und ſeine alte Großmutter fürchten? Die haben noch Niemanden lebendig das Bein abgebiſſen. Wer weiß, was für ein Affengeſicht uns ins Bockshorn jagen wollte! Wir haben gute Urſache und gutes Recht und wollen die Kühmelker ſchon noch Gras freſſen lehren, damit ſie beſſer zu ihren Gehörnten paſſen. Was gilt's, eh' ein Jahr vergeht, haben wir ſie wieder im Sack und ſie müſſen froh ſein, wenn wir ihnen nur nicht gleich, wie alten Katzen, Steine an die Hälſe binden, um ſie in der Aar zu verſäufen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mörder des Prinzen von Oranien.

Prinz Wilhelm von Oranien, der zur Zeit, als die Niederlande noch unter der Herrſchaft der Spanier ſtanden, lebte, und denſelben ein großer Dorn im Auge war, wurde von ihnen zu öfteren Malen aus dem Wege zu räumen geſucht. Er war ein aufrichtiger, Wahrheit liebender und freidenkender Mann, und dem Proteſtantismus mit reinem Gemüthe zugethan.

Schon im Jahr 1582 wurde vom spanischen Hofe ein Mörder, Namens Johann Jauregui, gedungen, den die Geistlichkeit dazu vorbereiten und einweihen mußte, und dem ein Dominikaner-Mönch zum Voraus dafür die Absolution ertheilte. Er trat in Antwerpen, gerade als der Prinz von der Tafel aufstand, vor ihn unter dem Vorwande, ihm eine Bittschrift zu überreichen, und schoß ihm eine Kugel durch den Kopf, die unter einem Ohr ein- und unter dem andern wieder herausdrang. Das Terzerol zersprang und zerschlug dem Thäter die Hand, so daß er am zweiten Schuß, den er in einem andern Terzerol für den Prinzen geladen hatte, verhindert wurde. Er ward auf der Stelle von der Dienerschaft niedergemacht, der Prinz aber glücklich wieder kurirt.

Dieses war nun dem spanischen Hof und der römischen Geistlichkeit gar nicht recht; sie suchten sich deshalb bald wieder einen andern zu einem solchen Handwerk besser tauglichen Menschen, und unterrichteten denselben unter dem Vorwande der Religion über die zu Ausübung dieser That nöthige Unerschrockenheit, Vorsicht und List. Der Auserwählte hieß Balthasar Gerhard, und kam im Jahr 1584 zum Prinzen nach Delft mit vorgeblichen Briefen aus Frankreich. Er gab sich als Reformirten aus, ging fleißig in die Betstunden und hatte gemeiniglich entweder das Psalmenbuch, ein Gebetbuch oder die Bibel in der Hand, wenn er zum Prinzen kam, bis er ihm eines Tages beim Aufstehen von der Tafel drei Kugeln durchs Herz schoß. Der Prinz sagte noch die Worte: „Gott sei meiner Seele und dem armen Volk gnädig!“ worauf er verschied. Der Thäter wurde ergriffen und gefoltert; er litt alle angethanen Martern und Peinigungen ohne den geringsten Schmerz zu äussern, und bedauerte nur, nicht einen zweiten Schuß auf solche Weise anwenden zu können, er würde deswegen gerne noch zweitausend Meilen zu Fuße gegangen sein und das Opfer unter fünftausend Hütern herausgesucht haben. Er gestand, daß ihn die Jesuiten absolviert, kommunizirt und mit der Hoffnung der Märtyrer-Krone aufgemuntert hätten. Als ihm die Hände an lebendigem Leibe gebraten und die nackten Glieder mit Zangen gezwickt wurden, ließ er nicht den geringsten Klaglaut hören und begehrte auch keinen Priester, ja als er zum Tode geführt wurde und etwas von einem Dache herunter einem Zuschauer auf die Nase fiel, brach er sogar in ein lautes Gelächter aus. Die Domherren zu Herzogenbusch sangen aus Freude über diesen Mord in ihrer Kirche ein feierliches Tedeum, während welchem Akt das Wetter in den Kirchthurm schlug. Die Holländer aber betrauerten ihn herzlich und liessen zu seinem Angedenken eine Münze schlagen mit der Umschrift: „Traue dem Wolf nicht, er hat den Hirten umgebracht.“

Amerika.

Das allfälliger Ansiedelung noch harrende Innere von Nordamerika ist kein Feenland, wie Mancher träumerisch es sich vormalt; es ist ein Land der Mühe und der Arbeit. Man denke sich einen unermeßlichen Wald, halb so groß wie Europa, in dem die meistens in der Nähe großer Ströme oder Kanäle angebauten Landschaften mit ihren Städten und Dörfern wie fruchtbare Landstrecken in einer Wüste zerstreut liegen, verbunden durch die in allen Richtungen sich durchkreuzenden Poststraßen, und man hat eine richtige Vorstellung von der Lage des Landes im Allgemeinen.

In einem solchen Lande ist es die Arbeit allein, welche ein zufriedenes und glückliches Dasein verheißt. Wer Arbeit scheut und Anstrengung fürchtet, der betrete es nicht. Es ist ein freies Land; darum frei und nicht zaghaft, sondern fest und entschlossen, klar über seinen Entschluß und einig mit demselben soll Jeder sein, um diese Reise mit dem Vorsatze anzutreten, keine Gefahr zu scheuen, jedem Ungemach zu trotzen, und eine freie, unabhängige, der Menschenwürde angemessene Lage für sich und die Seinigen zu erringen. Wer zu solchem Vorsatze sich nicht erheben kann, der ertrage sein Schicksal und bleibe zu Hause; oder er gehe — und sei sicher der fürchterlichsten Täuschung. Wie Viele gingen nicht schon ganz ohne Muth, ohne Geschick, ohne Arbeitslust, unfähig zu den Anstrengungen, die die Gründung einer ersten Niederlassung in Wäldern erheischen; Viele, die noch nie eine Axt im Walde schallen gehört, die nie gewußt, was es sei, unter dem Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen! sie gingen hin — und Elend war in Amerika ihr Loos. Manche gingen an unfruchtbaren Kenntnissen reich, für die sie Anstellung und üppigen Lohn zu ärnten hofften; aber sie bedachten nicht, daß die meisten Aemter dort drüben Ehrenämter sind, in welchen der schlichte Verstand und der redliche patriotische Sinn zu Rathe sitzen, nicht aber pedantische Schulgelehrtheit, die Weisheit der Pandekten und des Corpus juris. Noch Andere gingen in der Meinung, der Amerikaner stehe auf einer tiefen Stufe der Unwissenheit in Handel, Industrie, Ackerbau und Gewerbe, und da könne man mit etwas Pfiffigkeit, wenig Mühe und wenig Wissen bald zu Ansehen und Vermögen gelangen; aber wie erschracken diese, als sie das aufgeklärteste, klügste, fleißigste Volk auf dieser Erde fanden, das in allen Gebieten des fruchtbringenden Wissens, in Künsten und Gewerben das Höchste leistet, bei dem nicht Unterricht zu geben, sondern zu empfangen sei! Alle Auswanderer der Art verfehlen ihr Ziel gänzlich, und Tausende solcher büßen jährlich ihre Thorheit in selbstverschuldetem Elende, wenn sie nicht die Noth zum tüchtigen Gebrauch ihrer Arme ermuthigt. Solchen nennen wir den Namen Amerika als ein Wort der Warnung.

Oho und Aha.

Kam einst ein Jüngling von ferne gegangen,
Ungenirt liebelnd, voll Hoffnung und froh;
Glaubte, er hätte ein Mädchen gefangen.
Sie jedoch sagte ganz schnippisch: „Oho!“

„Nimmer kannst Du meinem Herzen gefallen,
Denn es wohnt längst schon ein Anderer da;
Der nur gefällt mir am besten von Allen.“
Er steht verblüfft und erwiedert: — Aha!

Einer glaubt' jüngsthin ein Schönes zu erben,
War, seines Glückes zufrieden, so froh:
Ohne viel Mühe sich Gut zu erwerben.
Doch es hieß plötzlich: „Mein Lieber, oho!“

„Schulden sind mehr als Vermögen vorhanden
Und für die Baarschaft sind Gläubiger da,
Fahrhabe wird auktionsweis erstanden,
Wenn Dir was ansteht.“ Er stottert: — Aha!

Einer bewirbt sich um glanzvolle Stelle;
Kenntniß, wie ich, hat ja doch Keiner so,
Glaubt er, und hoffet es werd' ihm per Elle
Ehr' zugemessen. Da heißt es: „Oho!“

„Du bist, es schmerzt uns, halt doch durchgefallen;
Es waren dazu noch viel Andere da,
Und von den vielen Bewerbern allen
Stand deine Prüfung am schlechtsten.“ — Aha!

Einer hat schönes Vermögen errungen,
Ein artiges Weibchen macht's Leben ihm froh;
Er glaubt, nun sei ihm der Schick wohl gelungen,
Freudvoll und sorglos zu leben. „Oho!“

Eilends mit doppelten Schritten gegangen,
Kommt ja der Tod zu Dir, schon ist er da;
„Aus ist dein Leben, Dich hab' ich gefangen!“
Ruft er, und Jener sagt zaghaft: — Aha! —

Bilder aus der Natur.

Der Elephant.

Er hat an jedem Fuße fünf Finger, aber in die Schwiele der Sohle eingehüllt. Nase und Oberlippe zusammen in einen Rüssel verlängert. Zwei Stoßzähne, dem Anscheine nach im Zwischenkiefer, aber auch das Ende des Oberkiefers berührend.

Der Elephant ist im Stande, große Lasten mit dem Rüssel vorwärts zu schieben, Menschen und kleine Häuser ꝛc. zu tragen, und im Laufe Bäume umzureißen. Seine Schnelligkeit dabei übertrifft die eines galoppirenden Pferdes. Er ist ein denkendes, kluges, empfindsames Thier, und da seine körperlichen Verhältnisse ansehnlicher sind, als bei andern Thieren, so erscheint er unserm staunenden Blick als ein höchst wunderbares Geschöpf. Empfindlichkeit, Rachsucht, Blick in die weite Ferne, Urtheilskraft und Erkenntlichkeit gegen seinen Wohlthäter, sind seine karakteristischen Eigenschaften.

Von den lebenden gibt es zwei Gattungen, eine in Afrika, die andere in Asien. Einheimische lebendige gibt es in Europa, seit Menschen es bewohnten, nicht, sondern nur fossile Reste bis nach Sibirien (Mammuthsknochen). Die beiden lebenden Arten unterscheiden sich nicht nur durch die Gestalt der Backenzähne, sondern auch noch durch viele andere Karakteren und Sitten.

1) Der asiatische Elephant. Mit länglichem Kopf, flacher Stirn, kleineren, eckigen Ohren, die Krone der Backenzähne mit parallelen, geschlängelten Leisten versehen. Graubraun, als Abart weiß, mit vier Zehen an den Hinterfüßen. Die Weibchen und auch viele Männchen haben nur sehr kurze Stoßzähne. Vom Indus bis zum großen östlichen Meere und auf den Inseln, zumal Ceylon, auf Sumatra ꝛc. zu finden.

Seine Höhe ist gewöhnlich 8 bis 10 Fuß, doch auch 12 und mehr. Diese Gattung allein wird zum Zug- und Lastthier benutzt, man muß aber stets wilde dazu einfangen. Der höchst merkwürdige, wunderbare Rüssel ist eine verlängerte Oberlippe, nebst Nase; mit diesem Organ ist der Elephant im Stande, zu fühlen, zu fassen, zu heben und eine Menge künstlicher Handlungen zu verrichten. So kann er z. B. den Pfropf einer gefüllten Weinflasche recht geschickt ausziehen und dann bis auf den letzten Tropfen austrinken. (Das kann nun freilich des Nachbars Hans auch, aber doch nicht mit dem Rüssel.)

In der Hinterkopfsgegend, da wo sich das Nackenband anheftet, ist der Schädel am dünnsten, und hier kann der Elephant durch einen Dolchstoß getödtet werden. Seine Backenzähne wechselt er 7—8 Mal im Leben; die neuen brechen hinter den alten hervor, woher man bisweilen deren acht statt vier in den Kinnladen sieht und worauf dann die alten ausfallen. Die Stoßzähne bestehen aus konzentrischen Schichten, an denen man das Elfenbein leicht erkennt. Das von der gegenwärtigen Gattung ist aber nicht so schön, wie das afrikanische, und wird auch leichter gelb. Man hat indeß indische Zähne von anderthalb Zentner Gewicht.

Er lebt in Truppen bis auf 100 Stück zusammen und ist ungereizt gar nicht bösartig, so daß man ohne Gefahr an ihm vorbei gehen kann. Durch zahme lockt man junge wilde von ihrer Heerde ab, und listige Indianer werfen ihnen eine an einen Baum befestigte Schlinge um einen Hinterfuß, und der Gefangene fügt sich in kurzer Zeit in seine neue Lage. Im Königreich Ava und Pegu gibt es weiße Elephanten, die mit besonderer Auszeichnung behandelt werden und denen oft königliche Ehre erwiesen wird.

Der Elephant hat ein dreifaches Geschrei: ein scharfes aus dem Rüssel zum Scherz; ein schwaches aus dem Maule, und ein heftiges, wirklich fürchterliches aus der Kehle, wenn er erschrocken ist. Seine Trächtigkeit dauert 20 Monate und 18 Tage. Das Junge ist bei der Geburt 3 Fuß hoch; es saugt mit dem Maule, drückt aber mit dem Rüssel zugleich an den zwei Zitzen der Brust; es saugt zwei Jahre und wächst zwanzig.

2) Der afrikanische Elephant. Mit niedrigerem, rundem Kopf, gewölbter Stirn, sehr großen Ohren, und großen herausstehenden Stoßzähnen bei beiden Geschlechtern. Die Hinterfüße nur drei Nägel.

Er wird nur 8 bis 10 Fuß hoch, und lebt in zahlreichen Heerden vom Senegal bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Von ihm kommt das meiste gebräuchliche Elfenbein. Seine Jagd ist gewinnreich, aber gefährlich, da er, falsch getroffen, in weitester Ferne seinen Feind unterscheidet und ihn einholt, um ihn zu vernichten. Gegenwärtig kommt er nicht mehr gezähmt vor. Seine Stoßzähne können eine Länge von 14 Fuß erreichen; dergleichen besitzt ein Kaufmann in Venedig. Ein in Amsterdam befindlicher wiegt 3½ Zentner.

Auflösung des Räthsels in No. 8.: „Ameise.“

Räthsel.

Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reuter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß und Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Das Schwert lockt sie nur an.

Sie bricht wie dünne Halme
Den stärksten Baum entzwei,
Und kann das Erz zermalmen,
Wie fest es wohl auch sei.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 10.

9. März. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Was verkürzt mir die Zeit? Thätigkeit! Was macht Gewinnen? Nicht lange besinnen!
Was führt zu Ehren? Sich wehren!

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Man spricht in Zürich von einer auf dieses Frühjahr sich bildenden Schützengesellschaft von jungen Leuten, sowohl aus Kantonsbürgern als andern bestehend. — Wir ermuntern diese Jünglinge, die hehre reine Vaterlandsliebe in ihren Herzen zu bewahren und wünschen, daß dieses Bild trauter brüderlicher Freundschaft viele Theilnehmer finden und auch an andern Orten nachgeahmt werden möge.

— Wie es nach dem Rechtsgutachten von Zürich zu erwarten stand, hat Hr. Herzog von Montebello sich am 1. März an den Vorort gewandt, um von der Luzerner Regierung Entschädigung für die Brüder Cellard zu fordern. Er stützt seine Forderung darauf, daß das Gesetz von Luzern dem Staatsvertrage mit Frankreich zuwider sei, also auch die Staatsgewalt die Entschädigung zu leisten habe.

— Hr. Johann Dahinten, welcher von der Regierung von Luzern zum Pfarrer in Uffikon ernannt, vom Bischof aber nicht als solcher anerkannt wurde, hat vor dem Bezirksgericht eine Entschädigung von 4000 Franken verlangt, worüber eine Kommissionalunterſuchung angeordnet wurde.

— In Witnau, K. Aargau, beschuldigte eine Weibsperson in der Beichte des Pfarrers Knecht als Urheber ihrer Niederkunft. Der Mönch wollte sie nöthigen, ihre Vaterschaftsanklage zurückzunehmen, als Buße für ihr eigenes Unzuchtsvergehen, mit der Androhung, ihr sonst die Sündenlossprechung nicht zu ertheilen.

— Die jüngern Geistlichen und einige Lehrer in Thun hatten den menschenfreundlichen Plan entworfen, für Handwerksgesellen und Lehrlinge eine Sonntagsschule zu errichten, worin denselben von Martini bis Ostern in der deutschen Sprache, Rechnen, Schreiben ꝛc. Unterricht ertheilt werden soll. Am 4. Hornung wurde diese Schule eröffnet, und es läßt sich erwarten, daß dieselbe zahlreiche Zöglinge finden werde.

— Ein junger Mensch von Nidau, Namens Kocher, suchte beim gr. Rathe von Bern um Dispensation nach, um sich mit der Wittwe seines Großvaters verheirathen zu dürfen.

— In der Versammlung der Stadtgemeinde Solothurn vom 18. Hornung wurde mit großer Mehrheit der Antrag genehmiget, beim gr. Rathe mit der Bitte einzukommen, dahin zu wirken, daß die vielen, den Gewerben so schädlichen Feiertage auf Sonntage verlegt werden. Das wäre nun wieder ein Mittel zu einem radikalen Sprung in Kirchensachen. Ob der gr. Rath denselben wagen wird? Wir zweifeln, wenn wir an die Verwerfung der Badenerkonferenzartikel denken. — Hier ist nun Alles stille geworden, verstummt sind die Saiten und Blas-Instrumente. Vom Thurme herab brummt die Bußglocke den verreisten Spielleuten Vorwürfe nach und ruft die Einwohner aus dem Taumel der Belustigung zu ernsthaften und religiösen Betrachtungen; aber nur nach und nach erwacht der Mensch aus dem Taumel; allzurasch fordert man Uebergang vom Frohsinn zu Bußübungen. Auch dabei erweist sich, daß der Finanzminister kräftigere Rede führt, als alle Fastenprediger.

— Herr Zeugherr Tschudi von Glarus hatte seiner Zeit eine Landesurkunde vom Jahr 1683 aus dem ehemaligen katholischen Archiv erhalten und dafür einen Empfangschein ausgestellt; diese Urkunde aber bei der Tagsatzung des verflossenen Jahres in die Hände des Hrn. Landammann Schmid von Uri ausgeliefert. Von

den gegenwärtigen gesetzlichen Landesbehörden zur Rückgabe der Urkunde aufgefordert, erklärte er, an Herrn Landammann Schmid um dieselbe geschrieben zu haben. Derselbe habe hierauf den Empfang dieses Dokuments aus seiner Hand bescheinigt, dabei aber bemerkt, dasselbe finde sich gegenwärtig an einem sichern Orte aufbewahrt. Mit dieser Berichtung glaubte nun Hr. Tschudi sich seiner Verpflichtung gegen Behörde und Staat entledigt zu haben. Allein anders verstand es der hiesige Rath. Er wurde in gerichtliche Untersuchung gezogen und ist nun für so lange in polizeiliche Verwahrung gesetzt, bis er den bisher nutzlos an ihn ergangenen Aufforderungen der Behörde entsprochen haben wird.

— Ein Zisterzienser Mönch und der Pfarrer Schinner zu Bürglen, K. Freiburg, welche die Stadtwaisenbehörde in ihren Amtsverrichtungen gröblich beschimpft hatten, sind vom Appellationsgerichte zu drei Mal vierundzwanzigstündiger Gefangenschaft verurtheilt worden, obgleich sie die sogenannte geistliche Immunität gegenüber dem Gerichte geltend gemacht hatten.

— Vom Untersee wird gemeldet, daß sogar unter den Personen, die dem Prinzen Napoleon und seiner verewigten Mutter Wohlthaten zu verdanken haben, sich zu spionirenden Beobachtern des Prinzen hergeben. Wenn sich Judas schon erhängt hat, ist doch seine Sippschaft noch nicht ausgestorben.

— Der gr. Rath von Appenzell A. Rh. verurtheilte eine Weibsperson von Waldstatt, wegen halbem Ehebruch und Unzucht zu sechstägigem Gefängniß bei Wasser und Brod, nebst 40 fl. Geldbuße; ihren Mitschuldigen ebenfalls zu 6 Tage Gefängniß und 30 fl. Strafe. Eben so wurde eine Urnäscherin für ganzen Ehebruch mit 30, und ihr Mitschuldiger, ein Herisauer, für halben Ehebruch mit 15 fl. bestraft.

Ausland.

— Der Erzbischof von Breslau soll der preußischen Krone die Losreißung von Rom vorgeschlagen haben, um ein eigenes Patriarchat aufzurichten.

— Aus der preußischen Provinz Posen geht die Nachricht ein, daß der Bischof daselbst, gleich den rheinischen, dem Ministerium in Berlin erklärt habe, er werde in Betreff der gemischten Ehen sich allein an das Breve des Papstes halten. Das Ministerium drohte mit Gehalts-Entziehung, worauf er erwiederte, auf das sei man schon lanzst gefaßt.

— Das preußische Gebiet ist von Polen aus durch wirkliche räuberische Einfälle auf das Gröbste verletzt worden. Ganze Schaaren hungriger Wölfe sind über die Grenze gedrungen und haben ohne alle Umstände preußische Schafe gefressen. In andern Ländern hätte man diese zudringlichen Gäste todtgeschossen; da aber den dortigen Grenzbewohnern der Gebrauch von Feuergewehren streng untersagt ist, weil sie nicht damit umzugehen wissen, so mußten sie erst der Behörde davon Anzeige machen. Bis dann aber von der Behörde eine Verfügung ins Leben tritt, kann sich ein Wolf mit Bequemlichkeit so viel Schafe holen, als ihm beliebt. Der arme Mann, dem auf diese Weise sein Vieh, oft sein ganzer Reichthum genommen wird, kommt dabei schlecht weg, aber er muß dem Gesetze gehorsam sein.

— Aus Göttingen werden zu Ostern mehrere hundert Studenten wegziehen, dann wollen sich die Professoren selbst ihre Kollegien vorlesen, um nicht aus der Uebung zu kommen.

— Die Hannoveraner hegen die nicht ganz ungegründete Besorgniß, daß eintretendes Thauwetter nachtheilig auf ihre neue dickleibige Verfassung einwirken dürfte. Sie fürchten, daß sie etwa die Wassersucht bekomme.

— Die Hannoversche Zeitung fängt an, an der Abonnenten-Schwindsucht zu leiden; sie soll schon gegen sechshundert Freunde verloren haben, aber nicht etwa wegen zu freisinnigen Ansichten.

— In dem Entwurfe der neuen hannöverschen Verfassung sind sehr viel interessante Paragraphen, dahin gehören: §. 113. „Ohne Bewilligung der allgemeinen Stände können die Steuern zu Bestreitung der ordentlichen und ausserordentlichen Staatsbedürfnisse weder aufgelegt, n verändert, noch abgeschafft werden.“ §. 114. „Die allgemeinen Stände dürfen die nach Vorschrift des vorigen Paragraphen zu Bestreitung der Staatsbedürfnisse erforderlichen Steuern nicht verweigern.“ — Dies ist nun gerade so viel, als wenn man mit einem Diener einen Kontrakt schließt und sagt: §. 1. Du kannst ohne meine Bewilligung ausgehen. §. 2. Wenn du aber ohne meine Bewilligung ausgehst, jage ich dich fort.

— Es wird gemeldet, Don Carlos sei von den Kabineten von Wien und Petersburg nun förmlich als König von Spanien anerkannt.

— In einer Nabarstadt Leipzigs befand sich unlängst ein Gefangener im Detensionshause und sollte zum Geständnisse gebracht werden. Man gab ihm anhaltend versalzenes Gemüse, und da er darauf den wüthendsten Durst

empfand, keinen Tropfen Waſſer zur Labung. In gräßlicher Verzweiflung trank der Arme ſeinen eigenen Urin. Zur Ehre der Menſchheit ſei jedoch geſagt, daß die Sache zur Unterſuchung angeregt iſt.

— Nach einer Bekanntmachung des Adminiſtrationsrathes in Warſchau darf kein in Polen angeſtellter Beamter irgend eine Bitte direkt an den Kaiſer richten, ſondern alle ſollen bei unteren Behörden eingereicht werden und ſtufenweis alle Behörden paſſiren, bis ſie vor die Füße des Thrones befördert werden können.

— Nach den Anſtalten, welche Louis Philipp machen ließ, um den Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz fort zu ſchaffen, zu urtheilen, mußte man, falls die Schweiz darauf nicht einginge, eine Kriegserklärung an dieſelbe befürchten. Indeß wird aus beidem nichts, denn Prinz Louis Napoleon bleibt in der Schweiz, und das franzöſiſche Miniſterium hat den wohlweiſen Entſchluß gefaßt, fortan eine Miene anzunehmen, als wiſſe es nichts von einem ſolchen Prinzen.

— Aus Toulon wird unterm 24. berichtet, daß die Seebehörden Befehl erhalten hätten, alle im Hafen liegenden Schiffe ſofort ausrüſten zu laſſen, damit dieſelben vor Ende März auslaufen könnten. Man glaubt, es handle ſich um eine bewaffnete Intervention in Spanien.

— Mit dem Finanzzuſtande des römiſchen Hofes ſieht es gegenwärtig ſchlecht aus, da hie und da frühere Quellen verſiegen und der heilige Vater in fremden Lotterien viel verloren hat. Anfangs Februar kamen in Rom häufige Schwindelanfälle vor, die bei Vielen in völlige Geiſteszerrüttung ausarteten. Ob politiſche Verhältniſſe oder das zwiſchen Sturm und Regen wechſelnde Wetter daran ſchuld war, weiß man nicht.

— In Sizilien ſieht es wieder ſehr tumultuos aus, Plünderungen von Schlöſſern und Klöſtern, Meuchelmorde, Diebſtähle in Städten, Räuberbanden in jedem Winkel der Inſel ſind an der Tagesordnung.

— Recht fürſtlich war das Vergnügen, welches ſich am 16. Febr. die königl. Herrſchaften in Neapel machten. Sie erſcheuchten die Pferde der vorüberfahrenden Wagen durch Werfen mit Gyps- und Mehlkugeln und warfen den Leuten die Fenſterſcheiben ein. Ein Reiter und eine aus dem Wagen gefallene Frau verloren durch das Scheuwerden der Pferde ihr Leben. Dazu kam noch daß die Kavallerie auf die gaffenden Fußgänger mit blanken Säbeln einhieb, um Ordnung zu erhalten.

— Von Meſſina wird der Schiffbruch eines neapolitaniſchen Schiffes gemeldet, das 200 Mann an Bord hatte, die alle zu Grund gingen.

— Während Espartero auf den Lorbeeren ſeines bedeutigen Sieges ruht, den er bei Balmaſeda über die Carliſten erfochten, während er Anſtalten macht, [illegible] einzuſchließen, um die hochzeitlichen Vorbereitungen des Prätendenten zu ſtören, bekommen ſeine Kollegen im Innern Spaniens Schläge über Schläge, und Baſilio Garcia und Cabrera, die Hauptführer der Carliſten, nehmen eine Stadt nach der andern. In Madrid wird tüchtig auf die Feldherren geſchimpft, und wer ſich darin auszeichnet, bekommt einen Orden. Das gekrönte Kind Iſabella II. wird dabei wieder von Zeit zu Zeit mit Herzensangenheiten geplagt, und man hat jetzt den älteſten Sohn des Infanten Don Francisco de Paula, ihren Vetter, ihr zum Gemahle auserkoren.

— In dieſem Augenblick haben alle Anfeindungen der Parteien in Portugal, ſogar alle Sorgen wegen Geldmangel, aufgehört, weil der humane Don Pedro eine Proklamation ans Volk erlaſſen, worin er ſagt: „Der bedauerliche Zuſtand Portugals lege ihm die Pflicht auf, der herrſchenden Geſetzloſigkeit und Verwirrung ein ſchnelles Ende zu machen.“ So hat ſich noch kein Volk mit Lachen erluſtigt, wie wir, und ſelbſt die Anhänger Don Miguels können ſich des Gedankens nicht erwehren, ihr würdiges Haupt müſſe in Rom beim Herabſteigen von der Quirinaltreppe auf den Kopf gefallen ſein.

— Sowohl der türkiſche Großherr, als der Vizekönig von Aegypten, geben ſich alle erdenkliche Mühe, ſich gegenſeitig zu ſchikaniren, und Ibrahim Paſcha in Syrien ſpielt dabei eine ganz komiſche Rolle. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn beide Herren wieder nächſtens mit einander Kriegens ſpielen.

Allerlei.

— Am 17. Hornung erſtickte in Dresden eine Frau mit ihren ſechs Kindern. Sie hatte kurz vor dem Schlafengehen das Zimmer mit Steinkohlen geheizt, und damit die Wärme nicht allzuraſch verfliegen könne, die Klappe des Rohres verſchloſſen.

— In der Stadt Lasaya in VandDiemensland hat ein Erdbeben am 22. Sept. vorigen Jahres furchtbare Verwüſtungen angerichtet. Am 21. Abends vernahm man ſtarke Donnerſchläge in der Richtung der Gebirge, und mehrere Einwohner, welche glaubten, daß dort ein Treffen zwiſchen den Eingebornen und den engliſchen Kolonien ſtatt finde, eilten dorthin, um Hilfe zu leiſten. Sie bemerkten nun, daß die noch immer fortdauernden Donnerſchläge aus großen Höhlen herzurühren ſchienen, die ſich im Gebirge finden. Auf dem Heimwege bemerkten ſie einen Lichtſtreifen von lebhafter Röthe,

der ſich allmählig über den ganzen Horizont verbreitete. Gegen 3 Uhr Morgens ſtürzte der Glockenthurm der kleinen Kirche mit furchtbarem Getöſe ein und gleichzeitig ſanken ſechs Häuſer, welche die Kirche umgaben, und im Weſtviertel der Stadt 15 Häuſer in Trümmer und begruben Alles, was in ihnen athmete. Die erſchrockenen Einwohner ſtürzten aus ihren Wohnungen auf die Straßen, allein der Boden ſchwankte unter ihren Füßen, Einer fiel über den Andern ohne wieder aufſtehen zu können und eine dichte Finſterniß, nur von Zeit zu Zeit von gelblichen Blitzen augenblicklich unterbrochen, machte ein Entfliehen unmöglich. Unterirdiſche Donnerſchläge, die ſich alle 5 Minuten wiederholten, vermiſcht mit dem herzzerreißenden Geſchrei von Aeltern und Kindern, welche ihren vermißten Angehörigen riefen, mit dem kläglichen Jammer der Verſtümmelten und Beſchädigten, mit dem Angſtgeſchrei der Thiere aller Gattungen, ſteigerten die allgemeine Verwirrung und Verzweiflung auf den höchſten Grad. Endlich mit Tagesanbruch ließ das Erdbeben nach, aber das Licht vergrößerte nur noch den Jammer, indem es dem verſtörten Auge der Ueberlebenden nichts bot als den ſchrecklichen Anblick von Leichen, Sterbenden und Trümmern.

Die zehn Gebote.

(Beſchluß.)

8. Du ſollſt nicht ſtehlen.

Das ſind die Diener des Herrn, die dem Volk des Herren Willen offenbaren und mit gutem Beiſpiel in deſſen Befolgung vorangehen ſollen. Iſt das aber nicht geſtohlen: wenn man den Tag mit Nichtsthun zubringt, den uns der Schöpfer zu weiſer Thätigkeit angewieſen? Iſt das nicht geſtohlen: wenn man den Einfältigen durch allerlei falſche Satzungen und lügenhafte Vorſpiegelungen ſein Geld aus der Taſche zu ziehen ſucht und ſeines Eigenthums entrückt? Und iſt das nicht geſtohlen: wenn Ihr die Wahrheit, von unſerm Herrn und Erlöſer dem Menſchen zu Nutzen und Frommen geoffenbaret, dem Volke vorenthaltet und entzieht?

9. Du ſollſt kein falſches Zeugniß reden wider deinen Nächſten.

Dieſes iſt das Gebot, das diejenigen am mehrſten übertreten, denen die Gebote zur Auslegung und Bekanntmachung für's Volk übergeben ſind. Sie wiſſen ihre Sünden und ihre Laſter nicht anders zu beſchönigen und zu verdecken, als daß ſie denjenigen verläſtern und falſch wider ihn zeugen, der auf ihre Irrlehren und Unthaten aufmerkſam machen und dem verblendeten Volke die Augen öffnen will. Sie zeugen ſelbſt wider die Wahrheit, verdrehen und verdunkeln ſie, damit ſie ungehindert im Trüben fiſchen können und das Volk ihren ſcharfen Angel und giftigen Köder nicht merke.

10. Laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Hauſes, Weibes, Knechtes, ſeiner Magd, ſeines Ochſen, Eſels u. ſ. w.

Nachdem nun dieſe Leute alle andern Gebote übertreten, ſo ſchickt es ſich doch nicht anders, als daß ſie auch noch dem letzten den Schuh hinten anſetzen. Denn wie könnten dieſe Leute leben, ohne nach dem Eigenthum Anderer zu gelüſten, da ſie ſelbſt nicht gewohnt ſind, ſich dasſelbe durch nützliche Thätigkeit zu verſchaffen, und doch in Ueppigkeit und Bequemlichkeit leben wollen; beſonders des Nächſten Weiber und Mägdlein ſtechen ihnen ſo ſehr in die Augen, darum rufen ſie einander immer zu:

Laßt doch für immer das Freien, ihr Narren;
Laßt den beſchwerlichen Eheſtandskarren;
Glücklich allein kann der Ledige ſein!
Gründet in allen Ländern und Reichen
Klöſter und Stifte mit ledigen Bäuchen;
Führet die Mägdlein zum Beichtſtuhl hinein!
Da ſproſſen zum Koſen
Die himmliſchen Roſen!
Heißa Juheißa Dudeldumdei,
Seht doch, wir Pfaffen ſind alle dabei!
Himmliſches Röschen, öffne die Thür!
Seht doch, wir Pfaffen ſind alle dafür!

— Giftige Schwämme zu erkennen. Wenn man zweifelhaft iſt, ob Schwämme giftig ſeien oder nicht, darf man ſie nur mit geſchälten Zwiebeln abſieden, wird die Zwiebel ſchwarz, ſo ſind die Schwämme giftig, im entgegengeſetzten Falle nicht. Aechte Schwämme findet man ſelten in Wäldern oder im Schatten, ſie wachſen meiſtens auf offenem Raſen und ſind an dem ihnen eigenthümlichen Wohlgeruche leicht zu erkennen.

Sympathetiſche Tinte, welche alle bekannten weit übertrifft. Man löst etwas Stärke in weichem Waſſer und ſchreibt mit der Flüſſigkeit wie mit Tinte. Iſt das Geſchriebene trocken, ſo gewahrt man davon nicht das Geringſte auf dem Papier. Wenn man aber das Papier mit einer ſchwachen Auflöſung von Jodine in Alkohol benetzt, ſo erſcheinen die Buchſtaben in Purpurfarbe und verſchwinden nur, nachdem ſie lange der Luft ausgeſetzt worden ſind.

Wohlfeile Ueberwinterung von Bienenſtöcken. Herr Ethridge von Mount-Roſe-Pew grub verfloſſenes Jahr mehrere Bienenſtöcke in die Erde und zwar ſo tief, daß ſie der Froſt nicht erreichen konnte. Auch bedeckte er ſie mit Stroh und dann mit Erde, ſo daß die Luft nicht in ſie eindringen konnte. Als er ſie im April herausnahm, befanden ſich die Bienen ganz wohl und ihr Honiggehalt hatte ſich im Geringſten nicht vermindert.

— Ein im Kanton Bern eingebürgerter deutſcher Flüchtling, Namens Schüler, hat ſich jüngſthin in einer in Biel erſcheinenden Zeitſchrift ſehr darüber aufgehalten, daß wir unſere Blätter „Alpenhorn und Poſthörnchen“ nennen, indem er meinte, es gäben ja ſonſt der Hörner ſchon genug. Wir bitten dieſen guten Mann deshalb um Verzeihung und erſuchen ihn, ſich darob nicht ſo ſehr zu grämen. Wir wußten halt nicht, daß er die Hörner fürchte, wie wie das gebrannte Kind das Feuer, ſonſt hätten wir ihm zu Gefallen unſere Blätter wohl vielleicht auch anders nennen können.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau iſt eine Portion feinen holländiſchen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 11. 16. März. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt erscheint vom Anfang des Jahres 1838 an alle Freitag einen halben Quartbogen stark, worauf alle resp. Postämter Bestellung annehmen. Der Preis ist im Kanton Aargau auf einen halben Gulden oder 7 Batzen 5 Rappen Vorausbezahlung für das Vierteljahr festgesetzt, außerhalb des Kantons wird ein verhältnißmäßiges Porto darauf geschlagen. Jedesmal wird dazu ein Beiblatt, betitelt: „das Posthörnchen," gratis mitgegeben, das die Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten unpartheiisch und leidenschaftlos in gedrängter Kürze aufzählen, so wie auch Ankündigungen und Bekanntmachungen enthalten soll, wofür dem Einsender per Zeile 1 Batzen berechnet wird. Alle Einsendungen müssen portofrei eingehen und die Namensunterschrift des Einsenders enthalten; jedoch wird dieselbe auf Verlangen verschwiegen und nur auf gerichtlichen Spruch genannt.

Die Redaktion.

Die Aar.

A-m-ene schmudrige-n-Ort ist ech das Büebli gibore,
I-m-ene grüüslige Schloß, 's cha-n-e ke Sterbliche dry.
Het nid wäger scho dert mänge sis Lebe verlore
Wenn er het welle derzue? Muest drum nid gwunderig sy. —
D'Mueter mit pschaltem Bluet lyt no im Bett, i de Schmerze,
Seit: i wot e ke Bueb, i wot es Meiteli ha.
Drnuf chunnt fast e chli z'fyot d'Hebamm cho chycho-n-und herze,
Het seli Wörtli no ghört, stunnet und cheuet no dra;
Finster isch es im Gmach und d'Hebamm het e chli trunke,
Weiß no nid recht was sie thuet, cha's halt au no nit recht gseh;
's ist ech es Meitli, bim Bluest, rüeft sie und chunnt dermit ghunke,
Leit's uf e steinige Tisch, wäscht ihm sis Gsichtli mit Schnee.
D'Mueter befiehlt aber grad, daß me's i d'Chile söll träge;
s'wird wie-n-es Meiteli tauft, 's hilft ihm kei König dervo.
Geb wie der Aetti si wehrt und was er mag brichte-n-und säge:
Es mueß no de Wybere Chopf und ihrem Eigesinn go. —
Z'trinke het's Chindli wol gnueg, doch wird's wäger gar nid verzoge,
's wird ech e wackere Bueb, grad wie die Alte so ruuch.
Gel, seit der Aetti zum Wyb, du hest di gar grüüsli bitroge;
Nume no dim Chopf mueß Alls, 's ist doch au gar e ke Bruuch.
Das macht sis Müeterli höhn: wo 's Büebli will cho go sie chüsse,
Seit sie: Gang strych di dervo, daß i di nümme mueß gseh,
Wo-m-ene setige Bueb wot i mir Lebtig nüt wüsse.
's Büebli seit: Nu so leb wohl! 's briegget, es thuet ihm halt weh;
's goht e so langsem eweg, rybt e chli 's Aug mit de Hände,
Lueget nit unie-n-und schlycht grad nebem Spitel verby,
Tublet und lähnet si uf a-n-alle-n-Egge-n-und Wände.
„Büebli, am beste-n-ist doch, du gangist und schickist di dry."
Nu so will i denn goh, rüeft's mer und foht afo springe,
's gumpet: „Heb nume-n-au Sorg, daß d' nid uf d'Stei use gheist."
s' frogt e kes Bizli derno, gumpet im Johle-n-und Singe.
„Büebli, i säg's no-n-e Mol, mach nid, daß d'Bei no verheist."
Chuum ist mir 's Wort uß em Muul, fallt's über d'Felsewand abe.
„Stand nume gschwind wieder uuf; ha-n-i dir's nit ebe gseit?
Hol dir dert äne-n-e Spohn und thue dini Hose mit schabe,
Wirst denk no mängist voll Choht, wenn's di uf's Muul häre leit."
Das ha-n-i zleisch zue-n-ihm gseit; 's isch ihm no mängist so g'gange,
Bis er so nodischno groß, e gwaltige Bueb worde-n-isch.
Het er mit andere Schlingle 's Sufe-n-und 's Spiele-n-agfange,
Niene meh het me-n-e gseh as by de Wirte-n-am Tisch,
Dert het er jedes Mol früsch wieder sis Füederli glade,
Trümmlig und heiß isch ihm gsy, und er ist gfalle-n-i Choht;
Drnuf ist er g'gange-n-i See goge sich wäsche und bade,
Het si so süferli putzt, as wenn er z'Bern wett i Roth.
„Gib dir doch nume kei Müeh; me cha-n-e so Kerli nid bruuche,
Wer nit recht schaffe het glehrt, ist au zum Rothe nit guet!
Frisch uuf, leg d'Händ a-n-es Werk, nid läng i d'Finger nd chuuche,
Schaffe-n-ist Keim e ke Schand, s' früschet eim nume sis Bluet!"
Do und dert het er jetzt gschafft, Laste treit, 's Rad müesse trybe,
's het's aber niene lang tho, 's het ne kei Arbet nüt gfreut;
Gschick het er au e kes gha, het i kem Ort welle blybe,
Was ihm i d'Chlöpe-n-ist cho, het er halt sicher verheit.
Mängem het das do viel gschadt; wer's nid glaubt, frog' nume nohe,
Was er us Bosheit nid het mängs Mol scho z'Aarau verübt.
Het er nid d'Brugg zsäme gheit, ist mit dem Gugger zue gflohe?
Do und dert Ackerland gschändt? Truurig ist gsy und bitrübt.
So chunnt er zleisch gege Brugg und stolperet dert a de Steine,
Hocket a Wirthstisch und denkt, was er jetzt öbbe wel thue;
's hilft e kes Murre nüt meh, 's hilft e kes Tuble-n-und Geine,
Niemer will nüt mit ihm ha, me kennt jetzt das Bürschli scho gnue.
So wyt het's endlich de Strolch mit Bosheit chönne-n-erbringe,
Daß er bi Koblenz no zletscht Werbre-n-i d' Finger isch cho.
Wahl het er keini meh gha, z'Chrieg het er müesse si dinge
Under ne frömde Monarch; wohi, das weiß me jo scho.

Die Fee im Jura.

II. Die Erhöhung.

Unterdessen war Herr von Grünenberg mit seinem Gefolge glücklich in Wien angekommen und bei Hofe sehr gut aufgenommen worden. Er wurde besonders von der Kaiserin mit großer Auszeichnung behandelt und öfter zur Tafel gezogen, ward jedoch bald gewahr, daß diese Aufmerksamkeit weniger ihm, als seinem jungen, hübschen Diener Heinrich galt, den

er, als seinen liebsten, überall zu seiner Bedienung mitnahm, da er ihm Alles anvertrauen zu können glaubte.

Eines Tages ward ihm die besondere Gnade, der Kaiserin einen Toilettenbesuch in ihrem Kabinet machen zu dürfen. Sie überreichte ihm ein Geschenk des Kaisers, bestehend in einem schön damaszirten Schwert, mit silberner Scheide und goldenem mit Diamanten besetztem Griff.

Als er von ihr die Entlassung hatte und sich zu entfernen im Begriff stand, übergab er seinem Diener das Geschenk zum Heimtragen. Da suchte die Kaiserin den Grünenberg noch durch allerlei Vorwände etwas zurückzuhalten und kam im Gespräch auch auf Heinrich. Er lobte ihn sehr, was eben nicht nöthig gewesen wäre, und bot ihn, aus Ergebenheit, zu ihrer Befugniß abzutreten an, da gerade aus den Reihen ihrer Diener einer gestorben war.

Anfangs zurückhaltend, that sie, als wenn ihr nichts daran gelegen wäre, bis sie auf einmal, wie aus Gedanken heraus, sagte: „Nun, wir wollen sehn, was für den jungen Menschen gethan werden kann!“

Grünenberg zeigte Heinrich sein Glück an und noch denselben Tag erhielt er im kaiserlichen Marstall eine Anstellung als Wärter bei den Pferden der Kaiserin. Acht Tage darauf stieg er zum Unterstallmeister und etwas später zum Leibkutscher der Kaiserin empor. Von da ward er zum Kammerdiener befördert und genoß der größten Auszeichnung. Er wurde mit Geschenken überhäuft, und die Kaiserin ertheilte ihm ihre Befehle oft mit flammenden Blicken und den schmeichelhaftesten Ausdrücken, die er aber gar nicht verstehen zu wollen schien, bis er sogar unter dem Namen Mainhard von Neuenhaus in den Adelstand und zum Kammerherrn erhoben wurde.

Da fiel ihm die unverdiente Auszeichnung auf, deren er vor Andern theilhaftig wurde. Er fiel auf die Knie und dankte Gott für seine Güte; dann zog er sein Spiegelein hervor, es glänzte hell und rein; hinter seinem Bilde sah er dasjenige der Fee, die ihm ein vergoldetes Büchlein vorhielt, dessen aufgeschlagene Seite mit zierlichen, großgeschriebenen Buchstaben den Vers enthielt:

Vertraue fest auf Gott und halte meine Lehren:
So kannst du der Versuchung sicher dich entwehren!

Er wandte sich, um sie in Wirklichkeit vor sich zu sehen, da war aber Niemand; er sah wieder in Spiegel, aber auch ihr Bild war aus demselben verschwunden.

Bald darauf war Hofball, an dem auch er theilzunehmen eingeladen war. Gegen Mitternacht ward ihm von hinten ein Billet in die Hand gedrückt; er drehte sich um, konnte aber nicht gewahr werden, von wem es gekommen; da stellte er sich in einen Winkel des Saales, um dessen Inhalt zu lesen; es hieß: „Ihr werdet gebeten, pünktlich um 1 Uhr in der Kaiserin Kabinet unangemeldet zu erscheinen.“ Sie selbst bemerkte er nicht mehr im Saale. Er gehorchte. Da fand er die Kaiserin halb entblößt in einem weißen Untergewande mit glühendem Antlitz auf ein Ruhbett sich lehnend, neben ihr ein Tischchen mit allerlei Erfrischungen. Sie redete ihn lächelnd und kosend an, reichte ihm die Hand und zog ihn etwas näher, als eben der Kaiser eintrat. Ganz bestürzt saß die Kaiserin da; ehrerbietig, aber unbefangen, verneigte sich der Herr von Neuenhaus und trat zur Seite. Der Kaiser wies ihm mit trotzigen Worten und düsterm Blick die Thür. Des andern Tages erhielt er seine Entlassung mit der Weisung, noch vor Sonnenuntergang Wien zu verlassen. Diesem aber folgte eine Stunde später aus allerhöchster Gnade die Ernennung zum Feldhauptmann und die Ordre, sich mit zweihundert frisch gesammelten Reisigen und einigen Stucken Geschütz alsogleich zur Armee nach Böhmen zu verfügen, die gegen die Hussiten im Felde lag.

Da er ein heimlicher Anhänger der Hussiten war, kam ihm dieser Befehl gar nicht recht. Er hätte lieber seine sieben Sachen zusammengepackt und den Weg seiner Heimath zu genommen. Nun aber durfte er dem kaiserlichen Befehl nicht zuwiderhandeln, wenn er nicht dessen Zorn noch mehr reizen wollte, obschon er unschuldig war. Er übergab seine Sachen einem soliden schweizerischen Handelshause in Wien, und reiste an den Ort seiner Bestimmung ab.

Dort angelangt, war man eben im Begriff, die Prager Neustadt, den Hauptsitz der Hussiten, mit Sturm zu nehmen. Neuenhaus hatte eine dringende Ordre an einen böhmischen Edelmann, Namens Wrzoczkiwsky, bei sich und mußte bis in die vordersten Reihen dringen, um sich seines Auftrages zu entledigen, als dieser Edelmann im Vordringen neben ihm erschlagen wurde. Unwillkührlich trieb es ihn zum Kampf, die Neustadt wurde eingenommen und er war ohne sein Verdienst einer der ersten Eingedrungenen; er wurde dafür von mehrern Edelleuten, die ebenfalls von den Vordersten waren, beim Vizekönig Alexius belobt, von ihm zur Tafel geladen und mit Auszeichnung empfangen.

Prokopius, der Oberfeldherr der Hussiten, belagerte eben die Stadt Pilsen, als er die Einnahme der Prager Neustadt vernahm. Schnell hob er die Belagerung auf, gerade da die Hungersnoth in der Stadt am größten war und die Belagerten, um die Hussiten zu täuschen, ihren letzten Vorrath, eine todte Sau, über die Mauern hinaus warfen. Da kam es zwischen der österreichischen und böhmischen Adels-Armee und den Hussiten zu einer entscheidenden Schlacht. Neuenhaus hätte gern den Prokopius persönlich gesehen, drängte sich deshalb auf die Seite, wo es hieß, daß er selbst sich befinde, um kam zufällig gerade um die Zeit vor dessen Person, als derselbe von einem östreichischen Lanzenknecht erstochen wurde; der Knecht fiel von einem Hussiten erschlagen zu Boden und ließ den Speer in Prokopius Leib stecken, den dann Neuenhaus herauszog.

Der Tod des Anführers brachte Schrecken und Verwirrung unter der Hussiten Reihen; allgemeine Flucht und grauenvolle Niederlage war die Folge. Auch davon ärntete Neuenhaus

unverdienten Ruhm, indem es überall hieß, er hätte den Prokopius erstochen.

Er blieb darauf ziemliche Zeit am Hofe des Vizekönigs, bis der Kaiser in höchsteigener Person mit seiner Gemahlin nach Prag kam, und des Alexius Lobreden ihn bei demselben zu Gnaden brachten, wonach er mit dem kaiserlichen Gefolge wieder nach Wien zurückzog. Bald hernach wurde der Kaiser krank; seine Gemahlin, die bei Zeiten für einen Nachfolger bedacht sein wollte und ihrem Tochtermann Albertus nicht gar wohl gewogen war, gedachte sich nach des Kaisers Tode mit dem polnischen König Wladislaus zu vermählen, und pflog deshalb noch bei Jenes Lebzeiten mit diesem Unterhandlung. Der Kaiser, von ihrer Untreue schon früher zu wiederholten Malen überzeugt, kam der Sache auf die Spur und ließ sie gefangen setzen. Kurze Zeit darauf starb er, und Erzherzog Albert, sein Schwiegersohn, war der Erbe seiner Kronen.

Dieser, dem Herrn von Neuenhaus wohl gewogen, behielt ihn bei Hofe, und als die böhmische Stadt Tabor sich dem neuen Könige nicht unterwerfen wollte, eilte er zu ihrer Bezwingung dahin, wobei auch Neuenhaus mitziehen mußte. Kaum vor deren Mauern angelangt, kam Kunde von dem Heranrücken der Türken gegen Ungarn; da machte der Kaiser mit seiner sämmtlichen Armee schleunigst Ganze-Wendung-rechtsum-kehrt und ließ die Katze laufen, um sich der Wolfsheerde zu erwehren.

(Fortsetzung folgt.)

Rolandseck und Drachenfels.

Roland, Karls des Großen heldenmüthiger Neffe, müde des unthätigen Hoflebens, hatte eine Ritterfahrt nach dem Norden angetreten. Unterweges sprach er in der Veste eines alten Kampfgenossen ein, wo ihn herzliches Willkommen empfing und des Ritters schöne Tochter Hildegund ihm freundlich kredenzte. Unserm Roland behagte es da, und er blieb länger, als er dachte. Der Freund wurde nicht müde, des Helden Thaten und Abenteuer aus den letzten Kriegen zu hören, und Roland des Erzählens nicht überdrüssig, wenn Hildegund bat und noch eifriger als der Vater ihm lauschte. Als endlich aber die Stunde der Trennung herbeieilte, da merkte Roland, daß er sein Herz an die schöne Jungfrau verloren habe. Unverholen gestand er es dem Freunde; schweigend und erröthend gab das Mädchen der Liebe Erwiederung kund. Voll Freuden gab der Vater seine Einwilligung.

Roland eilte zurück, um des kaiserlichen Oheims Jawort einzuholen; da fand er zu seiner Verwunderung die Ruhe des Friedens vom Hoflager verscheucht und Alles in kriegerischer Rüstung. Es war nämlich Kunde von einem plötzlichen Friedensbruche der Sarazenen in Spanien angelangt, und Carl der Große hatte sich zum Auszug gegen die Erbfeinde entschlossen. Er forderte den Neffen auf, ihn zu begleiten. Roland durfte nicht zaudern, dem Willen des Kaisers zu gehorchen. Schnell kehrte er zu seiner Braut, offenbarte ihr diesen Umstand, versicherte ihr ewige Liebe und Treue, empfahl sie Gott und riß sich los.

Schrecklich wüthete der Krieg. Rolands Tapferkeit hatte in einer Hauptschlacht dem kaiserlichen Banner den Sieg errungen, er selbst dem Oheim das Leben gerettet. Sein Name wurde auf den Flügeln des Ruhms durch das ganze Reich getragen, Minnesänger feierten ihn in ihren Liedern, und Hildegundens Herz schlug hoch auf voll freudigen Stolzes und freier Hoffnung. So verstrichen Monden, ohne daß neuere Nachrichten vom Schlachtfelde eintrafen, bis eines Abends ein fremder Ritter Herberge in der Burg begehrte für die Nacht. Er kehrte, kampfunfähig geworden, aus Spanien nach seiner Heimath zurück. Hastig forschte Hildegunds Vater nach Roland. „Gott hab' ihn selig, den Helden!" war die Antwort; „er fiel todt an meiner Seite bei Toledo.

Hildegund war leblos hingesunken bei dieser Rede und nur mit Mühe brachte man sie zum Bewußtsein zurück. Aber des Lebens Reiz war für sie verloren. Sie suchte in einem Kloster Trost durch Religion und Gebet. Nach einiger Zeit starb der von Gram erdrückte Vater. Sie nahm den Schleier und schenkte dem Kloster ihr ganzes Erbe.

Roland war wirklich dem Anscheine nach tödtlich verwundet vom Kampfplatze getragen worden, doch kam er mit dem Leben davon und genas allmählig wieder. Als der Krieg seinem Ende nahte und der Kaiser ihm Rückkehr zur Heimath gewährt hatte, eilte der gefeierte Held auf den Flügeln der Liebe dem wohlbekannten Pförtchen zu, wo er von Hildegund den Abschiedskuß empfangen. Herzklopfend rief er um Einlaß; da kam, lange zaudernd, still und traurig der alte Thorwart herbei, um zu öffnen. Ahnungsvoll fragte Roland nach dem Fräulein. Da antwortete der Alte:

Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut.
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.

Roland warf verzweiflungsvoll die Rüstung von sich, in der er die höchsten Stufen des ritterlichen Ruhms errungen hatte, legte die Kutte des Klausners an, und baute sich eine Hütte auf den unwirthbaren Felsgipfel, von dem er das Fenster der Zelle seiner verlornen Geliebten erblicken konnte. Da saß er mit gefalteten Händen, unverrückt die Blicke nach dem geweiheten Ort hin gerichtet, bis er im stillen Hinbrüten an Gestalt und Geist zur Unkenntlichkeit herabgesunken. Da schallt eines Morgens das silberne Grabglöcklein herauf, und eine innere Stimme ruft ihm zu: „es läutet für Hildegunden! Er eilt zum Kloster hinab. Es war so, es war für die verstorbene Braut. Keuchend wankt er wieder hinauf zur einsamen Hütte, und am nächsten Tage findet man ihn auf seinem gewöhnlichen Sitze mit fest zusammengefalteten Händen, die weit geöffneten Augen stier auf das Kloster gerichtet, kalt, starr und todt.

Bilder aus der Natur.

Der Storch.

Bekannt genug ist dieser Glücksvogel, der in der ganzen gemäßigten alten Welt gesehen wird. Er gehört zu der so ansehnlichen Reihergattung. Seine Augen umgeben kahle, schwärzliche Kreise. Die Schwungfedern sind schwarz, der Schnabel und die geschuppten Füße, so wie die Faltenhaut, welche die vordern Zehen verbindet, blutroth, die Klauen stumpf. Das ganze übrige Gefieder ist schön weiß. Seine Zunge ist ein im Schlunde steckender Knorpel. Länger, als ihn sonst die Reiher haben, ist der Schnabel des Storchs, bei dem man auch die struppigen Federn am Halse und an der Brust bemerkt. Dieser wollige Palatin kommt von dem eignen Umstande her, daß sich jede Flaumfeder in mehr als 60 kleinere Kiele, als Haare oder Aeste, theilt. Der Storch ist ein Zugvogel, der im April und Mai, als Vorläufer unserer immer so willkommenen Schwalbe, bei uns anlangt. Er meldet den Frühling so wie diese den Sommer, an, und verläßt uns im Herbste wieder. Als ein Freund der Menschen wohnt er gern im Gewühl volkreicher Dörfer und Städte, und schlägt seine Wohnung auf Kirchen, Glockenthürmen und Scheunen auf. Zwar geht seine Vertraulichkeit gegen die Menschen darin offenbar zu weit, daß er ihnen die besten Fische aus ihren Teichen, Frösche, Krebse und ganze Ketten junger Rebhüner stiehlt; ja sogar die fleißigen Bienen von den Blumen, auf denen sie für uns sammeln, hinwegholt; indessen ist er doch überall gern gesehen, und belohnt die Achtung, die wir ihm erweisen, durch Vertilgung schädlicher Insecten und Amphibien. Kröten aber wird er nie berühren. Im Magen eines Sorchs fand Götz ein seltsames Allerlei: Kieselsteine, Glasstücke, ungeheuer viele Kirschkerne und eine Federmesserklinge, woraus man auf seine eben nicht ängstliche Diät schließen kann. Seltsam genug ist es, daß in Absicht auf menschenfreundliche Geselligkeit der schwarze Storch gerade das Gegentheil vom weißen ist. Wie dieser die Nähe von Menschen, so sucht jener die Entfernung von ihnen, und nistet in den abgelegensten Wäldern. Der Flug der Störche ist dauerhaft und stark. Sie achten kein Ungewitter, und es ist ein angenehmes Schauspiel, unter Blitzen und Donnerschlägen den Störch mit der größten Ruhe bei seinem Neste stehen zu sehen, indessen unter ihm sein eingebildeter Herr, der Mensch, sich ängstigt, und durch Vorhänge und Wolle in den Ohren das Leuchten des Blitzes und den Schall des Donners sich erträglicher zu machen sucht. Im Fluge hält der Storch den Kopf stark vorwärts, die Füße hinterwärts gestreckt. Seine Knochen sind hart und durchsichtig, einige wie die Zellen der Bienen gebaut. Am dritten Gliede des Flügels bemerkt man ein ganz eigenes Künstwerk. Streckt es der Vogel aus, so steigt, zieht er es ein, so sinkt er. Ein Mechanismus, den die weiland Luftsegler, flüchtigen Angedenkens, unaufhörlich studieren sollten. Sein Gang ist ernsthaftes Schreiten in abgemeßnen Schritten.

Sanft, gut und friedlich ist unser Storch. In seiner Miene herrscht immer eine gewisse Schwermuth. Und doch macht er zuweilen besonders mit Kindern, allerlei Späße und Bocksprünge. So sah man einmal einen, der das Blindemausspiel förmlich mitmachte. Unter einander sind die Störche die treusten Gatten, die friedlichsten Nachbarn, die dankbarsten Kinder, die zärtlichsten Aeltern. Dies letztere sah man erstaunt bei dem unglücklichen Brande in Delft. Umsonst hatte ein Storch mehrere Male versucht, seine Jungen von einem in Flammen stehenden Hause in Sicherheit zu bringen; da es ihm nicht gelang, verbrannte sich das gute Thier freiwillig mit seinen Kleinen. Mit ruhmwürdiger Liebe und Zärtlichkeit verpflegen aber auch die Jungen ihre Aeltern und Verwandte, wenn diese alt und hülflos werden. Fast allen Nationen wurde dieser Vogel durch so schöne Züge ehrwürdig. Man hielt sein Kommen für eine Glücksbotschaft, und behauptete steif und fest, da wo er niste könne kein Blitz einschlagen. Man schrieb dem Storch eine besondere Ahndung eines bevorstehenden Unglücks zu. Schon wollte Attila die Belagerung von Aquileja aufheben, als man ihm meldete, ein Storch trage seine Jungen von einem Thurm der belagerten Stadt hinweg. Daraus schloß er, der Thurm müsse bald eine Sturmlücke bekommen, weshalb er noch einmal stürmen ließ und die Stadt eroberte. So wußte man die Störche selbst in politische und Kirchen-Geschichten zu verflechten, welch letztere hauptsächlich mit Mährchen aller Art verunziert ist.

Sichtbar äußert das zeitlebens unzertrennliche Ehepaar Freude und Rührung, wenn es, nach halbjähriger Abwesenheit, an seinem gewohnten Brütorte ankommt. Gern bezieht es immer ein und dasselbe Nest. Dieses besteht aus einer großen Menge dürrer, fest in einander geflochtener Reiser, worein die Alten alte Lappen, Garn u. d. gl. schleppen, um es auszufüttern. Sorgfältig wird alle Jahre das schadhaft gewordene ausgebessert. Man weiß Nester, die hundert und mehr Jahre von Störchen bezogen wurden, und an deren Seiten man einige hundert Sperlings- und Schwalbennester kleben sah. Gern pflegt man ihnen den Bau der Nester durch ein horizontalliegendes Rad auf den Häusern zu erleichtern, um dem einen Brütort suchenden Paar Lust zu machen, sich anzusiedeln. Bei dieser ehelichen Beschäftigung klappern die Störche oft mit dem Schnabel, wobei sie den Kopf so rückwärts drehen, daß der ganze Schnabel mit dem Obertheil der Länge nach auf den Rücken zu liegen kommt. Die Störchin legt gewöhnlich zwei, oft auch mehr schmuzig weiße Eier, die etwas größer und länglicher sind, als Gänseneier. Einen Monat lang brüten die Alten sehr emsig, und verdoppeln ihren Fleiß im Suchen des Futters, sobald die Jungen das Tageslicht erblickt haben. Diese sind erst von bräunlicher Farbe, werden abwechselnd immer von einem der Alten bewacht, das neben dem Neste auf einem Fuße steht, und bald den allmählig Heranwachsenden im Fliegen Unterricht ertheilt. Sehr zärtlich lieben die Störche ihre Nachkommenschaft. Dies erhellet auch aus dem sonst eben nicht gar rühmenswerthen Spaße, den man in Smirna öfter mit ihnen macht. Man verwechselt ihre Eier mit Hühnereiern. So wie die Küchlein zum Vorschein kommen, erhebt der Mann einen abscheulichen Lärm beim Anblick der ihm so unähnlichen Kinder. Jetzt versammeln sich eine Menge Störche aus der Nachbarschaft, gaffen das Wunder klappernd an, und tödten endlich, unter entsetzlichem Klaggeschrei des unglücklichen Gatten, die Mutter als eine vermeintliche Ehebrecherin.

Ehe die Abreise der Störche aus den europäischen Gegenden vor sich geht, versammelt sich Alles aus der ganzen Nachbarschaft auf einer Ebene, als wenn sie sich über die vorhabende Reise berathschlagten. So wie ein Nordwind sich erhebt, steigt die ganze löbliche Gesellschaft in die Luft und schnell ist sie aus unsern Augen verschwunden. Ihr Leben ist ein beständiger Sommer; doch überleben sie unsern Winter im Hühnerhofe glücklich. In Aegypten suchen sie den Schatten der Wälder, bei uns den Sonnenschein. In Afrika, besonders in Aegypten, sind sie in so großer Menge, daß man eine von ihnen angelagerte Gegend für beschneit halten möchte. Sie verlassen diese Gegenden, wenn drückende Hitze daselbst eintritt, um einen gemäßigten Sommer zu haben. Die Reisegesellschaft der wandernden Störche ist immer sehr zahlreich. In Japan sollen die Störche immer bleiben, und in Sumatra fand man verschiedene Arten von erstaunlicher Größe.

In der Bilderschrift diente der Storch zum Symbol der Kindesliebe und Wohlthätigkeit. Ihn zu tödten war bei den Alten streng verboten, und in Thessalien stand sogar Lebensstrafe darauf, weil er das Land von Schlangen säuberte. Verlacht wurde in Rom ein Schlecker, der zur Probe einen aß, da sein Fleisch ohnehin nichts taugt. Seine Feinde sind der Adler, die Krähe, die Fledermaus, der Taucher und das Podagra.

Auflösung des Räthsels in No. 10.: „Blitzstrahl.“

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 11.

16. März. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk:
Mach' es Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm!

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der Gr. Rath des Kantons Aargau ist auf Montags den 26. März außerordentlich zusammenberufen.

— Als der Pfarrverweser in Hornussen, K. Aargau, die am Aschermittwoch übliche Zeromonie deutsch vornahm, sollen mehrere Zuhörer, unter denen der sämmtliche Gemeinderath, aus der Kirche gelaufen sein. Die essen scheint's lieber lateinische Brocken als vaterländisches Gemüse, die Narren.

— Bis jetzt haben nur drei Kantone, Aargau, Waat und Baselland sich auf Zürichs Anfrage bereit erklärt, Gegenrecht zu halten, und den bei ihnen niedergelassenen Zürchern, so wie Zürich den übrigen, Ausübung politischer Bürgerrechte zu gestatten. Bekanntlich ist dies im Kanton Bern schon seit längerer Zeit der Fall.

— Französische Regimentsmusik, von in Hüningen stehenden Dragonern, brachten in der schweizerischen Grenzstadt Basel einem deutschen Fürsten, Herzog Alexander von Würtemberg, eine ergötzende Serenade und Tafelmusik im Gasthause der drei Könige. Die werden Maul und Nase aufgesperrt haben!

— Es wurde unlängst in der Pfarrkirche zu Zuchwyl, K. Solothurn, von der Kanzel herab die Eheverkündigung eines Gemeindsgenossen bekannt gemacht. Allein der Gemeinderath protestirte dagegen, weil der Bräutigam arm sei und die Gemeinde denselben die Schneider-Profession habe lernen lassen. Der Bräutigam erbot sich zwar, das Lehrgeld der Gemeinde abzutragen, aber der Gemeinderath blieb auf seinem einmal gefaßten Beschluß, für arme Leute das Cölibat zu handhaben.

— Karl Matthy von Mannheim, ein Protestant, ist vom Kl. Rathe von Solothurn zum Sekundarlehrer von Grenchen berufen worden. Wie ist nun diese Wahl mit der Absetzung Hugi's zu vereinigen, welche darum erfolgte, weil Hugi Protestant geworden? Ist die Wissenschaft der Physik in Solothurn etwa ganz katholisch und die Sekundarschule in Grenchen gemischt?

— Der französische Jude, welchem die Regierung des K. Solothurn die Niederlassung verweigerte, hat sich deshalb an das fr. Ministerium gewendet.

— Alt-Zeugherr Tschudi in Glarus will sich trotz aller an ihn ergangenen Mahnungen nicht dazu bequemen, die ihm anvertraute Landesürkunde vom J. 1683 auszuliefern oder geeignete Schritte zu thun, sie aus der angeblichen Verwahrsame des Landammann Schmid von Uri zu erheben. Das Kriminalgericht soll sich demnach bewogen gefunden haben, diesem Trotze die Strenge der Gesetze entgegen zu stellen und soll für längere Weigerung zweckmäßige Maßnahmen gegen ihn verfügt haben. Augenscheinlich ist nicht nur der Inhaftirte in dieser Sache im Spiel, sondern es scheint derselbe nur das Werkzeug anderweitiger geheimer Handführer zu sein. — Einige öffentliche Wasch-Basen sind bereits darüber, so wie über das Unglück einer ihrer Mitschwestern, der „Auf- und Ruckblicke" in Bern, zu einem politischen Kaffee zusammengesessen, und haben dabei ein Heulen und Zähnklappern vollführt, daß es den Pascha von Aegypten hätte zu Thränen rühren mögen.

— In Hitzkirch, K. Luzern, ist seit fünf Vierteljahren der dritte Geistliche gestorben, der Boden scheint dort für sie nicht gedeihlich zu sein.

— Nachdem ein Jahr lang unterhandelt worden, sind nun von Luzern und Uri die Unterhandlungen über die Dampfschifffahrt aufgehoben worden. Uri erklärt, es werde die vorjährige Verordnung, nach welcher die von

Flüelen abfahrenden Reisenden einen Tribut an die Schiffergesellschaft abgeben müssen, handhaben, so wie dem Dampfschiffe die Aufnahme von Waaren verweigern. Luzern hingegen wird die Vollziehung des von den konkordirenden Kantonen nunmehr genehmigten Konferenzbeschlusses vom 13. Christmonat 1838 einleiten, nach welchem Streitigkeiten, wo nicht in Freundschaft und Frieden, durch eidsgenössisches Recht zu entscheiden sind.

Seit dem 4. d. hat das Dampfschiff seine Fahrten wieder begonnen und bezahlt einstweilen den von Uri geforderten Tribut.

— Dem bischöflichen Kommissarius war zu Handen der Geistlichkeit vom Landammann von Uri verdeutet, das Fastenmandat nicht eher zu verlesen, bis es die Regierung eingesehen habe. Man kehrte sich nicht daran, das Mandat wurde ohne Bewilligung verlesen. Der Rath hat sich damit begnügt, sein bloßes Mißfallen darüber auszusprechen, was die Geistlichen wahrscheinlich eben so wenig bekümmern wird.

— Unter den jetzt in Rom lebenden jungen Künstlern zeichnet sich besonders Heinrich Kaiser aus Stanz aus. Er hat von der römischen Akademie der schönen Künste von St. Lucas wegen seiner vorzüglichen Kunstleistungen mehrere Preise erhalten. Die erste Prämie wurde ihm zu Theil für eine gemalte männliche Figur, deren Vollkommenheit den Meisterwerken der Vorzeit an die Seite gesetzt werden kann. Kaum hatte sein Fleiß und sein seltenes Talent jene Preise errungen, als er die Bestellung eines großen Gemäldes für eine Kirche in Rom erhielt, welches er nunmehr in Arbeit nehmen wird.

— Im K. Schwyz hat ein Gesetz das Tageslicht erblickt, nach welchem Geistliche, die gerichtlich Zeugniß ablegen sollen, nicht vor Gericht zu erscheinen, sondern ihre Aussagen nur vor ihren geistlichen Obern im Beisein eines weltlichen Beamten zu machen haben und geloben dabei nur bei „priesterlicher Pflicht und Treue", die Wahrheit zu sagen. — Ein Kind der Nacht.

— Trotz der päpstlichen Ernennung des Nunzius zum Bischof von Monte Fiascone und Cornetto soll derselbe seine jetzige Stelle nicht aufgeben, sondern die Eidsgenossenschaft mit seinem fernern Aufenthalt in ihrer Mitte auf glänzende Weise erfreuen.

— Ein katholischer Bürger von Straubenzell, Kant. Appenzell, ist in Hauptwyl mit einer Reformirten verehelicht. Sie gebar ihm ein Kind, das nun etwa halbjährig ist. Als Separatist ließ er dasselbe nicht taufen und ungetauft will die Gemeinde Straubenzell das Kind nicht als Bürger anerkennen.

— Das Generalkapitel des Klosters Pfäfers hat am 1. d. M. beschlossen, ihre Petizion, welche vom Nunzius uneröffnet zurückgewiesen wurde, mit Begleitschreiben durch die Post dem Papst zu überschicken, und den Großrathsbeschluß, betreffend die Auflösung des Klosters, beizulegen.

Ausland.

— Am 24. Februar haben sich die Notabeln der Stadt Konstanz auf dem Museum zu einer Berathung versammelt, um in Eile eine Bittschrift an die badische Kammer ergehen zu lassen für Erbauung einer Eisenbahn von Kehl nach Konstanz. — Am 5. März Vormittags halb 10 Uhr verspürte man auf der Insel Reichenau eine so heftige Erderschütterung, daß die Leute voll Angst eilig ihre Wohnungen verließen. Abends 6 Uhr zeigte sich in gleicher Richtung gegen Reichenau ein Gewitter mit Donner und Blitz.

— Bayern wird es ohne Zweifel nächstens schlecht gehen, denn man hat dem Landespatron, dem heiligen Benno, dessen Namenstag bisher im ganzen Lande von der gesammten katholischen Bevölkerung gefeiert wurde, dieses Vorrecht entrissen, und nur die Diöcesan-Patrone in jedem Bisthum für sich zu feiern verordnet.

— In Gießen und dessen Umgegend sind wieder drei politische Verhaftungen im Laufe der letzten Woche vorgenommen worden; die Hoffnung auf ein baldiges Ende von dergleichen Untersuchungen wird dadurch in etwas hinausgeschoben. Man erfährt gewöhnlich aber nicht, ob politische Verbrechen die Ursachen waren, oder ob bloß die Verhaftung politisch ist.

— Obgleich die Natur dem Professor Philips in München die Größe zum Soldaten versagt hat, will derselbe doch das Examen zum Jesuiten-General machen.

— In No. 64 der Leipziger Allg. Zeitung steht ein Artikel, der recht artig zu lesen ist und einen Beweis liefert, daß man in Deutschland trotz der verschiedenen Münzsorten noch Tauschhandel treibt. Preußen und Hannover tauschen sich Gebiete aus; 146 Preußen sind so glücklich, künftig sich Hannoveraner nennen zu dürfen, während 100 Hannoveraner plötzlich zu Kindern der großen Nation werden. In musikalischer Beziehung sind sich ja diese Länder ohnehin nahe verwandt, denn die Lieder „God save the King" und „Heil Dir im Siegerkranz" haben eine Bedeutung und Tendenz.

— Die Ausgleichung der preußischen Anstände mit dem

römischen Hofe ist auf einmal wieder ins weite Feld gefahren. Alle Bemühungen des preußischen Gesandten in Rom sind gescheitert. Es fehlt nicht an Mahnungen aus Deutschland, durch welche der römische Hof in seiner Politik bestärkt wird. Nicht durch Rom wird Berlin bekämpft, sondern durch München und die andern.

— Der preußische Hof wird in Bälde ein Ultimatum nach Rom überschicken, von dessen guter Aufnahme es abhängen soll, ob Preußen ferner mit Rom in Freundschaft bleiben, oder aber alle Verbindung abbrechen werde.

— Die Tagesliteratur wird jetzt in Berlin ungewöhnlich streng beaufsichtigt, und die Zensoren sind darauf angewiesen, die Namen aller Autoren, welche Mißfallen erregten, aus der Publizisten-Liste zu streichen.

— Die Stände von Hannover gaffen sich einander an und wissen eigentlich nicht, warum sie zusammenberufen worden sind. Es ist Alles so eingerichtet, daß man ihrer gar nicht bedarf. Zuerst sollte die neue Verfassung von ihnen berathen und erwogen werden, nun ist aber daran gar nicht zu denken, da ihnen durch ein königl. Schreiben erklärt worden ist, „daß die den Unterthanen vortheilhaften Grundsätze der neuen Verfassung auch dann zur Anwendung gebracht werden sollen, wenn die allgemeine Ständeversammlung sie nicht annehme.“ Das heißt doch mit andern Worten weiter nichts, als: die Verfassung mag euch gefallen oder nicht, das hilft Alles nichts; die Verfassung ist gut, folglich wird sie eingeführt.

— Man hat von Seiten des russischen Kabinets zur Zivilisation der wilden Stämme des Kaukasus den Weg eingeschlagen, in Handelsverbindungen mit ihnen zu treten. Jene Völkerstämme wollen jedoch von der russischen Zivilisation nicht viel wissen, und der kriegerische und mächtige Stamm der Lesghier, der sich bisher in den Kampf zwischen Tscherkessen und Russen nicht gemischt, hat allen Handelsverkehr von russischer Seite abgewiesen und auch andere Stämme zur Weigerung aufgefordert. General Orloff hat sie hierauf angegriffen, ist aber von ihnen mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen worden. Man glaubt nicht, daß er diese Nachricht als Empfehlungsbrief nach Petersburg schicken werde.

— Es ist merkwürdig, daß unter den französischen Diplomaten keiner besondere Lust zeigt, als Gesandter nach Petersburg zu gehen. Die Kälte muß dort kaum zu ertragen sein.

— Man sagt, es sei keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Herzogin von Orleans sich in guter Hoffnung befinde. Nun Jubel und Freude in der ganzen Welt, der Same von Orleans ist gerettet.

Bis zum 1. Mai sollen eine Menge Adelsernennungen im Moniteur erscheinen. Die Liste soll bis auf sechshundert Namen ansteigen. — Die Truppenbewegungen, die durch Vermehrung der Expeditionsarmee in Algier veranlaßt worden, haben bereits begonnen. 10,000 Mann sind bereits dieserhalb auf dem Marsche.

— In Paris fallen noch sehr häufige Verhaftungen von Personen vor, bei denen man Pulver (aber nicht etwa Zahnpulver) gefunden.

— Der französische Konsul in London, Hr. A. Martin, hat sich aus unbekannten Ursachen erschossen. Man vermuthet, Migraine und Spleen hätten sich etwa bei ihm gepaart.

— In London brach am 6. März im nördlichen Theile der Archive Feuer aus, das drei Häuser sammt wichtigen Papieren des Generalprokurators verzehrte.

— Gegen 50 belgische Offiziere, die sich gegenwärtig auf Urlaub zu Paris befinden, haben den Befehl erhalten, eiligst auf ihre Stellen zurückzukehren. Dieses hat Anlaß gegeben zu Gerüchten von militärischen Bewegungen auf der belgischen Grenze.

— Im Hofen zu Bloom wollen die Jesuiten ein hundert Fuß hohes Kreuz aufrichten, wozu vier der größten Tannenbäume verwendet werden sollen. Man scheint dort noch nicht genug Kreuz, aber zu viel Holz zu haben, was man jedoch nicht in Uebereinstimmung bringen kann mit andern Nachrichten, nach welchen im verflossenen Winter trotz Kreuz und Reliquien mehrere Leute erfroren sind.

— Es bestätigt sich, daß Don Miguel einen Einfall in Portugal beabsichtigt, indem sich zu Gibraltar Agenten von ihm befinden, welche Waffen, Kriegsvorrath und Transportmittel anzuschaffen suchen.

— Der Sultan ist nicht nur ein energischer, sondern auch ein bescheidener Herr. Er hat von den drei für ihn zu erbauenden Dampfschiffen dem zuerst fertig gewordenen den Namen, nicht etwa „Glanz des Osten“ oder „Kameel des Propheten“, sondern „Esseri Chaï (Spur des Guten)“ gegeben.

— Die Weise, auf welche die nordamerikanischen Freunde der Canadier ihnen Waffen zugeführt haben, gehört wohl nicht zu den gewöhnlichen. Man that, als ob man auf dem Gebiete der Freistaaten verstorbene kanadische Mädchen in ihrem Vaterlande beerdigen wollte, und Niemand hielt diese Leichenzüge an. Indeß die Beerdigungsfeier-

lichkeiten vermehrten sich außerordentlich und oft wurden zwei bis drei Särge auf einmal über die Grenze geschafft. Endlich wurden die Grenzwächter aufmerksam, hielten einen Sarg an und öffneten denselben, da war er statt mit einer Leiche, mit einem Kanonenlauf, Flinten, Pistolen und Säbeln angefüllt.

— Der Aufstand in Bahia ist noch nicht unterdrückt, vielmehr glaubt man in Rio de Janeiro, daß sich die Rebellen durch Freierklärung der in Masse vorhandenen Sklaven noch lange halten dürften, zumal da jene Sklaven zu der Race der Mina-Neger gehören, die sich durch natürlichen Verstand und Lust nach Freiheit von jeher auszeichneten. An der Spitze der Rebellen steht ein Mulatte, der Arzt Sabino, der vor einigen Jahren am hellen Mittag vor dem Hause des Präsidenten einen Zeitungsschreiber erschoß, der ihn in seinem Blatte ausgehudelt hatte. Das Gericht verurtheilte ihn zum Galgen; aber die Regierung begnadigte ihn.

Allerlei.

— (Verspätet.) Am 2. Febr. verfügte sich der äußerst thätige und eifrige, Bezirkkamtmann Weibel von Muri nach Merischwanden, wo Feuer ausgebrochen war. Sogleich begann er seine Amtsgeschäfte, und nach deren Beendigung stellte er sich selbst in die Reihen der Arbeiter und half rüstig mit. Als er nach dem Gasthause zurückkehrte, fand er die Hangriemen an seiner Chaise zerschnitten, dieselbe von außen mit Koth beworfen, inwendig auf das Schmutzigste beschmiert und die Sitzkissen entwendet! Die Thäter wurden bald entdeckt; es waren die Söhne des erz-frommen, Wirthes Waltenspül von Muri-Egg, die durch diese Heldenthat, deren sie sich laut rühmten, ihre — Religion an den Tag legen wollten!

— Von Mannheim wird über Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg bis Basel auf Kosten des großherzoglichen Staates eine Eisenbahn erbaut, und Kehl durch eine Seitenbahn damit verbunden werden. Bei Anlegung soll wo möglich Rücksicht auf die volkreichsten Orte genommen werden.

— In Bonn ist vor einigen Tagen ein trauriger Fall vorgekommen: Die Haushälterin in einem bemittelten Hause wird von ihrer Herrschaft beschuldigt, 1½ Rthlr genommen zu haben. Das Mädchen weint und betheuert ihre Unschuld. Man glaubt indeß sie überführen zu können und schickt nach der Polizei; die Arme läuft die Treppen hinauf, und riegelt eine Bodenkammer hinter sich zu; die Wirthin mit dem drohenden Polizeibeamteten ihr nach; man verlangt, sie soll die Thür öffnen, was aber nicht geschieht; Anfangs hörte man sie noch weinen, später ward Alles still; gleich darauf tönt aber ein entsetzlicher Lärm von der Straße herauf. Die Unglückliche hatte, der Schande zu entgehen, den Tod gewählt und war drei Treppen hoch aus der Lücke herab auf die Straße gesprungen. Arme, Beine und Rippen waren gebrochen, der Kopf zerquetscht und blutend aus zwanzig Wunden wurde sie in's Hospital getragen, wo die Aerzte indeß gleich keine Hoffnung für ihr Aufkommen bezeigten.

— Man schreibt aus Annonay: Unsere Stadt ist der Schauplatz eines traurigen Ereignisses gewesen, das durch die Umstände, die es begleiteten, höchst selten erscheint. Ein Mädchen von 10 Jahren das im Kloster von Annonay aufgenommen wurden war, begieng einen leichten Fehler; die Superiorin, um dasselbe zu bestrafen, sperrte es in eine dunkle Kammer neben einem Keller, der mit Geröhr angefüllt war, und worin Maurer, die am Hause ausbesserten ihre Steine und Werkzeuge aufbewahrt hatten. Kaum war das Mädchen eingesperrt, als es einen Schrei des Entsetzens ausstieß Die Arbeiter kamen herbei, gehen zur Superiorin und flehen, sie möge das Mädchen in Freiheit setzen. Laßt sie schreien, antwortete diese, sie muß sich besseren. Ein Unglück ahnend stoßen die Maurer die Thüre ein, und was erblicken sie? Eine ungeheure Schlange, die sich neben dem leblosen Mädchen hinwindet. Schnell bringen sie das unglückliche Kind an sicheren Ort, und töden das gefährliche Thier, allein zu spät war es; zwei Stunden nachher war das Mädchen nicht mehr unter den Lebendigen; sie war von der plötzlichen Berührung der Schlange allzusehr ergriffen worden. Wüthend über den Ausgang dieser Begebenheit, der vielleicht hätte verhütet werden können, wenn die Superiorin den Kerker geöffnet, als man sie darum gebeten, ergreifen die Maurer die Superiorin und führen sie ins Gefängniß, wo sie im Augenblick fest sitzt.

— Am 3. Febr. hat eine Feuersbrunst den Cirkus von Baltimore eingeäschert. Am Tage vorher hatte man auf diesem Theater die Vorstellung „Mazepa“ gegeben und das Feuer war, wie man behauptet, in einem Theile der Scene ausgebrochen. Man glaubte es bereits gedämpft, als es am Morgen darauf zwischen 4 und 5 Uhr wieder mit Heftigkeit ausbrach; das ganze Theater wurde ein Raub der Flammen. Von 52 Pferden in der Manege konnten nur 5 gerettet werden; die übrigen erstickten oder verbrannten. Der Cirkus von Baltimore war größer als der Cirkus des Franconi zu Paris und der Cirkus Astley zu London. Man schlägt den Schaden auf mehr als 400,000 Fr. an.

Räthsel.

Ich bin ein feuchtes Kind der Nacht
Und komme, weiß Niemand, von wannen;
Das Licht leiht wohl mir seine Pracht,
Doch, kommt es, so weich' ich von dannen.

Eine Königin spiegelt sich in mir,
Und, will ich die Müden erquicken,
Zehrt sie mich auf und beugt dafür
Den Schmachtenden Kopf und Rücken.

Ich banne die größten Lasten fest;
Den Kindern Neptuns unentbehrlich,
Begleit' ich sie hin nach Ost und West,
Ohne mich ständ's für sie gefährlich.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 12. 23. März. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

☞ Die verehrten Abonnenten werden hiermit aufmerksam gemacht, daß mit der nächsten Nro. das Abonnement für das erste Quartal dieses Blattes zu Ende geht, was dieselben gefälligst bemerken wollen, um keine Unterbrechung in der Zusendung zu veranlassen.

Auf das „Alpenhorn" mit „Posthörnchen" kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Franken jährlich, oder 7½ Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Die Alpen.

Kennt Ihr die Riesen des Vaterlands,
Die Helden im weißen Gewande?
Sie stehen gewappnet, geschlossen im Kranz
Und wachen dem schönsten der Lande,
Wo Licht und Recht noch im Thale wohnt,
Und auf den Felsen die Freiheit thront.

Sie fürchten nicht den gewaltigen Sturm,
Auch nicht ein zerstörend Gewitter;
Der reißende Strom ist nur ein Wurm
Zu deren Füßen. Wie Ritter
Stehn sie in eisiger Rüstung da,
Und schauen mit Stolz auf Fern und Nah.

Hoch stehen die Häupter in freier Luft,
Im reinen Aether die Firnen;
Es flicht' Euch die Sonne im Abendduft
Den rosigen Kranz um die Stirnen;
Die Wolken mit goldenem Feuerglanz,
Sie schäckern mit Euch im Ringeltanz.

O schauet der Alpen stolze Pracht,
In ewiger Freiheit gegründet,
Wo der erwachenden Sonne Macht
Die Strahlen des Lichtes entzündet;
Und wie die Wahrheit so hell und rein,
So schenken sie Segen im Quell uns ein.

O stolze Riesen, füllet die Brust
Des Volkes mit Euerem Feuer!
Erhebet im Volke der Wahrheit Lust!
Begeistert die Töne der Leier!
O stärket und frischet das junge Blut:
Zu schützen die Freiheit mit Kraft und Muth.

O stillet im Lande das fremde Lied
Mit seiner römischen Weise!
Und machet starren der Söldner Glied
In Euerm ewigen Eise!
O wahret vor Trug und List das Land,
Und schenket ihm Licht statt Pfaffentand!

Weg mit der Knechtschaft und Finsterniß!
Zur Freiheit sind wir geboren:
Und wer da frei ist, hat gewiß
Sich auch die Wahrheit erkoren.
Drum fliehet den falschen Römerknecht;
Er hasset die Freiheit, Licht und Recht!

Die Fee im Jura.

12. Die Gefangenschaft.

Neuenhaus hatte große Freude, als er von Kaiser Albert II. zum Kommandanten des Vortrabes gegen die Türken ernannt wurde. Ein guter Christ, betrachtete er dieselben als Erbfeinde des Glaubens und eilte daher mit Ruhmbegier in starken Märschen der kaiserlichen Hauptarmee voran.

Amurath II., türkischer Sultan, war bereits mit seiner Armee bis Belgrad vorgerückt und hatte seinen eigenen Schwiegervater, den Fürst Georg, verjagt und seine Söhne gefangen genommen. Zwischen Raab und Komorn kam der flüchtige Georg zum kaiserlichen Vortrab. Neuenhaus gab ihm einige Bedeckung mit bis zum Kaiser und beeilte sich auf die von ihm gebrachte Kunde in seinen Märschen bis Kalotscha. Da erreichte ihn ein vom Kaiser nachgeschickter Kurier, der ihm den Befehl überbrachte, Halt zu machen und einige Tage zu rasten, bis die Hauptarmee etwas mehr nachgerückt sei.

Der Sultan erfuhr bald, daß eine kaiserliche Armee gegen

ihn im Anmarsch sei, in deren Schutz sich der Vertriebene befinde, worauf er dessen Söhne blenden und entmannen ließ, und mit seinen Horden gegen Kalotscha' vorrückte. Umherstreifende türkische Reiterei machte die Umgegend unsicher, weshalb sich Neuenhaus entschloß, mit seinen Leuten eine kleine Promenade gegen dieselben zu machen, als er unversehens angegriffen wurde und es zu einem hartnäckigen Gefechte kam, in Folge dessen sich die Türken zurückzogen, bald darauf aber mit vermehrten Streitkräften zurückkehrten. Zu klein war nun das kaiserliche Häuflein, um sich behaupten zu können; aber die Liebe zu ihrem leutseligen und menschenfreundlichen Führer und dessen Beispiel machte ihnen Muth. Wie rasend fochten sie gegen die Ueberzahl von Türken, bis sie bereits bis auf den fünften Theil zusammengeschmolzen, Neuenhaus mit einigen von ihnen getrennt und Alle umringt waren. Sie wurden nun je zwei und zwei von den Türken an einander gebunden und ins Lager geführt, wo ihnen die Köpfe abgeschnitten wurden. Bei dieser Handlung erblickte der befehlshabende Türke das Spiegelchen auf Neuenhauses Brust. Ganz entsetzt wich er ein paar Schritte zurück, gebot inne zu halten und die noch übrigen sieben vor den Sultan zu führen. Dort wurde Neuenhaus sein Kleinod abgenommen und dem Sultan überreicht, der es mit Wohlgefallen betrachtete, sich selbst anhing und befahl, diese Leute bis auf Weiteres am Leben zu bewahren.

„Nicht wahr, Herr von Neuenhaus," sagte in der Nacht der mitgefangene Baron Hertenstein, als sie vor Bekümmerniß über ihr bevorstehendes Schicksal nicht schlafen konnten: „jetzt haben wir einander nichts mehr vorzuwerfen. Vor ein paar Jahren war ich die Ursache, daß der verstorbene Kaiser Ihre Liebschaft mit der Kaiserin entdeckte und Sie in Ungnade fielen, indem ich mich an jenem Ball unbemerkt hinter Sie auf die Zehen stellte, um Ihnen das Billet lesen zu helfen, dessen Inhalt ich sofort dem Kaiser verrieth. Nun aber sind Sie die Schuld, daß wir hier sind. Ich rieth Ihnen ja gleich ab, indem ich Sie auf unsere Schwäche aufmerksam machte; Sie achteten nicht auf meinen Rath, darum sitzen wir Beide jetzt in der Tinte, und nur Gott ist bekannt, was noch daraus werden soll."

— In dieser Beziehung haben Sie recht, erwiederte Neuenhaus; aber was die damalige Begebenheit anbelangt, so haben Sie sich gar keine Schuld gegen mich aufgeladen, vielmehr bin ich Ihnen sehr dankbar dafür; Sie haben mich dadurch aus einer Verlegenheit gerissen, die zu bekämpfen mir auf jeden Fall Unannehmlichkeiten verursacht hätte, und vielleicht noch schlimmere, als es damals der Fall war. Obgleich ich bei der Sache ganz unschuldig .....

„Oho unschuldig!" unterbrach Hertenstein. „Man weiß wohl, wie junge Männer bei geheimen Gunsten einer Kaiserin, wie diese war, unschuldig sind!"

Da trat ein schöner, wohlgekleideter türkischer Knabe von etwa sechszehn Jahren mit einer Laterne und einer großen Flasche vor sie. Die wachehaltenden Soldaten bezeigten sich ehrerbietig. Er reichte ihnen zu trinken, so daß sie bald berauscht wurden und einschliefen. Dann redete er die Gefangenen in deutscher Sprache freundlich an und ladete sie ein, ihm zu folgen. Sie schritten durch's Lager in tiefer Stille; da und dort waren bald brennende, bald halbverloschene Feuer, neben welchen die Wachen ausgestreckt lagen und schliefen. Schweigend führte sie der Jüngling daran vorbei und zum Lager hinaus. Da stand für Jeden ein wohlgesatteltes Pferd bereit nebst Schwertern; er hieß sie dieselben umschnallen und aufsitzen, und jagte mit ihnen in größter Hast gegen Kalotscha, wo sie auf Anmeldung von Neuenhaus eingelassen wurden. Dort gab der junge Türke vor, in Auftrag des Sultans diese Männer zum Kaiser begleiten zu müssen, und ließ für die Stadt eine Warnung zur Wachsamkeit durchschlüpfen. Nach einiger genossenen Erquickung wurde wieder aufgesessen und weiter getrabt, bis nach Pesth. Dort überreichte der junge Türke dem Hrn. v. Neuenhaus seinen Spiegel wieder und nahm Abschied mit der Bemerkung: in Wien werden sie von ihm selbst erfahren, wer er sei; vorher sei es umsonst, sich nach ihm zu erkundigen; worauf er sich entfernte.

Neuenhaus wollte sich nun dem Kaiser vorstellen, was aber nicht geschehen konnte aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Kaiser am Tage vorher gestorben war. Dafür aber beschied ihn die nun verwittwete und in gesegneten Umständen sich befindende Kaiserin zu sich und redete ihn unter vier Augen folgendermaßen an:

„Guter Neuenhaus! Sie reißen mich durch Ihr Wiedererscheinen aus einer entsetzlichen Verlegenheit. Ich kenne Ihre Treue und Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus, und bin zu sehr von Ihrem aufrichtigen Willen überzeugt, als daß ich von Ihnen Mißbrauch von meiner Offenherzigkeit befürchten dürfte, darum entdecke ich mich Ihnen ohne Scheu. Sie werden bereits wissen, daß mein Gemahl das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauscht hat. Nun wollen die Ungarn ihre Krone, mein und meiner Kinder gerechtes väterliches Erbtheil, mir entreißen, um sie dem polnischen König Wladislaus zu übermachen, und geben sich noch obendrein die vergebliche Mühe, mich mit demselben verbinden zu wollen. Da ich ohne Hülfe bin und die Armee bereits wider meinen Willen nach Wien zurück geführt wird, bin ich fest entschlossen, mich mit der Krone zu flüchten. Niemand als Sie, Herr von Neuenhaus, können und werden mich dabei beschützen und mit mir nach Wien zurückkehren?!"

— Ihro Majestät allezeit unterthänigster Diener, erwiederte Neuenhaus: wird sich zur angenehmen Pflicht machen, Ihnen aus allen Kräften zu Dero Wohle beizustehen und in Ihren ergebensten Diensten mit nach Wien zurückzukehren. Doch wollen Ihro Majestät mir gnädigst gestatten, keinen Theil an Entführung einer Krone nehmen zu dürfen, die das Volk als sein Eigenthum betrachtet?!

„Rasender!“ schrie sie entsetzt: „Sie mißbrauchen also mein Vertrauen!?“

— Ich werde zu schweigen wissen, aber...

„Nun,“ unterbrach sie ihn plötzlich gefaßter: „Sie sind meinem Ansinnen entlassen. Ihr Wort bürgt mir für Ihre Verschwiegenheit. Ich werde mir selbst zu helfen wissen!“

Bald darauf gebar sie einen Prinzen. Dessenungeachtet blieben die Ungarn auf der Wahl des Königs von Polen. Als die Kaiserin auf dem Schlosse Vicegrad den Magnaten die Krone übergeben sollte, verwechselte sie listigerweise die Schachtel beim Versiegeln mit einer leeren und entfloh mit der Krone und dem Neugebohrnen nach Wien, wo sie Beides dem neuen Kaiser Friedrich **III.** übergab.

Als Wladislaus hernach sollte gekrönt werden, fanden sie ein leeres Futteral und mußten deshalb die Krone vom Grabe des heil. Stephanus herunternehmen, um krönen zu können.

Neuenhaus wollte diese Feierlichkeiten noch mit ansehen und gedachte sich alsdann in sein Vaterland zurück zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Agnes von Meran.

Der Burggraf von Nürnberg, einer der schönsten Jünglinge seiner Zeit, kraftvoll, geistreich und doch gutmüthig, warb um die schöne und reiche Erbin Agnes von Meran. Er war, wie man zu sagen pflegt, sterblich in sie verliebt und wendete in unbeschreiblicher Geduld alles Mögliche an, sich bei ihr beliebt zu machen. Ein einziger wohlwollender Blick von ihr, ein einziger Händedruck entschädigte ihn wieder für manchen Seufzer, den ihre Flatterhaftigkeit, ihre anscheinende Gleichgültigkeit und Sprödigkeit ihm erpreßte, und ermuthigte ihn zur Beharrlichkeit in seinen Bewerbungen. Auf diese Weise wußte sie ihn einige Jahre hinzuhalten, bis seine Mutter starb und der Arzt auch um des jungen Burggrafen Leben bekümmert war, dessen Gesundheit durch anhaltenden heimlichen Gram zerstört war. Er rieth ihm deshalb Zerstreuung, und nachdem der Burggraf noch einmal vergebens das Fräulein um einen Entschluß über Hand und Herz gebeten hatte, machte er eine Reise nach Rom.

Nicht Abgeneigtheit gegen ihn machte sie in ihrer Wahl unschlüssig, denn sie war ihm in ihrem Herzen gar wohl gewogen; aber die liebe Eitelkeit zu besiegen, ihre ungebundene Freiheit und die vielen Huldigungen sie umschwirrender Schmeichler an die treue Anhänglichkeit eines Mannes zu opfern, hielt ihr gar schwer.

Nach und nach aber verloren sich die Schmeichler, da auch sie ihre Bemühungen eitel sahen, und huldigten nachgewachsenen jüngern Schönheiten. Sie fing an sich einsam zu fühlen, als um diese Zeit der Graf wieder von Rom zurück kam, doch ohne ihr seine Aufwartung zu machen. Sie ließ durch ihre Frauhasen ihn merken, daß er nun nicht mit leerer Hand abziehen würde. Der zurückgetretene Liebhaber war nicht wieder anzuziehen, sondern ließ ihr geradezu sagen:

Er sei so lange zu ihr gekommen,
Bis sie selbst ihm die Liebe genommen.

Entrüstet vor Scham und Aerger sagte sie: „Nun so nehme ich den ersten Besten, und sollte er auch nur ein Bein und statt des zweiten einen Höcker haben. Dieses erfuhr der Graf von Orlamünd, ein kleiner wunderlicher Kauz mit krummen Beinen und einem etwas erhöhten Auswuchse hinter der linken Schulter. Eiligst meldete er sich und ward ihr Gemahl. Bald hernach gereute sie die unüberlegte That und schämte sich, mit ihm öffentlich zu erscheinen, daher sie sich hier und da Freuden und Zerstreuungen ohne ihn zu verschaffen suchte. Dieses verdroß ihren Ehegemahl, die Leute aber belustigten sich darüber.

Eines Abends war sie zu Verwandten in eine zahlreiche Abendgesellschaft eingeladen, wozu sie sich auf's Sorgfältigste herausputzte; da klebte er ihr verstohlener Weise eine ihm ähnliche schwarze Figur auf den Rücken, die bei jedem Schritt, den sie that, die sonderbarsten Bewegungen machte. Dieses gab in der Gesellschaft Anlaß zu allerlei Spaß, Gelächter und Spottreden, bis man sie darauf aufmerksam machte und sie sich im Spiegel selbst davon überzeugte. Sie bat einen ihr zunächst stehenden Herrn, sie davon zu befreien. Dieser sagte scherzend: Ferne sei von mir, Ehebruch zu begehen. Voll Mitleid über so plumpe Demüthigung trat freundlich der Burggraf von Nürnberg hinzu und entledigte sie der Figur. Sie legte dieses als wieder gewonnene Zuneigung zu ihr aus, und als ihr Gemahl bald darauf starb, ließ sie durch Kupplerinnen auf's Neue bei ihm werben. Da gab er zur Antwort:

Die Frau von Orlamünd
Hindern vier Augen und zwei Kind.

Diese unnatürliche Mutter steckte alsobald jedem ihrer zwei noch ganz kleinen Kinder eine Nadel in den Hinterkopf, daß sie daran starben, um das vom Burggrafen angedeutete Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Ihre schwarze That aber wurde entdeckt und sie entleibte sich selbst im Gefängnisse.

Bilder aus der Natur.

Die Kröte.

Der Körper ist mit Warzen oder Blattern bedeckt, aus welchen diese Thiere nach Willkühr eine geiferartige, stinkende Feuchtigkeit ergießen können. Die Farbe der Flecken und auch die Gestalt und Lage derselben variirt bei den Kröten noch weit mehr, als bei den Fröschen. Ihre Füße sind kürzer, als bei den Fröschen, und weniger zum Springen geschickt. Die Vorderfüße haben 4 freie, die längern Hinterfüße 5 durch eine Schwimmhaut verbundene Zehen. Der Daumen der Vorderfüße steht ausgesperrt, der Zeigefinger ist sehr kurz. Die Seiten des Kopfes sind vor den Augen zusammengedrückt und eckig. Zähne keine. Zunge der Menschenzunge ähnlich, aber umgekehrt, (vorne breit, hinten schmal). Der Rachen ist groß und zum Fangen der Insekten sehr geschickt eingerichtet. Sie fassen die Insekten erst scharf ins Auge, schießen dann ihre Zunge schnell hervor, an deren Schleim die Insekten kleben bleiben. Die Fortpflanzung und Verwandlung der Kröten ist dieselbe, wie bei den Fröschen. Ihre Eier hängen (außer bei der Feuerkröte) schnurförmig an einander. Es haben aber alle Kröten ein widriges und zum Theil

scheußliches Ansehn. Als wahre Finsterlinge scheuen sie das Tageslicht, liegen in dunkeln Höhlen, Löchern und Klüften, und kommen nur des Nachts heraus, um ihre Nahrung aufzusuchen. Hiezu sind ihre phosphorescirenden Augen so eingerichtet, daß das schwächste Licht einen hinlänglichen Eindruck auf sie macht. Bringt man sie an das helle Licht; so zieht sich der Augapfel so zusammen, daß er wie eine lange Spälte aussieht. Sie geben traurige Töne von sich, aber die Schallblase der Frösche fehlt ihnen. Sie haben einen eigenen durchdringenden Geruch, scharfe Säfte, und vertheidigen sich durch Wegspritzung ihres Urins. Ihre Nahrung besteht in Spinnen, kleinen Würmern, Käfern, allerlei Pflanzen. In Kellern benagen sie die Eßwaren, Gartengewächse u. drgl. was man oft fälschlich Mäusen Schuld giebt. In den Gärten verunreinigen sie die Salbei und Rautenstöcke, durchwühlen die Beete, werfen Pflanzen um und aus der Erde. Sie schleichen sich an die Bienenstöcke steigen auf die Flugbretter, und verzehren von den vorliegenden Bienen nach Appetit, ohne daß der vorliegende Schwarm davon beunruhigt wird. Ihre Feinde im Thierreiche sind Raubvögel. Unter den Säugethieren stellt ihnen der Igel nach, und in der Ukraine, wo es sehr viele Kröten giebt, hält man zu ihrer Verminderung häufig Igel. Ihre Brut wird von Hechten und Forellen gefressen.

Die hier zu Lande gewöhnlichsten Arten sind:

1) Die Feuerkröte. Klein, dunkel olivengrün mit schwarzen Flecken, unten schwärzlich blau und schön feuerroth gefleckt. Der ganze Körper ist mit kleinen Warzen bedeckt. In der Sonne zieht sich ihre Pupille in ein regelmäßiges Dreieck mit goldenem Rande zusammen. Man sieht diese Kröte im Sommer allenthalben, wo stehende Wasser sind. Vorzüglich gern hält sie sich mitten in Dörfern in Pfützen auf, wo sich Regenwasser ansammelt.

2) Die gemeine K. Mit dickbauchigem, warzigem, grün, braun, schwarz und gelb gefleckten Körper, kürzern Vorderfüßen, die 4 gespaltene Zehen haben. Die 5 oder 6 Zehen der Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut versehen und haben einen kurzen Daumen. Allenthalben in Schlamm, Steinhaufen, Felsenritzen. Ein unbeliebtes Thier von schmutzigem Ansehn, und unreinlich in seiner Wohnung und Nahrung. Sie frißt Insekten aller Art, stinkende und giftige Kräuter, schleppt ihren unbehülflichen Körper träge fort, scheuet das Tageslicht, ist unempfindlich und vertheidigt sich mit einem stinkenden Saft. Ihre Farbe ist verschieden nach der Jahrszeit, nach dem Alter des Thieres und nach andern Umständen. Wann sie im Frühling aus ihrem Hinterhalt hervor kommt, sieht sie gewöhnlich schmutzigbraun aus, hernach, wenn sie ihre Haut wie ein zäher Schleim ein oder zweimal abgestreift hat, wird sie olivengrün schwärzlich, rothbraun oder gelbbraun. Ihre unangenehme Form und Farbe wird noch widerlicher durch die Menge grünlichschwarzer oder hellrother Warzen, die auf dem Rücken am größten sind. Das Weibchen ist in der Grundfarbe heller, und am Unterleib gefleckt. Sie gerathen leicht in heftigen Zorn, blasen sich dann auf und stellen sich zur Wehr. Mit Pfählen durchstochen und an die Erde geheftet, leben sie doch noch mehrere Tage. Aus ihrem ganzen Körper schwitzt ein milchiger Saft, und wenn man sie reizt, läuft Geifer aus ihrem Maule. In Kellern muß man die Tonnen, Kübel, Eimer, Törfe u. drgl. wohl zudecken, sonst verbergen sie sich darin. Zur Laichzeit findet man sie häufig in Gräben, die ein faules stinkendes Wasser haben. In Gärten machen sie ordentliche Laufgräben und werfen die Pflanzen um, wie die Maulwürfe. Sie können an feuchten Orten Monate, ja Jahre lang leben. Man hat sie in zugedeckten Töpfen in Kellern 2 Jahre lang, ohne sie zu füttern, erhalten. Man hat 3 Kröten in verschiedene Gefäße gesetzt, die man mit Gyps zugoß, und nach 15 Monaten waren noch 2 Kröten lebendig. Aus Kröteneiern, welche Jahre lang in Steinblöcken verschlossen waren, sind noch lebendige Junge ausgekommen. Man hat Kröten in durchsägten Bäumen und Steinblöcken gefunden, und es ist noch nicht befriedigend erklärt, wie sie oder ihre Eier in diese Körper gekommen sind, und wie sie darin haben wachsen und fortleben können. Im Winter findet man oft mehrere beisammen in Löchern und zwischen den Wurzeln der Stauden, besonders in Erlenbüschen. Sie sind aber nicht ganz erstarrt, sondern kriechen sogleich weg, als man sie ausgräbt. Ihr Alter setzt man auf 12 bis 15 Jahre. Daß sie in den Ställen den Kühen die Milch aussögen, ist noch nicht ganz widerlegt. Im teutschen Clima sollen sie nicht giftig sein. Dennoch sah ich einen Hund, der eine erboste Kröte mehrmals biß, von solchen Krämpfen befallen werden, daß ihm die Schnauze bis an die kurzen Rippen gezogen wurde. Unter vielem Winseln gelang es ihm endlich, Gras in Menge zu fressen, worauf er sich auf der Stelle brach und laxirte. Von dieser Zeit an verlor er sein munteres Wesen, magerte ab, wurde verdrießlich, biß um sich, und sein Herr ließ ihn aus Besorgniß todtschlagen.

3) Die Kreuzkröte. Olivenfarbig mit 3 Längsstreifen, von denen der mittlere schwefelgelb ist und bisweilen ein Kreuz bildet, die beiden Seitenstreifen sind röthlichgelb, nach unten zu im dunklern Grunde mit einigen großen röthlichen Warzen unordentlich besetzt, übrigens wellenförmig und ausgekerbt. Die Seiten des Bauches, die 4 kurzen und dicken Füße und der Umfang des Maules sind unregelmäßig olivengrün gefleckt. Hochrothe Warzen auf dem Rücken, blaßrothe bei den Ohren, hell fleischfarbige bei den Mundwinkeln. Der Augenstern ist hellgrünlich. Sie hüpft nicht, sondern läuft ziemlich schnell, wobei sie aber oft auszuruhen scheint, und kann sogar mit Hilfe ihrer harten Zehen und Afterklauen einige Fuß hoch an rauhen Wänden und Mauern hinan klettern. Sonst gräbt sie sich auch, wie die gemeine Kröte, Löcher in die Erde und vollbringt darin ihren Winterschlaf. Des Nachts geht sie aus, um ihre Nahrung zu suchen. Gegen ihre Feinde sucht sie sich durch den Gestank des Saftes zu vertheidigen, der aus ihrer Haut schwitzt, und wie Pulverdampf riecht.

Mutter Natur.

Lang isch der Winter gsy und ruuch,
Doch ha-n-i alli mini Chinde
No z'erst recht guet, wie 's ist der Bruuch,
Z d'Wiege-n-ine chönne binde.

Dert händ sie gschlofe, lind und warm,
Und nie ke Chälti chönne gspüre;
Mängs Brünneli, daß Gott erbarm',
Wär' froh gsy, 's hätt nid müesse gfrüre.

Doch chuum isch au der Bode-n-uuf,
So rybe sie scho mit de Hände
Im Aeugli, und händ 's Chöpfli uuf,
As wenn der Summer well cho lände.

Ihr tuusigs Vögel, wänd ihr gschwind
Ech ordlig wieder abe legge!
Es chunnt e ruuche, chalte Wind
Vom Berg her ume Felse-n-Egge.

Sie folge nid. 's git's wäger gly:
Sie möge nümme grüsli lache,
Sie luege-n-ech so truurig dry
Und föhnd a Brielschi-Müli mache.

Nei chlaget mir au nume nüt,
Worum händ ihr nid gfolget vore?
„Mer händ halt gmeint, es sei scho Zyt;
Jetz hän mer doch a 's Näsli gfrore."

Auflösung des Räthsels in No. 11.: „Thau."

Räthsel.

Wenn ich hoffnungslos in Unglücksstunden
Traurig und verzweifelnd um mich seh',
Angstvoll mit den tiefen Herzenswunden
Meinen Schöpfer dann um Rettung fleh':
So erscheinest herzlich Du willkommen,
Angst und Kummer werden mir genommen.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 12.

23. März. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Mit seltsamen Geberden gibt man sich viele Pein;
Doch Keiner will 'was werden, ein Jeder will's schon sein.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Willkommen erscheint uns unter den Traktanden für den nächsten Gr. Rath des K. Aargau ein Vorschlag zu einem Gesetz über gänzliche Aufhebung von Lotterien. Es wäre sehr zu wünschen, daß von allen Schweizer-Regierungen diesem Unfuge Schranken gesetzt würden, und den Unternehmern solch unredlichen Gewerbes aus den ihnen noch Schutz gewährenden Kantonen Mittel und Wege zu einer ausgedehntern Betreibung desselben genommen würden. In Deutschland quackt man über die freilich nicht gar redlichen Betriebe schweizerischen Nachdrucks; aber um wie viel Geld wird die Schweiz nicht jährlich geprellt durch Frankfurter- und andere deutsche Lotterien?!

— Der Beschluß der Gemeinde Solothurn, betreffend die Bittschrift an den großen Rath wegen Versetzung der Feiertage auf Sonntage scheint noch bei mehrern Gemeinden Anklang zu finden, und hat die „Religionsgefahr“ aus ihrem Winterschlafe, worein sie die vorjährige Tagsatzung versetzte, aufgeweckt. Sie fängt an sich zu strekken, zu gähnen, und meint, Hr. Schwendimann habe doch recht gehabt, als er in der Gemeindsversammlung dagegen protestirte; dies könne gar nicht angehen, und der große Rath sei nicht ermächtigt, darüber einen Beschluß abzufassen, ohne von dem römischen Stuhl das Placet erhalten zu haben; denn es stehe geschrieben, und Christus selbst habe gelehrt: „Man kann nicht zweien Herren dienen.“ Weil die Sonntage Gott dem Herrn allein gewidmet sein sollen, so kann unmöglich ein Heiliger daneben einen anständigen Platz behaupten, und die Gläubigen wüßten zuletzt nicht, welchem sie zuerst ihre Verehrung darbringen sollten. Man soll sich nur erinnern, daß vor Anno Dreißig die abgetretene Regierung den St. Annatag auf einen Sonntag versetzte, diese Heilige im Himmel so viel Thränen vergossen habe, daß in der Umgegend von Balsthal und der Klus zur gerechten Strafe Wolkenbrüche die Straßen, Wiesen und Aecker mit Schutt und Schlamm bedeckten, und sogar die unschuldigen Baselbieter die Sünde der Nachbarn entgelten mußten.

— In Flurlingen fand ein schrecklicher Raubmord statt. Ein achtzigjähriger Greis und seine gegen 40 Jahr alte Frau wohnten allein in einem Hause. Zwei Tage lang ward man Niemand von ihnen gewahr, und als man endlich in die Wohnung eindrang, fand man Beide ermordet und eine blutige Art auf dem Tische liegen. Ihnen frisch eingegangene 1600 fl., so wie allfälliges anderes Geld, war verschwunden. Von den Thätern hat man keine Spur.

— Alldieweil es dermalen auf dem festen Boden der Schweiz nur gar wenig Neues gibt, melden wir unsern Lesern, was sich auf dem Wasser zugetragen: es ist nämlich in dem Dampfschiffe „Wilhelm“ Feuer ausgebrochen, und es war weder Löschapparat noch Rettungsboot vorhanden; nachdem die Passagiere unsägliche Angst ausgestanden, brachte man mit der größten Mühe das Schiff noch nach Friedrichshafen, ehe es verbrannt war.

— Die Religiosen des Klosters Pfäfers haben auf den Antrag ihres Abts beschlossen, das eidsgen. Schützenfest in St. Gallen mit einigen Eimern des noch in der Kellerei liegenden 1834ger Kompleterweins zu beschenken.

— Die Gemeinde Näfels läßt sich für Bildung ihrer weiblichen Jugend eine Nonne aus dem Orden der „göttlichen Vorsehung“ kommen, was die Schildwache als Zeichen der Aufklärung rühmt. Da aber jene frommen

Damen erz-jesuitisch sind, so wird das wohl eine saubere Aufklärung absetzen.

— Hr. Dahinden hat seinen Rechtsstreit mit der Regierung aufgegeben, die daherigen Kosten freiwillig übernommen und auf die Pfarrpfründe Uffikon verzichtet.

— Die diesjährige Versammlung der eidsgenössischen Militärgesellschaft wird, da Luzern abgelehnt, in Schaffhausen statt finden.

— Die Gemeinde Wolfenschießen in Nidwalden entschloß sich vor einiger Zeit, ein Waisenhaus zu errichten. Da sie aber nicht die Kräfte besitzt, einen solchen Bau allein von sich aus bestreiten zu können, wandte sie sich an die Regierung, um von derselben die Ermächtigung zum Sammeln von Liebessteuern zu erhalten. In dieses Ansuchen aber trat die Regierung nicht ein, schenkte aber der Gemeinde an den Waisenbau eine Gabe von 666 Fr., was für die geringen Kräfte dieses Halbkantons ein bedeutendes Opfer ist und volle Anerkennung verdient.

— An mehrern Orten suchen die Pfaffen den in Frankreich erfundenen „lebendigen Rosenkranz“ einzuführen; selbiger besteht darin, daß 15 Personen sich darein also theilen, daß täglich der ganze Psalter abgebetet wird! Könnte man da nicht auch mit Erfolg Dampfmaschinen anwenden? Sind das Werke der Andacht und Erbauung, fabrikmäßig herztödtende Gebete abzuhaspeln?

— Der große Rath des K. Schwyz hat beschlossen, einen Vorschlag zu Anschluß an das Concordat über Maß und Gewicht an die nächste Landsgemeinde zu bringen. Die Verwahrung des Bezirksraths von Einsiedeln gegen den Großrathsbeschluß wegen der Okkupationskosten aber hat derselbe unberücksichtigt an den Bezirksrath von Einsiedeln zurückgesandt.

— Hr. v. Bourmont, Sohn des Marschalls, den die Zeitungen mit seinem Vater im Hauptquartier des Don Carlos ankommen ließen, passirte dieser Tage durch Genf, um ihre Güter in Frankreich auf den Empfang der ganzen Familie vorzubereiten, indem der Marschall des Aufenthalts im Auslande überdrüssig sei.

Ausland.

— Die berüchtigte Wundermedaille wandert aus Bayern auch ins Badische ein und wird um Freiburg und namentlich auf dem Schwarzwalde eifrig verbreitet von Leuten jener Partei, welchen Aberglauben und Religion gleich viel gelten, und sie zu ihrem Eigennutz ausbeuten. Die über solchen Unfug entrüstete öffentliche Meinung veranlaßte endlich einen löblichen Erlaß des Erzbischofs an sämmtl. Pfarrer, worin dieselben aufgefordert werden, das Volk über dieses Werk des Aberglaubens und schändlichen Betruges aufzuklären.

— In Mainz hatten wir eine so lustige Fastnacht wie noch nie zuvor; doch nie ergab sich ein so schneidender Kontrast zwischen fröhlichem Juheh der Karnevalsnarren und dem herzzerreißenden Jammer im Schoose vieler Familien. Es herrscht hier nämlich eine beinahe pestartige Nervenkrankheit, an der täglich ungewöhnlich viele Menschen sterben. Man schreibt dieselbe dem schlechten Wasser einiger öffentlichen Brunnen zu. Gegen Wasser haben wir Mainzer sonst eine entschiedene Abneigung, zumal gegen schlechtes; muß doch sogar der Wein gut sein, wenn er unser Herz erfreuen soll.

— Es ist eine wahre Freude, wenn man sieht, wie trotz der in allen Zeitungen enthaltenen Prophezeihungen über die gänzliche Beilegung der preußischen Anstände mit Rom, sich alle diese superklugen Propheten festgeritten haben. Die Sachen stehn noch gerade so wie vor vier Monaten. Der Papst bleibt hartnäckig darauf, erst dann unterhandeln zu wollen, wenn der Erzbischof von Köln wieder eingesetzt ist; da nun aber daraus nichts wird, so steht eher ein gänzlicher Bruch zwischen Berlin und Rom bevor.

— Die mit einer ängstlichen Schwüle begleitete Sonnenfinsterniß (der Ständeversammlung) in Hannover, scheint gegen ihrem Ende etwas Licht zu erhalten. Wie man hört, sagen die Stände doch nicht gar zu Allem Ja. Unsere Zeitung wird nächstens statt der politischen Artikel ihren Lesern lauter Räthsel und Charaden bringen, um dem Vorwurfe zu begegnen, daß sie räthselhaft sei ohne Räthsel zu enthalten.

— Bei dem Fackelzuge, welchen die Bürger von Hannover am 3. März veranstalteten, wurde es ihnen auf höhern Befehl recht bequem gemacht, indem Soldaten die Fackeln tragen mußten. Das war den Bürgern scheint's gar nicht unangenehm, denn die meisten verschwanden im Dunkel der Nacht, und ließen die Soldaten mit den Fackeln allein laufen.

— Nach einem kaiserlichen Befehle müssen nun sogar auch diejenigen politischen Flüchtlinge, welche geborne russische Unterthanen sind, und die seit der polnischen Revolution im Drang der Umstände oder aus sonstigen Beweggründen in östreichische Dienste getreten sind, diese Staaten verlassen, und werden auf kaiserliche Kosten über Triest nach Amerika eingeschifft.

— Es ist von einer neuen Monarchen-Zusammenkunft in Töplitz die Rede, wobei auch die Minister von Preussen, Rußland und Oestreich sich einfinden sollen.

— Wie man hört, ist der Kaiser von Rußland ernstlich leidend von den vielen Anstrengungen, welche ihm die Beherrschung seines ungeheuren Reiches verursacht; er hofft in den Bädern von Töplitz Linderung zu finden, wohin er dann von Berlin aus sich zu begeben gedenkt.

— Wenn mit dem Ruhme eines Staates auch seine Steuern wachsen, oder umgekehrt, wenn mit der Vermehrung der Steuern auch der Ruhm zunimmt, so hat Frankreich einen Ruhm, der sich in 10 Jahren um etwa 2½ Mal vergrößert hat. Im Jahr 1828 kamen auf den Kopf an Haus-, Personen- und Mobilien-Steuer 94 Fr. und jetzt, im J. 1838, zahlt der Kopf 221 Fr.; und dennoch behauptete der König in seiner Thronrede, Frankreich sei glücklich!

— Alle in Paris letzthin politisch Verhafteten haben erklärt, sie hätten das bei ihnen gefundene Pulver nur zur bevorstehenden Feier der Juliustage angeschafft. Hoffentlich wird man solchen Patriotismus mit Freilassung belohnen. — In der Armee ist man über das neue Beförderungssystem sehr unzufrieden, indem es den Anschein habe, als sollten alle Offiziere, welche an der Julirevolution theil genommen, den unter der Restauration gedienten nachgesetzt werden.

— Die Nationalgarden in Paris machen eine verlegene Physionomie zu den vielen Adelsernennungen und wissen bald nicht mehr, wo der Bürgerkönig vom Juli 1830 hin verschwunden ist.

— Die Mitglieder der zweiten Kammer der Generalstaaten scheinen sehr hartnäckige Herren zu sein, und sich wenig daraus zu machen, ob die ausserordentlichen Ausgaben für das Kriegs- und Marinewesen gedeckt sind, oder nicht. Sie wollen durchaus, daß endlich die Angelegenheiten mit Belgien beseitigt werden, und haben erklärt, bevor die Regierung dazu Anstalten mache, würden sie auch nicht einen Heller zu Deckung der erwähnten Ausgaben bewilligen.

— Die eifrigen Bewegungen der belgischen Freimaurerlogen dauern fort; mit jedem Tage verbreiten sich ihre Verbindungen mehr und erstrecken sich bis auf die kleinsten Städte. Jede Sitzung führt eine neue Anzahl Profaner herbei, und alte Maurer, die längst ihre Entlassung eingereicht, folgen mit Aufmerksamkeit jetzt jeder Versammlung.

— Die Königin von England will sich im August krönen lassen. Bei dieser Zeromonie kommen zuerst die Erz-Bischöfe und Bischöfe, leisten knieend vor der Königin den Eid, und küssen ihr im Aufstehen die linke Wange. Dann kommen die Pairs und thun dasselbe, so daß sie etwa 600 Küsse von alten Herren auszuhalten hat, welche keusche Begrüßungen ihr wohl ein nicht so ganz angenehmes Stündlein verursachen mögen.

— Die jungen Araber, welche der Vicekönig von Aegypten nach London zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung geschickt hat, zeigen sich als sehr fleißige, gebildete und kenntnißreiche junge Männer. Der Pascha beweist sich gegen sie höchst freigebig; und — was man ihm auch immer vorwerfen mag — bleibt ihm doch das Verdienst, an der Regeneration Aegyptens gearbeitet zu haben.

— Die Anerkennung des Don Carlos von Seiten der nordischen Mächte scheint in den Schluchten der Pyrenäen verloren gegangen zu sein, denn sie kam bis jetzt noch nicht in die Hände des Prätendenten.

— Die Nachrichten aus Madrid und dem Hauptquartier des Prätendenten behalten nach wie vor einen schwankenden Karakter. Don Carlos soll jetzt Estella zur Residenz gewählt haben, und seine Wohnung mit den Möbeln ausgewanderter Bürger eingerichtet worden sein. In Madrid zeigt sich auch in den höchsten Zirkeln eine große Gereiztheit, und hätte sich der General Quiroga nicht des Conseilpräsidenten Ofalia angenommen, so würde derselbe neulich von der Infantin Charlotte eine oder zwei Ohrfeigen erhalten haben. Unter Ferdinand VII. hatte schon einmal ein Minister die Ehre, von jener erlauchten Dame auf solche Weise berührt zu werden.

— Minister haben bekanntlich oft eigene Liebhabereien; dies ist auch mit dem Finanzminister von Portugal der Fall; schon seit einiger Zeit singt er vom Morgen früh bis in die Nacht: „Ja, das Gold ist nur Chimäre ꝛc.“

— In der Hauptstadt Neapel herrscht eine musterhafte Ruhe und Ordnung; auch Leute, die sonst hitziges Blut haben, betragen sich anständig. Nur neulich wurde der Präsident des obersten Zivilgerichtshofes, gerade als er sich in den Sitzungssaal begeben wollte, angefallen und mit einigen Messerstichen so unsanft berührt, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Der Thäter hatte kurz vorher einen Prozeß verloren, und war der Meinung, der Präsident habe sich von seinen Gegnern bestechen lassen; man zweifelt, daß diese Meinung ihn von der Strafe befreien werde. — Die verwittwete Königin hat die wie-

derholten Einladungen ihres Kammerherrn Baron Schmuckher nach Keimberg bei Grätz in Steiermark zurückgewiesen; sie will die durch die schnelle Entfernung des Barons entstandene Verwirrung in ihrem Güter- und Finanzwesen wieder ordnen, und ist so gütig, diese Finanzverwirrung mit der zärtlichen Vorsorge des Barons für seine drei Kinder zu entschuldigen.

— Italien wird von vielen mächtigen Regengüssen heimgesucht, wodurch alle Gewässer mächtig anschwellen. Viel Land ist überschwemmt, und der Papst hat deswegen Kirchengebete angeordnet, und Sündenvergebung allen denjenigen bewilligt, welche diesen Gebeten vorschriftmäßig beiwohnen.

— Am 19. Februar hat eine große Feuersbrunst in der Stadt Werlö in Schweden gewüthet. Es liegen 101 Wohnungen, etwa zwei Drittheile der Stadt, in Asche.

— Zu Neu-Orleans in Nordamerika hat sich eine wohlthätige Gesellschaft von Schweizern gebildet, welche nothdürftige Landsleute zu unterstützen sich zum Zwecke gesetzt.

— Das Landheer der vereinigten Staaten Nordamerika's soll um 7 Regimenter vermehrt und in eben dem Maße die Flotte verstärkt werden.

— Von Canada ist es jetzt ziemlich still, nur wird berichtet, daß die Kerker mit Gefangenen angefüllt seien, deren Lage nicht viel erträglicher sein soll, als die der Neger auf einem Sklavenschiffe. Es haben sich in Betreff dieser Gefangenen Parteien gebildet, von denen die eine zu Amnestie, die andere zu Hinrichtung räth. Behält die letztere die Oberhand, werden sich die Gräuel des Bürgerkriegs schrecklicher als zuvor erneuern.

Allerlei.

— Im Kanton Solothurn wurden von dem Todtengräber, weil der Boden gar stark gefroren war, zwei Todte einer der reich, und einer, der arm gewesen, in ein Grab gelegt, also, daß der Reiche unten lag. Alsbald verlangen dessen Verwandten, das Grab müsse anders gemacht werden; denn es schicke sich doch gar nicht, daß ein Armer auf einem — Reichen liege!

— Vor einigen Tagen kam in Solothurn ein Bauer mit einem Brief auf die Post, und sagte zum Sekretär: es pressiere gar stark mit dem Brief. „Schon gut," antwortete Jener: „werft ihn nur dort ins Loch hinein." Der Bauer schaute am Postgebäude von oben bis unten, wo wohl das Loch sei, bis er an ein paar Brettern, die den Eingang zum Keller bedeckten, ein Luftloch sah. „Aha, do ha-n-i's jo gfunde!" rief er, warf den Brief hinein und ging seiner Wege. Jemand, der gegenüber wohnte, sah das, zeigte es auf dem Postbüreau an und man fand richtig den Brief im Keller liegend.

— Rhein. Blätter schreiben aus dem Düsseldorfer Reg. Bezirke: Alle Bauerschaften von Rees, Millingen, Bienen und Haffen bis tief in Holland sitzen jetzt noch fort im Wasser. Vieles Vieh ist ersoffen. Von Unglücksfällen bei Menschen haben wir noch nicht gehört. Durch Eis und Wasser sind in Bienen aber schon 7 bis 10 Häuser demoliert. Die Saaten sind wahrscheinlich alle verdorben und manche Ländereien für immer versandet. Das Ende ist noch nicht abzusehen. Das Wasser sitzt noch 25 Fuß, in Emmerreich über 16 Fuß. Alles steht noch bei Grieth fest, wie auch in Holland. Wenn nun das Eis vom Oberrhein noch kommt, bevor es bei Grieth losgeht, so wird das Uebel noch schlimmer für die Auswärtigen, obgleich jetzt schon mehrere Häuser bis zum Dache im Wasser stehen. Bis nahe von Rees geht das Wasser; aller Vorkehr ist aufgehoben; die Post geht zu Nachen.

— Vor dem Polizeiamt in Brighton erschien am 28. Febr. ein Mann, Namens Cooper, der, wie vor ihm bereits 3 oder 4 Andre, an der Einbildung krank ist, die Königin Viktoria sei seine Braut und binnen Kurzem werde er mit ihr Hochzeit halten. Hat sie es Euch versprochen?" — „O ja, sie schreibt mir Briefe und ich antwortete ihr. Gestern schickte sie mir 1000 Pf. St. Der Mann fügte bei, er habe nichts dagegen, bis Ende März, wo die Königin nach Brighton kommen werde, in's Krankenhaus zu gehen; doch wünsche er nicht daß sie etwas davon erfahre. Auch möge man ihm bis dahin einen bessern Rock besorgen. Der Bräutigam ward in's Spital gebracht.

— Jüngst wurden 150 Häuptlinge der tapfern Tscherkessen ins russische Hauptquatier freundlich eingeladen; als man sie glücklich hatte, wollte man sie mit Gewalt zwingen, dem Kaiser Treue zu schwören: mit List wußten die Bestürzten sich noch zur rechten Zeit davon zu machen. Russisch! Da es mit Gewalt nicht geht; will man jenes kräftige Volk nun mit sogenannter Kultur bezwingen: es werden russische Militär-Kolonien im Lande angelegt, alle polnischen Soldaten müssen ihre Weiber zu sich nehmen, und dafür verpflanzt man Tscherkessen nach Polen! Russisch! In Polen werden die Rekruten nicht durch gesetzmäßige Conskription ausgehoben, sondern der Adel ist frei, und von Bürgern und Bauern nimmt man weg, wen man mag. Russisch! dabei versichert der Statthalter von Polen in seinem Amtsbericht, das Land befinde sich sehr wohl!

Nachricht.

Denjenigen verehrten Abonnenten des Alpenhorns, welche das Posthörnchen No. 1 noch nicht erhalten haben, wird hiermit angezeigt, daß dasselbe vergriffen ist. Sollte jedoch eine genugsame Anzahl ausdrücklich nachverlangt werden, wird es neu aufgelegt, und den Bestellern zugesendet.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N° 13. 30. März. 1838.

Das Alpenhorn,

eine Wochenschrift

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

☞ Die verehrten Abonnenten werden hiermit aufmerksam gemacht, daß mit der heutigen Nro. das Abonnement für das erste Quartal dieses Blattes zu Ende geht, was dieselben gefälligst bemerken wollen, um keine Unterbrechung in der Zusendung zu veranlassen.

Auf das „Alpenhorn" mit „Posthörnchen" kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

☞ Da mir die Weisung zugekommen, daß ich laut Gesetz nicht nur die politische, sondern auch die belletristische Hälfte dieses Blattes stempeln lassen muß, bin ich zu einer Preiserhöhung auf 36 Bz. jährlich, oder 9 Bz. vierteljährlich genöthigt. **Der Verleger.**

Nachtgedanken.

In stiller Nacht blick' ich zu euch empor,
Ihr Lichtlein in der Höhe;
Und unwillkührlich dringt's zu meinem Ohr:
„Es lebt ein Gott!" — Ich sehe
Mit Sehnsucht nach der ew'gen Heimath hin;
Zu euch, ihr Sternlein, zieht ihr meinen Sinn.

Still folget ihr der ungemeßnen Bahn
Und achtet nicht mein Sehnen.
„Enthebe dich," denkt ihr vielleicht, „dem Wahn,
„Und laß die eiteln Thränen;
„Denn du gehörst auf deinen Erdenkloß,
„Und andre Wesen sind in unserm Schoos!"

O guter Gott, der dieses Alles schuf!
Hier ist die Macht zu lesen,
Die, unsichtbar, auf einen bloßen Ruf
Unzählbar viele Wesen
Aus tiefem Tod zog und aus finsterm Nichts
Ins schöne Leben hellen Tageslichts.

Die Fee im Jura.

13. Die Erklärung.

Nachdem die Krönungsfeierlichkeiten beendigt waren, trat Neuenhaus die Reise über Wien nach seiner Heimath an. In Wien angelangt, fand er den Herrn von Grünenberg wieder nebst mehrern andern Rittern und adeligen Herren aus der Schweiz. Grünenberg empfing ihn wie einen alten Freund, stellte ihn der übrigen Ritterschaft als solchen vor und lud ihn zu einer Abendgesellschaft bei sich ein.

Diese war sehr zahlreich aus einer Menge österreichischer Herzoge, Grafen, Barone ꝛc. zusammengesetzt. Zum Gegenstand der Unterhaltung machte man die Schweiz, und zwar auf keine derselben vortheilhafte Weise.

„Es ist nun endlich einmal an der Zeit," sagte der schweizerischen Edelleute einer: „daß man dieses Volk zur Ordnung weise. Land und Leute sind rechtmäßiges Eigenthum des Hauses Oesterreich und unser. Durch Rebellion haben die Bauern sich unserm Gehorsam entzogen. An uns ist's, den Ungehorsam zu strafen und unsere Herrschaftsrechte wieder geltend zu machen. Der Kaiser hat sich nun zu deren Demüthigung entschlossen, und bereits von König Karl aus Frankreich Hülfe zugesagt erhalten. Die Stadt Zürich ist auf unserer Seite. Nun laßt uns dem Bauernstolz klingend und singend zu Grabe läuten." Hiermit griff er nach seinem Becher und jubelnd stieß die ganze Gesellschaft auf den Untergang der schweizerischen Freiheit an.

Neuenhaus, bestürzt über das, was er hier hören mußte, stieß nur zögernd und betroffen mit an; dabei ergriff er das Wort und sprach: „Bedenket wohl, ihr Herren, daß von Natur aus auf der Welt kein Mensch ein Recht hat, sich die Herrschaft über den andern anzumaßen, es sei denn, daß sich Einer freiwillig unter des Andern Botmäßigkeit begebe, und auch diese kann nur so lange dauern, als beide Theile darüber einverstanden sind. Werden Einem gezwungene Fesseln angelegt, hat derselbe so gut wie ein gefangener Vogel das Recht, jede sich ihm darbietende Gelegenheit zu seiner Befreiung zu benutzen, und....

— Was sagt der Grünspecht? Stopft ihm das Maul! riefen die Einen; „schlagt ihn zu Boden, den albernen Kühmelker!“ schrieen die Andern, und Einer goß ihm einen Becher voll Wein über's Gesicht. Entrüstet über solch läppisches Benehmen versetzte ihm Neuenhaus dagegen eine so derbe Maulschelle, daß er betäubt rücklings zu Boden sank und ihm das Blut stromweise zu Mund und Nase heraus quoll.

Wie wüthend stürzten sich nun alle über Neuenhaus her, schlugen ihn zu Boden und nur Grünenbergs Vermittelung gelang es, ihn schwer verwundet ihren mörderischen Händen zu entreißen.

Des andern Tages ließ sich eine Gräfin von Sternenfels bei Grünenberg melden, deren Bekanntschaft er vor einiger Zeit in Wien gemacht hatte und die sich für eine Schweizerin ausgab, obwohl er nicht wußte und auch von ihr nicht erfahren konnte, in welcher Gegend der Schweiz sich ihr Herrschaftssitz befinde. Sie hielt sich seit kurzer Zeit als Fremde in Wien auf, meidete aber wo möglich die vornehme Welt und glänzende Gesellschaft, obwohl sie nichts weniger als unvermögend zu sein schien, indem von ihr das Gerede ging, daß sie die bedeutendsten Summen zu Unterstützung Hülfsbedürftiger und Nothleidender verwende und überall mit Rath und That an die Hand gehe. Sie erbat sich, den Herrn von Neuenhaus zu sich zu nehmen, ihn zu verpflegen und für seine Wiederherstellung zu sorgen.

Grünenberg aber hatte der Ritterschaft sein Ehrenwort geben müssen, ihn sorgsam zu verwahren, zu bewachen und nach seiner Genesung in Gefangenschaft abzuliefern, weshalb er sich nicht bewegen lassen wollte, so gern er der jungen, schönen Gräfin einen Gefallen erwiesen hätte. Da starb plötzlich einer seiner Diener und man wurde räthig, seinen Leichnam mit Neuenhaus zu verwechseln, diesen für todt auszugeben und jenen unter dem Namen des Letzteren zu begraben, während man ihn selbst unter seinem in Wien längst vergessenen Namen Heinrich Hächler heimlich in die Wohnung der Gräfin brachte.

Dort trat sie freundlich und theilnehmend vor sein Lager. Ihre Gesichtszüge und Stimme kamen ihm so bekannt vor, daß er in denselben die äußerste Aehnlichkeit mit denjenigen des Knaben zu entdecken glaubte, der ihn aus dem türkischen Lager geführt hatte. Sie sprach:

Sei getrosten Muthes, junger Mann!
Bald wirst Du die Heimath wiedersehen.
Der Bedrohten Banner siehst Du dann
Trotz dem Adelstolze siegreich wehen.
In dem Arm der Liebe findest Du,
Da die Prüfung gut Du überstanden,
Lebensfriede, häuslich frohe Ruh
In der Heimath freien, schönen Landen.
Gott der Herr ist fernerhin mit Dir!
Seine Güte wirst Du wohl erkennen,
Dankerfüllt fällst Du ihn auch dafür
Deinen weisen, guten Schöpfer nennen.

Während dieser Rede überzog die Gräfin ein besonderer Glanz, so daß Hächler vollkommen das Bild der Fee im Tempel zu sehen und deren Sprache zu hören glaubte. Nach Beendigung ihrer Rede verschwand sie vor seinen Blicken. Er nahm den Spiegel hervor; da sah er darin das nämliche Bild, die gleiche Verwandlung und hörte noch einmal deutlich die von ihr gesprochenen Worte.

Darauf trat ein alter Herr zu ihm herein, es war der nämliche Kaufmann, dem er früher sein Eigenthum anvertraut hatte. Dieser erkundigte sich nach seinem Befinden und sagte, die Gräfin von Sternfels habe ihn seiner Pflege anempfohlen, lasse ihm glückliche und baldige Genesung wünschen, Lebewohl sagen und sei so eben verreist.

„Sie sind also Willens,“ fuhr er fort, „nach Ihrer Herstellung Wien zu verlassen, um in die Heimath zurückzukehren?“

— Wenn es Gottes Wille ist! antwortete Hächler.

„Sie können gegenwärtig dem Vaterlande nützlich werden, denn wie man hört, möchte der Kaiser mit einem Heer gegen das Schweizerländchen ausziehen. Wäre ich noch jung, gleich würde ich mit Freuden den eidsgenössischen Bannern zueilen. Die Gräfin hat zwar für das Land die beste Hoffnung, zumal da die deutschen Fürsten dem Kaiser ihre Hülfe versagt haben, doch könnte es immerhin wieder das Leben vieler unschuldigen Leute kosten. Um aber wieder auf Ihre Angelegenheiten zurückzukommen: Sie haben mir vor einigen Jahren Ihr Gut anvertraut, ohne sich weiter mehr um dasselbe zu bekümmern, und ohne daß ich erfahren konnte, wo Sie hingekommen. Dieses hat Ihnen durch mein Verwenden seither reichliche Prozente getragen, so daß ich Ihnen beinahe das Dreifache von dem, was Sie mir übergaben, wieder zurückstellen kann, womit Sie Ihr Daseiu in der Heimath bequem und ohne Sorgen fristen können.“

Hächler wollte durchaus nicht mehr annehmen, als er von Rechtswegen fordern zu können glaubte; der Kaufmann aber bestand darauf. Bei der guten Verpflegung, die er da genoß, waren seine Wunden bald geheilt. Er dankte dem Kaufmann für die gute Aufnahme und seine gefälligen Bemühungen, und nahm Abschied.

(Fortsetzung folgt.)

Der dankbare Nebenbuhler.

Jakob, der Sohn eines armen Mannes aus Guttannen, hatte als Knecht bei dem reichen Müller in Realp gedient. Des Müllers einzige Tochter war dem schmucken und braven Knaben sehr gewogen, und hing mit feuriger Zärtlichkeit ihm an; aus Dankbarkeit nicht minder er ihr, doch sah er bei des Müllers übertriebenem Hang zu häuslicher Sparsamkeit das Mögliche ihrer einstigen Verbindung nicht ein.

„Was denkst Du auch, Aenneli? sagte er in dieser Beziehung eines Tages zu ihr: „Du des reichen Müllers Tochter, und ich der arme Jakob! Was würde dein Vater dazu sagen?“

— Ach Jakob! erwiederte sie: Wenn Du so prichst, hast Du

mich nicht lieb. Bin ich Dir aber etwas werth, so will ich die Sache schon beim Vater einlenken.

„O Aenneli, wie kannst Du an meiner Liebe zweifeln!“ rief er bewegt.

Ihr Einlenken aber half nichts. Denn als der Müller den Umstand vernahm, jagte er den fleißigen und treuen Jakob fort, und zwang seine Tochter, dem Sohn des reichen Roßhändlers von Meiringen die Hand zu geben.

Da lud sie ihren Geliebten zu einem zehn Minuten von der Mühle entfernt wohnenden vertrauten Verwandten ein, um ihn vor der Hochzeit noch einmal zu sehen und zu sprechen. Jakob, der seit dem Austritt aus des Müllers Hause bei seiner alten verwittweten Mutter in Guttannen gelebt hatte, entschloß sich, seiner geliebten Aenneli Wunsch zu erfüllen, und den beschwerlichen Weg dahin anzutreten.

Er nahm eine Flasche Kirschwasser, etwas Brod und einen Stock zu sich, und trabte mit belkommenem Herzen von dannen. Glücklich überschritt er alle gefährlichen Stellen der Gebirgspässe bis auf eine kurze Strecke von seinem Ziel. Da gewahrte er in geringer Entfernung sechs schwer beladene Saumrosse mit zwei Führern vor sich her traben. Zugleich merkte er an einem besondern Windzuge, daß eine Schneelawine gerade über dieselben hin ihren Weg nach dem Abgrund nehmen würde, und er rief ihnen aus vollem Halse zu und winkte; sie hörten nicht. Die Lawine rollte mit donnerähnlichem Getöse herunter und ließ ein Stück von sich auf dem Wege liegen, womit Pferde und Führer verdeckt wurden. Jakob eilte hinzu und mit vieler Mühe gelang es ihm, das vorderste Pferd mit seinem Führer unter dem Schnee hervorzugraben, und mittelst des Kirschwassers wieder zum Leben zu bringen. Es war sein Nebenbuhler, der gerade mit einem reichen Brautgeschenk der Mühle zu traben wollte.

Entzückt über seine Rettung umarmte dieser den Jakob und lud ihn ein, mit ihm zur Verlobungsfeierlichkeit zu kommen, was er kalt, trocken und beharrlich ablehnte. Traurig und verschlagen ging er neben dem Bräutigam her, dem das Verhältniß Jakobs zu seiner Braut unbekannt war. Neugierig über dieses sonderbare Benehmen, forschte er zuletzt dringend nach dessen Ursache, bis Jener ihm Alles gestand. Er nöthigte ihn nun gewaltsam, mit nach der Mühle zu kommen. Dort angelangt, schickte man alsogleich Knechte zur Ausgrabung des andern Verunglückten; dann trat man in eine Stube. Der Müller schnitt ein ellenlanges Gesicht beim Anblick Jakobs, wurde aber vom Bräutigam bei Seite gezogen und verschloß, entweder in Gedanken oder aus Mißtrauen, hinter sich die Thür. Unterdessen harrte Aenneli vergebens auf ihren Geliebten. Es wurde Nacht und Niemand erschien, um dem eingeschlossenen Jakob aufzumachen. Gegen Mitternacht hörte er durch die Bretterwand in einem Gemache daneben deutlich das Schluchzen der unglücklichen Braut, und die Worte: „O Jakob, wenn ich Dich nur auch noch einmal vorher gesehen, nur noch ein paar Wörtchen mit Dir hätte sprechen können!“

Gern hätte er sich ihr entdeckt; da er aber nicht wußte, was man mit ihm vor habe, und etwaige Lauscher fürchtete, verhielt er sich still und erwartete voll innerer Unruh den andern Morgen. Als aber auch da noch Niemand ihm aufmachen wollte, polterte und rief er, vom Hunger getrieben. Da ward aufgemacht und ihm entgegen kam Aenneli. Erschrocken trat sie ein paar Schritte zurück, dann flog sie ihm um den Hals und fragte, wie er hierher gekommen. Er erzählte. Sie aber sagte ihm, wie sie angstvoll auf ihn vergebens gewartet, und bei ihrer Zurückkunft erfahren habe, daß ihr Bräutigam angekommen, aber mit ihrem Vater sogleich unter Vorgeben wichtiger Geschäfte wieder abgereist und bis dahin noch nicht zurückgekommen sei.

Erst gegen Abend kamen die Beiden wieder. Sie waren zum Pfarrer gegangen, um den Eheverkündungsschein auf — Jakob überzutragen, und da dieser von sich aus es nicht thun wollte, hölten sie die Erlaubniß dazu beim Landammann ein. Der Roßhändler hatte aus Dankbarkeit seinem Retter die Braut abgetreten und ihm zur Aussteuer alle hervorgegraben Sachen sammt dem geretteten Pferd, in einem Werth 2000 Gulden, geschenkt.

Acht Tage nachher wurde Aenneli mit Jakob getraut; am Hochzeittage traf den Müller der Schlag, er starb und Jakob nahm seine alte Mutter zu sich auf die Mühle.

Der Gespensterseher.

„Säg, Aetti, weisch du nid, worum,
Was ächterst dert mag sy?
Der Ringgi lauft de Stei wyt um
Und mag mid dra verby.“

„'s gil's mängist au, er billt ne-n-a,
Und 's ist doch Niemer dert;
Er thuet so grüslig as er cha:
Gäb was me-n-ihm's au wehrt.“ —

He, i-m-e Ghenkte-n-isch sis Grab
Dert under selem Stei,
Und chunnt e trunkne Ma bergab,
So jagt's ihn weidli hei.

Er het es wüesches Lebe gfüehrt
Und ist nid redlich gsy;
Het gsoffe, gspielt und ghaselert,
Und gstohle-n-obedry.

Us's Bätte het er nid viel gha;
Us's Schaffe gar denn nüt;
Er ist nie schweißig worde dra
Wie ander ehrlich Lüt.

Doch ist er niene wyt mit cho,
So het me-n-emel gseit:
Chumm het er Geld gha, het er's scho
I's Wirthshus abe treit.

So het ihn d'Gsundheit zletscht verlo,
Und si Vernunft si gsenkt!
Do het er halt e Hälsig gno
Und a-n-e Baum si ghenkt.

Druf het me-n-e vergrabe dert
Und het e Stei hi gsetzt
Zur Warnig, daß's e Jede lehrt,
Wo nid sis Lebe schätzt.

Der nid si Gsundheit z'schoone weiß,
Nid kennt der Werth vom Geld,
Nid mag mit Arbeit i sim Schweiß
Au nützlich sy der Welt.

Unsichtber sitzt er bis uf d'Stund
Am Stei und uf sim Grab;
Und dere Gspenster gseht der Hund,
Er förchtet si dodrab.

Bilder aus der Natur.

Der Kukuk.

Nicht weniger als 46 Kukukarten, von denen aber nur zwei unsre Landsleute sind, hat man bisher entdeckt. Sie alle haben einen fast runden, vorne etwas gebognen, an den Seiten zusammengedrückten Schnabel, in dem die Nasenlöcher liegen, die ein erhöhter Rand um-

gibt. Flach und ungespalten ist die pfeilförmige Zunge. Die Füße sind Kletterfüße, und die Klauen, besonders an den Seiten, sehr scharf. In der ganzen Welt findet man hier diese, dort jene Art von dieser Vogelgattung.

So groß wie eine Turteltaube, aber länger und schlanker, ist der gemeine Kukuk. Das Gefieder des Männchens hat am Oberleibe die Spielungen des Taubenhalses, d. i. dunkel aschgrau ins grünliche und kupferfarben schillernd; der Unterleib ist hellaschgrau um die Brust, weiterhin weiß mit grauen, wellenförmigen Querlinien. Die Schwungfedern und der Schwanz sind schwarz mit weißen Flecken. Letzterer besteht aus zehn stufenweise abnehmenden Federn und ist keilförmig. Der Schnabel ist schwarz, die Füße sind hellgelb. Das Kukukweibchen ist kleiner, dunkelgrau mit schmutzigbraunen Flecken, am Unterhalse aschfarbig und gelblich gemischt mit schwarzbraunen, wellenförmigen Querstreifen, am Bauche schmutzig weiß und in die Quere gestreift. Einige Aehnlichkeit des Gefieders mit dem Sperber hat das alberne Mährchen erzeugt, der Kukuk verwandle sich in einen Sperber, und alle Raubvögel hegten deßwegen eine ganz besondere Freundschaft und Liebe für ihn.

Der Kukuk wohnt am Liebsten in Wäldern, die in der Nähe von Wiesen und Feldern liegen. Nadelhölzer ziehet er dem Laubholze vor. Ein Paar wählt sich immer eine Strecke von ungefähr einer Stunde im Umfange, und duldet in diesem Reviere durchaus kein anderes Paar. Sein Gang ist hüpfend, doch macht er von dieser Fertigkeit selten Gebrauch. Aus den wärmern Ländern, wahrscheinlich Nordafrika, wo er, um Winterquartiere zu halten, in ziemlicher Gesellschaft im September hinzog, kommt er, wieder in Gesellschaft, erst am Ende des Aprils zurück, und verkündet seine Ankunft den Bewohnern der Wälder, durch seinen, obgleich einförmigen, doch angenehmen Ruf. Ganz unerweislich ist das Vorgeben einiger, er bleibe den Winter über, in einem hohlen Baume schlummernd, bei uns. Daß er aber so spät bei uns ankommt hat einen sehr weisen Grund. Die mütterliche Natur ruft ihre Kinder nur dann aus der Ferne zurück, wenn sie ihnen bereits ihren Tisch gedeckt hat. Da nun die vorzüglichste Nahrung des Kukuks in Blätter- und Blühtenraupen, Heuschrecken, Schnecken, Käfern u. drgl. besteht, wie Zorn und andere an den Flügelschalen, Raupenhaaren u. drgl. in seinem Magen deutlich genug bemerken konnten; so darf er nicht eher kommen, bis Futter genug für ihn vorhanden ist. Seine Liebe zu gewissen Heuschrecken-Larven hat Veranlassung gegeben, aus dem sogenannten Kukuksspeichel ein großes Wunder zu machen. Da die Schaumcicade einen Schaum ausschwitzt, der theils als Schutzwehr theils als Netz dienen mag, um kleine Insekten zu fangen, und man den Kukuk oft in diesem Schaume suchen sah, so mußte das ein Speichel des Kukuks sein, aus dem mit der Zeit ein Insekt hervorkäme;

Höchst wahrscheinlich der sehr starke Appetit des Kukuks, und die nicht geringe Mühe, die er sich geben muß, um nur für seine Person täglich satt zu werden, war der Grund, warum die Natur ihn, unter allen Vögeln ganz allein, des Brütungs- und Aezungsgeschäftes seiner Nachkommenschaft gänglich überhob, und ihm den Instinkt einpflanzte, seine Kinder in eine fremde Wiege zu legen.

Um die Paarungszeit lassen die Kukukmännchen, deren es weit mehr als Weibchen giebt, ein oftmaliges kuku, kuku hören, das sie zuweilen mit einem Tone unterbrechen, der gerade so lautet, als wollten sie sich räuspern. Mit Gluchzen antwortet das Weibchen: Glu, glu. Außer jenem Rufe hört man vom Manne auch noch einen heisern Schrei, wie man von den kleinen Tauchern zu hören gewohnt ist. Bald darauf wird unter vielem Aechzen die Paarung auf den höchsten Bäumen vollbracht. Von jetzt an beobachten die Kukuke sorgfältig den Fortgang des Nestbaues verschiedener kleiner Vögel: der Rothkehlchen, Weidenzeisige, Zaunkönige, gemeiner und grauer Grasmücken, Mönche, weißer und gelber Bachstelzen, kleiner Neuntödter und einiger anderer. Man hat auf 20 Arten beobachtet, bei denen sie ihre Eier in Pension geben. Es ist aber bei der Kukuksmutter nicht bestimmter Entschluß, diesen oder jenen Vogel zur Amme ihres Kindes zu nehmen, sondern immer trifft den das Loos, der gerade dann, wenn sie ihr Ei zum Legen reif fühlt, auch sein letztes Ei gelegt hat. Mit dem Anfange des Junius legt sie ihr erstes Ei. Dieses ist nach Verhältniß ziemlich klein, weil ein kleiner Vogel das Brütgeschäft übernimmt, rund, schmutzig weiß, und an der stumpfen Hälfte braun, braungrau, violett gestrichelt, so daß die Striche zuweilen I und V vorstellen. Ist der Eingang in das fremde Nest ihr selbst zu enge, so legt sie das Ei auf die Erde, faßt es dann mit dem Schnabel, und trägt es so in das Nest. Dieses Geschäft treibt sie fast alle Tage einmal bis in die Mitte Juli. Aber so viele Eier sie auch legt, so sucht sie doch für jedes ein eignes Nest auf, was ihr bei den freundlichen Einladungen, die sie von allen Seiten bekommt, zu finden gar nicht schwer fällt. So betrübt sonst jene kleinen Vögel bei Annäherung irgend eines Geschöpfes zu ihren friedlichen Wohnungen werden und so fertig sie jedes fremde Ei, das man mit großer Vorsicht ihnen hineinlegt, über Bord werfen oder wohl gar das Nest ganz verlassen: so scheinen sie dagegen bei Annäherung eines Kukuks fast außer sich vor Freude über die ihnen zugedachte Ehre. Freundlich verläßt die kleine Zaunkönigin ihr Nestchen, damit die Kukuksmutter ihr Ei recht bequem hinein gleiten lassen könne. Gewöhnlich geht über dem Fündlinge die Pflege der leiblichen Kinder verloren, die bald sterben, weil die Gefräßigkeit des Stiefsohnes die ganze Zeit und Kraft der gutherzigen Alten fordert.

Der junge Kukuk ist Anfangs oben rothbraun und in die Quere weiß gestreift, unten weiß und schwärzlich gewellt. Bald wird ihm die für ihn nicht gebaute Wiege zu enge; er dehnt sich und drängt die allenfalls noch lebenden Stiefgeschwister hinaus. Sobald der flügge gewordene junge Kukuk das Nest verläßt, setzt er sich auf einen nahe gelegenen Baum, streckt und dehnt sich einige Male, zieht seine Federn durch den Schnabel, und ruft kreischend: Girrke, Girrke. Jetzt versammeln sich aus der ganzen Gegend Grasmücken, Rothkehlchen ꝛc., und begucken ihn mit vieler Freude und tragen ihm wetteifernd so viel Nahrung zu, daß er kaum so schnell schlucken kann. Versucht er endlich seine Kräfte im Fluge, so begleiten und füttern ihn seine gastfreundlichen Ernährer, so lange er noch Unterstützung bedarf.

Man kann den jungen Kukuk zahm aufziehen. Immer aber ist der Zeitpunkt des Uebergangs des Herbsts in den Winter kritisch, sehr oft tödtlich für ihn. Er kann so zahm gemacht werden, daß er den Ruf seines Herrn kennt und ihn wohl auch auf die Jagd begleitet. Ein Naturforscher erzog einen mit Seidenwürmern und Gartenraupen. Diese, so wie die Schmetterlinge, faßte er immer beim Kopfe zuerst, nahm sie der Länge nach in den Schnabel, zerquetschte sie so, daß aller Saft herausgieng, und der Bissen nun schlüpfrig und leicht hinuntergleitend wurde. Eben so faßte er auch die in längliche Streifen geschnittnen Schafslebern und Hammelsnieren, die man ihm nach der Raupenzeit aber immer etwas angefeuchtet, gab. Todte Insekten fraß er nicht. Die natürliche Wasserscheu, die man an ihm wie an andern bemerkte, überwand er endlich doch, wahrscheinlich weil ihn die trockne Nahrung zwang.

Das Fleisch der in der Freiheit so reichlich ernährten jungen Kukuke soll sehr gut und fett sein. Einige halten den Gukuk für einen Unglücks-, Andere für einen Glücks-Vogel, fragen ihn in Verlegenheiten um Rath, und sehn — wir müssen unsern Lesern den Unsinn ohne seines Gleichen bekannt machen — die Erde, die sich unter dem rechten Fuße desjenigen befindet, der das erste Geschrei des Kukuks im Frühlinge hört, für ein sicheres Mittel gegen Flöhe und anderes Ungeziefer an. So nützlich er uns durch Verminderung schädlicher Insekten wird, so sind doch alle seine andern Vorzüge, von seiner gepriesenen Prophetengabe bis zur Heilkraft seiner Asche gegen die fallende Sucht herab, lächerliche Erdichtungen. Als ein erfrorner Kukuk gieng nach der Mythologie Jupiter auf ein Abenteuer aus, und eroberte so seine Gemahlin Juno; daher soll bis diesen Tag die Gewohnheit kommen, daß Ehelustige den Kukuk fragen, wie lange sie noch warten müssen.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 13.

30. März. 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Am meisten mußt du auf dich selber Achtung geben:
Doch merke dir zugleich, wie Andre leben.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Durch Kreisschreiben vom 16. März verlangt die Regierungskommission von Schwyz, daß die Ansprüche, welche der Kanton Schwyz im Namen des Klosters Einsiedeln auf das Eigenthum des Klosters Fahr im Aargau macht, an das eidsgenössische Recht gewiesen werden.

— In einem andern unter gleichem Datum erlassenen Kreisschreiben bestreitet der Kanton Schwyz die Gültigkeit des Tagsatzungsbeschlusses vom 1. Herbstmonat 1837 in Betreff der Eintreibung der Besatzungskosten, und bittet in den rührendsten Ausdrücken, Erinnerungen an Bruderzwiste in der Eidsgenossenschaft auszulöschen, diese Angelegenheit aus den Tagsatzungs-Berathungen zu verweisen und den erwähnten Beschluß aufzuheben.

— Am 5. d. entwischte der in Aarberg gefangen gehaltene Falschmünzer Grütter aus Roggwyl, als man ihm kurz vorher aus Erbarmen ein wärmeres Lokal angewiesen hatte. Als ihm der Landjäger das Essen brachte, schlug er denselben zu Boden, schloß die Thür hinter sich zu und gewann, von der Nacht begünstigt, das Weite.

— Nach Antrag des Finanz-Departements ist in Bern die Rede davon, sämmtliche Kollaturen von Pfarreien, die sich noch in den Händen von Privaten oder Korporationen des K. Bern befinden, zu Handen des Staats zu ziehen.

— In der Versammlung der Zünfte von Chur vom 22. März ward nach langem Kampf eine Reduktion des aus 30 Mitgliedern bestehenden Stadtraths beschlossen und entschieden, daß 15 Rathsherren und 5 Oberzunftmeister einstweilen genügend sein sollen, die wichtigen und schwierigen Geschäfte der kaum 300 Aktivbürger zählenden bündnerischen Hauptstadt zu erledigen. Sollte aber die Geschäftslast diesen 20 Kapazitäten zu schwer fallen, so bleibt nach 3 Jahren Probezeit die Wiederherstellung des frühern Zahlverhältnisses vorbehalten.

— Am 25. Jan. wurde in Liestal ein Mensch, der sich Joseph Sutter nannte, sich für heimathlos, ledig, achtzehn Jahr alt, ausgab, wegen Diebstahl zu sechsmonatlicher Einsperrung und vierjähriger Verweisung aus dem Kanton verurtheilt. Er trat seine Strafe an, wurde zu einem andern Züchtlinge gebettet und ging mit den übrigen auf die öffentliche Arbeit. Da geht auf einmal das Gerücht, dieser Sutter sei ein Weibsbild. Man läßt ihn untersuchen und es ist wirklich so. Die Entdeckte bekennt nun, sie heiße Verena Klaus, sei von Wangen und habe sich schon seit drei Jahren in Mannskleidern herumgetrieben..

— Das Kriminalgericht von Glarus hat am 27. März beschlossen, den Zeugherrn Tschudi, wegen Kränklichkeit, gegen Kaution seiner Haft zu entlassen. Die Baseler Zeitung nennt das eine Anwandlung von menschlicher Regung bei den protestantischen Glarnern. Wir können aber versichern, daß wohlthätige menschliche Regung bei diesen häufiger ist, als bei manchen Kuttenträgern, die gewöhnlich bloß in Gegenwart hübscher Köchinnen davon angewandelt werden, und denen doch diese Zeitung so oft das Wort nimmt.

— Die Schützengesellschaft von St. Gallen erhielt von New-York die Anzeige, daß 15 dort wohnende St. Galler auf das im Juli statt findende eidsgen. Freischießen einen silbernen Becher als Ehrengabe, in Werth von 100 Dollars, einsenden werden.

— Der Staatsrath von Neuenburg drückt in einem Kreisschreiben den Wunsch aus, daß der eidsgen. Bettag wieder wie früher auf den ersten Donnerstag im September verlegt werde.

— Bischof Bossi soll den katholischen Geistlichen verboten haben, an der jährlichen Näfelser-Fahrt Theil zu nehmen, bei welcher der protestantische Pfarrer Walser als Prediger auftreten wird.

— Durch Hülfe der Mönche im Bernhardiner-Hospiz konnten von 11 durch eine Lauine verschütteten Personen 4 wieder aufgefunden werden.

Ausland.

— Die Kurhessen haben geglaubt, ihre Stände mit Zugvögeln vergleichen zu müssen, die bei Annäherung des politischen Winters in wärmere Gegenden zögen, um erst nach 6 Monaten wieder zu kehren, gestärkt u. frisch, vorbereitet zur Vertretung der gesetzlich anerkannten Rechte; allein sie werden nun schon zum 18. April wieder einberufen, so daß man die jetzige Pause in ihren Berathungen nur als eine Art Ferien, nur nicht etwa Hundstags-Ferien, ansehen kann.

— Wer sich später in Baiern zu verheirathen gedenkt, den machen wir im Voraus darauf aufmerksam, daß er auf jeden Fall eine durchaus fromme, sittsame und tugendhafte Frau bekommen wird und muß, denn den neuesten Verordnungen zufolge müssen alle Jungfrauen bis zu ihrem achtzehnten Jahr Sonntag Nachmittags nach Beendigung der Schule noch die christliche Lehre in der Kirche besuchen; Tanzplätze sind ihnen verboten. Reiche und vornehme Kinder, die in höhern Lehranstalten ihre Bildung suchen, brauchen die christliche Lehre nicht anzuhören, weil sie in der Regel Geld genug haben, um den Mangel an Religion und Moral damit zu decken; auch sind, wie natürlich, die Judenmädchen dieser Verordnung enthoben.

— In Kiel ist in der Nacht vom 16. März das dortige schöne Schloß abgebrannt und an diesem Tag langte in Aachen ein Zirkular von Rom an, wonach der römische Landesherr die Wahl des Hrn. Dr. Güsgen zum Bisthumsverweser für Null und nichtig erklärt. — Ein Unglück über's andere.

— Die hannöverschen Stände, welche sich Anfangs, von wichtigen Stimmführern geleitet, für inkompetent erklärten, werden jetzt, wie man hört, den Wünschen des Königs entsprechen, und die Kompetenzfrage auf sich beruhen lassen. „Auf sich beruhen lassen“ ist ein schöner und ausgezeichneter Ausdruck, der in kurzer Zeit in ganz Deutschland so zur Mode wird, daß Alles auf sich beruhen bleibt.

— Im ganzen hannoverischen Lande zerbricht man sich darüber den Kopf, was eigentlich die Addresse der Stände sagen will und soll. Man bewundert den Styl, die feinen Wendungen und die schönen Worte, sucht aber vergebens nach dem Inhalt; deshalb ist man endlich auf die Idee gekommen, daß eine Addresse eigentlich keinen Inhalt haben müsse, womit man sich zu trösten sucht, und das ist unter den jetzigen Umständen das Beste.

— Die große, ruhmvolle französische Nation hat sich seit dem Anfange dieses Jahrs zu Bette gelegt, schläft und träumt von ihrem Glücke; sie sieht sich im Traume als das glorreichste Volk, dessen Namen alle wilden Völker von den zerrissenen Nordküsten Afrikas bis zur Glut-Atmosphäre des Sahara-Sandmeers mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen, und sie vertraut auf die Weisheit eines Königs, dem freilich seltene Schicksale und harte Prüfungen als karakteristische Kennzeichen eines großen Mannes nicht fehlen. Wo die Weisheit des Königs nicht ausreicht, da darf sich die ruhmvolle Nation auf die Weisheit ihrer Vertreter verlassen, und diese wissen sich in die Zeit zu schicken und geben nach.

— Ben Arach, der Gesandte Abdel-Kaders, hat dem ersten Pfarrer von Toulon zur Austheilung an die dortigen Armen, eine Summe von 500 Fr. übermacht.

— Aus Toulon wird gemeldet, daß es zwischen der franz. Garnison von Bugia und den Arabern zu einem ziemlich hitzigen Gefechte gekommen, in welchem die Franzosen mehrere Leute verloren, die Araber aber mit bedeutendem Verlust in die Flucht geschlagen wurden. Wie es scheint, haben die Arbeiten, welche die Garnison zum Schutz ihres Schlachtviehes ausführt, den Kabylen Besorgnisse eingeflößt.

— Nach Berichten der Kolonial-Verwaltung der Insel Martinique müssen dort 45,000 Bürger ein Büdget von 2,200,000 Fr. aufbringen, wovon die Hälfte durch Beamten-Gehalte verschlungen wird. Die Kolonial-Versammlung hat dem König der Franzosen die traurige Lage der Kolonie geschildert und dabei bemerkt, daß das neue Zuckergesetz sie ruinire und sie dagegen protestiren müßten, um länger bestehen zu können.

— Die zweite Kammer der Generalstaaten hat den Gesetzesentwurf zu Bestreitung der ausserordentlichen Ausgaben des Kriegs- und See-Departements und zur vollen Zahlung der Zinse der öffentl. Schuld für 1838 angenommen.

— Der Kaiser von Rußland soll allergnädigst zu befehlen geruht haben, daß Lobgedichte auf oder an ihn mit uneingeschränkter Preßfreiheit gedruckt werden dürfen.

— In Irland muß es immer noch betrübend genug aussehen, wenn in einem Jahr bei 700 Todtschläge vorfallen. Eine Reform wäre demnach wohl mehr als bloß Parteiforderung.

— Trotz der heftigsten Einsprüche, welche von Seiten mehrerer italienischen Höfe gegen das Erscheinen einer Zeitung auf Malta unter englischer Preßfreiheit erhoben worden, so ist dieselbe doch ins Leben getreten, und man erfährt durch dieselbe sehr viel Neues, aber wenig Gutes. So z. B. sagt sie bei Anlaß der politischen Untersuchungen, daß ein gewisser Inquisitionsrichter Oreggi mit Verläugnung alles menschlichen Gefühls die Gefangenen gequält und die Untersuchungen absichtlich und nur aus Habsucht verlängert habe. Dazu wird er als ein Trunkenbold geschildert, der schon häufig das **Delirium tremens** gehabt, dessen Unfähigkeit durch ärztlichen Ausspruch bewiesen worden und dennoch in seiner Stellung bis zum Schlusse der Untersuchungen geblieben ist, ja sogar mit einem Orden belohnt wurde.

— Lissabon war wieder einmal der Schauplatz von Blutvergießen und Verwirrung. Die demokratische Partei machte einen Versuch zum Umsturz der Regierung; sie brachte 1600 Mann zusammen und zogen bewaffnet nach dem Platze Rocio. Beim Heranrücken der Truppen der Königin warfen jene sich ins Jesuskloster, fingen an zu feuern und es entspann sich ein verzweifelt hartnäckiger Kampf, der beide Theile viele Opfer kostete und mit Zerstreuung der Insurgenten endete.

— In Saragossa ist es am 6., 7. und 8. März ziemlich toll hergegangen; die eingedrungenen Carlisten wurden wieder aus der Stadt herausgeschlagen, und da das Volk sich nicht ausreden ließ, daß Verrätherei dabei im Spiele war, so mußte General Esteller des Pöbels Wuth geopfert, d. h. erschossen werden. Das beruhigte aber die wüthende Menge nicht und es wird wohl noch mehr geopfert worden sein, daher es sehr unangenehm sein mag, als General daselbst zu kommandiren. Die Bürger dieser Stadt fochten übrigens mit großer Erbitterung, selbst die Weiber nahmen am Gefechte Theil, indem sie sehr gastfreundschaftlich den Carlisten von den Dächern herab mit Ziegeln und Steinen aufwarteten. Aus allen Fenstern und von allen Balkonen wurde auf sie geschossen, so daß sie noch eine Zeit lang sich an diesen Empfang erinnern werden.

— Die sehr blutigen Auftritte in Saragossa beschäftigen jetzt den Hof in Madrid, und man scheint mit den Herren dieser Stadt in so fern zufrieden zu sein, als sie die Carlisten wieder zum Tempel hinaus gejagt; doch eben so unzufrieden ist man darüber, daß dieselben Herren geradezu erklärt haben, sie würden sich fortan ihre Behörden selbst wählen und dankten der Regierung für alle etwaige Vorsorge in dieser Beziehung. Man will hierin eine Unzufriedenheit gegen die Regierung erkennen, die sich auch den Bauern und Pächtern in der Umgegend mitgetheilt hat. Denn diese haben den versammelten Cortes ohne Umstände sagen lassen, sie würden sich der Wiedereinführung des Zehntens nicht nur widersetzen, sondern auch die mit Eintreibung desselben beauftragten Beamten mit Gewalt vertreiben.

— Alle Berichte, welche man in der letzten Zeit über Griechenland erhalten hat, sind so friedlich und ruhig, daß man sich in der That darüber freuen muß. Der junge König reiset in Begleitung seiner Gemahlin umher und wird überall mit Liebe und Ehrfurcht aufgenommen. Es ist vielleicht das erste Mal, daß dies dem jungen Herrscher seit seiner Anwesenheit in Griechenland begegnet, und er konnte freilich kein besseres Mittel, sich Popularität zu verschaffen, erwählen, als die Hauptplätze seines Reiches zu besuchen.

— Ueber Triest ist durch ausserordentliche Gelegenheit die in vieler Beziehung wichtige Nachricht angekommen, daß der gefürchtete Ibrahim Pascha in's Paradies hinübergegangen, d. h. gestorben ist. Mehemet Ali wird nun Trauerkleider anlegen, der Sultan aber den Verlust seines Sohnes darüber vergessen und Festkleider hervorsuchen, da Syrien nun für Aegypten wohl verloren sein dürfte.

— Der jetzt in Aegypten anwesende, in Baiern wohl bekannte General Halberg von Halberg-Moos will die Felsen in den sogenannten Nil-Katarakten oder Nil-Fällen fortschaffen und dem Fluß ein anderes Bett anweisen. Ausserdem will er neue Wege nach Indien und Abyssinien ausfindig machen, wahrscheinlich um ein Land zu entdecken, wo man für einen Gulden einen Louisdor bekommt; der Vicekönig wird ihm wohl die Erlaubniß geben, ein solches Land auf seine eignen Kosten entdecken zu dürfen.

Allerlei.

— Am 9. d. ereignete sich in Goslar ein höchst trauriger Unglücksfall. Zwei Knaben armer Aeltern spielen im Hofe eines Hauses und finden auf einem Holzblock ein Handbeil liegen.

Der jüngere, etwa dreijährige, legt seine rechte Hand auf den Block, und fordert in kindlicher Arglosigkeit den etwa fünfjährigen auf, ihm die Hand abzuhauen. Dieser ergreift das Beil, und mit einem Hiebe ist die Hand vom Arme getrennt.

— In einem Bericht aus Ofen vom 14 März heißt es: Das Wasser erreichte am 23. um 1 Uhr nach Mitternacht, die außerordentliche Höhe von 27' 1'' 9''', und überstieg somit den bisher bekannten höchsten Wasserstand vom Jahre 1772 um 3 Schuh. Bei einem so unerwarteten Ereignisse konnte auch Pesth nicht mehr geschützt bleiben, und wirklich drang das Wasser über alle Ufer und Dämme in die Stadt. Die durch dieses Ereigniß herbeigeführte Noth der ärmern Klasse in beiden Städten ist unbeschreiblich; eine bedeutende Anzahl kleinerer Häuser ist eingestürzt und noch mehrere drohen den Einsturz. Auch viele große Häuser in Pesth, erhielten gefahrdrohende Risse, einige derselben, namentlich ein zwei Stock hohes Haus auf dem neuen Marktplatze stürzten heute Mittags ein. Auf jeden Fall ist die Stadt Pesth größtentheils zerstört, und wird viele Jahre brauchen, sich von diesem schrecklichen Unglücksfalle zu erholen. Daß bei einem so unerwarteten Elementar-Unglücke viele Menschen ein Opfer werden dürften, war leider zu befürchten. Die bisher bekannte Zahl der Verunglückten in Pesth wird auf 150 angegeben. — Der Erzherzog Stephan eilte sogleich, die Gefahr nicht scheuend, über den reißenden Strom an das jenseitige Ufer, um den bedrängten Bewohnern der Nachbarstadt durch seine Erscheinung Trost zu bringen und die Rettungs- und Hilfleistungsanstalten zu beleben. — Der Kaiser hat auf die erste Nachricht von diesen schweren Unglücksfällen die Summe von zwanzigtausend Gulden C. M. zur augenblicklichen Aushülfe für die Nothleidenden aus Allerhöst ihrer Privatkasse angewiesen. Schauderhaft sieht es auch in unserer Nachbarstadt Ofen aus, wo man seit 5 Tagen mit Kähnen durch die Straßen fährt, und wo jetzt das Wasser zu den Fenstern des ersten Stocks eindringen soll. Noch kennt man die ganze Größe dieses so furchtbaren Ereignisses nicht. Auf dem Lande muß das Unglück ungeheuer sein. In der 6 Stunden von hier gelegenen Stadt Gran, die ganz überschwemmt wurde, sollen vor einigen Tagen, über 100 Häuser eingestürzt sein. ganze Dörfer seien weggeschwemmt.

— Nach einem Schreiben aus Wesel ist der Schaden an Feldern, Wiesen, Gebäuden, Vieh, den die Ueberschwemmung zwischen dieser Stadt und Emmerrich angerichtet hat, unberechenbar. Einzelnen Oekonomen sind bei dem raschen Andrang des Wassers 200 Stück Schafe, 20 Stück Hornvieh verunglückt. Auch mehrere Menschen haben das Leben verlohren.

— Folgende fast komische Raubgeschichte begegnete in einer französischen Landstadt. Ein Junggeselle brachte die letzte Nacht des Carnevals allein in seinem Hause zu und läßt nur seinen Hund vors Haus. Mitten in der Nacht hört er bellen und dann wird es wieder stille. Allein bald darauf wird in der Küche ein Fensterladen erbrochen. Erschrocken springt der Hausherr auf, faßt seine Kostbarkeiten zusammen und will fliehen. Allein er besinnt sich, faßt eine Champagnerflasche und stellt sich an das bedrohte Fenster. Eben hat einer der Diebe mit einem Diemanten geschickt die Scheibe herausgeschnitten und macht sich zum Einsteigen fertig. Da giebt der Hausherr seiner Flasche einen Stoß und der Stöpsel mit einem tüchtigen Weinguß springt dem Dieb ins Gesicht. Dieser fällt auf diesen sonderbaren Schuß von der Leiter herab und auf einen eben im Hofe liegenden Quaderstein. Unterdessen ist der Diebsgehülfe entflohen; im Hofe findet der Herr zwei todte Körper, nämlich seinen Hund und den Dieb, der sich im Fallen den Kopf zerschmettert hatte.

— Nach der piemontesischen Zeitung hatte auf der Insel Sardinien, jenseits der reizenden Gegend von Logulento, in einem kleinen blühenden Thale, Vakri Paruta genannt, in der Nacht vom 2. Febr. ein merkwürdiges Naturereigniß statt. An einem sanften Abhange dieses Thales standen Hunderte von Oliven- und andern Fruchtbäumen. In besagter Nacht wurden dieselben durch eine Art vulkanischen Ausbruches gänzlich zerstört. Der Boden erhob sich auf einem Flächenraum von 500 Quadratschritten; Boden, Steine und Fruchtbäume wurden mit fürchterlichem Krachen weit weggeschleudert; es erschienen neue Massen, und ein Theil des ehemaligen Terrains verschwand in breiten Klüften und gähnenden Spalten, die durch die Gewalt der Explosion aufgerissen worden waren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 12: „Trost.“

Charade.

An manchen Speisen lieben viele Menschen
Das erste Silbenpaar;
Doch an Getränken straft es mit Verachtung
Die große Menschenschaar.
Die dritte wird in tausendfält'ge Formen
Mit jedem Tag gedrückt,
Und wird nach kurzem Dasein ohne Gnade
In der Geburt erstickt.
Das Ganze ist der Sohn von unsrer Dritten,
Muß auch ihr Vater sein;
Hat weder Kopf, noch Hände oder Füße,
Kein Leben und Gebein.

Denjenigen verehrten Abonnenten des Alpenhorns, welche das Posthörnchen No. 1 noch nicht erhalten haben, wird hiermit angezeigt, daß dasselbe vergriffen ist. Sollte jedoch eine genugsame Anzahl ausdrücklich nachverlangt werden, wird es neu aufgelegt, und den Bestellern zugesendet.

Da dieses Blatt sich bereits schon ziemlicher Theilnahme zu erfreuen hatte, werden die bisherigen verehrten Abonnenten dieser kleinen Stempelerhöhung wegen nicht zurücktreten, zumal man eine baldige gänzliche Abschaffung des Zeitungsstempels zu erwarten hat und der Preis ohnehin möglichst billig gestellt ist. Obschon ich nicht sagen will, daß es am weitesten vor andern verbreitet ist, da ich so wenig weiß, wie weit andere gehen, als andere wissen, wie weit dieses geht, so empfehle ich dasselbe doch als viel gelesenes Volksblatt zu Bekanntmachungen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 14. 6. April 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Der Apeil.

Git's uf der Welt e schlimme Gsell,
So isch es der Abrelle:
Bald mißt er us bi Gwicht und Ell,
Bald mit dem Pappechelle,
Und het mit sine Waare
D'Lüt numme für e Nare.

Bald bringt er 's Wetter ordlig schön,
Bald lot er risle, schneie;
So macht er d'Lüt halt eister höhn.
Und d'Blüemeli? Oheie,
Z'erst locket er sie use,
Denn hudlet er zum Gruse.

Und d'Summervögel, roth und gäl,
Sie träge-n-a de Fecke
Vom allerfynste Zuckermehl:
Gschwind chunt er mit dem Stecke,
Lot regne-n-und lot winde,
Rüeft: blybet no dehinde.

Drum trouet au dem Gsell doch nüt,
Der numme möcht vexiere.
Und zletscht wend gar no selber d'Lüt
Sis Narewerch probiere,
Und Mänge het, voll Jeste,
Der Ander gern zum Beste.

Grad d'Meitschi händ's hür no wie fern,
Sie möchte-n-eister gfrasse;
Chunnt halt e Göhl, so thüend sie gern
Ihn bi der Nase fasse.
Wenn Eine möcht go freie,
So wart' er bis im Maie.

Sust chönnt's ihm wäger au no goh
Wie's Mängem ist ergange,
Der het es Schätzli welle foh
Und het es Chörbli gfange.
„Jo“ säge-n-im Abrelle
Het no kes Meitschi welle.

Bertha von Brauneck.

„Theure Bertha,“ sagte der kaiserlich östreichische Feldoberst Conrad von Weinsberg zur jungen und schönen, in die Familie der Geßler gehörigen Besitzerin des Schlosses Brauneck: „Theuerstes Fräulein! Sie haben bei meiner Ehre Ihren ergebensten Diener vor sich. Lassen Sie sich rathen von einem erfahrnen Manne, einem klugen Krieger. Lassen Sie ab von dem Berner Jünkerlein, der Ihnen nichts als Kummer und Verdruß, Bedrängniß und Schande bringen kann. Wie lange wird es dauern, so ist die Herrschaft der Berner, wo nicht ganz ausgelöscht, doch sehr zusammengedrängt. Große Herren beißen einander nie lange; Erzherzog Friedrich wird bald wieder in des Kaisers Gunsten sein. Dann gute Nacht Bern, deine Eroberungen werden dir zu keinem besondern Nutzen gereichen. Bis jetzt haben sie die gut besetzte Lenzburg noch nicht, und werden sie nicht bekommen; und so lange sie das nicht haben, kommen sie auch nicht auf Brauneck. Später werden sich wohl die Umstände ändern und alle Besitzungen werden wieder österreichische Lehen.“

— Ach Herr Oberst! sprechen wir von etwas Anderm. Ich kann Ihren Wunsch nicht gewähren, von ihm nicht ablassen! —

„Aber, schöne Bertha! Bedenken Sie: Was kann Ihnen der junge Geck Angenehmes bereiten? Was haben Sie hier oder in Bern für Vergnügen? Was wird Ihnen hier oder in Bern für Ehre erwiesen? Ergeben Sie sich dem Berner: müssen Sie gewärtigen, daß Sie sogar Lehen und Eigenthum verlieren, wenn das Land wieder in des Herzogs Hände kommt. Ich bin zwar ein bald fünfzigjähriger Wittwer, theures Fräulein; aber noch ein rüstiger Rittersmann. Denken Sie sich als die Gemahlin eines der reichsten Gutsherren, als die angebetete Göttin auf den Hofbällen in Wien, als die beneidetste unter den Frauen; während Sie

hier nur von Bauern und Felsstücken, in Bern von Bären und Affen angegafft werden!“

— Wir wollen für heute scheiden, mein Lieber. Es ist schon spät und ich bedarf der Ruhe. Sie werden doch morgen noch nicht abreisen? —

„Nicht eher, mein Fräulein, als bis Sie mir günstigen Bescheid geben. Dann aber will ich eiligst suchen, mit List durch die Berner mich in die Lenzburg zu stehlen, um dort zu sorgen, daß sich die Mannschaft gut halte. Ich habe für sie klingenden Muth bei mir.“

— Ruhen Sie wohl, Herr Oberst! —

Fräulein von Brauneck verließ den Saal und eilte mit stürmisch bewegtem Busen in ihr Schlafgemach. Eine Magd leuchtete auch dem Herrn von Weinsberg zur Ruhe.

Sie trat ans Fenster und blickte sinnend gen Lenzburg hinüber, wo Junker Johann Hartmann sich in den Reihen den bernerschen Belagerer befand. Glänzend leuchtete der Mond am sternenhellen Himmel über die Gegend hin, und rings um den Lenzburger Berg loderten Feuer der Wachen. Tiefe Stille herrschte umher, nur das Käuzchen ließ seine ächzenden Töne von der Schloßmauer her hören.

„Ach Gott!“ seufzte sie: „Allmächtiger und Allweiser! Stehe mir bei in der Versuchung! Ich soll ihn verlassen, den Erprobten, den so Aufrichtigen und Guten. Wie viele unschuldige Freuden hat er mir schon gemacht, wie viele Qualen und Verdruß ich ihm dafür bereitet! Nun soll ich es ihm mit Falschheit, mit schnödem Undank lohnen?! — Nein, das kann ich nicht! — Aber, wenn ich durch ihn in's Unglück käme? Ich bin mir doch selbst am Nächsten. Dort stehn mir Freuden und Ehren bevor! Bern und Wien, Brauneck und die große Herrschaft Weinsberg, welche Kontraste! — Doch, hebe dich weg, Versucher! Nein, Herr Oberst, daraus kann nichts werden.“

Sie legte sich zur Ruhe. Da erschien ihr der Geist der Versuchung auf's Neue im Traume. Sie sah sich in den herrlichen Gärten und Anlagen in Weinsberg als Herrin lustwandeln; sie sah sich am Hofe in Wien als verehrteste der Schönheiten. Als sie des Morgens erwachte und ihre Träume ihr einfielen, da bemeisterte sich Unentschlossenheit und Eitelkeit auf's Neue ihrem Herzen.

„Nun, meine Theuerste,“ sagte der Herr von Weinsberg zu ihr, als sie sich zum Frühstück niedersetzten: „Ich hoffe, Sie werden angenehm geträumt haben diese Nacht?“

— Wie sie wollen, Herr Oberst! —

„Darf ich wissen, wer der Glückliche war, der die Rolle in Ihrem Traum Ihnen angenehm zu spielen die Ehre hatte?“

— Ohne von Ehre zu sprechen, haben Sie mich diese Nacht im Traume erheitert. —

„Das macht mich selig, theure Bertha! Aber noch seliger würde mich's machen, wenn ich der Erwählte wäre, Sie in Wirklichkeit erheitern zu können!“

— Sie sind sehr gütig, mein Herr! Doch bedarf ich da keiner Erheiterung. —

„O meine Geliebteste, ich weiß nur zu gut, daß Sie bekümmerten Herzens sind. Die Zeiten sind unsicher, Hoffnung ist trügerisch. Mit einem einzigen Wörtlein könnten Sie Kummer und ungewisses Schicksal mit Freude und Glück vertauschen, und mich zum stolzesten der Männer machen; denn wer dürfte nicht stolz darauf sein, sich einer so reizenden und tugendhaften Gattin Gemahl nennen zu dürfen!“

Erröthend senkte sie die Augen nieder und schwieg.

„Darf ich den Inhalt Ihres Traumes wissen?“

Etwas zögernd erzählte sie.

„Das Alles könnte Ihnen zur freudigen Wahrheit werden, und noch viel mehr.“

Er ergriff ihre Hand und schaute ihr bittend in die Augen: „Darf ich hoffen, meine Gnädige? Mein Alles sei Ihnen dargebracht!“

Ihre Augen nätzten sich, weinend stand sie unentschlossen vor ihm, bis er durch vorgespiegeltes Glück und aus dem Hinterhalt hervorgelassene Drohungen ihr ein schluchzendes **Ja** erpreßte.

Er blieb bei ihr bis den folgenden Tag; dann ritt er gen Lenzburg, keck in die Belagerer hinein und zum Kommandanten. Dort gab er vor, vom Kaiser die Ermahnung zur Uebergabe den Belagerten mitzubringen, die auch nicht länger vorenthalten werde, wenn man ihm sicheres Geleit zur Burg gebe. Seinem Ansuchen ward entsprochen. Nun ermahnte er statt dessen die Besatzung zu herzhafter Gegenwehr und theilte an 6000 Gulden unter dieselbe aus. Er machte ihnen Hoffnung auf baldigen Entsatz, indem er vorgab, daß ein gewaltiges Heer jenseits dem Rheine zu dessen Ueberschreitung gesammelt würde; wenn sie sich bis dahin behaupten könnten, sollten sie reichlich belohnt werden.

Seine Verheißungen gingen aber nicht Erfüllung. Die Berner rückten immer mehr Mannschaft vor das Schloß und setzten den Belagerten hart zu. Als er die Unmöglichkeit einsah, sich länger zu behaupten, schlich er sich listig und heimlich mit der auserlesensten Mannschaft davon, ließ die Uebrigen im Stich und warf sich mit jenen ins Schloß Brauneck.

Lenzburg fiel in die Hände der Berner, die nun mit ihrer ganzen Macht auch vor Brauneck rückten.

Hartmann, der sonst auserwählte Geliebte der Besitzerin, wunderte sich nicht wenig, wider alle Verabredung zu gütlicher Uebergabe, die Besatzung des Schlosses zum Widerstand bereit zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fee im Jura.

14. Gewaltiger Anstand.

Wohlbehalten kam Hächler in seine Heimath, wo er mit großem Jubel von den Seinigen empfangen wurde. Ein Fa-

milienfest, an dem selbst der greise Trüllerei Theil nahm, ward zu seinen Ehren auf Königstein veranstaltet. Mit großer Bewunderung staunten Alle den nun zum Herrn gewordenen Heinrich an, und er hatte auf so viele Fragen zu antworten, daß er mit Erzählen nicht fertig werden konnte. Der Schultheiß nickte zuweilen freundlichen Beifall dazwischen und schien über die Ausbildung Heinrichs sehr zufrieden.

„Aber, sagte der Neuangekommene: „Wo ist denn Meili? Warum ist die nicht bei uns?„

— Sie ist in Brugg beim Schultheiß Effinger in Dienst, antwortete die Schloßlyst.

Da trat ein Bote von Aarau herein mit der Nachricht, es seien eben zwei Kerl eingefangen worden, die der Gastwirth vom goldenen Löwen beim Feuereinlegen ertappte, als er für seine im Wochenbett liegende Gemahlin zum Doktor habe eilen wollen.

Eiligst bestieg der Schultheiß sein Pferd und trottete Aarau zu, wohin ihn der junge Hächler begleitete. Unterwegs erfuhren sie, daß eine Menge Volk sich einige Stunden auf dem Hungerberge versteckt gehalten hat, aber nun gegen Gösgen gezogen sei. In der Stadt fanden sie sämmtliche Bürger unter den Waffen, da man einen boshaften Anschlag Falkensteins ahnete. Jedoch ging Alles ruhig ab.

Heinrich wurde von seinen Mitbürgern zuvorkommend empfangen und da- und dorthin freundschaftlich als Gast eingeladen; so auch zu dem erst seit einigen Wochen eingesetzten zweiten Pfarrer, der ein sehr neugieriger Mann war. In ihrer Unterhaltung kamen sie auch auf die Hussiten zu sprechen, über welche sich der Pfarrer äusserte:

„Wir müssen unserm Herrn und Erlöser, und der gebenedeitesten der Jungfrauen für die Gnade danken, daß diese Räuber- und Banditen-Horde zu Grunde gerichtet ist.„

— Wie so? Warum das? fragte Heinrich verwundert.

„Können Sie auch noch fragen?„ antwortete Jener. „Was hätte es mit unserer heiligen Kirche für ein Ende genommen, wenn diese Ketzer mit ihren Lehren gesiegt hätten?„

— Sie werden mir gefälligst verzeihen, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen ein wenig widerspreche. Ich meines Theils achte und ehre Huß und seine Lehren, indem ich nicht das geringste Anstößige oder den Lehren Christi und der Vernunft Widersprechende, sondern vielmehr Mißbrauch Erleuchtendes darin finde. —

„So sprechen Sie!? rief halb erzürnt und erröthend der Pfarrer. „Suchten diese Lehren nicht die eine und untheilbare Kirche zu entzweien und ihre Grundvesten zu untergraben, so wie dem kirchlichen Oberhaupte Macht und Ansehen zu entreißen? Suchten sie nicht die heiligsten Gebräuche lächerlich zu machen und zu verwischen? Suchten sie nicht den Dienern der Kirche alle Ehrfurcht des Volkes zu rauben? Mit einem Wort: suchten sie nicht unserer heiligen christkatholischen Religion den Garaus zu machen?„

— Mit Nichten, Herr Pfarrer! erwiederte Hächler gelassen. Nicht die christliche Religion, sondern übertriebene Verirrungen in derselben wollten sie ausrotten! Christus lehrte keine Kirche, verstehe man nun darunter eine Vereinigung von Gläubigen, oder das der Andacht geweihte, von Steinen aufgeführte Bethaus; er gab uns reine Sittenlehren in Wahrheit gegründet, die ihren Sitz im menschlichen Herzen haben und sich durch Nächstenliebe kund thun sollten. Er, der reine Gottessohn, gab uns keinen Statthalter, dem er irgend eine Macht über uns einräumte. Frei und ungezwungen sollte seine Lehre von Herz zu Herz dringen, im Geiste und in der Wahrheit. Er lehrte uns: Niemand sei heilig, denn allein Gott, und seinen Geboten allein hätten wir zu gehorchen. Nicht die heiligsten Gebräuche wollten die Lehren Hussens verwischen; Gebräuche können nicht heilig sein, es sei denn, daß sie uns von Christo selbst zur Weihe und Erinnerung gegeben, und dieses ist nur geschehen in der Taufe und im Abendmahl, das der Gottessohn jedem Gläubigen zum Andenken hinterließ. Den Dienern der Kirche, sofern dieselbe von der Wahrheit abweicht, ist das Volk keine Ehrfurcht schuldig; nur den Dienern Gottes, und Diener Gottes sind nur diejenigen, die seinen heiligen Willen vollbringen, seine ewige Wahrheit lehren und ihm im Denken und Thun ergeben sind.....

„Schweigen Sie!„ gebot der Pfarrer grimmig. „Ich werde zu rechter Zeit und am rechten Ort an Sie zu denken wissen:„ stand auf und gab ihm das Zeichen zur Entfernung.

Bald darauf erhielt er von Schultheiß und Räthen der Republik Bern die Ernennung zum Feldhauptmann, und begab sich zu dem um Bern herum versammelten Heerhaufen, der den Eidsgenossen zur Hülfe gegen die in Baden und Zürich gelegenen Oestreicher dienen sollte.

Da ertönten des andern Morgens früh von allen Seiten her die Sturmglocken und schreckten die Leute aus dem Schlafe auf. Es brennt, es brennt! schrie man von Ort zu Ort, von Gasse zu Gasse. Eine entsetzliche Röthe schimmerte am Firmamente empor, dicke schwarze Rauchwolken wirbelten durch einander und stiegen klagend gen Himmel. Es war Brugg, dem dieses Unglück galt. Bald ging das Gerede: das sei des Falkensteiners Bosheit, und Alt und Jung sammelte sich, und zog in Haufen dahin, um Hülfe zu leisten, aber zu spät. Im Städtlein ward geplündert, gemordet und alle möglichen Schandthaten verübt, die Vornehmsten der Einwohner geschlossen entführt, das Städtlein selbst aber zerstört und verbrannt.

Diese Frevelthat zu rächen, zogen die Solothurner alsobald vor das Schloß Gösgen, bestürmten und eroberten dasselbe und die darin gefangen genommene Gemahlin Falkensteins führten sie nach Bern. Bern schickte alsobald die für die Eidsgenossen bestimmten Hülfstruppen vor das den

Falkenſteinen gehörige Schloß Farnsberg, in welches ſich die Theilnehmer an der Brugger Mordbrennerei geworfen. Auch Luzerner ſchloſſen ſich den Bernern an.

Heinrich Hächler kommandirte eines Abends gerade die Wache und machte die Runde, als er einen ihm verdächtigen Kerl vom Schloß her durch das Lager der Eidsgenoſſen wandeln ſah; er packte denſelben und erkannte in ihm den Hrn. v. Rechberg, den er ſchon früher in Seckingen kennen gelernt hatte. Dieſer wollte ſich vertheidigen und Hächler rief die Wache. In der Dunkelheit aber packten die herbeigeeilten Soldaten ihn ſelbſt und Jener verſäumte nicht, den Irrthum zu ſeiner Flucht zu benutzen. Als er frei war, zündete er abgeredtermaßen ein in der Nähe befindliches Scheuerlein an, um die im Schloſſe davon zu benachrichtigen, und eilte nach Frankreich, um das Heranrücken des dem Kaiſer zugeſprochenen Hülfsvolks zu beſchleunigen.

Baſel ließ die Belagerer von Farnsberg warnen und forderte ſie auf, ſich zu ihnen in die Stadt zu ziehen. Hauptmann Hächler aber ſagte: „Der Dauphin wird ſich wohl hüten, eine ſo bedeutende und mit Mannſchaft verſehene Stadt im Rücken zu laſſen; unterdeſſen muß Farnsberg fallen. Darum ſchicket die Hälfte unſerer Mannſchaft den Baslern zu Hülfe, wir Andern bleiben zum Sturze des Neſtes hier, damit uns die Raubvögel nicht entwiſchen.“

Das gefiel, und alſobald marſchirten etwa 1600 Mann gen Baſel ab, und ungefähr 2000 blieben.

(Fortſetzung folgt.)

Frühlingserwachen.

Still und öde war's in der Natur,
Eis und Schnee bedeckte Feld und Garten,
Ganz erſtarret ſah man Wald und Flur,
Ruhig ſchlafend auf den Morgen warten.
Stürme ſauſten, Schneegeſtöber flogen
Ueber Berg und Thal in Ungeſtüm dahin;
Seltne Gäſte aus dem Norden zogen
Her zu uns, dem Froſte zu entfliehn.
Da und dort krächzt' heiſer noch ein Rabe,
Aelſtern ſcharrten in dem Pferdekoth,
Jedes Vögelein bat uns um eine Gabe,
Traurig über ſtrenge Wintersnoth.
Aber jetzt tanzen die Mücklein in Reihen,
Luſtig ertönet der Vögelein Chor,
Das kleinſte der Würmchen fängt ſich zu freuen,
Blümelein ſtrecken die Köpfchen empor.
Blüthen entknospen Geſträuchern und Bäumen,
Grünend lacht Alles in farbiger Au,
Und in den unermeßlichen Räumen
Strahlet die Sonne aus herrlichem Blau.
Säuſelnd umwehet uns mildere Luft,
Bringt uns der Blumen ſo köſtlichen Duft.'
Es hebt uns die Bruſt
Mit himmliſcher Luſt.
Es wecket ein Sehnen, beklommenes Bangen
Uns in dem Herzen, ein ängſtlich Verlangen
Hinaus in die frohe und freie Natur,
In grünende Wälder, auf blumige Flur.

Naturgeſchichte.

Das Wieſel.

Ein ſchlankes, geſchmeidiges Thierchen, graubraun, im Sommer hellfarbiger. Unterleib ſchneeweiß, welche Farbe ſie in nördlichern Gegenden im Winter bekommen, ſüdlicher nur bei ſehr ſtrengem. Das Weibchen hat einen dünnern, ſpitzigern Kopf, 5 Säugwarzen auf jeder Seite des Bauches. Es ſind muntere, furchtſame, dabei aber grauſame und oft ſchädliche Thierchen. Sie klettern, kriechen und ſchwimmen mit vieler Geſchicklichkeit. Ihr Aufenthalt ſind Ställe, Scheunen, Felder, Wieſen, Wälder, Haiden, Raine, Ufer und Steinhaufen, wo ſie in hohlen Bäumen, Löchern, Klüften und Maulwurfsgängen leben. Sie ſind große Liebhaber von Mäuſen, Ratten und Maulwürfen, auf die ſie immerwährend Jagd machen; aber ſie plündern auch Vogelneſter, ſaufen die Eier aus und tödten junges und altes Geflügel, indem ſie den Erhaſchten das Blut ausſaugen. Selbſt Haſen, Kaninchen u. ſ. w. fallen ſie im Schlafe an, beißen ſich ihnen im Genick ein, und wenn das Thier vom Angſtlauf ermüdet niederſinkt, durchfreſſen ſie ihm die Halsflechſen um ihm das Blut auszuſaugen. Auch das Hausgeflügel iſt vor ihm in Gefahr. Sie leben paarweiſe, rammeln im März und das Weibchen bringt nach 5 Wochen 3 bis 8 blinde Junge, welche die Mutter unter vier Monaten nicht verläßt, während welcher Zeit das Männchen die Nahrung herbei ſchleppt. Ihre Feinde ſind Spitzhunde, Füchſe und Katzen. Ihre Felle werden ſo theuer verkauft, als die der Hermeline, die ihnen an Geſtalt, Farbe, Aufenthalt und Lebensart vollkommen gleichen, nur beinahe noch einmal ſo groß ſind und eine ſchwarze Schwanzſpitze haben.

Die Hermeline ſind häufiger im Norden, in Sibirien, Lapland und Norwegen, wo ſie am liebſten ſich in öden Gegenden aufhalten, zumal die Nadelwälder meiden. Die norwegiſchen Pelze werden am mehrſten geſchätzt. Je länger, dichter und weißer die Haare, je ſtärker die Haut, deſto theurer die Felle. In Rußland dürfen Privatperſonen keine Hermelinfelle mit Schwänzen tragen.

— Als Gaſchanſeda zum König von Perſien gekrönt werden ſollte, verzog er etwas verdrießlich die Miene wegen des Drucks der überaus ſchweren Krone. Dies ward ihm übel gedeutet und er wieder ſeiner Würde entſetzt.

Auflöſung des Räthſels in No. 13.: „Sauertaig“.

Räthſel.

Ich bin eines großen Polypen Arm
Und winde mich, gleich einer Schlange
Zu großer Rieſen Ader und Darm,
Entſaug' ihr Geblüt. Ihre Wange
Iſt darum wohl auch immer ſo blaß
Und immer ſind ihre Augen naß.
Lauernd ſchweb' ich in den Lüften,
Suche Beute auf den Triften;
Bin ich dort auch noch ſo hoch,
Keine Maus entging mir noch.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 14.

6. April 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Kannst du nicht das, was hin ist, wiederbringen:
Vergiß es nur, laß Qual dich nicht bezwingen.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der gr. Rath des K. Aargau hat an die Stelle des aus dem Obergericht getretenen Hrn. Fürsprech Weißenbach von Bremgarten gewählt den Hrn. Fürsprech Müller von Rheinfelden; an die Stelle des Hrn. Angliker von Niederlenz in den Regierungsrath den Hrn. Bezirksamtmann Ringier von Zofingen.

— Das Zurücktreten des Hrn. Augustin Keller von der Regierungsraths-Stelle und die einmüthige Wieder-Ernennung desselben zum Seminar-Direktor kann nur mit Freuden vernommen werden, indem er in diesem Wirkungskreise durch sein gemeinnütziges Streben dem Vaterlande mehr leisten kann, als in jener Stelle.

— Hr. Oberstartillerie-Inspektor Hirzel hat die Stelle eines Direktors der Kriegsschule in Thun beharrlich ausgeschlagen, eben so Hr. Oberst-Quartiermeister Düfour. Nun sei Hr. Oberst Schmiel zu dieser Stelle ausersehen.

— Cäsar Friedrich de la Harpe ist nach kurzem Krankenlager den 30. März verschieden in einem Alter von beiläufig 84 Jahren. Er ist heimgegangen zu den Veteranen der schweizerischen Freiheit, die zahlreich seiner warten. Das Vaterland verliert an ihm einen der edelsten Eidsgenossen, der Großes geleistet, der Vieles mächtig befördert und angeregt hat. Alle gemeinnützigen Bestrebungen fanden in ihm einen unermüdeten Helfer und Freund. Wo Noth im Vaterlande war, da durfte man auf seinen Beistand zählen.

— Die Baseler Zeitung wendet, bei Anlaß der Verheirathung Hugi's mit einer Solothurner Bürgerstochter, höhnisch den Vergleich des Reformirtwerdens katholischer Priester mit einem Lustspiel an, das immer mit einer Heirath ende; als ob das anstößige sittenlose Herumtreiben mit Köchinnen ꝛc. schicklicher wäre, als die Ehe.

— Ein gewisser Pfarrer im Leberberg, dem vor zwei Jahren durch einen Knaben seines Orts ein gedrucktes Gedicht übersandt wurde, in welchem der Herr Pfarrer sein eigenes Porträt zu erblicken glaubte, übt nun an diesem unschuldigen Kleinen, der den Inhalt dieses Gedichts gar nicht einmal kannte, und dem Pfarrer ein Vergnügen damit zu machen glaubte, ächt römische Rache aus, neckt und straft ihn bei jeder Gelegenheit.

— Nun glaub' ich gern, daß es den Störchen je länger je mehr an Unterhalt fehle und sie sich deshalb in einer Beschwerdeschrift an die Regierung wenden wollen, seitdem ich erfahren, daß ihnen die Geistlichkeit so stark ins Handwerk greift, und erst vergangene Woche einer allein an einem Nachtessen **150 Paar Frosch-schenkel** in Gesellschaft seiner Köchin verzehrte, um — die Fasten zu halten!

— Vor ein paar Wochen ist in den Gemeindswäldern von Solothurn ein solcher Wirbelwind entstanden, daß 20,000 Reiswellen und anderes Holz davon flogen, ohne daß man bis jetzt wieder eine Spur desselben fand. — Solche Waldwirbelwinde gibt es hie und da öfter.

— Der Kanton Bern will diesen Sommer viel an Kriegsrüstungen verwenden. Vier Auszüger-Bataillone und zwei Scharfschützen-Kompagnien rücken für 14 Tage in Bern ein. Desgleichen vier Artillerie-Kompagnien. Ein fünftes Auszüger-Bataillon soll sich in der Gegend von Biel auf einige Tage versammeln.

— Ein Mezger von Neuenburg hat einen in der Mühle zu Alchenflüh gemästeten Ochsen gekauft, den Sachverständige auf 30 Zentner Gewicht schätzen. Er will ihn vor dem Niederschlagen in den Kantonen Bern, Solothurn und Neuenburg um Geld sehen lassen.

— Die Anstände Luzerns mit Uri wegen der Dampf-

schifffahrt sind durch Vermittelung von Privatpersonen auf eine befriedigende Weise beigelegt worden.

— Ein Unbekannter hat dem Spital in Genf ein Geschenk gemacht, um damit jene armen Kranken zu unterstützen, welchen die Aerzte die Bäder von Schinznach verordnen.

— Der gr. Rath des K. Freiburg hat die Erbauung einer zweiten Drathbrücke beschlossen; sie soll über das Gelternthal gehen, 80 Fuß höher als die erste, und die Hauptstadt mit dem Innern des Kantons verbinden.

— Hr. Tobias, Bischof von Freiburg weint und jammert erbärmlich über die liberalen Zeitungsblätter und ermahnt die Geistlichen, das Volk vor solchen Unkraut zu warnen. — Unterdessen berichten die römischen Schweizerblätter einmal übers andere, wie sehr das Herz Sr. Heiligkeit des Papstes wieder an frischen Wunden blute.

— Die Schützen des Glarnerlandes gehen mit dem Gedanken um, einen Stutzer als Gabe zum eidsg. Freischießen zu bringen, was Nachahmung finden dürfte, da es den Jüngern Tells angemessener ist, eine solche Waffe als Preis heimzubringen, als silberne Zuckerbüchsen, Löffel und dergleichen.

— Bischof Bossi würdigt die Glarner Regierung noch immer keiner Antwort, und wenn diese nicht zu sprechen anfängt, wird jener schweigen — bis an der Welt Ende? Ein wackerer Landmann meinte: die Regierung sollte statt dem bisherigen Liede: „Guter Mond, du gehst so stille,“ lieber singen: „Frisch auf Kameraden, auf's Pferd ꝛc.!“

— Der kath. Administrationsrath von St. Gallen hat beschlossen, das Kollaturrecht zu Magdenau, welches ursprünglich dem Kloster St. Gallen zugestanden, seit der Reformation aber vom Abt zu Wettingen unbefugt ausgeübt wurde, zu Handen des kathol. Konfessionstheiles von St. Gallen zurückzuziehen und durch den Administrationsrath ausüben zu lassen. — Schon wieder Religionsgefahr und neue Wunden in des h. Vaters zerrissenes Herz.

— In St. Gallen erscheint unter dem Titel: „Wahrheitsfreund“, ein Blatt, das die Wahrheit mit so glänzendem Firniß überstreicht, daß man die Grundfarbe davon gar nicht mehr erkennen kann. Ist nicht etwa der im ehemaligen pariser Jesuiten-Kollegium erzogene Prof. Pfarrer Greith aus Rapperschwyl sein Redaktor?

— Bartholome Schläpfer, Sohn des Alt-Landsfähndrich Schläpfer von Wald, K. Appenzell, ist in New-Orleans am gelben Fieber gestorben. Er verließ sein Vaterland, um jenseits dem Meere eine Stelle anzutreten, die ihm mehr Mittel an die Hand gebe, seines alten Vaters letzte Lebenstage erleichtern zu können, welcher im eifrigen Dienste seines Vaterlandes den eigenen Haushalt hintansetzte; dessen innige Hingabe und vielseitige Opfer ihm ökonomischen Ruin zuzogen, und der, nachdem ihn das Vaterland zu seinen Diensten ausgebeutet, nun verkannt und verpönt den schnödesten Undank ärntet. Durch den Tod seines wackern Sohnes sind ihm die schönsten Hoffnungen von der Erde dahin geschwunden.

— Die Erfahrung hat bewiesen, daß Mehl, mit gehöriger Vorsicht behandelt, auf lange Jahre hin aufbewahrt werden kann. Diese Erfahrung hat die Gemeinde Trogen benutzt und eine Mehlvorraths-Gesellschaft errichtet, die im Anfang 1836 schon 142 Mitglieder zählte und gegen 300 Zentner Mehl ankauften, um in theuren Jahren nicht dem Wucher unter die Hände zu kommen. Nachahmungswürdiges Beispiel für Kantone, deren Bewohner nicht in Ackerbau und Viehzucht, sondern in Handel und Fabrikation ihren Unterhalt suchen.

— Der Kant. Graubünden sucht in einem Kreisschreiben vom 14. März um nochmalige Verschiebung der auf das Jahr 1838 festgesetzten eidsg. Inspektion nach.

Ausland.

— Man liest in deutschen Zeitungen: „Mit der Hochschule in Bern steht es eben so schlecht aus wie mit der in Göttingen, nur wird jene nicht durch Verweisung ihrer Lehrer, wie diese, sondern wegen mangelhafter Leistung, den Weg alles Fleisches gehen. Die Kosten zu ihrer Unterhaltung stehen mit den geistigen Vortheilen, die man von ihr erwartet hatte, in gar keinem Verhältniß, und die Zahl der Studierenden ist so gering, daß auf jeden Professor kaum drei Studenten kommen. — Was die Schweizer-Zeitungen anbetrifft, so kann man kaum etwas ekelhafteres finden, als die in denselben enthaltenen Gemeinheiten und Schimpfereien von Redaktoren, Beamten und sogar Regierungsräthen gegen einander. So steht's in einem Lande, das früher durch Sitteneinfalt berühmt war. Und dennoch giebt es noch Viele, die von den Herren in der Schweiz Heil und Wohlfahrt erwarten wollen?“

— Der großherzogl. badische Minister Winter ist zu Anfang dieses Frühlingsquartals, am 27. März, durch plötzlichen Tod aus seiner ruhmvollen Bahn abgerufen worden. Baden trauert um ihn als um einen verdienstvollen, hochherzigen deutschen Mann.

— In der Gegend von Gaildorf in Würtemberg sind

neuerdings wieder 7 Personen durch den Genuß sauergewordener Leberwürste vergiftet worden.

— In jüngster Zeit hat in München eine Dame aus vornehmer Familie als Hellseherin Aufsehen erregt. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht und bei näherer Beobachtung zeigte sich's, daß Alles Trug und Täuschung war. Es ist eine geborne Gräfin, welche von ihrem Ehemanne getrennt, später Schauspielerin geworden war.

— Nachrichten aus Ofen zufolge ist das Elend der von der Donau zerstörten Stadt Pesth unbeschreiblich. Ueber 2000 Häuser sollen in Trümmern liegen, Tausende von Menschen zu Grunde gegangen sein. Ganze Ortschaften in der Umgegend sind wie verschwunden. Vermögen und Besitzthum der meisten Bewohner ist verloren. Die Donau geht mit Trümmern, Waaren und Leichnamen von Menschen und Vieh, und gewährt einen schauderhaften Anblick.

— Im letzten Monat sind in Paris 94 Bäcker wegen zu leichten Brodes bestraft worden. Einer derselben wurde binnen 12 Wochen zwölfmal zu dreitägiger Einsperrung verurtheilt; an einem vierpfündigen Brod fehlten bei ihm gewöhnlich 10 bis 12 Unzen.

— Laut pariser Blättern sollen in der Nacht vom 19. zum 20. März, in welcher das Gastmahl zu Ehren Lafitte's statt fand, von jedem Regiment der pariser Garnison ein Bataillon unter den Waffen gewesen sein. Zugleich erfährt man, daß den Militär-Musikern das Spielen bei Bällen ꝛc. deshalb verboten worden ist, weil das bei jenem Banket anwesend gewesene Musik-Chor die Marseillaise gespielt hat.

— Die Bewohner von Caen, der Hauptstadt des französischen Departements Calvados, schaffen sich Nachtwächter auf Subskription an, d. h. sie eröffnen unter sich Unterzeichnungen, um Nachtwächter auf eigene Kosten anzustellen, da die Polizei bei ihnen, wie in ganz Frankreich, keine Minute Zeit hat, für die Sicherheit der Bürger zu sorgen; sie muß ununterbrochen spioniren und Leute bewachen, welche ein ruhiges Gewissen und gesunden Schlaf haben; um Spitzbuben bekümmert sie sich nicht. Die Folgen davon haben sich leider auch in Caen und der Umgegend gezeigt, wo seit einiger Zeit fast in jeder Nacht eingebrochen und gestohlen wurde. Würden nun die Bürger von Caen die Besoldung ihrer Nachtwächter den Behörden überlassen, so würden sich diese derselben auch zum Spioniren bedienen.

— Der Bischof von Brügge ermahnt alle Gläubigen, nur solche Bücher und Journale zu lesen, die das Visum der geistlichen Behörde hätten; die Schriftsteller fordert er auf, nur für römisch-katholische Schriften zu wirken. Die belgischen Jesuiten werden freilich dieser Aufforderung nicht erst bedürfen, schwerlich aber werden sich andere Schriftsteller dazu hergeben, für mittelalterlichen Unsinn zu kämpfen, noch weniger der gebildete Mittelstand sich von wohlgenährten s. g. Seelsorgern ihre Lektüre vorschlagen lassen. Religionsgefahr hier, Religionsgefahr dort, Religionsgefahr allenthalben! Es scheint, die Heiligen müssen entweder schlafen, oder bei Gott Vater in Ungnade gefallen sein: sonst hätten sie schon längst durch ihre vereinten Fürbitten dahin gewirkt, daß die so leidige Religionsgefahr beseitigt würde.

— Die Engländer ärgern sich sehr, daß ihnen gegenwärtig weder Plumpudding noch Porter schmecken will. Bei jedem Bissen, bei jedem Schluck rufen sie Goddam, und treten die Karte von Canada mit Füßen, wobei manchmal auch Tritte auf das Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten kommen. Sie hören schon wieder Kugeln der kanadischen Jäger pfeifen, sehen die Scalpiermesser der mit den Rebellen verbündeten Indianer blinken, und können nicht begreifen, warum die Nordamerikaner solche durchaus unzulängliche Anstalten zur Aufrechthaltung der Neutralität treffen.

— Lord Durham wird am 10. April auf einem Schiffe mit 74 Kanonen von Porthsmouth nach Canada abfahren. Dieses Schiff ist mit königlicher Pracht ausgerüstet, und Durham umgibt sich mit einem förmlichen Hofstaat. Ausser einer zahlreichen Dienerschaft begleitet den Lord eine Ehrenwache von 250 Mann und ein gutes Musikkorps. Man glaubt, der edle und mildgesinnte Lord habe jene Musiker nur deshalb mitgenommen, um durch die Macht der Töne die Herzen der Rebellen zu bezwingen. Nebenbei werden sie natürlich auch für die Erheiterung des Generalgouverneurs sorgen, und sollte derselbe später, durch ungünstige Umstände veranlaßt, eine rückgängige Bewegung machen müssen, so werden diese Musiker ohne Zweifel dazu beitragen, daß der Rückzug nicht aus dem Takt und der Ordnung kommt. Uebrigens werden die Canadier einen harten Strauß zu bestehen haben, denn die gegen sie anrückende englische Streitmacht wird sich auf 10,600 Mann Infanterie und fünfhundert Mann Kavallerie belaufen, denen sich noch eine Artilleriebrigade anschließt, die mit Haubitzen und Congreveschen Raketen versehen sind. Demnach geht hervor, wie lügenhaft alle seit Anfang dieses Jahrs erschienenen Be-

richte über die gänzliche Unterdrückung des kanadischen Aufstandes gewesen sind.

— In England werden alle möglichen Anstalten zur Verherrlichung der Krönung der Königin gemacht. Alle Mächte Europa's beschicken dieselbe durch ausgezeichnete Repräsentanten. Von Wien werden 20 Kavaliere vom höchsten Adel, worunter mehrere Ungarn, sich nach London verfügen. Der Akt soll im Monat Juni vor sich gehen.

— Neulich hätten die Bewohner von Madrid beinahe das interessante Schauspiel gehabt, der Aufführung einer Szene aus der biblischen Geschichte beizuwohnen, nämlich der des Kampfes zwischen David und Goliath. Der Graf Toreno wollte den David, der drei Ellen lange Minister Mendizabal den Philister Goliath machen, d. h. sie wollten sich duelliren. Man weiß jetzt in der That nicht mehr, was man von den Spaniern und deren Vertretern denken soll. Umgeben von Gefahren aller Art, bestürmt von dem Jammergeschrei der Unglücklichen, die Hülfe verlangen gegen die karlistischen Banden, im Kampfe mit eifersüchtigen und zweideutigen Feldherren, von diesem und anderem Mißgeschick zur angestrengtesten Thätigkeit aufgefordert, prügeln sich die Herren Deputirten, statt an das hartbedrängte Vaterland zu denken; dann verlangen sie erst noch, das Volk soll Achtung vor ihnen haben. Wahrlich, solch Betragen muß jedem Unbefangenen spanisch vorkommen, und darauf scheinen es die ehrwürdigen Cortes abgesehen zu haben. — Aus den widersprechenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze ist auch nicht ein wahres Wort herauszubringen, nur so viel ist gewiß, daß kein Carlist mehr existirte, wenn von dreißig angegebenen Siegen der christinischen Heerführer nur einer errungen worden wäre.

— In Lissabon soll eine Dame von edler Abstammung ihren Gemahl mit einem vierhändigen Söhnlein beschenkt haben. Wie man hört, ist die betrübte Wöchnerin von sehr hohen Personen mit der Versicherung getröstet worden, ihr Sprößling solle, im Fall er sonst noch Anlagen zeige, zum Finanzminister erzogen werden.

— Die kleine Revolution in Lissabon, welche nach den dortigen Zeitungen und dem Gesindel angezettelt worden, hat ausser einem Hauptmann und einem Lieutenant noch einigen hundert gemeinen Leuten das Leben gekostet, an welchen natürlich nichts gelegen ist; denn warum fangen sie eine Revolution an, wenn sie es nicht verstehen. Die Königin hat sich bei der Sache sehr energisch benommen, und an ihre Unterthanen eine so derbe Proklamation erlassen, wie man sie von einer neunzehnjährigen Dame kaum erwartet hätte. Sie wird ohne Zweifel dadurch mehr Ansehn bei dem Volke erlangen, und dessen bedarf sie eben so nöthig wie Geld.

— Der kleine Kronprinz von Portugal, der, ohne es zu wissen, jetzt schon Herzog von Alcantara ist, befindet sich sehr wohl und soll ein starker Prinz sein. Dennoch wollen die abergläubigen Portugiesen nicht von dem Wahn abgehen, daß er nächstens sterben könnte, weil es sich schon unzählige Mal so zugetragen, daß die Erstgebornen des Hauses Braganza einen frühen Tod fanden. Wenn die Portugiesen bedächten, daß das Haus Braganza nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit besteht, so würden sie sich solchen Besorgnissen ferner nicht hingeben. Uebrigens befindet sich die Königin wieder in gesegneten Umständen, und das tröstet einigermaßen ihre ängstlichen Unterthanen.

— In einem Dorfe, nicht weit von der sizilianischen Stadt Trento, befindet sich ein 22 Jahr altes Mädchen, die seit dem 2. Mai 1834 weder Speise noch Trank zu sich genommen, auch keinen Augenblick geschlafen habe. Daß man sie als Heilige verehrt und Wallfahrten nach ihrer Hütte unternimmt, darf um so weniger bezweifelt werden, da es unter den s. g. Heiligen deren giebt, an welchen weit weniger Wunder sich offenbart haben.

— Der Fürst Pückler-Muskau kann nicht genug die Thätigkeit und den Scharfsinn der Beamten des Pascha's von Aegypten auf der Insel Candia rühmen, obgleich sie keine Gelehrte seien. „Der gesunde Menschenverstand," sagt er, „ist bei ihnen noch nicht in Formeln untergegangen, und sie brauchen Gottlob nicht, um zu erfahren was Recht oder Unrecht sei, in hundert Büchern nachzuschlagen, und tausend Gesetze, Kabinetsordern und Ministerial-Reskripte zu vergleichen, von denen viele oft in direktem Widerspruche mit einander stehen, so daß zuletzt nur das Datum und der glückliche Finder entscheidet."

Fabel. Und es war einmal ein mächtiger Mann, auf dem lagen Gram und Kummer, denn er konnte seine Ahnen nicht finden. Und er wandelte schwermüthig in seinem Garten und hielt an einem Aepfelbaum, dachte und sprach: Herr Herr, gib mir einen solchen Stammbaum, auf daß meine Trübsal ende! Und er erhob seinen Blick, und siehe, auf dem höchsten Wipfel des Baumes saß eine Raupe und nagte an einer Blüthe. Alsbald befiel der Zorn den mächtigen Mann und er rief mit wilder Geberde: Elendes Thier, wie bist du zu solcher Höhe gekommen? — Die Raupe lächelte und sprach: Herr, ich kroch! — Und der mächtige Mann senkte sein Haupt und ging schweigend von dannen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 15. 13. April 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Der Geist der Natur.

Es walltet e mächtige Geist, me gseht sini Werk allethalbe;
Ueberall ist er derby, zeigt und erklärt eim sI Sach.
Channst en au ordlig verstoh? Weist was er zue dir will säge?—
Lueg jetzt das Vögeli a; seit er nid: „das ist mis Werk!“
Gsehst, wie's sis Nestli biwacht, und los jetzt, wie's ordlig cha singe;
Es glüürlet so fründlich is a, freut sie, daß's Lebe no het.
„Bitte di, chumm nid zum Nest, thue mir kes Leid mine Chinde!“
Seit's und flügt weidli dervo, reicht ihne Bäppli und Milch. —
Lueg jetz das Blüemeli do: lachet's dir nit gar i d'Auge;
Seit's nid: „Mi Mueter ist nooch, erst het sie z'trinke mir g'geh.“
Red doch au öppis mit ihm, und gib ihm au öppe-n-e Chrüüzer;
's het es neus Röckeli a, gsehsch es denn öppe-n-au nid?
Sunber und syn het's scho früeh 's Gschtli im Morgethau gwäsche,
's meint halt: sis Schätzli chömm hüt z'Obe-n-es Bitzeli z'Liecht. —
Gsehsch dert das Zischli im Bach, lueg au wie's ordlig sI sunnet,
Oeb ächt sis Chleidli nid glänzt schöner as Silber und Guld?
's schwänzlet und treiht sI all Weg und lot ihm's gar ordeli gschmöcke,
Denkt: a der Sunne-n-isch warm, chalt ist und naß jo der Bach.—
Lueg au de chäppelers Bueb, de Chäber dert, wie-n-er cha springe,
Weist du, worum er so lauft: 's stoht mit sim Gwüsse nid guet;
Gstohle het er, de Schelm, und möcht's jetz i Scherme go träge,
Lueg wie das Würmli sI wehrt, de Spitzbueb lot's aber nid goh
Und meint, du wellist ihm's neh, drum lauft er so weidli mit dänne,
Es git ihm es Brotis hüt z'Nacht, 's ghört ihm au öppis a's Chrut.—
Und dert unter der Tanne: lueg wie's chrablet und chrämet,
Ambeißi sind's, lo sie goh, sie lebe so gern as wie du;
De wo nid arbeite mag, de sött me dohärte go schicke,
Wo-n-er chönnt lehre-n-und gseh, wie me sI Unterhalt suecht. —
Durane, wo d'nume luegst, gsehst öppis, das di cha witzge;
Zentume rüest is de Geist, winkt is und redet eim a;
Doch nid en Jedre verstoht's, was er ihm düütet und brichtet:
Nume de fasset sI Red, wo halt gern will und gern mag.

Bertha von Brauneck.

Fortsetzung.

Als Fräulein Bertha von den Schloßmauern herab ihren Geliebten im Angesicht schauen konnte, bemächtigte sich schmerzliche Reue ihrem geängsteten Gemüth. Sehnsüchtig schaute sie stundenlang auf die Belagerer herunter und weinte. Widerwillen und unbesiegbare Abneigung gegen den Herrn von Weinsberg nisteten sich in ihrem Busen ein, wenn der alte Krieger mit düster verzogener Miene und gefalteter Stirne sie in erkünstelt liebreichen Worten zu erheitern suchte.

Er merkte, was in ihrem Herzen vorging und nahm sich vor, sie mit Güte oder Gewalt aus dem Schloß fortzubringen, zu welch Letzterem er heimlich vorläufige Anstalt traf.

„Geliebte Bertha,“ sagte er: „Sie scheinen nicht wohl zu sein? Würden Sie nicht vielleicht vorziehen, einstweilen zu Ihrer besseren Ruhe und Pflege nach Baden hinüber zu gehen, wohin ich Ihnen sicheres Geleit gäbe? Hier in dem engen Raume des Schlosses könnten Sie während der Belagerung manchem Schrecken, ja sogar der Lebensgefahr ausgesetzt werden!“

— Ich fürchte mich nicht, mein Herr! Lassen Sie mich nur hier auf meinem Besitze; in Baden wäre ich nicht ruhiger, und ginge mir's selbst hier um's Leben; auch der Tod bringt Ruhe! —

„Wo denken Sie hin, theures Freulein? Ein hübsches Frauenzimmer in der schönsten Frühlingsblüthe so gleichgültig von ihrem kostbaren Leben zu sprechen, vom welchem ihr die besten Genüsse noch bevorstehen, und die die göttlichsten häuslichen Freuden zu gewähren noch berufen ist! Mir ist in der That bange für Ihre Gesundheit, Sie sind sehr angegriffen, meine Theuerste. Sollten Sie wirklich krank werden, was Gott verhüten wolle: so hätten wir hier für Sie weder ärztliche Hilfe, noch Erquickung und Ruhe. Und, sollten die draußen noch gar dazu einen Sturm wagen, und das Geschick uns ungünstig sein!?... O ich bitte, thun Sie mir den Gefallen! In Baden sind Sie wohlbehalten, von wo ich Sie so bald wie möglich dann wieder abholen werde.

— Mir warten keine Genüsse, und wer selbst keine Freuden hat, kann auch keine gewähren! Lassen Sie mich, ich spüre keine Unpäßlichkeit. —

Er ſah wohl ein, daß bei ſolch empfindlicher Laune des Fräuleins mit Güte nichts auszurichten ſei, und überließ ſie ſich ſelbſt. Als er etwas ſpäter von Vertheidigungsanordnungen zurückkehrend in den Saal treten wollte, vernahm er aus demſelben die Stimme Bertha's im Geſang, begleitet vom Klange der Zither. Erfreut über deren Aufheiterung hoffte er auf nunmehrigen beſſern Erfolg ſeines Wunſches. Er horchte: da hörte er deutlich die Worte:

Holder Jüngling, deinen Blick entbehren
Iſt mir Qual.
Könnt' ich dir mein ängſtlich Herz entleeren!
Meine Wahl
Macht die Schmerzen meiner Bruſt ſich mehren
Ohne Zahl.
Mußte mein der alte Geck begehren?...

Dieſe Worte erzürnten den Oberſt gewaltig. Raſch öffnete er die Thür; da warf die überraſchte Sängerin erſchrocken die mit roſenfarbigen Bändern verzierte Zither zum Fenſter hinaus. Er fürchtete Verrath. Ohne ein Wort zu ſagen faßte er das Fräulein im Nacken und warf ſie zu Boden. Sie ſchrie um Hülfe; Kriegsknechte aber ſtopften ihr auf des Herrn Geheiß den Mund, banden ſie und ſchleppten ſie fort.

Ihr Angſtgeſchrei war durch das offene Fenſter bis zu den Ohren der Belagerer gedrungen, von denen auch die hinausgeſchleuderte Zither aufgefangen und dem Junker Hartmann übergeben wurde, deſſen Name in die Bänder eingeſtickt war.

„Theures Kleinod, das ich meiner Geliebten einſt zur Erinnerung an mich übergab, du dienſt mir als Bote ihrer Bedrängniß. Ich muß ſie erlöſen und ſollte ich ſie den Klauen von tauſend Drachen entreißen. Gutes Kind, was mußt Du leiden meinetwegen! aber ſo Gott will, ſoll es Dir einſt meine Liebe vergelten.“ So ſprach Hartmann beim Empfang des Inſtruments.

Man ahnete, was im Schloſſe vorging, und machte Anſtalten zum Sturm. Als Weinsberg dieſelben gewahr wurde, trieb er in Braunck wieder das nämliche Spiel wie auf der Lenzburg. Er feuerte die Kriegsknechte zu ernſthafter Gegenwehr an und machte ſich dann durch einen verborgenen unterirdiſchen Gang heimlich davon und nach Baden, wohin er zum Voraus ſchon Bertha hatte bringen laſſen.

Dort angelangt, ſchickte ihn der befehlshabende Landvogt Burthart von Mansberg nach Freiburg zum Erzherzog Friedrich mit einem ausführlichen Bericht über den Hergang der letzten kriegeriſchen Begebenheiten, wogegen ihm dieſer aber verſprechen mußte, Fräulein Bertha unterdeſſen zu verwahren und zu verſorgen. Nachdem ſie ihm aber Weinsbergs ſchlechtes Betragen gegen ſie kund gethan hatte, ſagte der Landvogt ihr Beiſtand und Theilnahme zu.

Sie bat ihn um Einwilligung, noch vor Zurückkunft des Oberſten ſich ins Kloſter Königsfelden begeben zu dürfen, worein er aber nicht willigte, ſondern erklärte:

„Ich habe dem Weinsberg in die Hand verſprochen, Sie bis dahin zu bewahren, was ich auch halten will; jedoch werde ich auch dem Ihnen gegebenen Verſprechen Genüge thun, Sie zu beſchützen und alle mir zu Gebote ſtehenden Mittel anzuwenden, ihn zu vermögen, freiwillig von Ihnen abzuſtehen, unvorgegriffen einer Genugthuung für die Ihnen zugefügte Schmach.“

Mit dieſer Erklärung war ſie nicht zufrieden und hätte gerne dem Oberſten jede Genugthuung geſchenkt, wenn ſie ihn nur nicht mehr hätte ſehen müſſen. Sie entdeckte deshalb einem ihr bewilligten Beichtiger ihre Lage und den Wunſch, ins Kloſter Königsfelden zu kommen.

Freundlich lächelnd faßte der Pater ihre Hand und ſagte: „Bleiben Sie zufriedenen Herzens, mein Fräulein; die Gnade der heiligen Jungfrau wird mit Ihnen ſein. Und was in meinen geringen Kräften ſteht, ſei Ihrem Beſten gewidmet. Ich werde mein Möglichſtes thun, Ihren Wünſchen bald möglichſt Gewährung zu verſchaffen. Vor Allem aber erlauben Sie mir die ergebene Bitte, ſich Niemand anderm anzuvertrauen und tiefe Verſchwiegenheit darüber zu beobachten. Der geringſte unbeſonnene Laut könnte meine frömmſten Wünſche und Bitten vereiteln.“

Unterdeſſen erfolgte auf Brauneck der Sturm. Einem Raſenden gleich, war Hartmann einer der erſten auf den Mauern; aber ſchwer verwundet und beſinnungslos ward er nach der Eroberung unter den Todten hervorgezogen, jedoch für errettbar und wenig gefährlich erklärt.

Als er wieder zu Beſinnung kam, war er ſehr verwundert, in einer Bauernhütte auf Stroh zu liegen. Die empfangene Wunde verurſachte ihm viele Schmerzen und hinderte ihn am Aufſtehen. Mit vielen Nebenumſtänden und Umſchweifen erzählten ihm die Bauersleute der Hergang der Erſtürmung Braunecks und den Abzug des Heeres nach Habsburg.

„Aber wo iſt Fräulein Bertha hin?“ fragte er.

— Man hat ſie nicht gefunden, antwortete der Bauer. Die gefangenen öſterreichiſchen Knechte erzählen erſchreckliche Sachen von dem ruchloſen Benehmen des Oberſten Weinsberg gegen das Fräulein. Er ſoll ſie geknebelt in den Keller haben ſchleppen laſſen; aber Niemand weiß, was er mit ihr gemacht oder wo er ſie hingebracht hat. Er ſelbſt iſt entwichen. —

Eine ſolche Nachricht brachte den Leidenden ganz auſſer ſich. Er verfiel in ein hitziges Fieber, das ihn nöthigte, noch länger dieſer Bauersleute Gaſt zu bleiben, und wovon er erſt nach einigen Wochen genas.

(Fortſetzung folgt.)

Die Fee im Jura.

11. Die Beichte.

Der Abend rückte heran, ohne daß die Farnsberg belagernden Eidsgenossen eine Kunde von ihren ausgezogenen Brüdern erhielten. Sie glaubten deshalb die Gefahr nicht so groß und meinten, dieselben wären wahrscheinlich in Basel eingerückt. Man legte sich zur Ruhe und überließ die Sorge um Sicherheit in der Nacht den aufgestellten Wachen. Um Mitternacht sahen diese auf der Seite gegen Basel hin auf einmal ein blutrothes Kreuz in der Luft. Sie weckten die schlafenden Krieger und man hörte eine ergreifend köstliche Musik, unterbrochen mit Gesang, ohne zu wissen, von wannen es komme. Sie vernahmen ganz deutlich in feierlicher Melodie die Worte:

Eine Stimme:

Eine Botschaft muß ich melden,
Der Freiheit heilig Unterpfand:
Selig ist der Tod des Helden
Im Kampfe für das Vaterland.

Mehrere Stimmen:

Der Geist des Freien,
Der unterliegt
Den feindlichen Reihen
Ist doch nicht besiegt.

Eine Stimme:

Wie die Löwen sah man kämpfen
Die Schaar, in ihrer Zahl zu schwach,
Der Feinde Drang zurückzudämpfen,
Und dennoch gaben sie nicht nach.

Mehrere Stimmen:

Begrüßt von Ahnen
Im Himmelreich
Sind jetzt ihre Manen,
Den Vätern gleich.

Eine Stimme:

Ehrfurcht flößet jedem Krieger
Des Helden Kampf im Tod noch ein.
Voll Erstaunen sieht der Sieger
Den Kampfplatz, den die Leichen weihn:

Mehrere Stimmen:

So vielen Freunden
Ward Blut und Tod
Von wenig Feinden?
Ach, welche Noth!

Eine Stimme:

Eiligst ziehen sie von hinnen;
Ihr Führer ehrt der Freiheit Herd,
Ihm weicht die Kampflust aus den Sinnen
Mit Helden, ihres Namens werth.

Mehrere Stimmen:

Heil ihren Manen,
Den Helden Heil;
Der Ruhm ihrer Ahnen
Ist jetzt ihr Theil.

Dann verschwand das Kreuz, Musik und Gesang schwiegen, tiefe Stille herrschte in finsterer Nacht. Bange Furcht bemächtigte sich der Krieger; sie blieben die ganze Nacht auf den Beinen. Erst mit anbrechendem Morgen erhielten sie Kunde von der vorgefallenen Schlacht ihrer kleinen Brüderzahl gegen die Uebermacht der vorgedrungenen Armagnaken und dem gänzlichen Untergang der Erstern. Man berieth lange hin und her: was zu thun sei. Die Einen wollten eiligst die vom Feinde eingeschlossene Stadt Basel entsetzen. Andere hielten sich für zu schwach und fürchteten: es möchte ihnen gehen wie den Gebliebenen. Hächler aber erinnerte an die Worte aus dem himmlischen Gesang der Nacht und hielt für gerathener, in dieser Stellung zu bleiben, bis sie von ausgeschickten Boten nähere Nachricht, oder von ihren Herren und Obern zu Bern Verhaltungsbefehle erhalten hätten.

Indem er noch sprach, drang ihm ein vom Schlosse abgeschickter Pfeil in die linke Wange und bei der rechten wieder heraus. Das gab Tumult. Man wollte das Schloß stürmen, als ein Bote mit Nachricht von hastigen Bewegungen der Feinde ankam, und der Sturm unterblieb. Dann kam ein zweiter Bote und sagte: die Armagnaken zögen sich zurück und auf deutsches Gebiet hinüber. So verstrich der Tag und am andern Morgen kam von Bern der Befehl zum Rückzug nach Aarau.

Der verwundete Hächler bekam einen ganz geschwollenen Kopf und ward für einstweilen unfähig, dem Vaterlande zu dienen. Er begab sich zu seinen Aeltern auf Königstein und erhielt von Bern aus seine Entlassung.

Aber auch Meili war in übeln Umständen. Halbtodt und am ganzen Körper verbrannt war sie bei dem Brugger Mordbrand von einigen zu Hülfe Gekommenen aus dem in hellen Flammen stehenden Hause des Schultheißen Effinger herausgezogen worden und man hatte sie nebst andern Beschädigten ins Kloster Königsfelden gebracht, wo sie von den frommen Schwestern gepflegt wurde.

Die Aerzte machten wenig Hoffnung zu ihrem Aufkommen, und lange mußte sie liegen, ehe sie auch nur wieder für unterbrochene Augenblicke zu sich selber kam. Sie war zur Unkenntlichkeit verstellt und erst nach einem Vierteljahre fing man an für sie an Besserung zu glauben.

Unterdessen ward Hächler wieder hergestellt und hatte sich ein kleines Gütchen jenseits der Aar bei Aarau angekauft, wo er nun ruhig seine Tage zu verleben gedachte.

Da kam ihm eines Tages vom Pfarramt die Weisung: endlich auch einmal zur Beichte zu kommen; wo nicht, so würde er weitere kirchliche Maßregeln zu gewärtigen haben.

Er ging. Einfach begnügte er sich, als reuiger Sünder um Gottes Gnade zu flehen, ohne in Einzelnheiten einzutreten. Der Pfarrer aber begnügte sich damit nicht, sondern verlangte von ihm eine ausführliche, über alle Umstände seines Lebens sich ausbreitende Sündenausschüttung. Hächler verbat sich diese Zumuthung. Da donnerte ihm der

Pfarrer ein hagelartiges Ungewitter von Vorwürfen und Beſchuldigungen vor, und ſchickte ihn unter ſchweren Drohungen fort ohne Abſolution.

„Mir gleich viel,“ ſagte Hächler zu ſich ſelbſt. „Wenn mir der Pfaffe meine ſündige Menſchennatur nicht verzeiht: ſo verzeiht mir doch Gott, der Allgütige. Das ſind wahrſcheinlich die Folgen meiner früheren Aeuſſerungen über die Huſſiten, die der Pfarrer mir noch nachträgt. O wie ſind doch die Menſchen ſo eitel und bösartig! Während dieſer ſich als Diener Gottes ausgibt und in deſſen Namen andern Mitchriſten Vergebung ertheilt und verſagt: begeht er ſelber die größte der Sünden in Ausübung erbärmlicher Rache. Bosheit iſt das eingefleiſchteſte der Laſter und des Satans Erbeigenſchaft, die größte Feindin der Liebe, dieſem Grundſtein der chriſtlichen Moral. Bosheit iſt ein Kind der Selbſtſucht und ziemt am wenigſten einem Prieſter, der in Demuth und liebreichem Beiſpiel ſeinen Mitmenſchen die Macht der Religion zeigen ſoll. Was mag er nun mit mir vorhaben? Auf jeden Fall werde ich harten Kampf bekommen. Ich kenne ſolche Menſchen; ſelbſt in der glänzendſten Genugthuung findet ihr Haß keine Grenzen. Soll ich mich zu ſeinen Füßen beugen? Nimmermehr! Ich will die Sache dem Schultheiß vortragen, um zu hören, was der ſagt. Eher verlaſſe ich Eigenthum und Vaterſtadt, als daß ich mich vor dieſem racheſüchtigen Pfaffen ſchmiege.“

(Fortſetzung folgt.)

An die Schützen.

Söhne meines Vaterlands!
Seines Volkes Ruhm und Glanz
Leuchte fort in Euern Thaten,
Pflanz' auf unſre Nachbarſtaaten
Mannigfaltig Ehrfurchtſaamen
Für den theuern Schweizer-Namen.

Nicht im Prunke, nicht im Glanz
Findet Ihr der Ehre Kranz;
Nein: es ehrt den wackern Schützen
Nur des Rohres tödtend Blitzen;
Schuß um Schuß in Feindes Glieder,
Jeder ſtreckt ſein Ziel darnieder.

Ruhig Blut und kühner Muth
Steht dem Schweizer-Schützen gut.
Freiheit, die, von Tell entſtammet,
In des Schützen Bruſt entflammet,
Setzet er in ſeinem Spiele
Zu bewahren ſich zum Ziele.

Freiheit! o du hehres Wort,
Bleibe ferner unſer Hort!
Kommt Gefahr: Laßt voll Vertrauen
Auf des Schützen Kunſt uns bauen.
Eh' der Feind uns kann erreichen
Schickt er ihn ſchon zu den Leichen.

Drum, Ihr Schützen! Euer Ruhm
Liegt in dieſem Heiligthum!
Uebt im Frieden Euch bei Scheiben,
Um des Namens werth zu bleiben!
Suchet Eure Kunſt zu heben,
Dann läßt hoch das Volk Euch leben.

Jeden Schützen, reich an Muth,
Für die Freiheit voller Glut,
Gegen Unſchuld zart in Minne,
Gegen Freunde treu im Sinne,
Vor dem Feind voll Kampfbegierde,
Ehrt das Land als ſeine Zierde.

Naturgeſchichte.

Die Zecke.

Anfangs bleigrau, platt und faltig, ſo groß wie ein Hanfkorn, vollgeſogen zuweilen blutroth, von Geſtalt einer eiförmigen, etwas platten großen Erbſe. Das Männchen iſt viel kleiner, ſchwarzbraun, einem Rübſaamenkörnchen nicht unähnlich; die ganze Oberſeite bildet eine hornartige, glatte, mit zerſtreuten Punkten eingeſtochene Schale, dagegen bei dem Weibchen nur ein kleiner Theil hinter dem Kopf ein ſolches Schild zeigt. Rings um den Leib herum tritt ein dicker weißer Rand, wie eine Wulſt, hervor. Es gibt auch iſabellfarbige. Die Gattung Thiere iſt übrigens noch nicht hinlänglich bekannt und unterſucht.

Sie lebt mit den Verwandten ihres Geſchlechts in Wäldern, wo ſie leicht an Menſchen und Thiere kriecht, ſich in die Haut einſchiebt, und ganz voll Blut ſaugt, ſo daß ſie die oben angegebene Form annimmt. Hunde, Ochſen und Pferde ſind oft mit ihnen beſetzt, es ſind von ihnen ſchon ſolche Thiere bis zur Erſchöpfung geplagt worden. Wenn man ſich im Walde auf Moos lagert, oder wohl gar daſelbſt einſchläft, kommt man leicht in Gefahr, welche zu erhalten. Ihr Stich iſt ſehr ſchmerzhaft, da ſich ihr mit Widerhacken verſehener Rüſſel tief in das Fleiſch hineinſchiebt, ſo daß man immer etwas davon mit losreißt, wenn man ihn gewaltſam herausziehen will. Oel und Tabackslauge ſind das beſte Mittel, ſie herauszutreiben; ſie entfernen ſich aber auch von ſelbſt, wenn ſie gefüllt und ſatt ſind.

Die Zecke heftet ſich mit ihren zwei hackigen Vorderfüßen an niederes Geſträuch, und hält die hinteren ausgeſtreckt. Sie hat zu beiden Seiten des Nahrungskanals Blinddärme wie Säcke, die ſich mit dem vollgeſogenen Blut füllen, und dann bekommt ſie die violetten Zeichnungen, indem jene durchſchimmern. In Weingeiſt wird ſie ganz kirſchroth und zeigt vorn den Rüſſel und die kleinen Beine. Die Geſchlechtsöffnung befindet ſich unter dem Schnabel, es treten aus ihr eine unſägliche Menge Eier heraus, die ſich um die Kopfgegend herum anhäufen.

Um Rio-Janeiro ſoll an Sträuchern eine Gattung in ſo großer Menge leben, daß, wenn man daran ſtreift, ſich zu Tauſenden an die Kleider hängen, auf die Haut zu kommen ſuchen, und da große Pein verurſachen.

Frage nicht, o Menſch: warum der allweiſe Schöpfer unter die Zahl ſeiner Werke ein ſo nutzlos ſcheinendes Weſen geſetzt habe? Auch dieſes füllt in der großen Kette der Natur ſeine Stelle aus und wird ſeinen Zweck haben! Und, ſollte es nur ſein, um einem unſer Ohr ſo angenehm ergötzenden, kleinen geflügelten Sänger zur Nahrung zu dienen. Des Schöpfers zahlloſe Werke ſind wunderbar, ſeine Zwecke unerforſchlich, und ſelbſt dein eigenes Ich iſt und bleibt dir ja unerklärlich.

Auflöſung des Räthſels in No. 13.: Die Aar (Fluß), der Aar (Raubvogel).

No. 15.

DAS POSTHÖRNCHEN

13. April 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Mutter der Schmerzen und Sorgen,
Wer dich besitzet, hat Müh; wer dich entbehret, hat Leid.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Erfreulich ist es, aus dem Frickthal zu vernehmen, welch thätiges Leben im Schulwesen eingetreten ist und wie fast überall die ehemals vernachlässigte Schuljugend wieder einzubringen trachtet, was versäumt worden. In Eiken hat die Gemeinde an Martin Brutschi einen eifrigen, thätigen Oberlehrer erhalten. Ihn ersuchten etwa 30 Knaben von 17 bis 24 Jahren, ihnen wöchentlich den Winter hindurch 3 bis 4 Stunden Unterricht Abends von 6 Uhr an zu ertheilen, welchem Gesuche er mit Freuden und unentgeldlich entsprach, während der dortige Pfarrer allerhand Scheingründe vorzubringen wußte, um nicht mehr in der Schulpflege sitzen zu müssen, weil diese Stelle viel Mühe kostet und nichts einträgt.

— Die Ursachen, daß von der letzten Aarg. Groß-Rathssitzung wenig berichtet werden konnte, liegen darin, daß wirklich wenig erlediget, und die mehrsten Geschäfte zur Vorberathung an Kommissionen überwiesen wurden; wir hoffen aber, von der am 17. April beginnenden Sitzung mehr melden zu können, da mehrere zu Berathung und Entscheid längst gereifte Fragen obliegen.

— Das Gerücht, als hätte Hr. Regierungsrath Keller seine frühere Stelle als Seminar-Direktor statt jener wieder beibehalten, ist ungegründet.

— Auch Hr. Oberst Schmied hat die Direktion der Kriegsschule in Thun abgelehnt. Es scheint, die Söhne des Mars schmollen dem Vaterlande, daß es ihre unsterblichen Werke von 1834 bis 1837 nicht mit Lorbeern gekrönt. Ob Abyberg wohl auch ausschlagen würde?

— Das diesjährige sogenannte „Sechseläuten“ in Zürich gab Anlaß zu einer eigenen Feierlichkeit. Veranlaßt durch den in jüngster Zeit vom Zürchervolke erfochtenen Sieg einer durchgreifenden Rechtsgleichheit hatte die Zunft zu Schmieden beschlossen, dieses Bürgerfest zu einem Leichenbegängniß ihrer Zunftfahne umzuwandeln, und zur Theilnahme an demselben alle übrigen Zünfte einzuladen. Obwohl der Leichenzug mit aller Pracht ausgerüstet war, so scheint er doch ein herbes Gefühl unter vielen der Zuschauer nicht unterdrückt zu haben, welchen dieser Trauerzug als ein ernst gemeintes Klagelied auf die verlornen Vorrechte der Stadt erscheinen mußte.

— Der kl. Rath des K. Luzern hat die Kommission in kirchlichen Angelegenheiten beauftragt, zu Handen des großen Rathes Vorschläge auszuarbeiten, wie die noch übrigen Mitglieder der Barfüßerklöster zu Luzern, in der Au und zu Werthenstein pensionirt und wie nach Aufhebung der Klöster die Pfarrpfründe in letzterm Ort und eine zweite in Luzern gehörig ausgestattet werden könne.

— Am 26. März wurde, wie man vermuthet durch Brandstiftung, das Haus des Hrn. Altzollers Segesser, in Mitte des Dorfes Reiden, eingeäschert.

— Bern. Letzten Montag befanden sich einige Schulknaben beim Klösterli-Wirthshaus, wo Branntwein abgeladen wurde, von welchem man diesen zu trinken gab. Einer davon, ein eilfjähriges Kind armer Aeltern, ward bald darauf besinnungslos in den Stall gelegt, um fünf Uhr Abends nach Hause gebracht und des andern Morgens eine Leiche. — In Gümmenen ist das große, schöne Wirthshaus ein Raub der Flammen geworden.

— Von allen Seiten zeigt sich lebendige Theilnahme für das eidsgen. Freischießen in St. Gallen. Jede nur etwas bedeutende Schützengesellschaft des Kantons beeifert sich, angemessene Ehrengaben einzusenden. Auf dem Platze des Festes wird munter an Zurüstungen gearbeitet, und schon jetzt meldet man von allen Seiten her fröhliche Ge-

ſellſchaften als Gäſte an. Auch für den König von Würtemberg ſind vorläufige Anfragen nach einer paſſenden Wohnung eingelaufen, der ſich wohl wundern wird, wenn er mit eigenen Augen ſieht, daß in der Schweiz an großen Volksfeſten nicht Alles ſo drunter und drüber geht, wie man es in Deutſchland den hohen Herren immer glauben machen möchte.

— Der Gaſterſche Schützenverein hat zu bevorſtehendem eidsg. Freiſchießen ein junges Landpferd als Ehrengabe gewidmet; und der Dekan des ſäkulariſirten Kloſters Pfäfers beliebte mit Tod abzugehen, deſſen Penſion von 1000 fl. jährlich nun auch der Staat erbt, trotz aller Proteſtationen des Nunzius im Namen des heil. Vaters, deſſen wundes Herz zur größten Verwunderung aller Gläubigen immer noch blutet, ohne daß man dabei nur die geringſte Verminderung ſeiner Leibesſäfte wahrnimmt.

— In Altorf dauert gegen Niedergelaſſene immer noch die Abneigung fort, inſofern ſich dieſelben irgend etwas zu erwerben trachten. Ein ſolcher darf dort geſetzlich nicht mehr als ein Gewerbe treiben. Wo noch ſolche Geſetze gehandhabt und als wohlthätig angeſehen werden, muß man Gewerbsfleiß, Wohlſtand, eidsgenöſſiſchen und chriſtlichen Sinn nicht ſuchen.

— Das durch Tieferlegung des Lungernſees gewonnene pflanzbare Land beläuft ſich auf etwa 247 Jucharten, deſſen Ertrag im verfloſſenen Jahr 2128 Franken betrug.

— Herr Hediger, Landamman des Bezirks Schwyz, bekleidet nicht mehr als dreizehn Präſidenten-Stellen in den verſchiedenen Behörden, in ſechs andern Behörden iſt er Mitglied, ferner bekleidet er in ſeiner Gemeinde Muttathal die Stelle des Seckelmeiſters, Gemeindſchreibers, Schullehrers, Organiſten ꝛc., iſt Vogt des Frauenkloſters daſelbſt, und obendrein noch Tagſatzungsgeſandter des Kantons Schwyz. Darf man ſich da noch wundern über die Macht und den Einfluß der dortigen Magnaten, die übertriebener Ehrſucht und Habgier ſo viel Raum laſſen?

— Im K. Neuenburg wurde jüngſt der Gedanke einer Amneſtie für die Verwieſenen von 1831 geäußert, jedermann fand ihn billig und natürlich, und eine Petition an den König von Preußen, die deshalb herum geboten wurde, erhielt zahlreiche Unterſchriften auch unter der Bevölkerung, die als loyal bekannt iſt, oder ſich um Politik ſonſt nicht bekümmert. Aber hohen Ortes wurde die Sache als ein aufrühreriſches Beginnen angeſehen, und kaum hatte man angefangen, nach den Urhebern der Petition zu forſchen, als die guten Unterthanen über den Schritt erſchracken, den ſie gethan, und ſich beeilten, ihre Unterſchriften zurückzuziehen.

Ausland.

— In Mannheim, Karlsruhe und Freiburg hat die Idee Anklang gefunden, die Statüe des verſtorbenen Miniſters Winter auf der künftigen Eiſenbahn aufzuſtellen, mit dem Zeigefinger auf das Werk deutend, mit dem er ſein thatenreiches Leben beſchloß. Dagegen ruft unter Anderm eine Stimme aus der Wüſte: „Erbauet lieber Findelhäuſer, damit keine Kinder mehr gemordet werden, und Leichenhäuſer, damit kein Menſch mehr lebendig begraben werde; weihet dieſe Anſtalten dem hochherzigen Manne, drückt ihnen ſeinen Namen auf und ihr habt ihm Denkſteine geſetzt, die mit der Menſchenfreundlichkeit des Dahingeſchiedenen in vollkommenem Einklange ſtehen.“

— Wir Bayern bekümmern uns ſeit einiger Zeit um gar nichts mehr: weder um Griechenland, denn dabei fallen uns 2½ Millionen verlorne Gulden ein, noch an den braven Fürſten Wallerſtein, denn ſonſt ärgern wir uns; wir denken nicht an den Athanaſius, der macht uns übel; nein, wir denken nur an Bier, und zwar an Salvatorbier, welches man für Geld und gute Worte bei dem menſchenfreundlichen Bräuer Jacherl in der Au bei München trinken kann. Alle unſere Ideen drehen ſich um Bier, und wenn wir dabei auch ſelbſt bisweilen ein Bißchen verdreht werden, das ſchadet einem ächten Bayer nichts. Bier iſt und bleibt unſere Hauptſache.

— Wie man hört, wird ſich die hannöverſche zweite Kammer, nachdem eine Kommiſſion zur Prüfung des vorgelegten Verfaſſungsentwurfes ernannt iſt, vertagen. Eine Kammer hat zum Vertagen zweierlei Gründe: entweder hat ſie nichts zu berathen, oder weiß nicht, wie ſie die vorliegenden Sachen berathen ſoll. Im letzten Falle ſitzt ſie zwiſchen Thür und Angel und iſt eigentlich keine Kammer mehr, denn eine Kammer, oder vielmehr die Herren, die darin ſitzen, ſind ja eben dafür da, daß ſie berathen, was zu thun ſei.

— Die königl. Immatrikulations-Kommiſſion der Univerſität Göttingen macht bekannt, daß die Vorleſungen des Sommerhalbenjahrs in der Woche vom 30. April auf den 5. Mai anfangen, und fügt ſogleich alle die Bedingungen bei, welche diejenigen zu erfüllen haben, die dort ſtudieren wollen. Die Kommiſſion ſcheint wohl einen großen Andrang zu befürchten, woran aber andere vernünftige Leute ſehr zweifeln.

— Am 3. April brannten zu Berlin in Folge einer in

Mühlen häufig vorkommenden Selbstentzündung mehrere Mühlen und einige benachbarte Häuser nieder, wobei zwei Müllermeister sammt ihren Ehefrauen und fünf Kindern, eine Amme, drei Mahlknechte und mehrere andere Personen ein Opfer wurden. — Am 30. März flog die Pulvermühle in Taureda in Sachsen in die Luft, doch nahm Niemand leiblichen Schaden daran.

— Herr Bunsen hat seine Abrufung aus Rom erhalten, ohne durch einen andern Diplomaten ersetzt zu werden, und somit wäre einstweilen die Verbindung Preußens mit Rom suspendirt.

— Der Erzbischof Dunin von Posen und Gnesen ist ein sehr hartnäckiger Mann, und die ihm untergebenen Seelenhirten scheinen mit ihm zu sympathiren; denn wenn die Regierung nicht schnell eingeschritten wäre, hätten die Herren Geistlichen bereits ihre ganze Schafsheerde allarmirt. Dazu kommt noch, daß die Polen von einem tausendjährigen Hasse gegen die Deutschen getrieben werden, einem Hasse, der dadurch noch verstärkt wird, daß sie ihre Erbfeinde, die Deutschen, nun auch als Ketzer hassen dürfen. Der Erzbischof hat sich seit einiger Zeit unsichtbar gemacht; wo er steckt, wissen wir aber nicht, nach Rußland wird er schwerlich sein, denn dort ist es für römisches Blut immer noch zu kalt.

— Wie die Donau, hat auch der Rhein große Ueberschwemmungen und bedeutenden Schaden angerichtet. Jene überstieg den gewöhnlichen Wasserstand um 32 Fuß, dieser um 29 Fuß. — Auch aus Rußland und Nordpreußen gehen traurige Berichte von Ueberschwemmungen ein.

— Ein Soldat des kaukasischen Regimentes in Warschau kam nach dem Zapfenstreich betrunken nach der Kaserne, wo er bis auf weitere Strafe des andern Morgens in Arrest gesetzt werden sollte; da er sich aber widersetzte, wurde ihm sogleich ein bedeutendes Quantum Stockschläge verordnet, um seinen Rausch auszutreiben; dieser hat aber bei seinem Ausflug noch des Soldaten arme Seele mitgenommen und dadurch seinen Körper allen ferneren derartigen Züchtigungen enthoben. Darob empörten sich seine Kameraden, mehrere Offiziere und Unteroffiziere, die nicht mithielten, büßten es mit dem Leben; der Oberst entkam mit Noth; Scheiben und was in der Kaserne zerbrechlich war, wurde zertrümmert, bis einige andere Regimenter sich nach hartnäckigem Widerstande ihrer bemeisterten und sie entwaffneten.

— Holland und Belgien möchten sich gern mit einander in Frieden vertragen und alle fernern Schikanen einstellen, was ein sehr vernünftiger Entschluß ist, wenn er nur so leicht auszuführen wäre. Aber da stehn sie mit einander wie die Ochsen am Berge, und können nicht darüber, denn dieser Berg besteht in 50 Millionen Gulden, welche die Belgier an Holland bezahlen sollen. Die Belgier sind aber nicht so dumm, wie die Holländer glauben, sondern erklären: „Wir bezahlen nicht einen Kreuzer. Die Holländer aber schreien: „Ihr mußt zahlen, denn diese Summe gehört zur Schuld des früher vereinigten Königreichs, die wir jetzt allein verzinsen müssen.“ So stehen die Verhältnisse; bringt man nun noch die hundert und einige andern Verwickelungen in Anschlag, so kann Jeder sich leicht denken, wie viel Zeit und wie manche Protokolle noch dazu gehören, um zwischen beiden Völkern eine ernstliche Ausgleichung zu Stande zu bringen.

— Die Herzogin von Orleans hofft in vier bis fünf Monaten die Pflichten einer zärtlichen Mutter ausüben zu können. Die Franzosen hätten gern gesehen, sie wäre zur Jahresfeier der glorreichen Revolution schon so glücklich gewesen, damit man in so hochwichtiges Ereigniß bedeutungsvolle Hoffnungen hätte legen können.

— In Paris zerbricht man sich darüber den Kopf, worum die schöne und liebenswürdige Gräfin Secqueville auf offener Straße arretirt worden ist. Sie wurde am 26. März auf der Promenade auf Befehl des Instruktionsrichters von Polizei-Agenten angehalten, die sich zu ihr in den Wagen verfügten und mit ihr die Spazierfahrt zur Polizei-Präfektur fortsetzten.

— Darin, daß die Wähler von Bastia auf Korsika den längst verstorbenen Helden Paoli, der stets für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gekämpft, zum Deputirten gewählt haben, will man in Paris eine revolutionäre Stimmung der Corsen erkennen, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, denn die Corsen scheinen der unerschwinglichen Abgabenlast müde zu sein.

— Die Theilnahme, welche die Aufhebung der Lehrlingszeit der Neger durch ganz England gefunden hat, ist über alle Beschreibung. An einem Abend wurden nicht weniger als 663 Bittschriften für diesen Zweck eingereicht. — Aus England rühmt man die Fortschritte der Zivilisation beim dortigen Militär, indem Vergehen, die vor 3 Jahren noch mit 1000 Ruthenstreichen bestraft wurden, jetzt 200 weniger erhalten. Nach einem Beschluß des Unterhauses soll die Ruthenstrafe so lange in Uebung bleiben, bis sich die Soldaten das Betrinken abgewöhnt

haben. Sonst bestraft man mit der Ruthe die bösen Buben, deren die englische Armee scheint's sehr viele zählt.

— Der König von Neapel hat eine Lustfahrt nach Sizilien unternommen und ist in Messina gelandet. Diese Stadt hatte vor dem Ausbruche der Cholera gegen 50,000 Einwohner, jetzt aber kein paar weniger. Von diesen Einwohnern sind dem König etwa sechs oder sieben Herren entgegen gegangen und haben ihn mit großem Jubel empfangen. Die Uebrigen hatten grade in dem Augenblick zu ihrem größten Bedauern keine Zeit dazu.

— Trotz aller Bemühungen der neapolitanischen Regierung, den Bildungsstand auf Sizilien zu heben, sollen die Sizilianer in der Kultur doch noch so weit zurück sein, daß sie den Bestand einer Akzise gar nicht begreifen wollen. Der König hat nun zu seinem dortigen Besuch 6000 Mann Ehrenwache mitgenommen, denen eine noch größere Anzahl solcher Wachen folgen sollen, um den Herren Sizilianern diesen Begriff zu erleichtern.

— In Rom, Bologna und Modena werden jetzt viele junge und alte Herren verhaftet, von denen diese wie jene zum jungen Italien gehören. Es ist merkwürdig, daß man von den Freunden junger Länder nicht viel wissen mag; mit dem jungen Deutschland wenigstens geht es eben so.

— Wenn in Spanien Alles so geht, wie es die Carlisten ausgedacht, so wollen sie schon zu Ostern in Madrid sein; wenigstens soll der Pfarrer Merino den festen Entschluß ausgesprochen haben, am Palmsonntag in der Cathedrale von Madrid Messe zu lesen. Don Carlos ist mit diesem Entschlusse einverstanden und auch sein inniger Freund, Don Juan Echevaria, der erste Pfarrer von Navarra, ein heiterer, lebenslustiger Geistlicher, ein Naturmensch von riesiger Gestalt und herkulischen Kräften, der sich sowohl in körperlicher als Glaubens-Stärke auszeichnet, auch dieser will zu Ostern in Madrid Messe lesen, Notabene, wenn es unterdessen nicht etwa regnet. Inzwischen ist man in Madrid darüber ruhig; die Schanzarbeiten um die Stadt sind so weit gediehen, daß sie ohne einen regelmäßigen Angriff nicht genommen werden kann; die Artillerie ist beträchtlich und wird noch täglich vermehrt; Magazine von Lebensmitteln sind angelegt, aus welchen man 12,000 Mann während 40 Tagen unterhalten kann. Unbesorgt hält der Finanzminister den Cortes täglich Vorlesungen über — neue Anleihen.

— Der König von Griechenland ist nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß mit den Griechen ganz gut umzugehen ist, wenn man sie nur nicht bös behandelt und ihnen zumuthet, sie sollen sich Alles gefallen lassen. Mit Aushebung und Einübung der griechischen Nationalmiliz ist man nun ernstlich beschäftigt.

— Der Sultan will die südlichen Inseln besuchen. Um während seiner Abwesenheit die Ruhe der Hauptstadt, in der so viel revolutionärer Zündstoff vorhanden ist, der sehr leicht von Aegypten aus zur Flamme angeblasen werden könnte, nicht gestört werde, läßt er eine Polizei nach dem Pariser Mode-Journal einrichten, die den Ausbruch einer Verschwörung 14 Tage vorher riecht. Sobald diese Polizei-Kommission auf die Beine gebracht ist, reist der Sultan ab; nach Aegypten und Algier wird er wohl nicht gehen, die läßt er rechts liegen.

— Der Krieg der nordamerikanischen Freistaaten gegen den Indianerstamm der Seminolen in Florida hat seit zwei Jahren mehr als 10 Mill. Dollars gekostet, und bis jetzt hat man über diese wilden Krieger noch keinen erheblichen Vortheil errungen.

Räthsel.

Ich bin ein kleines Wörtchen nur
Und trage der Sprache Beginn zur Spur.
Wohl Mancher büßte den kleinen Laut,
Weil er ihn nicht zu behalten getraut;
Doch Manchem, der mich zurückbehielt,
Hab ich im Kopfe Rumor gespielt.
Wohl dem, der mich besonnen mir spricht:
Denn oftmals hab ich gar viel Gewicht.
Ob Manchen ich wohl kann erfreuen,
Muß Mancher mich öfter bereuen.

Theater in Aarau.

Mit hoher Bewilligung wird Dienstag den 17. April die Schauspieler-Gesellschaft unter der Direktion des Ferd. Deny ihre theatralischen Vorstellungen, mit dem „Schutzgeist, großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen," eröffnen. Da der Aufenthalt dieser Gesellschaft nur kurz sein möchte, so wird das verehrte Publikum hiermit zu einem gütigen zahlreichen Besuch ergebenst eingeladen, mit der Versicherung, daß die Darstellungen des gegenwärtigen Personals durchaus nicht hinter jenen frühern hier gelesteten Aufführungen zurückbleiben wird.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 16. 20. April 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Osterlied.

O Stern der Hoffnung auf ein künft'ges Leben,
Dich faßt der Mensch begierig auf,
Mag die Gedanken gern mit dir verweben
In ihrem kühnen Schwung und Lauf.
Gott rief uns zu: ihr werdet nicht vergehen,
Einst wird der Geist vom Tode auferstehen.

O Gottes Sohn, der Du die Wahrheit lehrtest,
Erklärtest uns der Sünde Wahn,
Vom Irrthum ab die Gläubigen bekehrtest,
Und führtest sie zur Tugend-Bahn;
Du opfertest für uns Dein eignes Leben,
Um uns Begriff von Ewigkeit zu geben.

O Auferstehn, wir hoffen dich und glauben,
Nichts in der Welt wird je vergehn;
Nur die Gestalt kann ihm der Zeitlauf rauben,
Das Wesen selbst wird nie verwehn;
Mag auch der Tod uns finden und entleiben,
Der Geist muß ewig, ewig muß er bleiben.

Wir feiern dich, o Tag des ew'gen Lebens,
O schöner Auferstehungstag!
Selbst die Natur, sie feiert nicht vergebens,
Die lange Zeit im Tode lag,
Sie wachet auf und bringt uns freudig wieder
Der Hoffnung Grün und ihrer Sänger Lieder.

O töne laut aus aller Völker Munde,
Du christlicher Gesang,
Und weihe du der Auferstehungsstunde
Dein feierlicher Klang:
Denn Christus lehrt: der Geist wird nicht vergehen,
Verklärt wird er einst aus dem Grab erstehen.

Bertha von Brauneck.

Fortsetzung.

Die Berner hatten zum auch Habsburg genommen, und die übrigen Eidsgenossen, über die raschen Eroberungen Jener neidisch, zogen vor Baden, um es seinem ehemaligen Herren zu entreißen. Das war aber nicht so leicht, denn es hatte starke österreichische Besatzung, viele Lebensmittel und Kriegsvorräthe, und Mansberg war entschlossen, sich darin aufs Aeusserste zu vertheidigen.

Dieser traf deshalb die strengsten Maßregeln und so wurde es dem Pater nicht wohl möglich, das Fräulein Bertha gegebene Versprechen auszuführen. Statt dessen wagte er zu seinem Zeitvertreib eine Belagerung in der Belagerung, und machte ihr, selbst zu unschicklicher Zeit, öftere Besuche, suchte sich in ihre Gunsten einzuschmeicheln und ihr Gefühle zu entlocken, die sie gegen einen Geistlichen zu äussern gar nicht für gut fand. Sie verbat sich mit sanft ermahnenden Worten seine zudringlichen zweideutigen Aeusserungen und dreisten allzunahen Berührungen. Als aber dieses nicht half, und sie einsah, daß es ihm mehr um seine Gelüste als um ihre Befreiung zu thun sei, erklärte sie ihm mit Ernst: sie sei seiner nutzlosen Zudringlichkeit müde, er möge sich ferner nicht mehr um sie bemühen.

Entrüstet über diese Demüthigung und die fehlgeschlagenen Versuche, schlich er des andern Morgens zu Mansberg und sagte flüsternd:

„Wollen Euer Gnaden mir auf ein paar Augenblicke gütiges Gehör schenken, um Ihnen Wichtiges offenbaren zu können?“

— Nun, was hat Er denn? fragte ärgerlich Mansberg, dem der Pater zu ungelegener Zeit kam.

„Der Herr Kommandant wollen einem treuen Diener gnädigst verzeihen, wenn er so frei ist, Hochdieselben zu belästigen. Die aufrichtige Ergebenheit und strenge Gewissenhaftigkeit lassen es mir nicht zu, länger zu schweigen...“

— Fasse Er sich kurz und komm' Er zur Sache. Ich habe jetzt keine Zeit zum Beichten.

Nach langen Umschweifen und Vorreden rückte er endlich mit der Sprache heraus: Fräulein Bertha habe ihm zumuthen wollen, ihr zum Entkommen behülflich zu sein, und da

er ihr dieſen tollkühnen Streich auf alle mögliche Weiſe auszureden geſucht, habe ſie mit vielen Bitten und Verſprechungen darum angehalten.

Im gleichen Augenblick erhielt Mannsberg Kunde, daß den Belagerern auch von Bern Hülfsvölker zukommen ſollten. Demzufolge ließ er alle Vorräthe ins Schloß bringen, die Mannſchaft aus der Stadt dahin zurückziehen und Fräulein Bertha daſelbſt in beſſern Gewahrſam ſetzen, bis er Zeit gewinne, ihr Vorhaben derſelben zu verweiſen; worauf er den Eidsgenoſſen Stadt Baden freiwillig übergab mit dem Beding, daß wenn er vom Erzherzog während der Belagerung des Schloſſes Entſatz erhalten ſollte, die Uebergabe alsdann ungültig wäre.

Die Berner rückten an, und Hartmann, der indeſſen hergeſtellt worden war, fand ſich auch wieder bei den Seinigen ein, jedoch ohne zu wiſſen oder zu ahnen, daß ſeine Geliebte ſich in der Nähe befinde. Erſt als es ihm im Traume vorkam, als ſähe er ſie mit einem weißen Tuche wehend von der Schloßmauer herab, ſtieg ihm der Gedanke auf, ob Weinsberg ſie nicht etwa dahin gebracht hätte.

Eines Abends befand er ſich mit mehrern Herren an einem fröhlichen Mahle, an dem auch einige Geiſtliche Theil nahmen. Die Belagerung mit allen Nebenumſtänden, ſo wie die letzten Begebenheiten, bildeten die Unterhaltung, wobei man zufällig auch auf das Fräulein zu ſprechen kam.

„Aha, die Geßlerin,“ rief einer der geiſtlichen Herren. „Ich kenne ſie wohl, eine wollüſtigere Weibsperſon gibt's auf Erden nicht; ſelbſt ihrem Beichtvater wollte ſie Anlaß zur Sünde geben. Jetzt iſt ſie oben auf dem Schloß, wo ihr Umgang mit dem Oeſtreicher bekannt genug iſt.“

„Wie ein Pfeil fuhr dieſe Rede durch Hartmanns Herz, der von ihrer reinen Sittlichkeit überzeugt ſein zu dürfen glaubte. Er verwies dem Pfaffen ſeine unverſchämten Verleumdungen, aber die Geſellſchaft nahm ſich ſeiner an und machte ſich auf Koſten des Fräuleins, ſo wie des geſammten ſchönen Geſchlechts, luſtig, wobei allerlei Witze und Anekdoten zur Unterhaltung aufgetiſcht wurden. Zweifel, Mißtrauen und Aerger ſchlichen ſich in des Jünglings Herz, denn er kannte des Fräuleins Güte, der Weiber Schwäche und die Macht der Verführung. Mißmuthig verließ er die Geſellſchaft und machte zu ſeiner Zerſtreuung einen kleinen Spaziergang im Mondenſchein; da hörte er vom Schloſſe herab eine ihm wohl bekannte weibliche Stimme ſingend:

Fern vom Geliebten muß ich leiden,
Gefangen ſitz' ich und bewacht;
Zum Troſte kann ich nur mich weiden
An dem Geſang bei ſtiller Nacht.
Ihm tönet meines Liedes Klang;
O wären doch die Nächte lang.
Der Schwermuth Töne erleichtern den Schmerz,
Erfüllen mit Sehnſucht das hangende Herz.
Ach, wär' ich doch, theurer Geliebter, bei dir!
O Geiſt des Verehrten, erſcheine du mir!

Entzücken erheiterte plötzlich ſeine ſchwermüthigen Gedanken, Zweifel und Mißtrauen ſchwanden aus ſeinen Sinnen, und er antwortete im Geſang:

Sei getroſt, Geliebte du:
Deine Leiden werden endrn!
Schenk' dem bangen Herzen Ruh,
Laß es ſich zum Schöpfer wenden
Im Gebet: Er ſchickt auf Leid
Uns vom Himmel wieder Freud'.
Laß die Hoffnung nur nicht ſinken,
Sieh die goldnen Sternlein blinken;
Auch des Glückes holder Stern
Zur Erlöſung weilt nicht fern.

Da ſah er aus einer Oeffnung von der Schloßmauer herab ein weißes Tuch flattern und hörte heftiges Schluchzen. Er eilte in ſein Quartier und legte ſich nieder, konnte aber keine Ruhe finden. Hunderterlei Pläne zur Befreiung Bertha's durchkreuzten ſeine Gedanken; einer ward beim Entſtehen des andern als unzulänglich erklärt und am Ende war er ſo weit damit als am Anfang. So verſtrich die Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Die Fee im Jura.

16. Das Ende.

Endlich langte nach ihrer Geneſung auch Meili wieder in ihrer Heimath an. Sobald Hächler ihre Anweſenheit erfuhr, unterließ er nicht, ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten. Aber o Himmel, welche Veränderung! wo iſt das ſchöne, blühende Mädchen mit ſeinen freundlich lächelnden Mienen und blitzenden Augen hingeſchwunden? Leidende Züge, blaſſes Antlitz und hagere Geſtalt machten ihr erlittenes Unglück und die ſchmerzenvollen Tage kund, und doch ſchaute aus dem matten Blick und liebreichen Geſichtszügen noch ihre ehemalige zufriedene Herzensgüte hervor.

Er tröſtete ſie über die Vergangenheit, und da er als fleißiger Bibelleſer wohl wußte, daß Gott der Herr einſt geſagt hatte: „es ſei nicht gut, daß der Menſch allein ſei,“ und das Bedürfniß einer Lebensgefährtin ſeit einiger Zeit ſelbſt lebhaft gefühlt hatte, bot er ihr Herz und Hand für die Zukunft an. Sie und die Ihrigen waren es natürlich bald zufrieden, da ein armes Mädchen die Hand eines von früher Jugend auf geliebten wohlhabenden Brautwerbers nicht ſo leicht ausſchlägt; auch der alte Hächler und ſeine Frau ſtimmten ein, da ihn das in der Fremde erworbene Vermögen vor allen Nahrungsſorgen ſicherte, ſo daß es für ihn nicht nöthig war, ſich unter den Töchtern des Landes für reichliche Mitgabe umzuſchauen.

Er machte der Geiſtlichkeit von ſeinem Schritt Anzeige, um die Eheverkündung vor ſich gehen zu laſſen, was in

Kirchberg, wohin Küttigen pfarrgenössig ist, keinen Anstand fand; aber in Aarau wollten die Geistlichen die Verkündung nicht eher erfolgen lassen, bis Hächler mit reuigem Gemüth und zerknirschtem Herzen seine Sünden vor des beleidigten zweiten Pfarrers Füße gelegt und ihn demüthig um Verzeihung gebeten habe. Dessen weigerte er sich. Die Geistlichkeit hatte noch härtere Züchtigung gegen ihn im Sinne, aber des angesehenen Schultheißen Wort milderte den flammenden Zorn dieser frommen Männer. Trüllerey suchte auch den Hächler zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen, was ihm aber nicht gelang; denn dieser zog vor, Haus und Hof wieder zu verkaufen, um sich anderswo anzusiedeln, was er auch alsobald bekannt machte.

Als er des Abends bei seinem Vater auf Königstein war, brachte man ihm die Nachricht, sein Haus sei in Flammen. Beide eilten dahin und fanden diese Nachricht nur zu wahr. Landleute aus der umliegenden Gegend waren mit Rettung und Löschen beschäftigt, aber von Aarau hatte Niemand Hand angelegt, denn bereits war es dem Pfarrer gelungen, unter der dortigen Einwohnerschaft den Samen gewaltigen Hasses gegen diesen vorgegebenen Ketzer auszustreuen, dessen Unfall nun mit Schadenfreude und Hohngelächter zugesehen wurde. Seit dieser Zeit ward der zweite Pfarrer vermißt, und Niemand wollte ihn gesehen haben, so daß man ein Unglück ahnete und an seiner Rückkunft zweifelte.

Der erste Geistliche ließ sich bald hernach vom Schultheiß mit Geld abfinden, die Eheverkündung erfolgte und nach gesetzlicher Frist auch die Hochzeit am 6. Mai 1449.

An diesem Tage bemerkte man schon wieder gegen das Frickthal hin Feuer. Hächler, der als neuer Hauseigenthümer seine Feuerläuferdienstzeit noch nicht vollendet hatte, sollte zur Hülfe dahin miteilen; da erbot sich für ihn zu diesem Dienste ein am Hochzeitfeste befindlicher Anverwandter seiner Stiefmutter. Als nun die Feuerläufer gegen Wölflswyl kamen, wurden sie von Falkensteins Soldaten überfallen und niedergemacht*), welch letztere absichtlich einen Haufen Reiswellen angezündet, um die Aarauer herauszulocken. Nur einer entkam, der hinter den andern etwas zurück war und die Gräuelthat sah. Von dieser Zeit an waren die Aarauer Feuerläufer nicht mehr gehalten, ins Frickthal zu Hülfe zu eilen und versahen sich an alle übrigen Orte hin zu allfälliger Nothwehr mit Spießen.

Bald darauf starb der alte Hächler und man übergab die Herrschaft Königstein dem Sohne zur Verwaltung, der nun seine Brandstätte ebnen ließ, unter deren Schutt man den Leichnam des vermißten Pfarrers, der wahrscheinlich mit frevelhafter Hand das Haus anzündete zu seinem eigenen Untergang, der bis heute ein Räthsel blieb.

Hächler lebte mit seiner Frau zufrieden und vergnügt au Königstein, und obgleich immer noch unter dem Volke gegen ihn als Ketzer eine gewisse Abneigung herrschte, ebnete sein Wohlstand diese Lücke doch meisterhaft aus. Mit eignen Kindern wurde er zwar nicht beglückt, desto mehr aber mit Gevatterkindern beehrt, an denen allen er große Freude hatte und viel für sie that, da es meistens Kinder armer Leute waren, die fleißig bei ihm ansprachen, wenn sonst kein Gevattersmann sich finden wollte; bei ihm waren sie der Zusage gewiß, bis es auf einmal in Küttingen hieß: man sehe seit mehrern Tagen im Schlosse Niemand mehr aus- und eingehen. Es wurde nachgesehen und man fand die ganze Haushaltung in einer Stube versammelt, todt. Auf dem Tische standen leere und halbgeleerte Weinflaschen, Schinken und Brot, und am Boden eine große ausgebrannte Kohlenpfanne. Niemand konnte sich erklären, wie das zugegangen sei und Jeder glaubte wieder Hexenwerk im Spiele, um so mehr, da die auf glänzende Erbschaft sich freuenden Verwandten ausser den Hausgeräthschaften nichts fanden, das einiger Beachtung werth gewesen wäre.

Obschon Hächler seit seiner Heimkunft aus der Fremde überaus viel den Armen in der ganzen Umgegend erwiesen, sich gegen Jedermann freundschaftlich und dienstfertig bezeigt, Nothleidenden als Helfer und Wohlthäter beigestanden war, fand er im Tode doch keine Anerkennung und man wollte die Leichnamen seiner Familie auf keinem Begräbnißplatze dulden. Kirchberg sagte: es sind Angehörige Aarau's; dieses hinwieder: Königstein ist nach Kirchberg pfarrgenössig, bis endlich dieses seine Familie aufnahm, er selbst aber ausserhalb der Kirchhofmauer in Aarau beerdigt wurde. Da sah man in der Mitternacht auf einmal dreizehn fackelnde Lichter um das Grab, dem der Leichnam entstieg und sich innerhalb der Mauern in die Erde versenkte. Am andern Morgen fand man das Grab ausserhalb der Mauer offen und leer, hingegen auf einer Stelle im Kirchhofe ein Kreuz mit Hächlers Namen und dem Vers:

Heil dem Manne, der sein Leben,
Das Gott Vater ihm gegeben,
Seinem Schöpfer sucht zu weihn!
Auch im Tode wird Gott sorgen,
Ihm am Auferstehungsmorgen
Ew'ge Seligkeit verleihn.

Furcht und Grauen überfiel die Aarauer; nur einige kecke Bursche versuchten die Leiche wieder auszugraben, um sie an ihre vorherige Stelle zu bringen; dabei ward ihnen aber so schwach in den Gliedern und schwindlicht vor den Augen, daß sie das Werkzeug fallen und ihr Vorhaben bleiben lassen mußten.

*) Die Namen der Gemordeten sind: Rudolf Birweil, Hans Sattler, Irni Fäsen, Hans Steiner, Peter Steiner, Heinrich Langenhardt, Rudolf Imgraben, Christen Hammerschmied, Hans Schwarz, Heini Näf, Hans Buch, Hans Bind, Hans Heimiker, Heini Zoberist, Heinrich Heidenberg, Hemman Enderli, Heini Endfelder, Heinrich Wurmbrand.

Die Herrschaft Königstein wurde dem Ritter Arnold Sägisser von Aarau verkauft, und nie hat man seither mehr gehört, weder daß das Bergfräulein Jemanden erschienen, noch daß das Vermögen Hächlers aufgefunden worden wäre.

Fabel.

Isch es nid e großi Schand
(Schreie-n-alli Frösche)
Jetz i-n-eusem Vaterland?
Chömet Alli, Hand i Hand
So-n-e Tolg z'verlösche.

Mir wänd doch dem Mönschevolch
Einist e chly trutze!
Cha-n-is nid e jede Strolch
Ploge, töde? — Fröschevolch
Mir wänd revoluze!

Chunnt de Mönsche 's Faste-n-a:
Wer mueß's ärger gfpüre
As mir Frösche? Drum wer cha
Vo-n-is, leg' e Sabel a;
Mir händ nüt z'verlüre.

Druuf ergryft e-n-alti Frösch
's Wort, das Volch z'bikehre:
Machet doch do drus kei Wösch,
Mir händ nid emol vo Mösch
Säbel, für is z'wehre.

's Faste het für hüür en End,
Us isch 's Chüechlichnette:
Wenn ihr öbbis mache wänd,
Faltet lieber eui Händ
Und föhnd afoh bätte.

Uf das grundvernünftig Wort
Müend si d'Frösche schäme;
Alli händ, vo-n-Ort zu Ort,
Au die Todtne-n-uf em Bord,
Ihri Töpli z'fäme.

Doch der alt Abrelle-Ma
Pfyft und foht a hudle:
"Recht händ ihr vom Afang a
Nid emol zum Bätte gha;
Jede darf ech pudle."

Truurig chrüüche-n-alli gschwind
Wieder under d'Erde,
Förchte der Abrelle-Wind.
Süfzget au, ihr Fröschechind:
Was söll no drus werde!?

Naturgeschichte.

Die Schwalbe.

Sehr viel Eigenes und der Betrachtung Würdiges haben die 37 Arten dieser Vogelgattung, von denen wir die fünf vorzüglichsten unsern Lesern jetzt beschreiben wollen. Das Kennzeichen aller ist ein kurzer, spitziger Schnabel, an der Wurzel platt, die Zunge breit und vorn lappig. Der aufgesperrte Rachen hat einen fast größern Umfang als der Kopf selbst, und ist zum Aufschnappen der Insekten im Fluge sehr geschickt. Die Füße sind kurz und mit scharfen Klauen versehen; zum Gehen taugen sie wenig, zum Anhängen und Klettern desto mehr. Sehr lang sind die Flügel und überkreuzen sich auf dem gabelförmigen Schwanze. Mit einer bewundernswürdigen Gelenkigkeit folgen sie den verschlungenen Wendungen der Insekten, steigen bald bis zu den Wolken und sinken dann wieder in die Tiefe, schwirren hart an der Oberfläche des Wassers oder der Erde hin, und sind in der größten Schnelligkeit des Flugs aller ihrer Bewegungen Meister. Dieser leichte, schnelle und ausdauernde Flug öffnet ihnen den Zutritt in alle Welttheile: kein Meer kann sie hindern, in andere Länder zu ziehen. Inzwischen herrscht über die Wanderungen der Schwalben immer noch Ungewißheit. Daß man zuweilen in Wasser, hohlen Bäumen, Steinbrüchen und Schilf ganze Klumpen gefunden hat, die in warmen Zimmern in kurzer Zeit wieder aufzuleben anfingen, scheint jedoch noch keinen Winterschlaf folgern zu lassen; denn man sieht sie im Herbste gleich andern Wandervögeln vor dem Abzug in Schaaren sich sammeln, und plötzlich sind sie dann wie verschwunden. Einige Naturforscher banden fortziehenden Schwalben einen bloß mit Wasserfarbe gefärbten Faden um den Fuß; zur gewöhnlichen Zeit kamen sie wieder zurück, und der Faden war unverfärbt, also sicher nicht im Wasser gewesen. Auf mehrern Meeren traf man große Züge Schwalben und oft so ermüdet an, daß sie sich in Menge auf Schiffe setzten und greifen ließen.

Mit Recht sieht der Mensch die Schwalben als seine Freunde an: denn sie befreien ihn von einer Menge schädlicher Insekten und leben selten oder nie auf seine Kosten, nach denen er einmal doch das Recht des Daseins seiner Mitgeschöpfe abzuwägen gewöhnt ist. Oft erscheinen sie wie gerufen zur Zeit einer Insekten-Landplage. Nicht leicht wird in unsern Gegenden eine Schwalbe getödtet, da man sie für einen Glücksvogel hält; wer aber dennoch auch bei diesem nützlichen Geschöpfe seiner Lust zum Vögelschießen nicht widerstehen kann, der mag sich von jenem Irokesen beschämen lassen, den der Oberst Senft 1785 nach Deutschland brachte. Dieser sogenannte Wilde sollte in Neuwied seine Fertigkeit im Bogenschießen zeigen, wozu man ihm eine Schwalbe wies. Schweigend schüttelte er den Kopf. Als man ihn um den Grund seiner Weigerung fragte, entgegnete er verwundert: „Schießt denn Ihr diese nützlichen Vögel? Zeigt mir dafür einen Kornbieb!“ worauf er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Sperlinge schoß.

Durch eine kastanienbraune Stirn und Kehle und einen gabelförmigen Schwanz, der, wenn er ausgebreitet ist, auf jeder Feder einen weißen Fleck zeigt, zeichnet sich die Rauchschwalbe aus. Ihr schwarzer Leib spielt ins Blaue. Vom äußersten Norden bis ans Cap und fast in ganz Asien trifft man sie an. Sie ist die geselligste unter allen, schlägt ihre Wohnung im Innern unserer Häuser auf, und kommt am frühesten an. Wenn ein Reisender eine erblickt, so darf er sicher sein, daß er nicht mehr fern von Menschen und ihren Wohnungen sei. So wie sie bei uns erscheint, geht es in Ställen, Scheunen und Schornsteinen an den Nesterbau, oder an die Ausbesserung der vorjährigen Hütte. Gras, Strohhalmen, Lehm und Koth sind ihre Baumaterialien; die Form des Nestes ist rund, oben offen, und seine Festigkeit verdient Bewunderung. Um die Zeit der Liebe singen die Männchen sehr angenehm, auch die Weibchen sind nicht ganz stumm. Zwei Mal im Jahre brüten diese das erste Mal fünf, dann drei weiße Eier aus, während welcher Zeit der Gatte beständig ans Nest fliegt, um zu füttern. Mit vereinigten Kräften sorgen die Alten für den Unterhalt der Jungen und Reinlichkeit des Nestes. Durch einen eignen Schrei verkündigen sie die Annäherung eines Raubvogels, der sich dann auch wirklich entfernt, sei es daß ihm der Schrei, oder aber ihr Fleisch zuwider ist. Desto mehr liebt es der in allen Launen eigene Spanier, in dessen Lande man die Schwalben zu Hunderten auf den Markt bringt.

(Fortsetzung folgt.)

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 16.

20. April 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Dem an die Glarner kath. Christen von Bischof Bossi in Chur ergangenen Verbot, an der Näfelserfahrt Theil zu nehmen, entheben wir folgende Stelle: „Die seitherigen Neuerungen und Erfahrungen, so wie die gegenwärtigen Umstände der gewaltsamen Spannung und allgemein bekannten widrigen Zudringlichkeiten der Reformirten gegen die Katholischen in Bezug auf Religion und kirchliche Verhältnisse eignen sich nicht nur nicht, angezogene Bedenken gegen religiöse Gemeinschaft zu mindern, sondern vielmehr zu vermehren, weswegen man sie den Katholiken geradezu untersagen muß.“

Dessen ungeachtet eilten Tausende aus allen Kantonstheilen der Stelle zu, wo einst mit der Väter Blut die Freiheit errungen wurde. Pfarrer Walcher von Glarus hielt eine sehr zweckmäßige, volksthümliche Predigt, in der er zu Eintracht und Versöhnung mahnte. Nach der Predigt zogen die Katholiken, wie alljährlich, in wohlgeordnetem Zuge nach der Kirche, wo Pfarrer Eicher von Schännis Hochamt hielt. Dieser bemerkte den Inquisitionen, die ihn durch Vorzeigung des bischöflichen Verbotes davon abhalten wollten: er habe als Angehöriger der St. Galler Diözese keine Befehle von Chur anzunehmen.

— Der Kantonsrath von Schwyz hat sich durch wiederholt ihm eingekommene Gesuche um Bewilligung von Heirathen zwischen Personen ungleicher Konfession veranlaßt gefunden, auf ein Gesetz anzutragen, durch welches gemischte Ehen des Gänzlichen verboten werden. Der gr. Rath hat demselben seine Zustimmung ertheilt und es soll der Landsgemeinde zur endlichen Genehmigung vorgelegt werden.

— Jüngsthin ermordete ein Schuhmacher in Zollikon zuerst seine Ehefrau auf fürchterliche Weise, und dann sich selbst in einem Anfall von Wahnsinn.

— Die Nonnen von St. Katharinenthal im K. Thurgau haben der evangelischen Gemeinde von Diessenhofen gestattet, bis zur Wiederherstellung der Stadtkirche ihren Gottesdienst in der Klosterkirche halten zu dürfen, welchem die Nonnen seither gewöhnlich beiwohnen.

— Uri. Fürsprech Fr. Jauch soll den Kaplan Scheuber, welcher Ablaßzettel, die er für einen Rappen gekauft, für einen Batzen das Stück aber wieder verkauft, beim bischöflichen Kommissariat als Wucherer angeklagt haben. — In den Gemeinden Silinen und Gurtnellen herrscht die Lungenentzündung in einem hohen Grade, eine Krankheit, welche in den Berggemeinden jedes Frühjahr viele Opfer fordert.

— Die Gemeinde Wolfhalden hat einstimmig den Beschluß gefaßt, die Verstorbenen hinfort ohne Unterschied ihres Standes, Ranges oder Reichthums in fortgesetzter Reihenfolge beizulegen und auch den Selbstmördern eine Ruhestätte auf dem gewöhnlichen Friedhofe anzuweisen.

— Seit dem letzten Faßnachtmarkt in Solothurn wurde im berner Welschland ein Mädchen vermißt. Letzte Woche wurde dasselbe auf dem Weißenstein unter dem Schnee hervorgefunden, es hatte auf dem Heimwege den rechten Pfad verfehlt und wurde im Schneegestöber begraben.

— Im Kanton Freiburg sind die Leute noch so dumm, daß sie die vom Bischof verbotenen Zeitungen zu Dutzenden auf öffentlicher Straße verbrennen. So recht, der Bischof wird hinterrücks wohl selbst lachen über solche Einfalt.

— Die aus der Allg. Schw. Zeitung in andere Blätter übergegangene Nachricht, als hätte Basselland den Zins des von Bern empfangenen Darlehens noch nicht abgetragen, ist eine impertinente Lüge, so wie manche andere Nachrichten jenes Blattes aus diesem Ländchen.

— Vor einigen Tagen erhängte sich in Uznach ein geist- und körperkranker Knecht, dem kurz vorher sein

Herr den Dienst aufkündete. Einige aus dem hohen und niedern Pöbel dieser Stadt thaten bei der Behörde Einsprache gegen die Bestattung in geweihte Erde. Aber ihre Mühe war umsonst. Nachts um 12 Uhr wurde er trotz allem Lästern der sogenannten Frommen in seine Ruhestätte getragen.

— Am 5. und 6. April sah man in Genf mehr als 20 Flecken in der Sonne, von ausserordentlicher Größe in der Form eines Kometenschweifes. Die Temperatur war um mehrere Grade gestiegen, was beweist, daß die frühere Ansicht irrig ist, als wenn die Sonnenflecken die Hitze auf unserm Planeten verminderten.

— In Seebach erhängte sich ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling. Er hatte schon Jahre lang an Stockungen im Unterleibe auf äußerst peinliche Weise gelitten. Aus diesem Uebel entspann sich religiöse Schwermuth, die den armen Menschen an seinem Seelenheile verzweifeln ließ.

— Am 16. April brannten in Stauffen 3 Häuser und 2 Scheunen ab, vermuthlich durch böswillige Brandstiftung; und am 17. ein Haus in Suhr.

Ausland.

— Der Erzbischof von Freiburg im Breisgau sagt in seinem diesjährigen Fastenmandat wörtlich also: „Die Fasten, wie ich sie liebe, sind: „Hebe alle ungerechten Verträge auf, beschwere deinen Mitbruder nicht, und zertrümmere jedes Joch; brich dem Hungrigen dein Brod, führe den Dürftigen in dein Haus, und verachte den nicht, der von eben dem Fleisch ist, wie du.“ Von diesem Fasten dispensirt kein Evangelium, von allen andern Fasten kann ich euch wohl dispensiren.“ Das klingt anders als die barbarischen Drohungen und Verbote schweizerischer hoher Römlinge, denen das Reich der Nacht willkommene Stützen zu ihrem erschlichenen Herrscherstuhle bietet.

— Laut dem Fränk. Merkur besteht die gesammte Bevölkerung der Erde auf 664 Mill. Heiden, 176 Mill. Christen, 150 Mill. Mohamedaner und 10 Mill. Juden, im Ganzen etwa 1000 Mill. Menschen.

— In Bayern ist den Zeitungs-Redaktionen verboten worden, unter die Ankündigungen Schuldforderungen, persönliche Zänkereien rc. aufzunehmen, die Inserate werden von nun an einer strengen polizeilichen Zensur unterworfen, und die Redakteure für alle Artikel allein verantwortlich gemacht.

— Abgesehen davon, daß wir Berliner auf keine grüne Ostern gerechnet hatten, deren wir uns ohnehin selten zu erfreuen haben, so würde auch dann, wenn hier jetzt Alles in voller Blüthe stände, unsere Freude sehr gemäßigt sein. Im Osten des Staates thürmen sich schwere Wolken auf, und es soll das ganze Großherzogthum Posen zu einem förmlichen Aufstande bereit sein. Das Militär ist selbst zu den strengsten Maßregeln angewiesen. Alle Versuche, den Erzbischof zum Nachgeben zu vermögen, sind an der lange gedrohten Hartnäckigkeit seiner Entschließungen gescheitert. Erzbischof, Generalvikar und drei Domherren sind daher vorläufig suspendirt und bewacht durch Militär.

— Der Katholizismus scheint in krampfhafter Aufregung die verlorne Herrschaft wieder erringen und das durch den Zeitgeist verlorne Ansehen wieder gewinnen zu wollen. Bedeutungsvoll sind daher, neben den Ereignissen in Posen und Rheinpreußen, auch die Vorgänge in Belgien, wo die Jesuiten, diese mächtigen und gefährlichen Stützen des Papstthums, sich mit Gewalt festzusetzen trachten und bereis zu Tilff, Lüttich, Dinant rc. bedauerliche Auftritte herbeigezogen haben.

— In Paris sollen bis zum 1. Mai wieder 8 Herzoge, 25 Marquis, 40 Grafen und 100 Barone ernannt werden, wovon jeder zur Befestigung des Thrones einen Nagel einschlagen soll.

— Die Städte Mezzojuso und San Giuseppe delle Mortelle wurden im Laufe vorigen Monats durch Erdrutsche verschüttet, nachdem sich die Einwohner glücklicherweise geflüchtet hatten.

— In einem Wirthshause zu Bologna hatte eine blutige Schlägerei statt zwischen östreichischen und Schweizer-Soldaten, wobei von einem einzigen Oestreicher drei Schweizer getödtet, viele andere verwundet wurden; er selbst aber ward besinnungslos aus 14 Wunden blutend vom Kampfplatze getragen.

— Die Königin-Regentin von Spanien soll den König Ludwig Philipp dringend um Geld angegangen, statt dessen aber 200 Kreuze der Ehrenlegion erhalten haben, deren Ankunft in Madrid sie alsobald etwanigen Liebhabern bekannt machen wird.

— Nach dem Ausspruche der spanischen Cortes ist die neue Verfassung eine unerschütterliche Stütze der heiligen Religion der Vorfahren, eine Stütze des Thrones und der königlichen Macht, eine Stütze der Freiheit und Unabhängigkeit des Volkes; und sollte nichts destoweniger über kurz oder lang Alles wieder zusammenstürzen, so ist die Verfassung nicht daran schuld, sondern wahrscheinlich diejenigen, welche nichts von ihr wissen wollen.

Theater in Aarau.

Montag den 23. April wird aufgeführt: Johannes Guttenberg, neues Original-Schauspiel in 5 Aufzügen von Ch. Birch-Pfeiffer. Dienstag, den 24. April: Des Königs Befehl, Lustspiel in 4 Aufzügen von Dr. Töpfer.

Einem verehrungswürdigen Publikum mache ich hiermit zugleich die Anzeige, daß mein hiesiger Aufenthalt nur bis 18. Mai sein wird, weswegen ich hiermit nochmals meine Einladung zu einem gütigen zahlreichen Besuch wiederhole. F. Deny, Direktor.

Druck und Verlag von E. Landolt in Aarau.

N°. 17. 27. April 1838.

CANTON ARGOVIE 1 Rappen

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Guttenberg.

Ganz unbekannt mit jedem bessern Streben,
Und allen Leidenschaften preisgegeben,
Kroch noch die Menschheit elend in dem Staub.
Ganz unbewußt mit dem, was zu erschwingen,
Lag sie gefesselt in der Bosheit Schlingen,
Der Willkühr Opfer, der Tirannen Raub!

Was Hinterlist, was Trug sich nicht ersonnen,
Ward in des Höchsten Heiligthum gesponnen
Durch Priester, die das Heiligste verkannt.
Statt Irrende zu wahrem Licht zu leiten,
Die reine Lehre Christi zu verbreiten:
Griff ihre Rechte in der Fürsten Hand.

So hatten sie vereint das Ziel errungen:
Das Volk beraubt! — Durch falscher Lehrer Zungen
Verwandelte der Glaube sich in Trug;
Der Aberglaube herrschte auf der Erde,
Und Mancher fiel getroffen von dem Schwerte,
Verfolgt noch von der Verdammung Fluch!

O zaget nicht! — In lichten heil'gen Höhen
Ließ unser Schöpfer Rettungsfahnen wehen;
Denn seine Liebe kennt die Grenze nicht!
Er ließ die dichte Finsterniß durchbrechen,
Und Lüge strafend manchen Frevel rächen,
Die Welt erleuchten durch sein sanftes Licht!

Denn Guttenberg ward ja der Welt geboren!
Er war es, den die Wahrheit sich erkohren,
Zu rächen Lüge, Trug und Schmach!
In tiefe Wunden soll' er Balsam gießen,
Die Wahrheit sollte rein er uns erschließen,
Und uns erhellen, was noch dunkel lag.

Das Glück der Menschheit sollte er begründen,
Durch seine Kunst der ganzen Welt verkünden,
Daß Gott uns sandte seinen einz'gen Sohn;
Daß dieser mußt' am Kreuze für uns büßen,
Um uns die Himmelspforte aufzuschließen,
Und uns zu reichen unsers Wandels Lohn.

Der Wirkungskreis ward durch sein Werk erweitert,
Durch seine Kunst ist mancher Plan gescheitert,
Den Finsterlinge keck sich ausgedacht.
Er trotzte kühn, Gefahren, Hindernissen,
Nur für der Menschheit Wohl war er beflissen:
Ob auch sein Werk verhöhnt ward und verlacht!

Die Presse steht! — Sie hat den Sieg errungen,
Die Finsterniß hat sie noch nicht bezwungen,
Sie stehet fest: sinkt auch die halbe Welt!
Sie trotzet muthig den Verfolgungsstürmen:
Das Laster knirscht! Die Rechte wird sie schirmen.
Was dunkel ist, das wird durch sie erhellt.

Das Dunkel ist jetzt von der Welt verschwunden,
Der Trug ist hin! — Die Wahrheit ist gefunden,
Und leuchtet herrlich durch der Zweifel Nacht!
Ob auch der Schwarzen Ränk' und Tücke wüthen,
Dem Volke Schmach und Unterdrückung bieten:
Die Presse lähmt für immer ihre Macht.

Wo ist der Mensch in unsern jetz'gen Tagen,
Der ihm den Dank der Liebe könnt' versagen,
Vor dessen Nam' die ganze Welt sich beugt?
Ihm, der so vieles Gute hat gestiftet,
Der uns den dichten Schleier hat gelüftet,
Des Ruhmes höchste Stufe hat erreicht? —

Dort weilt er nun und sieht sein Werk gekrönet,
Sein Ziel erreicht: die Menschheit ist versöhnet;
Empfängt den Lohn, den ihm der Vater beut! —
Hier lebt er fort im Werke kühner Meister;
Sein Name theilt das Loos der großen Geister:
Denn der Unsterblichkeit ist er geweiht! —

Heil dir, o Stadt, die ihm das Licht gegeben!
(War auch vergebens deiner Väter Streben,
Froh haben Enkel es gethan:)
Ein Denkmal hast du deinem Sohn erhoben,
Die Mit- und Nachwelt wird dich dafür loben,
Mit deinem Beispiel gingest du voran!

Die Spielkarten.

Erſter Akt.

Maria, Königin von England (für ſich allein). Nun ich Herrin von Irland bin, ſollen mir auch dort die Ketzer alle zu Paaren getrieben werden. Bin ich als Königin denn nicht der Gnade der heiligen Jungfrau Maria für Denken und Thun meiner Unterthanen verantwortlich? Habe denn nicht ich für das Heil derſelben ſowohl als für die Aufrechthaltung der alleinſeligmachenden Kirche in meinem Lande zu ſorgen, und ſteht nicht mir allein auch die Gewalt dazu zu Gebote? — Ich will ſie gebrauchen, dieſe Gewalt; in ihrem ganzen Umfang will ich ſie gebrauchen. Ich will an dem frechen Abfall von Papſt und Kirche ein Exempel ſtatuiren, das für alle Zukunft eine Warnung bleiben und in meinen Landen auch nicht der geringſte Gedanke von Unglaube übrig bleiben ſoll; daß die Sonne der chriſtkatholiſchen Religion allein meine Unterthanen beleuchte und der heilige Vater in Rom den Arm ſeiner Gnaden wieder ausſtrecken könne zum zeitlichen Wohl und ewigen Heile der Völker!

Kardinal Reginald Pol (tritt ein). Ihro Majeſtät allezeit unterthänigſter Diener erwartet Dero erlauchtigſten Befehl. Vermuthlich werden Sie einen frommen Entſchluß gefaßt haben zum Segen Ihres Volkes?

Maria. Er ſoll mir ſogleich für den General Lynkolm einen ſcharfen Befehl an die Stände von Dublin aufſetzen zur gänzlichen Ausrottung aller Ketzerei. Ich werde ihn alſobald unterzeichnen.

Kardinal. Ew. Maj. denken zu huldvoll und gerecht für Ihre Unterthanen, als daß Sie nicht für deren Seelenheil eifrigſt beſorgt wären. Sie werden Dank der Mit- und Nachwelt, ewigen Ruhm und die himmliſche Seligkeit ärnten, eine ſo bösartige anſteckende Seuche unter der Heerde ausgerottet und die geſunden Schafe wieder ihrem rechtmäßigen Hirten, dem Statthalter unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti, zugeführt zu haben. (Setzt ſich nieder und ſchreibt; ſteht dann wieder auf und lieſt). Ich Maria, Königin von England, Irland und Schottland, erlaſſe hiermit an die Stände von Irland den entſchiedenſten Befehl, dem Inhaber dieſes, General Lynkolm, in Unterdrückung des Proteſtantismus und Ausrottung der Ketzerei an die Hand zu gehen mit allem Eifer und der Pflichttreue, wie es ſich gutem katholiſchen Unterthanen geziemt. Dem General aber wird alle Vollmacht ertheilt, mit Feuer und Schwert den ihm vorgeſetzten Zweck zu verfolgen, unter Androhung von Todesſtrafe im Unterlaſſungsfall, ihm wie jedem andern Fahrläſſigen von meinen irländiſchen Angehörigen.

Maria. Recht ſo. (Sie nimmt das Papier und unterzeichnet). Nun ſchicke Er mir den General her. Ich will ihm den Befehl eigenhändig übergeben und ihm mündlich noch die nachdrücklichſte Strenge einſchärfen.

Kardinal. Ew. Maj. werden mich allezeit in Vollführung Ihrer allerhöchſten Befehle eilfertig finden.

Zweiter Akt.

Lynkolm. Ihro Majeſtät ergebenſter Diener ſteht zu Dero allerweiſeſten und gütigſten Geboten.

Maria. Er ſoll auf der Stelle nach Irland verreiſen, um dort dieſen meinen ſchriftlich abgefaßten Willen zu vollſtrecken, dem Er aufs Genauſte nachzukommen hat. Kehre Er mir ja nicht unverrichteter Sache zurück, ſonſt ſoll es ihm ſelbſt den Kopf koſten. Er weiß, daß ich Wort halte. Betreibe Er die Sache eilig, damit ich nicht nöthig habe, an Seine Stelle einen andern zu ſchicken und Ihn als untüchtig zurückzuberufen. Nun geh' Er.

Dritter Akt.

Biſchof Dudley von Waterford. So eben erfahre ich Deine mir werthe Ankunft und beeile mich, Dir meine freundſchaftlichſte Aufwartung zu machen. Welches glückliche Ungefähr bringt Dich auf unſern irländiſchen Boden?

(Die Wirthin des Gaſthauſes lauſcht neugierig hinter der halboffenen Thür.)

Lynkolm. Es freut mich ſehr, Dich alten Jugendfreund wieder einmal zu ſehen, und noch mehr, da ich in Aufträgen komme zu Nutzen der heiligen Religion, deren Vollziehung ihre frommen Diener von Herzen freuen wird. Ich habe der Königin eigenhändigen Befehl dort in jenem Koffer, alle Reformirten entweder gutwillig unter den Schirm des heiligen Vaters zurückzuführen, oder im Widerſetzungsfall mit Feuer und Schwert zu vertilgen, und werde hoffentlich mit dieſem Häuflein bald fertig ſein.

Biſchof. Lieber Herzensfreund, Du kommſt wie gerufen; doch ſtelle Dir die Sache nicht ſo leicht vor und brauche Vorſicht, denn das Häuflein der Ketzer iſt zu groß. Auf unſern Beiſtand kannſt Du wohl zählen.. (bemerkt die Lauſcherin.) Es würde mich freuen, wenn Du mir dieſen Abend in meiner Wohnung Geſellſchaft zu leiſten die Ehre ſchenkteſt, damit ich Deine kurze Anweſenheit recht genießen könnte, da Du doch ſchon morgen von hier nach Dublin abreiſeſt.

Vierter Akt.

Wirthin. So ſo, das ſind mir aber wieder einmal ſaubere Geſchichten. Aber hört, an dieſem Koffer ſteckt der Schlüſſel; muß doch auch ſehen, was das für artige Befehle ſind von unſerer geliebten, herzensguten Königin. Aha, in dieſem Futteral wird der Schatz wohl ſtecken. Richtig, da iſt er. Ich will ihn mit einem beſſern austauſchen; hier dieſes Herz-Aß paßt gerade an deſſen Stelle. An guten Herzen fehlt es ja den eifrigen Dienern der babyloniſchen Hure in Rom ohnehin, ſonſt wären ſie nicht im Stande, ſo viele Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten auszuüben, und würden ſich derſelben vor ihrem Heiland ſchämen, den ſie ſo ſcheinheilig und heuchleriſch bei jeder Gelegenheit im

Munde führen. Dieser Befehl gehört den Flammen der Hölle, aus der er entsprossen ist. Fort mit ihm ins Feuer.

Fünfter Akt.

Ständeversammlung in Dublin.

Lynkolm. Hochgeachteter Herr Präsident, verehrteste Herren! Im Namen meiner Königin trete ich vor Sie, Ihnen den Befehl zu überbringen, mir bei Ausrottung des Protestantismus aus allen Kräften thätige Hand zu leisten, welchen Sie zu achten und ihm getreu nachzukommen nicht ermangeln werden; zumal mir Vollmacht über Leben und Tod ertheilt ist.

(Tumultuarische Bewegung.)

Präsident. Um Ihrem Auftrag Glauben beimessen zu können, dürfen wir nicht umhin, Sie um Vorweisung Ihres Befehles zu ersuchen.

Lynkolm (nimmt das Futteral aus seiner Tasche, will das Original hervorziehen und erwischt die Spielkarte. Allgemeines Gelächter. Er stampft mit den Füßen.) Verrätherei! Schurkerei!

Sechster Akt.

Wirthin in Waterford. So habe ich mir ein großes Verdienst um die Menschheit erworben. Wer hätte das an meiner Wiege gedacht, daß mich das Schicksal zu solcher That bestimmt habe? (beschaut sich selbstgefällig im Spiegel). Wohl nicht umsonst hat mein Vater immer gesagt, ich hätte ein Gesicht wie Maria Magdalena. Das habe ich auch und bin dessen werth. Hätte ich dem Gesandten nicht eine Spielkarte statt des Befehles eingeschoben, wäre er nicht vor Entsetzen ins Irrenhaus, die Königin nicht vor Zorn ins Himmelreich gewandert, dafür aber viele Unschuldige dem Schwert und den Flammen überliefert worden. Nun aber aber sind die Protestanten alle gerettet, und das allein durch mich. Welch göttlicher Gedanken bin ich noch fähig!

Die Gräber der Könige bei Jerusalem.

Wenn wir von freier Höhe zum Himmelsgewölbe aufschauen und eine Zeitlang zusehen dem Ziehen der Wolken auf den Flügeln des Sturmes über die Gebirge, wie sehnen wir uns dann, mitzuziehen über die Länder und Meere! — Wenn wir auf Gräbern wandeln, um wie viel näher dünken wir uns den Sternen, wie sehnen wir uns weg von dieser Erde, und wie klein und vergänglich erscheint uns dann Alles, was uns sonst bleibend vorkam im Wechsel der Zeit! — Das längste Menschenleben schrumpft zum Augenblick zusammen, und groß erscheint uns nur noch der Gedanke an die Ewigkeit.

Gräber der Könige! Ihr Ruhestätten der Erhabenen und Gewaltigen einer ereignißvollen Zeit, sprecht, wie hießen die, welche ihr verbarget? Ihr schweigt; stumm seid Ihr geöffneten Mundes, erbrochen sind eure Kammern, zerschlagen die Sarkophage und der verschüttete Staub der Gesalbten hängt sich als Koth an die Sandalen des zerlumpten Bettlers. Die metallenen Schrifttafeln, womit die Schmeichelei der Zeitgenossen die Lebenslüge der Todten zu verewigen gedachte, fraß der Rost, und ihre Namen hat die rauhe Hand der Zeit von den Steinen verwischt; selbst die Sage hat sie vergessen! Nichts blieb euch, ihr stolzen Grüfte, als der bloße Titel, Königsgräber; und nichts ist gewisser — denn der Bibel Zeugniß ist unverwerflich — als daß von des Volkes Fluch und Thränen viel auf ihnen lastet. —

Jene merkwürdigen Grabhöhlen befinden sich in halbstündiger Entfernung von Jerusalem auf der Nordwestseite der Stadt. Hier sieht man überall in den Wänden des Gesteins viereckige Eingänge, ausgefüttert mit massivem Mauerwerk, welches ein einfaches Gesimse deckt. Das Innere jeder Höhle enthält mehrere Todtenkammern, die früher durch steinerne Thüren verschlossen waren. Alle sind seit undenklicher Zeit erbrochen und Bruchstücke von Thüren und Särgen bedecken den Boden. — Weiter berganwärts wird die Felsenbildung großartiger, und dort ist's, wo die Königegräber zu suchen sind. Zu denselben führt eine mit Skulpturen einfach geschmückte Felspforte, aus welcher man zuerst in eine offene, etwa 40 Fuß im Durchmesser haltende Aushöhlung tritt, deren marmorartige Steinwände fast senkrecht und glatt behauen sind. Dies ist der Vorhof. Durch einen 30 Fuß weiten und 12 Fuß hohen Thorweg gelangt man von da in eine weite Vorhalle, aus welcher mehrere schmale Gallerien zu verschiedenen Gemächern führen. Jede Kammer enthielt einen Sarkophag. Die Ausschmückung ist durchaus heiter, hochzeitlich, möchte man sagen; Alles was an den Tod erinnert, ist in diesen Bildwerken sorgfältig vermieden.

Die alte Todtenstadt erstreckt sich weit über die Königsgräber hinaus und endigt in einer schauerlichen Wildniß, wo man viele und große, einfach und im ägyptisch-phönizischen Styl verzierte Todtenhöhlen als die Begräbnißorte der Richter und Propheten bezeichnet. Mit welchem Recht? wollen wir hier ununtersucht lassen, und befriedigen uns mit der leeren Sage zum Glauben, der uns in dieser Beziehung nichts kostet. Eben so zweifelhaft verhält sich's mit einer schauerlichen Grotte, welche mitten in der Einöde und unter Grabgewölben liegt, von welcher die Sage geht, sie sei die Wohnung des Propheten Jeremias gewesen. Wohl konnte der begeisterte Weise keinen passendern Ort für seine weissagenden Betrachtungen finden, als unter den Mausoleen der erlauchten Todten, wo ihn jeder Blick an die Heldenzeit seines Volkes erinnerte, und ihm der Kontrast derselben mit der Gegenwart im grellsten Lichte vor die Seele treten mußte.

Naturgeschichte.

Die Schwalbe.

Mehr außerhalb der Häuser, unter Dachgesimsen, an Kirchenfenstern, an Felsen, macht die etwas kleinere Hausschwalbe ihr Nest, das wie ein Backofen gewölbt ist und aus Lehmklümpchen besteht, die wie Quaderstücke über einander liegen; eine ziemlich enge Oeffnung ist an der Seite. Oft nimmt in demselben der dreiste und bequeme Sperling sein Quartier, an dem sich aber oft die Schwalben, aus der ganzen Umgegend vereint, dieses unverschämten Frevels halber empfindlich rächen, indem sie die Oeffnung des Nestes schnell zumauern. Einen Beweis von Einverständniß und gesellschaftlicher Hülfe dieser Vögel unter einander sah ein kaiserlicher General in Ungarn. In der Stube eines Bauernhauses, wo er im Quartiere lag, wollten zwei Schwalben an der Decke ihr Nest bauen. Mehrmals zerstörten die Bedienten die angefangene Arbeit. Plötzlich erscheint ein ganzer Schwarm und hängt sich wie ein Klumpen an die Decke; in einer halben Viertelstunde waren sie weg, ein Nest stand fertig da, und eine Schwalbe saß schon auf zwei Eiern. Zwei, auch drei Mal im Jahr brütet die Hausschwalbe. Ihr schwarzer Oberleib spielt schön blau, der Unterleib ist weiß, die Füße sind ganz befiedert, da die der Rauchschwalben hingegen ganz nackt sind. Etwas höher in der Luft, als diese, sucht sie ihre Nahrung.

Etwas kleiner, oben hellbraun und unten weiß ist die Uferschwalbe. So viele Mühe sich die vorigen ihr Nest kosten lassen, so wenig Zeit wendet diese daran, und begnügt sich, in Lehm- und Sandgruben, Uferhöhlen, Steinbrüchen, auch wohl in den Minen der Wassermäuse und den Löchern der Eisvögel ihrer Nachkommenschaft ein Lager zu bereiten. Man hat schon Ufer gefunden, die wie ein Sieb durchlöchert waren, so daß mehr denn hundert solcher Schwalben da wohnten. Nur einmal im Jahre brüten sie. Den Sommer über sieht man sie in ganz Europa bis Ende Augusts.

Größer als alle bisher genannten ist die Mauerschwalbe. Sie ist schmutzig schwarz, die weißliche Kehle und Stirn ausgenommen. Bei ihren vier Zehen ist das Eigene, daß sie auch die Hinterzehe vorwärts richten kann. Ihre Nägel sind scharf und nur mit Mühe reißt man sie da los, wo sie sich angehäckelt haben. Mit großem Geschrei fliegen zahlreiche Schaaren um die Thürme herum, wo sie sich angenistet haben. Sie kommen nie auf die Erde, und haben Mühe, wieder in die Höhe zu kommen, wenn ein Zufall sie herabstürzt; mehr kriechend als gehend suchen sie dann eine höhere Stelle zu gewinnen, um Spielraum für ihre langen Flügel zu haben. Nur in der höchsten Luft gehen sie den Insekten nach. Sie stürzen sich in ihre Mauer- und Baumlöcher in vollem Fluge so schnell, daß man glaubt sie seien verschwunden. Alle Jahr suchen sie bei ihrer Ankunft die nämlichen wieder auf. Wo sie beim Wegziehen sich hinbegeben, ist schwer zu entscheiden, weil sie große Hitze nicht ertragen können und nur in der Morgen- und Abendkühle ihr Futter suchen. Fast alles Mögliche, was man in den Nestern verschiedener Vögel findet, trifft man im ihrigen an, weshalb man vermuthet, daß sie diese Dinge aus andern Nestern stehlen, oder auch warten, bis der Wind etwas Brauchbares aufwirbelt. Denn auf der Erde sieht man sie nie. Nur dreimal des Tages füttern sie ihre fünf Jungen reichlich.

Wer kennt nicht wenigstens vom Hörensagen die berühmten indianischen Vogelnester, von denen jährlich auf den Inseln des indischen Meeres, auf der Halbinsel jenseits des Ganges, in Tunkin ꝛc. wohl vier Millionen gesammelt und größtentheils nach China verkauft werden? Sie sind das Werk einer Schwalbe, die man Salangane nennt, nicht einmal ganz so groß wie der Zaunkönig. Ihr Schwanz, der auf jeder Feder einen weißen Fleck hat, ist so lang als ihr Körper. Der schwarzgraue Oberleib spielt ins Grünliche, der Unterleib ist weißgrau, der Schnabel schwarz; die Füße sind braun, die Augenkreise gelb. In zahllosen Gesellschaften schwärmen diese Vögel herum und fangen Insekten über stillstehenden Gewässern weg. Ihre Nester bauen sie an Felsenwänden, Klippen und in Berghöhlen an den Ufern, in ovaler Form, beinahe wie ein etwas unregelmäßiger Löffel, von dem der Stiel abgebrochen ist. Ihre Farbe ist weißgrau und hat außen einen gewissen muschelartigen Glanz mit eben so vielen Unebenheiten und Runzeln, als diese zum Theil haben; innen ist es mit einer Menge unordentlicher Fäden hin- und hergezogen, die aus einem zähen Schleime entstanden zu sein scheinen. Sie kleben sehr fest an den Felsen, die oft damit wie tapezirt sind. Der Form, wie der Masse nach sollte man sie für Alles eher als für Nester halten. Man glaubt ein gekrümmtes Stück Hausenblase oder eine etwas durchsichtige Muschel zu sehen. Lange wußte man nicht, was die Materialien dieses festen Körpers wären. Viele glaubten, die Salanganen verfertigten diese Nester aus Seeschaum oder aus Fischlaich. Jetzt aber ist ausgemacht, daß die besten und kräftigsten Theile der Insekten, von denen diese Vögel leben, den Stoff dazu hergeben. Drei Mal im Jahre sammelt man dieselben, nicht ohne Lebensgefahr; auf Strickleitern klettern die dazu bestellten Leute um die Felsen herum und stoßen sie mit Stangen ab. Ehe die Aernte anfängt, wird ein Büffelochse zum Opfer geschlachtet und Priester besegnen und beräuchern die Arbeiter. Nur der Grundherr hat das Recht, Nestlese in seinem Gebiete anzustellen. Vorher werden Wachen ausgestellt, die aber oft, bestochen oder berauscht, ihre Pflicht vergessen. An Ort und Stelle kostet eins einen halben Gulden; ein Preis, den die Leckerhaftigkeit und Liebe zu dieser vorgeblichen Delikatesse sehr erhöht hat. Indessen muß man diese Nester nur als Würze ansehen, wodurch andere Speisen etwas besonders Nahrhaftes und Kräftiges erhalten. Man kocht sie zu einem schleimigen Brei, pflegt, besonders in China, Kapaunen damit zuzurichten, und findet diese Speisen vortrefflich, so abscheulich man eben die Insekten finden würde, wenn man sie einzeln essen sollte. Eine betrügerische Industrie wußte auch dieses Werk der Natur nachzuahmen.

Auflösung des Räthsels in No. 15.: „Ja.“

Räthsel.

Mis Erst sind Manne krank und frei,
Im Chrieg wie wild, im Friede treu,
Für d'Freiheit gstande wie ne Muur,
Und bider gsy no dur und dur.
Mis Zweut het ame gschlotteret,
Doch jetz, sid Alles hotteret,
Hei's Eine churz, der Ander lang,
Der Eint hei's wyt, der Ander krang.
Mis Ganze, gfrichtet, saftig, sueß,
Isch guet als Nohtisch und als Gmües,
Es Blüemli isch es, roth und blau,
Im Wald, im Garte, uf der Au.

Stahlstich. Diese Kunst ist in vieler Beziehung dem Kupferstechen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß viel mehr Abdrücke gemacht werden können. Eine Banknote in Kupfer gestochen kann ohne merkliche Verschlechterung nicht über dreitausend Abdrücke geben, während man bei einer in Stahl gestochenen bei hunderttausend drucken kann, ohne zwischen den ersten und letzten Abdrücken einen merklichen Unterschied zu sehen.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 17.

27. April 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Stemple zum Herrscher sich Der, der seinen Vortheil verstehet:
Wir jedoch wählen uns Den, der sich auf unsern versteht.

Eines mit der Forme begegneten Unfalles halber erscheint diesmal dieses Blatt einen Tag später.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der gr. Rath des Kantons Aargau beschäftigte sich vergangene Woche einzig mit Behandlung der Prozeßordnung.

— Im Kanton Aargau ist schon seit langer Zeit das Freiherumlaufen der Hunde verboten, um Unglück von tollen Hunden zu verhüten; aber durch das lang anhaltende Verbot wird gerade die gefährliche Krankheit dieser Thiere hervorgerufen, da viele Besitzer, des Gebundenhaltens derselben nicht gewöhnt, ihre Thiere aus Vergeßlichkeit vernachlässigen.

— Von Biberstein, Rued und überall her hört man von nichts als immerwährenden Brandunglücken, selbst aus Deutschland, die mit dem sich mehrenden finsteren Treiben der Römlinge in sonderbarer Parallele gehen und unwillkührlich an die Ereignisse in Frankreich vor der Juli-Revolution erinnern.

— Die Regierung des Kantons Glarus hat das Bisthums-Verband mit Chur aufzuheben beschlossen und den Geistlichen verboten, Mittheilungen von Bischof Bossi anzunehmen. Die Geistlichen Zschudi, Meithard, Erziger und Fischli, welche sich nach der Vorschrift des Bischofs der gemeinsamen Feier der Näfelserfahrt widersetzt, so wie die eidverweigernden Priester, wurden den Gerichten überwiesen.

— Der kl. Rath des Kantons Thurgau hat auf die großh. badische Besitzergreifung von den im dortigen Gebiete stehenden Kapitalien des ehemaligen Klosters Paradis, einstweilen ebenfalls sämmtliche in diesem Kanton liegende badische Staatsgüter mit Beschlag zu belegen beschlossen.

— Am 1. April ist im Kanton St. Gallen vollkommene Schifffahrtsfreiheit eingetreten und an alle Seeufer-Staaten eine gleichgesinnte Einladung ergangen. Oestreichischer Seits ist die Fahrt schon seit zwei Jahren freigegeben.

— Der Abt des aufgehobenen Klosters Pfäfers ist mit einer besondern Zuschrift des Papstes beehrt worworden, worin derselbe sein großes Herzeleid über das ihm von dem Konvente eingereichte Ansuchen um Sekularisation des Klosters, ausdrückt und dieselbe aufs Bestimmteste verweigert und zugleich unbedingtes Lob denjenigen Kapitularen spendet, welche sich der Kloster-aufhebung widersetzt.

— Für das eidsg. Freischießen wurden bis dato schon Ehrengaben im Betrage von 9126 Fr. (den Neuyorker-Becher, der 100 Dollar Werth haben soll, nicht mitgerechnet) zugesichert; es befinden sich dabei 100 Flaschen Wein von Seiten der kathol. Administration, ein lebendes Schaf von ausgezeichneter Größe von Neßlau, und 180 Flaschen 34er vom todten Kloster Pfefers.

— Der kleine Rath von Luzern hat ein abermaliges Begehren des Armen- und Waisenraths der Stadt Luzern um Bewilligung, vier Schwestern der Vorsehung von Portieux unter veränderten Vertragsbestimmungen in die Waisenanstalt und den Sentispital aufnehmen zu dürfen, von der Hand gewiesen.

— Am 8. April ist das Dach der Pulvermühli zu Penzers an der Straße nach Murten, in die Luft geflogen, doch ohne jemand zu beschädigen.

— Jüngster Tage kam nach Arth ein Läufer des

Bezirks Schwyz, um den Kirchmeyer zu verhaften, welcher den Palmesel abgeschafft. Der Kirchmeyer aber hatte die faulen Fische gerochen und war in den Kanton Zürich entwischt.

— Am 15. Abends geriethen mehrere Fabrikarbeiter in Genf vor einer Schenke in Streit, wo einer derselben, aus Basel-Landschaft gebürtig, mit einem Stock von Eisenholz so gefährlich verwundet wurde, daß er in wenigen Augenblicken den Geist aufgab.

Ausland.

— Wo man in Deutschland nur hört, da wird „längst gefühlten Bedürfnissen“ abgeholfen, und besonders bezeigen sich darin die Buchhändler sehr thätig. Aber auch der Senat von Frankfurt hat es gethan, indem er zu Errichtung einer sehnlichst gewünschten Turnanstalt die Einwilligung gegeben. Nun fühlt man in Frankfurt nur noch das Bedürfniß einer guten Messe, dem abzuhelfen doch bald auch etwa Jemand so gut sein möchte.

— Es ist nun des Königs von Bayern festgesetzter Wille, überall, wo es sich thun läßt, Maulbeerbäume anzupflanzen und Seidenraupen zu ziehen. Wenn dann nur die Maulbeerbäume so gut sein wollen, zu gedeihen, und die Raupen die Gefälligkeit haben, Bayern für ihr Vaterland anzusehen. Uebrigens sollen sich besonders die Kirchenverwaltungen, also gewiß auch die Klöster mit dem Seidenbau befassen, wodurch sich die merkwürdige Erscheinung herausstellt, daß vernünftige und unvernünftige Geschöpfe zusammenkommen, die beide spinnen, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Mönche Ränke, die Raupen aber Seide spinnen.

— Am 6. April brannte das Dorf Johannis-kirchen, 2 Stunden von München, bis auf 3 Häuser und die Kirche gänzlich ab. Zwei Kinder kamen dabei ums Leben und eine Frau, die ihre Habe retten wollte, wurde vom Feuer tödtlich verletzt.

— In dem baierischen Flecken Stamsried lebt gegenwärtig eine vierteljährige höchst sonderbare Mißgeburt. Sie besitzt 2 Köpfe, 4 Arme, 3 Füße, der Mittelfuß mit 10 Zehen. Oberhalb des Nabels sind diese Zwillinge zusammengewachsen, so daß sie einen gemeinsamen Bauch und zwei verschiedene Oberleiber haben. Mit den Gesichtern sehen sie einander an; sie befinden sich beide sehr wohl. Die Mutter, Ehefrau des Zwirners Fischer, ist von kleiner Statur. Die Geburt ging schnell und gut von Statten.

— In diesem Augenblick sind wir Hannoveraner wie die Kinder, das heißt, wir freuen uns kindisch auf die Rückkehr unserer Deputirten von der Ferien-Reise und hoffen, daß sie uns etwas recht hübsches mitgebracht haben. Am liebsten wäre uns eine gute Portion biedere Entschlossenheit, damit wir auf eine edle und gerechte Weise das wieder erlangen, was wir rechtmäßig besessen haben. Es könnte dadurch für die Zukunft manchem Unangenehmen vorgebogen werden.

— Es herrscht nicht nur im Großherzogthum Posen, sondern auch in Westpreußen, Ermeland und Ostpreußen eine durch die römische Geistlichkeit angeblasene Aufregung in den katholischen Gemüthern; der preußische Hof wird wohl entschlossen und kräftig genug sein, Jenen das Blasen zu vertreiben.

— Eben hören wir, daß die österreichische Regierung den ungarischen Bischöfen, die sich zu kölnischen und posenschen Grundsätzen bekannt haben, ihre Einkünfte entzogen hat. Das ist ohne Zweifel das beste Mittel, die Herren zahm zu machen. Aber was wird Rom dazu sagen? Nachdem die Blitze des Jupiter und die Bannstrahlen erloschen, wäre es für Rom erwünscht, daß ihm bald ein dritter Feuerkeil zu seiner Hülfe erschiene.

— Nur des Friedens wegen wurde von dem französischen Ministerium ein Zuschußkredit von 4 Mill. Franken gefordert, um besonders die Artillerie auf disponibeln Kriegsfuß zu setzen. Hierüber hat es zwar gewaltige Grobheiten hören müssen, hat sie aber abgeschüttelt und die Oppositionshelden auf Holland und Belgien hingewiesen, da sich beide Völker wieder gewisse Fragen vorlegen und Frankreich in den Fall kommen könnte, für die Belgier zu antworten, wozu gute Artillerie am geeignetsten ist, weshalb dann die Deputirtenkammer diesen Preis für Ruhe und Frieden sehr solid fand.

— Neulich wurden bei einem Speisewirth der Rüe de l'Hotel de Ville in Paris nicht weniger als 500 Katzenbälge gefunden, deren Thiere er seinen Gästen als Braten ꝛc. vorgesetzt hatte. Er wurde sammt den Fellen auf die Polizei-Präfektur gebracht. — Unter andern Geschenken soll der Gesandte Abd-el-Kaders dem Herzog von Orleans einen Papagei überreicht haben, der sehr deutlich die Worte spricht: „Guten Morgen, Papa.“

— Die in Havre wohnhaften Pflanzer und andere bei der Entschädigungsforderung an Haiti Interessirte haben eine neue Petizion an die Deputirtenkammer abgeschickt, worin sie gegen Reduktion der ihnen schuldigen Entschädigungssumme protestiren.

— Ein Gärtner in Metz ist auf den Einfall gekommen, ein Kastanienreis auf eine Eiche zu pflanzen, und der Versuch gelang vollständig. Die königl. Akademie in Metz hat in ihrem Bericht über die Fortschritte des Gartenbaues dieses Faktums ausdrücklich ausdrücklich gedacht und den Versuch zur Nachahmung empfohlen.

— Eine wichtige Frage nach der andern beschäftigt die franz. Deputirtenkammer. So behandelte sie am 10. die wahre Lebensfrage: „ob die Infanterie im Sommer weiße Hosen tragen soll oder nicht.“ Der arabische Gesandte hat bereits diesen Verhandlungen beigewohnt, die ihn sehr interessirten, zumal da er kein Wort davon verstanden hat.

— Die neuesten Berichte lauten ganz zu Gunsten der Tscherkessen, welche nicht unwichtige Vortheile über die Russen erlangt haben. Man schreibt die von den Letztern erlittenen Nachtheile und den bisherigen geringen Erfolg der Unternehmungen theilweise ungünstigen Verhältnissen in der gegen die Tscherkessen stehenden Armee zu. Die Zahl der russischen Ueberläufer war bedeutend.

— Wie gegen Holland, so steigt in Belgien auch die Erbitterung gegen die Jesuiten und deren Missionäre. Die Schüler Loyola's finden bei ihrem Eindrang nicht die allerbeste Aufnahme, denn Belgien bedarf der Missionäre nicht, es wird von Christen bewohnt, die den Grundsatz haben: „bete und arbeite!“ welchem die Jesuiten ja doch nicht huldigen und also nicht zu den Belgiern passen. Mögen sie mit ihrem glühenden Bekehrungseifer sich an die wilden Völker Amerika's wenden, wo ihnen ja noch überdies die schöne Hoffnung blüht, als Märtyrer todtgeschlagen zu werden.

— Mit den spanischen Finanzen steht es so schlecht, daß man sich von der beispiellosen Verwirrung und Zerrüttung derselben gar keinen Begriff machen kann. Herr Agnado bietet dem Staate für 1000 Mill. verschriebene Realen 300 Mill. zu leihen an, wenn man ihn zum Granden erster Klasse und zum Ritter vom goldenen Vließ erheben wolle, woraus hervorgeht, daß es auch in Spanien noch unverschämte Menschen gibt.

— Die karlistischen Banden drängen sich jetzt immer mehr um die Ebene von Madrid, und rufen den Beistand ihrer Generalissima, der Jungfrau Maria, an. Die Bewohner von Madrid aber haben ein besonderes Vertrauen auf San Jago von Cämpostella. Ob dieser oder jene den Sieg davon tragen wird, muß man abwarten. Da in Spanien die Heiligen bei irdischen Dingen immer um Schutz gebeten werden, so läßt sich denken, daß dies auch von den Cortes bei Abschließung der Anleihe geschehen ist, welche laut den neuesten Berichten zu Stande gekommen ist, und es läßt sich nun billiger Weise erwarten, daß der Heilige, welcher die Herzen der Banquiers für das Anleihen erweichte, auch die Waffen der Christinos stärken werde, um ihre Feinde zu besiegen. Wenn er ihnen nur auch recht tüchtige Feldherren geben möchte.

— Wir Römer studieren jetzt so fleißig die Geographie der norddeutschen Staaten, daß wir bereits in Ländern Bescheid wissen, deren Existenz wir früher bezweifelten, da die vatikanischen Manuskripte nichts darüber abhandeln. Die Namen Posen und Gnesen waren uns so fremd, daß wir sie Anfangs in der Nähe von Köln glaubten und nun erst erfahren, daß dies nicht der Fall ist. Wir rühmen uns zwar einer uralten Abstammung, in manchen Stücken sind wir aber noch weit zurück.

— Etwa vierzehn Tage hat der König von Neapel die Sizilianer mit seiner Gegenwart beglückt, und es ist wahrhaft rührend, wenn man die Beschreibung seiner Aufnahme in Messina liest, die von einem Begleiter des Königs niedergeschrieben ist; sollten aber später andere bekannt werden, die nicht so lauten, so muß man sich darüber nicht wundern: das rührt halt nur von der Verschiedenheit der Ansichten her.

— Aus den engl. Unterhausverhandlungen über die Kosten, welche die Sendung des Grafen Durham nach Canada erfordert, geht hervor, daß es für den Staatsschatz ein großer Vortheil wäre, wenn der edle Graf die Generalgouverneur-Stelle nicht eigensinniger Weise nicht umsonst übernehmen wollte. Seine Freunde haben indeß den Lobrednern der Sparsamkeit bewiesen, daß die Rebellen vor dem Grafen keine Achtung haben würden, wenn er nicht mit Pomp aufträte, womit man das Lumpengesindel allein in Erstaunen setzen und zu Respekt bringen kann. — Die bevorstehende Krönung beschäftigt Alles, und für die Engländer kann es Interesse haben, daß die Königin nur eine kleine Gestalt hat. Geschichtliche Erfahrungen lehren, daß alle großen Männer klein waren, also kann auch Viktoria eine große Frau werden. Uebrigens schimpft man über die Knickerei, die bei der Feierlichkeit vorherrschen soll. Die fremden Gesandten werden diesmal mit lauter englischen Manufakturwaaren beschenkt, worunter die berühmte Glanzwichse eine Hauptrolle spielen soll.

— Vier riesenmäßige Dampfschiffe werden ehestens ihre

Fahrt von England nach Newyork beginnen. Diese sollen in Bezug auf die Zahl der Hin- und Herfahrten die Stelle von 8 Segelschiffen vertreten. Unter jenen sind die Great-Western und die Viktoria die größten. Der Great-Western hat vier Dampfkessel, die, wenn voll Wasser, 180 Tonnen wiegen; der untere Raum hat Gelaß für 900 T. in esserne Kasten verwahrte Kohlen, die Tonne zu 2280 Pfund und die 2 Dampfmaschinen 450 Pferdekraft. Die innere und äussere Ausstattung des Schiffes ist wahrhaft prächtig. Die vordere Kajütte ist 46 Fuß lang, dann kommt ein geräumiges Maschinenzimmer und diesem folgt die Hauptkajütte, 82 Fuß lang und 34 breit. Rings um beide Kajütten sind 128 Passagier-Schlafstellen angebracht, ausser diesen ist noch Bettraum für 20 dienende Personen. Ein wahrer See-Mammuth ist die Viktoria. Sie hat einen Gehalt von 1800 Tonnen, ist in der Wasserlinie 230, in ihrer längsten Fläche 253 Fuß lang, mißt in der größten Breite 69 F., geht geladen 16 Fuß tief, hat 2 Dampfmaschinen von 500 Pferdekraft, Raum für 500 Passagiere und 1000 Tonnen Güter, soll über 10,000 Pf. St. kosten und von Liverpool nach Neuyork auslaufen.

— In England wüthen seit einiger Zeit sehr stark die Pocken. — Englische Blätter schreiben aus Washington: Auf der West- und Südwestgrenze der Ansiedelungen ist eine furchtbare Pest ausgebrochen. Sie gleicht ganz dem schwarzen Tod, welcher einst in Europa so schreckliche Verheerungen anrichtete. Haupt und Lenden werden plötzlich von furchtbaren Schmerzen befallen und in zwei Stunden erfolgt der Tod, wonach der Körper ungeheuer anschwillt und ganz schwarz wird. Binnen wenigen Wochen starben über 30,000 Wilde an dieser Krankheit, die vermuthlich aus den durch englische Zwischenhändler den Indianern mitgetheilten Pocken entstanden ist.

— Ein Amerikaner heirathete kürzlich nach einander dreizehn Frauen; man kam aber endlich seiner Ausschweifung auf die Spur und verhaftete ihn, wo er aber zu entkommen Gelegenheit fand. Ein Mann aus einem Dorfe in der Nähe von Philadelphia erkannte ihn und ließ sich durch den Reiz einer starken Belohnung, die man auf die Gefangenehmung des Wüstlings gesetzt hatte, verlocken, denselben zu fangen. Er lud seine Prise zum Essen ein, entfernte sich während der Nachtzeit unter irgend einem Vorwand, um Polizeidiener zu rufen. Bei seiner Rückkehr aber fand er das Nest leer, der Vogel war seinem Gastfreund mit dessen eigener Frau ausgeflogen.

— Die Stadt Valdivia in Chili ist am 7. Dezember durch ein Erdbeben gänzlich zerstört worden. Merkwürdig ist dabei der Umstand, daß das Meer zurück trat, und mehrere Tage in dieser Stellung blieb. Glücklicherweise kam dabei Niemand ums Leben.

Theater in Aarau. Nach zwei langweiligen Jahren besitzen wir denn endlich einmal wieder eine Theater-Gesellschaft, welche sich wirklich alle Mühe gibt, uns in einem der garstigsten Lokale, das noch je zu einem Theater umgestaltet wurde, und wo groß und klein Vieh in beklommener Todesangst ihre jämmerlichen Klagetöne zwischen Musik und Gesang einfallen lassen, die noch kühlen Frühlings-Abende angenehm zu vertreiben.

Ohne uns auf einzelne Leistungen einzulassen, müssen wir die Auswahl der Stücke und ihre Ausführungen lobenswerth anerkennen; aber das will uns doch auch nicht einleuchten, warum man noch immer so weit zurück ist, an Sonn- und Festtagen kein Schauspiel zu haben. Fürchtet man, daß der Brückenzoll verkürzt werden möchte? Haben einige mit sauerm Wein versehene Wirthe aus Furcht vor Eintrag im Voraus darauf angetragen? Oder will es die aus der Reformation so aufgeklärt hervorgegangene Geistlichkeit noch nicht zulassen, in der Meinung, ein Schauspiel sei den Sitten noch nachtheiliger, als das Trumpfaus und Gestochen in den Wirthshäusern?

Was uns zum Zweiten auffällt, ist: daß wir eine Musik-Gesellschaft in unserer Mitte haben, welche uns im Winter mit einigen Konzerten angenehm ergötzt, und doch von diesen ehrenfesten Mitgliedern sich kein einziges im Orchester zeigt, und Leute vom Dorfe dazu genommen werden müssen, um nur auch etwas Musik zu haben. Sind jene ehrenwerthen Mitglieder etwa auch von der Lokalität abgeschreckt und scheuen die Töne allfälliger vierbeiniger Mitspieler, und das widerliche Füßegetrappel ungezogener Buben? Oder wollen diese Herren nichts für das allgemeine Vergnügen des Publikums thun oder wenigstens beitragen? — Traurig, höchst traurig für den Hauptort eines Kantons, dessen kleinere Städte, wie z. B. Lenzburg, uns in dieser Beziehung weit voran stehen. Wir glauben nicht, daß Hr. Deny hierbei etwas in seinem Interesse unterlassen habe, und wünschten sehr, zu erfahren, wem wir es verdanken müssen, nicht einmal ein Vaudeville zu hören, was uns stets so ergötzte und ihm sonst so viel Zuschauer herbeiführte.

Mehrere hiesige Theaterfreunde.

Theater in Aarau.

Montag den 30. April wird aufgeführt: Des Hasses und der Liebe Rache, oder: Die Gefahren in Spanien während des Krieges von 1800—1811. Großes Schauspiel in 5 Aufz. von Kastelli.

Dienstag, den 1. Mai: Abellino der große Bandit, Schauspiel in 5 Aufzügen von Zschokke.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 18. 4. Mai 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Rettungs-Scene aus Pesth.

Es schäumen die Wogen, es brauset die Fluth,
In großer, entsetzlicher Masse,
Das Wasser in grausam empörter Wuth
Es drängt sich von Gasse zu Gasse.
Da jammert ein Greis, dort weint ein Kind:
Wer bringt uns Rettung und Hülfe geschwind!

Es kracht das Gebälke, die Mauer, sie wankt,
Es stürzen die Häuser in Trümmer;
Der Kahn zur Rettung, er wiegt und schwankt,
Doch Manchem erscheinet er nimmer,
Wie mancher findet voll Angst und Noth
In Fluthen und Trümmern den schnellen Tod.

Ein Vater läßt an leinenem Thau
Vom Fenster zum Kahne hinunter
Vier Kinder und seine geliebte Frau;
Soldaten, behende und munter,
Sie rudern ab vom krachenden Haus;
Für den Vater scheint alle Rettung aus.

Doch eiligst kehren sie wieder zurück,
Nachdem sie die andern geborgen,
Sie sehen an's Haus mit ängstlichem Blick:
Ein Sturz ist gleich zu besorgen.
Doch mögen sie rufen auch noch so sehr:
Kein Vater erscheinet am Fenster mehr.

Drauf klimmet an schwacher Leine empor
Ein kühner Soldat, trotz Krachen,
Und bringt den bewußtlosen Vater hervor,
Läßt ihn hinunter zum Nachen.
Drauf springt er selbst in die wilde Fluth
Und schwimmt an's Ufer mit Kraft und Muth.

Gleich hinter ihm stürzet die Wohnung hinab,
Es decken die Fluthen die Trümmer;
Und, wären sie nicht entgangen dem Grab,
Enteilten dem Tode sie nimmer.
Es werde ob dieser so wackern That
Der Segen des Himmels dem braven Soldat.

Bertha von Brauneck.

Beschluß.

Als Hartmann des andern Morgens früh sich kaum aus dem Bett erhoben hatte, brachte ihm ein Soldat einen Brief, den dieser unter der Schloßmauer gefunden zu haben vorgab, und womit der Herr von Wattewyl ihn zum Junker gewiesen habe. Hastig öffnete er ihn und las:

„Theurer Johann! Beklommenen Herzens ergreife ich die Feder. Scheu und schuldbewußt gegen Deine Liebe büße ich meinen Fehler, und nur im Vertrauen auf Deine Güte wage ich es, mich an Dich zu wenden; denn Deine Zuneigung habe ich selbst leichtsinnig verscherzt, und bin ihrer gar nicht mehr würdig. Nur an Dein gefühlvolles Herz, nur an Dein Erbarmen für eine Leidende wende ich mich, um Rettung zu suchen. Einsam, gefangen und bewacht sitze ich, und habe nichts als das Nachdenken und die Reue über meinen Fehltritt. Niemand nimmt sich meiner an, der mir nur die Gelegenheit verschaffte, in's Kloster zu kommen. O verehrtester Freund, o Geliebter, einst durfte ich auch mich Deine Geliebte nennen! Um dieses Glück habe ich selbst mich muthwillig beraubt. Wenn ich aber auch keinen Anspruch auf Deine Liebe mehr machen kann, so mache ich ihn doch an Dein Menschlichkeitsgefühl, und bitte Dich um einen Schritt für meine Rettung. Erscheine deshalb heute gegen Mitternacht unterhalb meiner Fensteröffnung an der Schloßmauer; gieb mir das Zeitlein Deiner Anwesenheit und Deines Mitleidens durch den mir bekannten Gesang und die Klänge der Zither, die wieder in Deinen Händen ist, und ich werde mich an einem Seil herunterlassen, zu welchem Wagestück ich Gott und die heilige Jungfrau um Gelingen bitte. Bertha.“

Ganz entzückt hielt er den Brief in seinen Händen. Er las ihn und las ihn wieder, versank in Nachdenken und konnte sich in die Wirklichkeit desselben nicht finden. Dann

wiederholte er langsam und bedächtig die darin enthaltenen Worte: „schuldbewußt, Fehltritt,“ die wie ein Blitzstrahl ihm zu Gemüthe fuhren und ihn bald an die Aussage des Paters glauben, welche sie damit selbst bekräftige, bald aber in anderer Deutung seiner Liebe Raum ließen, die ihre Unschuld in seinem Herzen vertheidigte. Erst unentschlossen über sein Benehmen bei der Sache, nahm er sich vor, wenigstens zu ihrer Erlösung thätig zu sein; bald aber beschloß er, sie auf keinen Fall mehr von sich zu lassen. Er war den ganzen Tag nachdenkend und wie von Sinnen, so daß seine Freunde darüber aufmerksam und um ihn bekümmert wurden.

„Was fehlt Dir denn eigentlich?“ fragte ihn Hans Mai: „Du scheinst unwohl zu sein? oder ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

— Nichts von Beidem. Du erinnerst Dich wohl der gestrigen unverschämten Reden des Paters über Fräulein Bertha von Brauneck? Sie ist meine Geliebte, sitzt aber gefangen oben auf dem Schlosse. Du könntest mir einen Gefallen thun und zu ihrer Befreiung behülflich sein.

„Laß das gut sein, Hartmann. Wenn das Schloß fällt, kömmt auch sie in unsere Hände; dann ist's Zeit genug, sie frei zu lassen. So lange sich aber das Schloß noch hält, sehe ich keine Möglichkeit zu ihrer Befreiung und wüßte nicht, wie das anfangen.“

Er zeigte ihm ihren Brief.

„Ach,“ sagte Mai lachend: „Das sind faule Fische! Wer weiß, was dahinter steckt? Laß Du die Oestreicherin da oben sitzen, die uns so fälschlich mit Brauneck hintergangen hatte; behagt es ihr beim Mansberg nicht mehr, mag sie zusehen, wie sie davon kömmt: warum hat sie sich diesen Herren ergeben. Nun, da sie sieht, daß der Oestreicher Vorhaben nicht gelingt, möchte sie sich wieder zu Dir herablassen, nachdem sie vorher aus lauter Stolz Dich betrogen.“

— Sage das nicht, Freund Mai, erwiederte Hartmann. Umstände haben sie dazu gezwungen. Erinnere Dich nur der bösen Behandlung des Weinsberg, welche gewiß nicht auf gutwilliges Ergeben von ihrer Seite schließen läßt.

„Ja, denke nur an die Worte des Paters, der kennt scheint's die feile Buhlerin genau.“

— Still, mein lieber Mai, schweig mir von den Pfaffen, die haben statt dem Herzen einen schwarzen Stein und spielen mit denen anderer Leute um ihr Almosen. Wer weiß, wer diesem eine Flasche Burgunder vorstellte, damit er die Jungfrau bei mir schwarz machen soll. — Ich werde ihren Wunsch erfüllen.

„Nun, wenn Du meinst, das Ding habe seine Richtigkeit, so können wir ja das Abenteuer bestehen, doch vorsichtig und in der Nähe ein paar Mann Wache aufgestellt.“

— Nur bitte ich Dich, darüber verschwiegen zu sein, bis es geschehen ist; auch die Wachen sollen nicht wissen, um was es sich handelt.

Sie gingen. Eine Leiter und einige Bünde Stroh wurden zur Vorsorge mitgenommen. Nach dem verabredeten Zeichen erschien Bertha am Fenster, einen Strick um ihren Leib und unter den Aermen durch gebunden; sie kletterte hinaus, und eine Mannsperson hielt das Seil und ließ sie gemächlich herunter. Hartmann hatte unterdessen die Leiter angelegt und war hinaufgestiegen, um ihr weiter unten zu helfen, während Hans Mai das Stroh ausbreitete, um etwanigem Unfall zu begegnen. Aber noch ehe Bertha bis an die Leiter kam, ließ der Mann am Fenster den Strick fahren, und sie fiel mit so starker Gewalt in Hartmanns Arme, daß Mai die wankende Leiter nicht zu halten vermochte. Beide stürzten herab, aber zum Unglück nicht auf's ausgebreitete Stroh: denn die auf die Seite fallende Leiter warf sie darüber hinaus auf große Steinblöcke. Bertha hatte das Genick zerbrochen und lag todt neben Hartmann, dem ein Schenkel zerschmettert und eine Rippe entzwei war. Nur bis zum andern Morgen lebte er noch und am zweiten Tage wurden beide mit einander in einem Sarge zur ewigen Ruhestätte getragen. Das sämmtliche Belagerungsvolk und alle Bewohner von Baden folgten theilnehmend dem Leichenzug. Noch am nämlichen Abend wurde ein Mann aufgefangen, der einen Brief von Weinsberg an den Landvogt auf's Schloß bringen sollte, worin Jener Diesen unter Andern ersuchte, die Gefangene nach ihrem Willen frei zu lassen, indem er weder nach Baden zurückkehren, noch sich weiter um sie bekümmern werde.

Das war nun zu spät.

Der Niagarafall in Nordamerika.

Dem Alterthume war der größte und schönere Theil des Erdballs ein tieferes Geheimniß, als die Räume des Himmels. Erst dem Genius der neuern Zeit, dem Geist der Forschung, war es vorbehalten, die Wunder der halben Welt aufzulösen. Dem jetzigen Geschlecht ist kein Winkel seines Planeten mehr verborgen. Ungehindert schweift der menschliche Geist von Pol zu Pol, sonder Gefahr und mit der Leuchte des Wissens dringt er in die fernsten Gegenden, versetzt sich unter die fremdesten Völker. Wir haben durch diese Fähigkeit einen großen Vorzug vor den Alten. Aus ihr entspringt eine Quelle mannigfaltigen Vergnügens; des wohlthuendsten dann, wenn wir jene Fähigkeit gebrauchen, um dem Kummer auszuweichen über das, was uns umgibt und was geschieht, und um den falschen Neid, die giftige Rache, den widrigen Haß und die kleinliche Scheelsucht der Menschen auf Augenblicke zu vergessen. Erscheint uns dann das Fremde, was wir betrachten, in schönern Farben und Formen, sind reizender die Gegenden, glücklicher, einfacher

und natürlicher die Menschen: so freuen wir uns theilnehmend; finden wir aber das Gegentheil: so versöhnt es uns auch wohl mit dem Klose, auf dem wir wohnen, und in dem Leiden der fernen Brüder finden wir Trost und Kraft, die eigenen leichter zu ertragen.

Eine Wanderung dem Niagara entlang zu seinem Falle, diesem wilden Wogenhühnen Canada's, zeigt uns eins der Naturgemälde, für welche der Rahmen der Sprache immer zu klein bleibt. Man denke sich einen Strom von dreifacher Mächtigkeit des Rheins, der mitten durch dichte Wälder fließt; man denke sich alle die wunderbaren Zwielichter, welche aus den Riesenbäumen fallen, die die Ufer beschatten: — hier klafterdicke Weiden, vom Alter niedergestürzt, welche ihre ergrauten Wipfel in den Fluthen baden; dort spiegeln sich in den Wellen hohe Platanen, aus deren Zweigen blühende Schlingpflanzen kosend zum Flüsse sich niederneigen; virginische Pappeln und kanadische Feigenbäume zwischen himmelhohen, gewaltigen Eichen; dort schauen von schwarzer Felswand herab moosbewachsene Fichten, von Sturm und Alter der Krone beraubt, traurig auf die dunkeln, rauschenden Wogen; — bald vermählt sich ein Fluß, aus der Nacht eines herrlichen Hochwaldes hervorbrechend, voll Ernst mit den Wellen des brausenden Meeres; bald stürzt ein schäumender Bach, gleich einem Kinde, das sich furchtsam in die Arme der Mutter wirft, vom grünbewachsenen Felsen in die Wogen des riesigen Stromes, seine Vereinigung in weißen Dunstschleier hüllend; — kein Glockengeläute weidender Heerden, kein Hundegebell, kein Schall rodender Aexte erinnert den Wanderer an die Nähe menschlicher Wohnungen. Der einsam jagende Indianer, das flüchtige Reh und der scheue Hirsch, die ihm zuweilen begegnen, der Fischadler, der hoch über dem Gewässer nach Raub späht oder das Erhaschte auf einer Felszacke verzehrt, sie sind keine störende Erscheinung im Bilde der düstern Ruhe, und mindern den ergreifenden Genuß der Einsamkeit nicht. — In angebauten Gefilden müht sich in weiten Räumen zu schweifen vergebens die Phantasie; der verzivilisirte Mensch, dem sie überall begegnet, ist das Blei an ihren Fittigen: — aber in jenen Gegenden mag sich die Seele gern in den Ozean der finstern Wälder versenken und auf den Wogen der Ströme sich wiegen, und, gleichsam die Fesseln der Zivilisation abstreifend, sich vermischen und verschmelzen mit der wilden, ewig freien Natur.

In solchen Gefühlen verloren denke man sich den Reisenden, wenn ihm plötzlich ein nie gehörtes, seltsam hohles Murmeln ins Ohr dringt; schauerliches Getöse wie ferner Donner, bald sich verstärkend, bald sich verlierend. Herzklopfend steht er und horcht, bis plötzlich, auf den Flügeln des Windes von Einöde zu Einöde getragen, ihm deutlich das feierliche Tosen des Niagarafalles entgegenhallt, der über eine stark geneigte Felsenlehne hinweg, siedend und schäumend, mit unglaublicher Macht der hohen Steinmauer zurollt, über welche er in einen tiefen Abgrund donnert.

Die Wassermasse, welche auf der Südseite herabstürzt, wölbt und rundet sich wie eine ungeheure Walze, in dem Augenblick, wo sie über den Rand braust, und rollet dann, einer Schneelawine gleich, herab in den Strahlen der Sonne mit allen Farben des Regenbogens prangend. Der ungleich breitere Sturz auf der Mitternachtseite steigt wie eine Wassersäule der Sündfluth senkrecht in den schauerlich furchtbaren Schattengrund. Viele Meilen weit erzittert die Erde von dem Anprallen der ungeheuern Woge auf den Boden der unermeßlichen Tiefe, und in Schaumwirbeln löst sie sich auf, welche über die Wälder sich erhebend von ferne Rauchsäulen gleichen, wie von einem Brande vieler zugleich flammender Städte. Die Wände des furchtbaren Sturzes bestehen aus schwarzgrauen Felsenzacken, die unter dem weißen Wogenschaum wie schauerliche Gespenster hervortreten und mit jedem Augenblick ihre Gestalt zu ändern scheinen. Adler und Geier umschweben Beute suchend den Abgrund, in welchen die Strudel mit unwiderstehlicher Gewalt Alles ziehen, was sie erfassen. Zu allen Zeiten des Jahres sind die Stromufer unterm Falle mit todten Bären, Hirschen ꝛc. bedeckt, welche oberhalb desselben den Fluß zu durchschwimmen versuchten, aber zu schwach, dem Wogendrang zu widerstehen, in die Tiefe geschleudert wurden. Im Herbst ist die Menge des so herabgeführten Geflügels und Wildes so groß, daß die Garnison des Niagara-Forts sich davon jeden Morgen mit frischem Fleische zur Genüge versehen kann.

Die Natur zeigt sich hier in ihrer ganzen Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen hinab und gibt den ungeheuern Wassermassen die Schnelle des Blitzes. Der Mensch steht klein wie ein Nichts davor, und kann nur bis ins Innerste gerührt den Aufruhr betrachten. O Gott, welche Musik, welch erschütterndes Brausen durchdringt mein Wesen! Heilig, heilig! donnert es durch Mark und Gebein. Es ist mir, als ob ich in der geheimsten Werkstatt der göttlichen Natur mich befinde, wo das Element von fürchterlicher Allgewalt gezwungen, sich zeigen muß, wie es ist, in zerstürmten ungeheuern Massen. Und doch läßt das ihm eigenthümliche Leben sich nicht ganz bändigen; es schäumt und wüthet und brüllt, daß die Felsen erzittern und erklingen, der Himmel sein Antlitz verhüllt, und die strahlende Sonne in nur mildem Scheine hindurchleuchtet. Man stehet davor, wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist Alles; und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt das Auge ergreifen, und man wird von nie empfundenen Regungen durchdrungen, so schauervoll und entzückend, daß man sich selbst nicht mehr hört und fühlt.

Troſt.

Mag au der Mon mir i mis Gadi ſchyne:
Was goht mi das denn a!
I ha doch eister gmeint, der Joggeli ſei mine:
Jetz mueß ne 's Aenni ha.
Dem Aenni ſi Aetti
Het Chümi, ſo wett' i,
Drum het mi der Joggi lo hocke-n-und ſtoh
Und het derfür 's Chaſperlis Aenneli gnoh.

Bi-n-i nid hübſch und ha mi ſuber gwäſche?
Cha ſchaffe z'Huus und z'Feld?
Worum nimmt denn de Göhl die chätzerſchießig Täſche?
Halt nume wägem Geld!
Het mi für e Nare
Und lot mi lo fahre;
I ha doch no nie uf ke-n-Andere gha,
Und ghoffet, der Joggeli-werd no mi Ma.

Iſch 's Aenni nid mit Alline-n-ume gſtriche?
Nie het me's Schaffe gſeh,
Und iſt derfür mit Herre-n-ume gſchliche
Is Tenn und zwüſche Chlee.
Het gjohlet und gſunge,
Het tanzet, iſt gſprunge,
Het nume g'galaffet und Anderi gmutzt,
Und het vor em Spiegel der Aff uſe putzt.

Das iſt mi Troſt: Du wirſt no wol erfahre,
Wie's wäger dir wird goh;
Du wirſt wol z'zieh ha a dim Ehſtandschare:
Worum heſt mi nid gnoh.
Denn 's Syrüchwort müeßt' lüge,
Wo ſeit: 's Geld chönn flüge.
Und fehlt's ech denn einiſt a Geld und a Brot,
Und händ ihr ke Liebi, ſo händ ihr doch Noth.

Naturgeſchichte.

Die Schlange.

Die Schlangen ſind fußloſe, wurmförmige Amphibien, theils mit Schuppen, theils mit Schildern halb oder ganz bedeckt. Das Verhältniß ihres Kopfes und Körpers iſt ſehr verſchieden. Die Kinnladen hängen nur an Bändern zuſammen. Daher können ſie ihren Rachen ſo weit öffnen. Der Schlund iſt kropfartig ausgedehnt. Die zweiſpaltige Zunge liegt in einer Scheide und kann weit hervorgeſtreckt werden. Die giftigen Schlangen enthalten in ihrer Speicheldrüſe ein heftiges flüſſiges Gift, welches, wenn ſie Jemanden beißen, vorne an der Spitze der Hauzähne durch eine kleine Oeffnung in die Wunde läuft. Es äußert ſeine Wirkung unmittelbar durch das Blut, zerſtört auf dieſem Wege die Reizbarkeit der Muskelfaſern und verurſacht den Tod. Die Lebenskraft des Blutes hängt unmittelbar mit der atmoſphäriſchen Luft zuſammen, deren Sauerſtoff durch die Lunge in das Blut geht, das Leben unterhält und dem Blute ſeine Wärme und rothe Farbe gibt. Dieſen Sauerſtoff entzieht das Schlangengift dem Blute. Jedoch iſt zum Glück von den vielen Schlangen kaum der dritte Theil giftig.

Ihre Lungen ſind lang, ſackförmig und ohne Zellen. Ihr Skelett beſteht aus feſten Knochen, aber die Menge der Wirbelbeine und der kleinen, dazwiſchen liegenden Muskeln verurſacht die gewaltige Kraft, welche ſie bei allem Mangel äußerer Gliedmaßen ausüben können. Sie leben in Höhlen, an feuchten Oertern, im Waſſer, ſcheuen aber das Licht nicht, ſondern kommen gern an die Sonne. Jährlich häuten ſie ſich und ſind in dieſer Periode kränklich und matt. Sie haben eine ziſchende Stimme, machen ſchnellende Sprünge und richten ſich oft mit dem Vorderleibe in die Höhe. Einige gebähren lebendige Junge, die meiſten aber legen pergamentartige, an einander gekettete Eier.

Man findet Schlangen von wenigen Zollen Länge bis zu 40 und 50 Fuß; ihre ſpezifiſchen Unterſcheidungen der Arten aber würden ſehr ſchwer fallen, wenn nicht der wunderbarſte Schmelz und Wechſel der Farben, Bezeichnungen durch Netze, Linien, Streifen, Bänder, Flecken, Sterne und andere ausgezeichnete Figuren, ihr Erbtheil wäre. Die größten Arten leben einzeln und zerſtreut, die kleinern findet man oft in beträchtlicher Anzahl beiſammen und ſind in kältern Gegenden Winterſchläfer, die mit den erſten warmen Frühlingstagen wieder erwachen. Ihre Lebensdauer würde wahrſcheinlich ſehr anſehnlich ſein, wenn ihnen die Menſchen nicht überall nachſtellten. Auch im Thierreiche haben ſie bedeutende Feinde an verſchiedenen großen Vögeln, und die Schweine können ſogar Klapperſchlangen ohne allen Schaden freſſen. Sie haben eine ſcharfe, widrige Ausdünſtung, die manche Thiere wie erſtarren macht, wenn ſie in ihre Nähe kommen. Ihre Nahrung ſind allerlei größere und kleinere Thiere. Sie verſchlingen oft anſehnliche Maſſen, da ſich ihr Schlund ungemein weit ausdehnt; aber ſie können auch Monate lang ohne Nahrung leben.

1) Die gemeine Otter. Mit dreieckigem Kopfe, kurzem, mit einer Stachelſpitze verſehenen Schwanze, gekielten Schuppen. Auf dem Kopf ein dunkeles, ſo)(geſtaltetes Zeichen. Die Seiten haben dunkle Punkte, der Oberleib eine gleichgefärbte, zickzackförmige Kettenlinie. Das Weibchen iſt nicht ſo lang, als das Männchen, aber in allen Theilen ſtärker. a) Roſtroth mit blaß- oder rothgrauer Zickzackbinde, unten rothgrau mit weißen Querbinden und rothbraunen Punkten. b) Olivengrün mit dunkelgrauen Rückenſtreifen, deſſen Ecken ſchwarz ſind, unten ſtahlblau, mit ſchwarzen Punkten an der Bruſt und dem Hals. c) Silberfarbig mit ſchwarzen Rückenſtreifen. d) Mit unterbrochenem Rückenſtreifen. e) Mit deutlichen dunkelbraunen Flecken auf dem Kopf. f) Mit feinen dunkelbraunen oder ſchwärzlichen Atomen auf dem Kopf beſtreut. g) Rußſchwarz. An ſteinigen, meiſt dürren Oertern. Sie paaren ſich zweimal des Jahres. Van Lier will in einer trächtigen Mutter 15 lebendige Junge gefunden haben; nach Andern aber legt das Weibchen im Juli und Auguſt Eier, aus welchen die Jungen hervorkriechen, mit denen die Mutter ſich dann öfter ſonnt. Der abgehauene Kopf beißt noch lange ſo gefährlich, als an der lebendigen Schlange. Perſonen, die in Naturalienkabineten getrocknete oder in Weingeiſt aufbewahrte Ottern unvorſichtig angegriffen und ſich an den Giftzähnen der ſchon lange todten Schlange geritzt haben, wurden tödlich verwundet. Ihr Gift hält ſich Jahre lang in den Zahnhöhlen, ohne ſeine Farbe und Durchſichtigkeit zu verlieren; auch das getrocknete und in Pulver verwandelte behält Monate lang ſeine Wirkſamkeit. Die Landleute auf der Inſel Cypern, wo es bekanntlich von Schlangen wimmelt, haben ein ganz einfaches Mittel, ſich beim Mähen vor ihrem Biß zu bewahren. Sie binden nämlich an ihre Senſen kleine Glöckchen, vor deren Klang dieſe Thiere fliehen.

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in No. 17.: „Schweizerhoſen.“

DAS POSTHORNCHEN.

No. 18.

4. Mai 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Wirst du die frommen Wahrheitswege gehn: dich selbst und Andre triegst du nie;
Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehn: deswegen hasse sie.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Im größten Theile des monarchischen Europa's leben jetzt Staat und Kirche wie Mann und Frau, d. h. sie sind meistentheils gleichgültig gegen einander, zuweilen aber wird der Hausfriede durch Zank, ja bisweilen durch handgreifliche Schmeicheleien gestört. In der Schweiz stehen Staat und Kirche mit dem Rücken gegen einander gebunden; eins will dahin, das andere dorthin, und doch können sie, wie verwachsene Zwillinge, sich nicht trennen, woraus ein klägliches Gezerre entsteht.

— Das neunte eidsgen. Uebungslager, welches vom 11. bis 26. Aug. in Sursee abgehalten wird, versammelt 2256 Mann aus den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Freiburg, Solothurn und Tessin, die Hr. Oberst-Milizinspektor Zimmerli befehligen wird.

— Der Vorort hat über die Klagen wegen Verfassungsverletzung im K. Schwyz eine Untersuchung angeordnet.

— Am 28. April ist zu Liestal der Verbrecher Bowald von Maisprach hingerichtet worden, welcher den Arbeiter Oeschger von Zuzgen mit einem Säbel erstach, als dieser ihm den Lohn forderte.

— Der Bischof von Basel läßt, auf Vorstellung der Regierung Solothurns, durch sämmtliche Pfarrer die Einwohner dieses Kantons vor dem Branntweintrinken warnen, woran der ehrwürdige Herr weit klüger thut, als wenn er die gemischten Ehen verbietet. Im Kanton Solothurn wurden im vorigen Jahr, von einer Bevölkerung von etwa 60,000 Seelen, in 350 Wirthshäusern und Pintenschenken 1,061,531 Maß Wein, 54,383 M. Branntwein und 2913 M. Weingeist eingeführtes Getränk verbraucht, das im Lande selbst produzirte nicht mitgerechnet. — Den Römlingen ist das Branntweintrinken des Volkes Wasser auf die Mühle, es hindert am Denken und macht dumm. Hat ja das Kloster Muri den im Dezember 1830 in Aarau eingerückten Freiämtertruppen ein ganzes Faß voll scharfen Branntwein nachgeschickt.

— Letzte Woche fand man im Mümliswyl eine Frau todt im Bette. Als ihre auf einem nahe gelegenen Sennhof wohnende Schwester diese Nachricht vernahm, setzte sie sich mit den Worten: „So, ist sie gestorben!“ nieder auf einen Stuhl und war — todt.

— Die Landsgemeinde von Appenzell A. R. hat den Vorschlag zu Gewaltentrennung verworfen. Ein gleiches Schicksal hatten die einjährigen Arbeiten der Revisions-Kommission. Siegberauscht verließ der rohe, unbelehrbare Haufen tobend und schreiend den Platz, während die Vernünftigen traurig und stille heimkehrten.

— Im Kanton Appenzell straft man die Bäcker, wenn sie über die polizeiliche Verordnung das Brod zu schwer machen; so wurde neulich einer in Ausserrhoden um 5 fl. gestraft. Da müssen diejenigen hingehen, welche es lieber zu leicht machen.

— Der thurgauische Kreis Diessenhofen hat den Prinzen Ludwig Napoleon zum Mitgliede des großen Rathes gewählt.

— Im K. Zürich haben 1200 Handwerker aus verschiedenen Gegenden das Begehren eingereicht, es möchte der Zunftzwang theilweise wieder eingeführt werden.

— Der in St. Gallen erscheinende s. g. Wahrheitsfreund sagt in Bezug auf den Antrag zu gänzlichem Verbot gemischter Ehen im K. Schwyz: „Die Annahme eines solchen Gesetzes ist sehr zu wünschen, da noch kein Staat durch Nichtachtung der Religionsverschiedenheit der Brautleute an Beförderung der Grundlagen jedes Gemeinwesens,

an Religiosität und Sittlichkeit gewonnen hat, sondern vielmehr in das Gegentheil verfallen ist, und da die obwaltenden Streitigkeiten zwischen Rom und Preußen über diesen Punkt nur abschrecken können." — Wir wissen nicht, daß Konfessionsverschiedenheit der Eheleute in einem Staate nachtheilig weder auf öffentliches, noch häusliches und moralisches Leben eingewirkt hat, wenn nicht pfäffische Umtriebe und Winkelkniffe im Hintergrunde steckten, und wenden hauptsächlich auch auf jenes Blatt die weiter unten über die Nachrichten aus Sizilien gemachten Bemerkungen an; auch halten wir den für keinen Christen und keinen Schweizer, dem, wie diesem Blatt, die Wahrheit der Lehren Jesu mit römischem Sauerteige verunreinigend, fremde pfäffische Machinationen mehr gelten, als Frieden und Wohlfahrt des Vaterlandes.

— Ein gewaltiger Adler hatte jüngsthin nahe am Dorfe Medels in Graubünden aus der Mitte einer Schafheerde ein Lamm geraubt und war im schnellsten Fluge nach der Höhe des Waldes geeilt, um das Geraubte zu verzehren. Um des gefiederten Räubers habhaft zu werden, baute der Eigenthümer des Lammes eine Falle, trug sie in den Wald und war so unvorsichtig, sie auf einer an einem schauerlichen Abgrunde stehenden Tanne zu befestigen. Schon am folgenden Taze kam der Bauer mit einer Art bewaffnet, und erklomm rasch die hohe Tanne, die den schon von Ferne erkannten Adler barg. Mit kräftigem Arme wurde der Gefangene erfaßt; nun aber entspann sich ein Kampf, der dem Bauer bald verderbenbringend geworden wäre, und schon wollte Muth und Kraft den verwegenen Jäger verlassen, als ihn ein mit dem Stiele der Art nach dem Kopf des Adlers geführter Streich von der Todesangst befreite. Das Thier, ausgewachsen und schön, wurde an das Naturalien-Kabinet nach Zürich versandt.

— In Genf hat sich eine Gesellschaft gebildet, die das eidsgen. Feischießen auszubeuten gedenkt. Sie sendet auf ihre Kosten ausgezeichnete Schützen, nimmt ihnen die Gewinnste ab und vertheilt sie unter die Mitglieder.

— Der Wald zu Chules im Kanton Neuenburg wurde am Ostersonntag Nachts zu gleicher Zeit an mehrern Orten böswilligerweise in Brand gesteckt. Den von allen Seiten herbeigeeilten Leuten gelang es erst nach zweistündiger angestrengter Arbeit, dem Feuer Einhalt zu thun.

Ausland.

— Zu Mainz greift das Nervenfieber auf eine beunruhigende Art um sich. Die Zahl der innerhalb der letzten Woche an demselben verstorbenen Personen wird als sehr bedeutend angegeben. In Oberhessen hingegen herrschen die natürlichen Blattern, und es werden selbst Personen davon befallen, die früher geimpft worden waren.

— Die Schläge, welche in München bei dem hohen St. Georgen-Ordensfeste, das am 24. April mit mittelalterlicher Grandezza gefeiert worden ist, sonst ausgetheilt werden, d. h. Ritterschläge, kommen jetzt selten mehr vor, weil sich Niemand findet, der ihrer würdig ist. Es gehört dazu ein dreihundertjähriger Adel sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, welche letztere jedoch nicht mehr so gar genau genommen wird.

— Es zirkuliren falsche baierische Sechskreuzerstücke mit den Jahrzahlen 1813 und 1835.

— Seit einiger Zeit herrschen zu Freiburg im Breisgau die Masern epidemisch, jedoch nicht bösartig. Es sind wenig Familien in dieser Stadt, deren Kinder nicht nach und nach davon befallen wurden.

— Der Historiker Dr. Ernst Münch ist nun auch auf den Kampfplatz gegen die römische Hierarchie getreten mit einem Werk, das einen allgemeinern Charakter hat und eben deshalb von besonderem Interesse ist. Es führt den Titel: "Römische Zustände und katholische Kirchenfragen der neuesten Zeit." Als Motto hat der Verfasser den Spruch des wackern Ulrich von Hutten gewählt: "Muß gan oder brechen".

— Die Mitglieder der hannöverschen Ständeversammlung haben sich nach und nach selbst davon verloren und scheinen sich nicht wieder finden lassen zu wollen. Sonach hat sich diese ehrbare Versammlung selbst aufgelöst.

— Das durch seine vielen und bedeutenden Manufakturen bekannte Städtchen Schluckenau, im böhmischen Kreise Leitmeritz, ist zum größten Theile ein Raub der Flammen geworden.

— Der Marktflecken Dingelstädt bei Erfurt ist am 15. April bei einem sehr heftigen Sturme fast ganz abgebrannt. 193 Wohngebäude mit allen dazu gehörigen Scheunen, Ställen ꝛc. verwandelten sich in Asche, wodurch bei 1000 Menschen aller Habe und des Obdachs beraubt wurden.

— Wie man vernimmt, soll die Naturgeschichte der Insekten durch eine neue Krebsart bereichert worden sein, nämlich durch Eisenbahn-Krebse, die an manchen Orten solche Unternehmen für eine bequeme Gelegenheit ansehen lassen, achtbaren Staatsdienern eine höhere Besoldung nebenher zu verschaffen, oder Leute, die sich einer besondern Protektion erfreuen, zu einer Anstellung zu verhel-

fen, ohne dabei in Betracht zu ziehen, daß alle diese achtbaren Herren und Leute vom Eisenbahnbau gerade so viel verstehen, wie gewisse Thierchen, die zu Allem „Ja“ sagen, vom Tanzen. Da stößt man denn überall auf Hindernisse, bei denen man sich weder zu rathen noch zu helfen weiß, und die Sache bleibt einstweilen liegen; das macht aber nichts, wenn die Aktionäre nur bezahlt haben und die Angestellten versorgt sind.

— Eine dumpfe Gährung bewegt in der Umgegend von Danzig die Gemüther. In einem an der Straße nach Berlin gelegenen Orte starb ein katholisches Mädchen, die Braut eines Protestanten. Am Grabe hielt ein junger katholischer Priester eine Rede, worin er sagte, der Himmel hätte die Verstorbene ihrer Frömmigkeit wegen noch vor der Hochzeit mit einem Ketzer zu sich genommen, um ihre Seele vor der ewigen Verdammniß zu retten.

— Der Erzbischof von Posen und Gnesen soll von jeher ein höchst friedfertiger Mann gewesen sein, von schwachem Karakter und manchen weltlichen Freuden zugethan, liebenswürdig im nähern Umgang und jeder finstern Strenge von Grund aus abgeneigt. Seine Hartnäckigkeit bei den neuerlichen bedauernswürdigen kirchlichen Mißverhältnissen rührte bloß von äußeren böswilligen Einflüsterungen her, die er nun bereut und seine Verordnungen in dieser Beziehung zurückgezogen haben soll.

— Der königl. preußische Gesandte in Brüssel hat den Auftrag erhalten, dem belgischen Kabinete gegen die völkerrechtwidrigen Einwirkungen, welche sich päpstliche Agenten, so wie inländische Bischöfe und andere Geistliche ganz öffentlich unter den Augen der Regierung erlauben, um die preußischen Unterthanen zu Aufruhr und Ungehorsam zu verführen, die ernstlichsten Vorstellungen zu machen, und im Fall diese kein Gehör finden sollten, kräftige Maßregeln anzuwenden.

— Wir Belgier haben wenigstens zwanzig Gründe, uns in diesem Augenblicke nur um uns selbst zu bekümmern. Holland fordert unser Geld, die Jesuiten unser Herz und Preußen macht uns eine bedenkliche Faust, daß wir Loyala's Wespennester nicht zerstören.

— Man glaubt, daß der Herzog von Nemours, falls er wirklich Vizekönig von Algier werden sollte, bei seiner ersten Zusammenkunft mit Abd-el-Kader Brüderschaft mit ihm trinken werde.

— Die franz. Regierung will von den Kammern einen neuen Kredit von 500,000 Fr. verlangen, wovon ⅗ für die außerordentliche Gesandtschaft zur Krönung der Königin Viktoria, und ⅖ für diejenige zur Krönung Kaiser Ferdinands verwendet werden sollen.

— Der Senator Johann Mierosławski ist durch die Residenten der drei Schutzmächte Oestreich, Preußen und Rußland gezwungen worden, seine Entlassung zu nehmen, weil er dem Senate vorschlug, Krakau dem Königreich Polen einzuverleiben, und den russischen Gesandten als Angeber bezeichnete. Da der Antrag keinen Beifall fand, wollte dieser sein hohes Ich nicht mit im Spiele gehabt haben, und vermochte die übrigen Residenten zu jenem Schritte.

— Den neuesten Nachrichten zufolge haben die Tscherkessen abermals einen vollständigen Sieg über die russische Armee davon getragen, und alle russischen Festungswerke zerstört und geschleift. Nur einige Tausend sind dem gräßlichen Blutbade entronnen und haben glücklich Erzerum erreicht. Selbst wenn man annehmen will, daß dieser Bericht von Uebertreibung nicht frei ist, so reicht der dritte Theil Wahrheit schon aus, um sich den Zustand der russisch-kaukasischen Armee als höchst trostlos zu denken, zumal da selbst russische Zeitungen nicht verhehlen, daß dieser Krieg einer der verheerendsten für ihre Armee sei.

— Nicht nur die Tscherkessen, sondern alle Völkerstämme des Kaukasus, außer jenen bei 900,000 Köpfen an Zahl, haben sich gegen die russische Oberherrschaft aufgelehnt, was von wichtigen Folgen sein könnte.

— In Spanien hat sich unter dem Vorstand eines gewissen Munagorri, eine neue Partei gebildet, die von beiden andern sich unabhängig erklärt und Freiheit proklamirt. Diese Schilderhebung wirkt wie ein elektrischer Schlag auf die Gemüther, und bereits sind von beiden Parteien, besonders aber viele karlistische Offiziere, auf diese Seite getreten. Die Nachrichten von einem Treffen derselben gegen die Karlisten lauten noch zu widersprechend.

— Den aufgelösten spanischen Cortes soll vor ihrer Abreise aus der Hauptstadt der Auftrag gegeben worden sein, ununterbrochen an neue Konstitutionen zu denken, da bald etwa der Fall eintreten könnte, daß die jetzige um ihren Abschied bitten würde.

— In Rom ist ein Werk erschienen: „der Antichrist“, das dem h. Vater wie aus dem Herzen gesprochen ist und erbauliche Betrachtungen über die Ankunft Sr. Dunkelheit des Fürsten der Finsterniß enthält, den man wohl nicht gut „Durchlaucht“ nennen kann, weil man damit den Begriff des Lichtes oder der Erleuchtung von oben

herab verbindet. Das Werk ist gegen einen gewissen Herrn Strauß gerichtet, der in einem scharfsinnigen Büchlein der römischen Christenheit einen unchristlichen Skandal angerichtet hat. Dem heil. Vater zu lieb vergbscheuen die Römer zwar das Büchlein, aber möchten es doch gar zu gern lesen.

— Neuere Berichte aus Sizilien lauten ganz anders, als die früheren. Ihnen zufolge ist der glänzende Empfang des Königs ein allbekannter Polizeipfiff gewesen, der in manchen Städten, wie z. B. in Catanea und Palermo nicht einmal geglückt ist. Wenn man diese ohne Zweifel weit unverdächtigeren Nachrichten mit den frühern vergleicht, aus welchen man das Jubelgeschrei der Sizilianer gleichsam heraushören konnte, so weiß man nicht, soll man lachen oder weinen, soll man vor Aerger blaß oder vor Scham roth werden. Es ist wirklich unverantwortlich, daß im 19. Jahrhundert noch die Quelle der Wahrheit auf eine so unverschämte Weise getrübt wird, und trostlos ist es, daß es immer noch Kreaturen gibt, denen für Geld Alles feil ist, und die blind darauf los schreiben, ohne zu bedenken, daß sie denen nur schaden, welchen sie Nutzen bringen wollten.

— Auf der Straße von Neapel nach Rom wurden am 7. April mehrere Wagen von Räubern angefallen und gänzlich ausgeplündert. Es befanden sich darin etwa 2000 spanische Piaster für das Haus Torlonia u. Comp. in Rom. Eine Dame soll an Schmuck und Brillanten einen Werth von vielen tausend Ducati verloren haben und sämmtlichen Reisenden blieb nichts, als was sie am Leibe trugen.

— In den Häfen der vereinigten Staaten sind im J. 1837 überhaupt 100,000 Einwanderer angekommen, und wenn man die mitgebrachte Baarschaft jedes Individuums auf 60 Dollars anschlägt, so ist dadurch ein baares Kapital von 6 Mill. in die vereinigten Staaten gekommen. Seit dem Jahr 1829 ist die Zahl der Einwanderer mit jedem Jahre gestiegen, sich auch für die Zukunft voraussetzen läßt. Alle, die sich ins Innere und nach dem Westen wenden, um Landbau zu treiben, werden in kurzer Zeit wohlhabende Gutsbesitzer; die aber in den Städten bleiben, werden und bleiben Vagabunden.

— Konstantinopel sieht jetzt gerade so kriegerisch aus, wie zur Zeit, als der russische General Diebitsch noch nicht den Ehrentitel Sabalkansky erhalten hatte. Der Sultan ist außer sich vor Freuden über die Niederlagen des Vizekönigs von Aegypten und schickt so viel Verstärkungen, als er nur irgend auftreiben kann, nach Asien. Der Vizekönig sieht diesen Rüstungen nicht müßig zu, ja er hat sogar seine Truppen aus Candia zurückgezogen, und wenn auf dieser Insel, wie der Fürst Pückler-Muskau berichtet, nicht die herzlichste Eintracht zwischen Griechen und Türken herrschte: könnte dort leicht ein Kampf wieder ausbrechen, der dem Aegyptier verderblich würde. Man will auch wissen, daß der Sultan einen Gesandten an Abd-el-Kader geschickt habe, aber gewiß nicht in der Absicht, diesen zur Aufrechthaltung des Friedens mit Frankreich zu ermahnen.

— In den Waldungen und Morästen von Ceylon findet sich, namentlich zur Regenzeit, eine ungeheure Menge von Blutegeln, die eine wahre Qual der Reisenden sind. Sie sind sehr klein und nicht viel größer als eine Nadel, am Leibe dunkelroth gesprenkelt. Beim Fortbewegen setzen sie den Kopf an einer Stelle an und ziehen sodann rücklings den Schwanz nach, wodurch sie ausserordentlich schnell fortkommen, und, ehe der Reisende es merkt, auf seinen Kleidern sitzen, wonach sie ganz unmerklich durch irgend eine Oeffnung auf die Haut dringen. Hier saugen sie sich fest, und es ist unmöglich, zur Regenzeit eine solche Waldstrecke zu durchziehen, ohne von Blut zu triefen. Thiere werden von diesen Blutegeln eben so sehr heimgesucht als Menschen; namentlich werden die Pferde so sehr gequält, daß sie fortwährend nach hinten und vorn ausschlagen, weshalb es gefährlich ist, durch die Wälder von Ceylon zu reiten.

— Es ist bereits schon öfter vorgekommen, daß Leute, welche Havannah-Cigarren rauchten, böse Geschwüre am Schlund und an der Gaumenhöhle bekamen. Man hat deshalb bei den Plantage-Besitzern auf strenge Untersuchung angetragen und es hat sich gefunden, daß die Neger die Tabacksblätter um ihre mit syphilitischen Geschwüren angefressenen Schenkel rollten.

Theater in Aarau.

Montag, den 7. Mai. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers; großes Schauspiel in 3 Abtheilungen und 4 Aufzügen. Nach dem Französischen von Louis Angely.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 19. 11. Mai 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Die aufgehende Sonne.

Herr, meine Seele glüht vom Preis und Danke,
Wenn ich den Finger Deiner Allmacht seh',
Mich in die Tiefen Deiner Weisheit senke
Und gläubig betend vor dem Throne steh'.
Der Mensch ist nur ein Fünklein jenes Feuers,
Das ewig mächtig durch das Weltall fährt;
Dein Reich, ist unermeßlich, ist unendlich,
Das, Herr, mir Deine Majestät erklärt!

Dort geht sie auf, des Himmels goldne Sonne;
Die Nacht entflieht, der frohe Morgen kommt;
Mit ihr entsprießt dem Erdreich neues Leben,
Und Alles, Alles nützet uns und frommt.
Vom Thau beglänzet öffnet ihre Kelche
Die Blume in der herrlichen Natur;
Und Balsamdüfte kommen mir entgegen,
Ringsum ist Gottes großer Tempel nur!
Der Berge Wipfel stehn, verklärt dem Auge,
Des Glanzes Echo hallt im Thale nach,
Die Lerche opfert ihre Morgenlieder,
Der Wurm erwachet, der im Staube lag.
Hier, hier ist sichtbar meines Gottes Nähe:
Wer faltet ehrfurchtvoll nicht seine Hand?
Aus tausend Kehlen steigen Preisgesänge
Hinauf, hinauf zum großen Vaterland.

Die Glocken tönen! — Millionen Christen
Erheben sich, zu feiern Deinen Ruhm,
Von Andacht und von heißer Lieb' entbrennet,
Dich anzubeten in dem Heiligthum!
Doch Du, o Vater, wohnest nicht in Tempeln,
Gebauet von des Menschen schwacher Hand;
Dein Tempel ist der Himmel und die Erde,
Der nahen und der fernen Welten Land.
Dich prediget der Morgenthau der Blumen,
Von Dir rühmt laut der Baum in seiner Pracht;
Vernehmbar spricht der Teppich jener Wiesen:
„Der Herr, der Herr hat Alles wohlgemacht!“
Du rufest aus dem Nachgewölk die Sonne:
Sie kommt, um zu beseligen die Welt,
Ihr Strahl erquicket von der einen Zone
Bis hin zur andern Auen, Flur und Feld.
Wo ist ein Gott, der Deinem Wesen gleichet,
Du, Vater der unendlichen Natur?
Dein Szepter reicht von einer Himmelsgrenze
Bis zu der andern, segnend Deine Spur!
Rein sei mein Herz, wie diese Morgensonne,
Die in dem Prachtgewande neu ersteht:
Nur wer der Tugend stilles Kleinod achtet,
Fühlt selig sich, wo Dein Geist, Höchster! weht.
Ach, wonnetrunken sink' ich vor Dir nieder,
Der Busen schlägt, das Herz wallt höher auf:
Laß, Vater, wann der neue Tag einst winket,
Mich so beschließen diesen Lebenslauf!

Die Entführung einer Nonne aus dem Ursuliner-Kloster zu Rom.

Im Jahr 1807 war der ganze Kirchenstaat mit französischen Truppen besetzt, Rom allein machte eine Ausnahme, und es durfte vermöge der Uebereinkunft keine Garnison daselbst stehen; nur das große Lazareth der Armee war dahin verlegt worden. Meine Kompagnie stand in Albano, drei kleine Stunden von Rom, als ich plötzlich krank wurde und in das Lazareth abgehen mußte, da in Albano keine gute ärztliche Hilfe zu erhalten war.

Mein Fieber war in den ersten acht Tagen wieder geheilt; demungeachtet blieb ich auf der faulen Haut in Rom liegen, um seine Alterthümer und Kunstschätze, besonders aber die jungen Schönheiten kennen zu lernen, welch letzteres einem zwanzigjährigen Voltigeur-Offizier wohl zu verzeihen ist. Eines Morgens machte ich mit einem Kameraden einen Ausflug nach S. Giovanni Laterano, welches bekanntlich die älteste katholische Kirche der Welt ist.

Noch waren wir nicht lange da, als eine ganze Prozession andächtiger Klosterfrauen an der untersten Stufe der Scala Santa erschien, um knieend und betend dieselbe zu

erklommen. Die Priorin an der Spitze, knieeten immer vier und vier neben einander auf einer Stufe; ſie hatten die Schleier zurückgeworfen, ſo daß uns ihre Geſichtszüge gänzlich enthüllt waren. Daß wir nun nicht mehr auf die marmornen Statuen und gemalten Heiligenbilder der Kirche ſchauten, wird man mir ohne Betheurung auch um ſo eher glauben, als ſich manch reizendes Madonnen-Köpfchen aus den zum Theil noch ſehr jungen und niedlichen Schweſtern unſern Blicken darbot. Schon waren ſie bis zur zehnten Stufe vorgerückt, als die Frau Aebtiſſin mit Schrecken die glänzenden franzöſiſchen Uniformen, die ſilbernen Epauletten und Säbel, und — was noch das Entſetzlichſte war — die ſchwarzen Schnurrbärte gewahrte. Indeſſen was wollte die gute Frau machen? Sie mußte doch nolens volens vorwärts mit ihrer Heerde, die durch unſern Anblick ſchon einigermaßen zerſtreut zu ſein ſchien; denn manches einzelne Schäfchen ſendete verſtohlene Blicke uns frechen Weltkindern zu, die nicht verloren gingen.

Beſonders fiel uns eine etwa ſechszehnjährige Nonne auf, deren überaus feine Züge und ſeelenvoller Blick ihr das Anſehen einer Verklärten gaben. Sie ſchien unſere Aufmerkſamkeit für ſie bemerkt zu haben: denn bei der Erkniecung jeder neuen Stufe ſah ſie uns tüchtig an, und warf bei der letzten noch einen bedeutungsvollen Blick uns nach, der von einem halbunterdrückten Seufzer begleitet war. Sie nahmen ihren Zug dann wieder dem Kloſter zu, und als die letzte der Nonnen wieder über deſſen verhängnißvolle Schwelle getreten und die knarrenden Riegel die Pforte hinter ihnen verſchloſſen hatten, ſtützte ſich mein Gefährte tief Athem holend auf meine Schultern und rief: „Ach, nun iſt ſie auf immer für mich und die Welt verloren!“

Ich ſtellte ihm die Thorheit vor, ſich in eine lebendig begrabene Kloſterſchweſter zu verlieben an einem Orte, wo man ſo viele und ausgezeichnete Schönheiten ungehindert zu ſehen, zu ſprechen und zu bewundern täglich die Gelegenheit hat. Doch ich predigte tauben Ohren und muß aufrichtig geſtehen, daß, hätte ich nicht erſt vor einiger Zeit die Bekanntſchaft der vortrefflichen C*** gemacht, der ich mit ganzem Herzen zugethan war, auch ich mich durch ein ſolches Engelsgeſichtchen zu Thorheiten hätte verleiten laſſen können.

Mein Freund B* erwiedert: Kloſtermauern ſind noch lange keine Feſtungswälle und mit Feuerhaken und Strickleitern recht bequem zu überſteigen, und was das Einverſtändniß der Nonne anbetrifft, ſo habe ich auf der Scala Santa hinlänglich geſehen, woran ich mich zu halten habe. Du mußt mir Dein Wort geben, heute noch über dieſe Angelegenheit mit Deiner C*** zu ſprechen, die mir dazu verhelfen kann, da ſie in dieſem Kloſter bekannt iſt. Hoffentlich haſt Du noch nicht vergeſſen, wie manche Schildwache ich bei Deinen verliebten Abenteuern ſchon geſtanden und wie manche Runde und Patrouille ich bei ſolchen Gelegenheiten für Dich gemacht habe.

Bei meiner Zuſammenkunft mit der C*** theilte ich ihr die Sache mit und erbat mir ihren Rath. Sie erſchrack nicht wenig über den tollkühnen Plan meines Freundes, den ſie für unausführbar, gefährlich und Verderben bringend hielt. Sie ſelbſt wollte mit der Sache nichts zu thun haben, ſie verſpüre keine Luſt, der heiligen Inquiſition in die Hände zu fallen und ihre Seligkeit auf's Spiel zu ſetzen, da ſelbſt der Pabſt die große Sünde, eine Braut Chriſti zu verführen, nicht zu vergeben im Stande ſei. Nur mit Mühe brachte ich es endlich dahin, daß ſie mir verſprach, in einigen Tagen unter irgend einem Vorwande das Kloſter zu beſuchen, und Erkundigungen einzuziehen.

Eine Ewigkeit ſchienen B* die wenigen Tage, in welchen die C*** das Kloſter beſuchen wollte. Endlich kam die erſehnte Stunde, in der i., von ihr Antwort erhalten ſollte — ich konnte es ſelbſt kaum erwarten. Sie war wirklich da geweſen unter dem Vorwande, eine alte Bekannte ihrer verſtorbenen Großmutter zu beſuchen, die ſie durch allerlei vorgemachten blauen Dunſt vermochte, ſie im Sprachzimmer auch mit den jungen Schweſtern zuſammenkommen zu laſſen, wo ſie mittelſt allerlei angeknüpften und weit ausgeholten Geſprächen die B.merkung machte, daß eine Tochter aus dem Hauſe Narelli von Peſaro die betreffende Perſon ſei, die ſich dem Anſchein nach im Kloſter nicht glücklich befinde, und höchſt wahrſcheinlich die Leidenſchaft meines Freundes B* theile, deshalb auch vielleicht mit wenig Mühe zu einer Entführung zu bereden wäre. Doch verbat ſich nun die C*** alle fernern Aufträge der Art, indem ſie im Falle, daß die Sache zur Ausführung käme, dadurch hinein verwickelt werden und ihre ferneren Beſuche Verdacht auf ſie werfen müßten. Sie ſchlug aber folgenden Ausweg vor, der mir auch der einzige und beſte ſchien: Einer jungen Franzöſin, die ſich ſeit einiger Zeit bei einer ihrer Freundinnen aufhalte, der italieniſchen Sprache vollkommen mächtig ſei, und auf deren Verſchwiegenheit man bauen dürfe, wolle ſie mittelſt Aufträgen Zutritt ins Kloſter verſchaffen; käme dann die Entführung zu Stande, könnte ſie ſich gleich mit entführen laſſen und alle Schuld fiele auf ſie.

Das Abenteuer ſchien der Franzöſin Lenier viel Vergnügen zu machen; ſie ſagte: was die Sünde und die Verdammniß jenſeits anbelange, wolle ſie die Verantwortung ſchon auf ſich nehmen. Sie wußte ſich auch ſchon beim erſten Beſuche im Kloſter in der jungen Nonne Vertrauen einzuſchmeicheln, ſo daß dieſe ſie dringend bat, ihre Beſuche bald und öfter zu wiederholen. Beim zweiten Beſuche rückte ſie näher mit der Sprache heraus und beredete die Angelica Narelli, von den als ihrige Verwandte ſich ausgebenden verkleideten Herren einen Beſuch anzunehmen, wozu dieſe freudig einwilligte und auf Alles gefaßt zu ſein verſprach.

Wir ließen uns als angehende junge Geistliche bei der Frau Abtissin melden, die nach ihren Aeusserungen von der Absicht unseres Besuches schon unterrichtet war. Drei verschleierte Nonnen traten ein und nahe ans Gitter; wir erkannten bald Angelika und zwei ältere Schwestern; die Aebtissin trat zu unserer großen Freude nicht mit ein. Ich schüttete sogleich einen ganzen Hut voll Empfehlungen und Grüße von Eltern und Geschwistern aus, so daß Niemand zu Wort kommen konnte, mein Freund aber und Angelica Zeit gewannen, sich zu sammeln. Dann unterhielt ich mich mit den beiden ältern Damen recht eifrig von allerlei himmlischen Dingen, und konnte sie so gut amüsiren, daß sie weder von den Worten noch von den Blicken etwas gewahr wurden, welche die andern Beiden wechselten; mir aber war nicht entgangen, daß das Briefchen, welches B* während vierzehn Tagen wohl dreißig Mal umgeschrieben, glücklich durch das enge Gitter in Angelika's niedliche Händchen passirt und von ihr schnell unter den Busenschleier verborgen ward. Endlich empfahlen wir uns den frommen Schwestern bestens. Ein Blick auf Angelika, und wir waren zum Sprachzimmer hinaus, von wo uns die Pförtnerin bis zu den äußern Klosterpforten begleitete.

Tags darauf erwarteten wir die nach dem Kloster gegangene Lenier mit eben der Ungeduld, als sie uns gestern erwartet hatte. Ihr Bericht lautete günstig: Alles stand zum Besten, man hatte nicht den geringsten Verdacht auf uns geworfen, die alten Schwestern waren über mein geistliches Gespräch, die junge von B* und seinem Briefchen entzückt. Angelika willigte in Alles und es blieb uns nur noch die Schwierigkeit, die Entführung aus dem Kloster zu bewerkstelligen. Die erfinderische Liebe wußte jedoch dafür bald Hülfe. Angelika drückte Größe und Form aller Schlüssellöcher in Wachs ab, und wir ließen fünf Hauptschlüssel verfertigen, mit denen sie die Thüren öffnen und so den Weg in den Garten finden sollte; und um das Uebersteigen über die Mauern möglich zu machen, ließ ich in Civita Vecchia Strickleitern verfertigen.

Endlich war die verhängnißvolle Nacht da, Alles war in Ordnung und Angelika hatte noch am Morgen ihrer Freundin Lenier versprochen, mittelst der ihr nun eingehändigten Schlüssel um Schlag Mitternacht im Garten zu erscheinen. Ein Wagen mit vier Postpferden war in der Nähe des Klosters zu ihrer Aufnahme bereit, und B* hatte sich Urlaub zu einer Heimreise zu verschaffen gewußt. Aber Mitternacht war vorbei, zwei und drei Stunden darüber, und Angelika erschien nicht. Der Wagen mußte wieder zurückgeschickt werden und wir begaben uns in ängstlicher Stimmung in unsere Wohnungen.

Die Lage der Sache war nun viel mißlicher geworden; wir befürchteten, der Anschlag sei entdeckt und Angelika auf der That ertappt, weshalb sich die Lenier nicht hinzugehen getraute, die C*** aber ihr Kammermädchen zu ihrer Großmutter Freundin schickte, mit dem Auftrag, unter einem andern Vorwand sich nach Angelika zu erkundigen. Sie erfuhr aber weiter nichts, als daß diese sich unwohl befinde. Nun war uns allen ein Stein vom Herzen, und als die Lenier von einem Besuch Angelika's zurückkam, erzählte sie, daß diese wirklich zur bestimmten Stunde durch die engen Klosterräume an die Pforte, welche nach dem Garten führt, geschlichen, als sie aber das Schlüsselloch nicht sogleich gefunden, sie eine solche tödtliche Angst befallen habe, daß sie sich nur mit der größten Anstrengung wieder in ihre Zelle hätte schleppen können, wonach sie in beständigem Fieberschauer die schrecklichsten Erscheinungen gehabt habe.

Die Lenier erbat sich nun die Erlaubniß, an ihrer kranken Freundin Bett wachen zu dürfen, und man verabredete eine andere Nacht, in welcher das unerfahrne junge Mädchen nun mit Hülfe der schlauen und muthigen Französin entwischen sollte. Alles war wieder zur Flucht bereit und auf seinem Posten; aber wieder vergebens.

Noch waren wir über das abermalige Ausbleiben in der größten Bestürzung und erschöpften uns in Muthmaßungen, als die Lenier zu uns ins Zimmer trat und das Räthsel löste. Beide Mädchen hatten um eilf Uhr die Zelle verlassen und waren bis an die äußere Thür gekommen, wozu sie aber den Schlüssel nicht gleich herausfinden konnten; während dem Probiren und Drehen glaubten sie ein Geräusch zu hören, liefen erschrocken in die Zelle zurück, und warfen sich ganz erschöpft auf ihr Bett. Nun hätten sie sich aber gegenseitig über ihre Furcht Vorwürfe gemacht und seien entschlossen, nun diese Nacht oder nie den Beängstigungen ein Ende zu machen. Sie überreichte uns ein paar Schlüssel mit der Bitte, wir möchten zu ihrer Erleichterung die äußeren Thüren von außen aufschließen. Dann wollten sie sich in weiße Leintücher wickeln, damit bei allfälligem Wachwerden anderer Nonnen dieselben sie für Gespenster halten würden.

Es wurde Nacht und wir begaben uns wieder auf unsere Posten. Uebersteigen ward die Mauer, glücklich öffneten wir die äußere Thür, und uns in die Arme fielen uns halb ohnmächtig die beiden Geister, die wir mit unbeschreiblicher Mühe mehr todt als lebendig über die Mauern brachten und in den Wagen setzten. Mit verhängtem Zügel ging's über die Engelsbrücke nach Civita Vecchia, von wo die Flüchtlinge mit einer segelfertigen Feluke nach Genua abfuhren und von da nach Frankreich auf das Landgut meines Freundes, bei dessen Aeltern Angelika Narelli als die Braut ihres Sohnes liebreich aufgenommen wurde.

Die Sache machte in der Hauptstadt der christlichen Welt ungeheures Aufsehen; der heilige Vater schickte erst den Kardinal-Staatssekretär nach dem Kloster, den Thatbestand zu untersuchen, und fuhr dann selbst noch hin. Alle Sbirren

und Carabinieri wurden in Bewegung gesetzt, das Kloster förmlich geschlossen, Haussuchungen veranstaltet, besonders in der Lenier Wohnung und bei ihren Hausleuten; kurz, kein Mittel blieb unversucht, die Thäter herauszusuchen und die Entwichenen zu erwischen, doch Alles vergeblich. Man mußte sich damit begnügen, einen geistlichen Bannfluch auf die Entflohenen und ihre Verführer zu schleudern.

Der Verliebte.

Nie ha-n i gwüßt, was d'Liebi iſt,
Bi-n eister zfride gſy:
Doch ſit du mir erſchine biſt
Lueg i ganz anderſt dry.
Es iſt mir weh und iſt mir wohl,
I weiß nit, was i mache ſoll.

So mag i ſy und mag au goh
Wohi-n-i nume will:
So goht dis Bild mir eister noh,
Stoht mir vor Auge ſtill!
Und churz: mi Fride-n-iſt dehi,
I denke Tag und Nacht a di.

Du biſt ſo fründli, biſt ſo guet,
So ordlig und ſo nett!
Ach! gſeh-n-i di: wie ſtygt mir's Bluet!
Wenn i di nume hätt!
Und cha-n-i di nid überchо,
Will i mir lieber 's Lebe lo.

Drum ſit i weiß, was d'Liebe iſt,
Cha-n-i nit zfride ſy,
Bis daß du mir dis Händli giſt
Und ganz wit mine ſy:
Erſt wenn du ganz zue mir wit chо,
Denn wird's mir wohl, denn bi-n-i froh.

Naturgeſchichte.

Die Schlange.

2) Die thüringiſche Natter. Mit eirundem Kopf, mittelmäßigem und ſtumpfem Schwanze, ungekielten Schuppen, einem herzförmigen dunkeln Flecken auf dem Kopfe, zackigen Querflecken auf dem Rücken. Sie wird eben ſo ſehr, als die Otter, gefürchtet, bewohnt die höchſten Berge wie die Thäler, iſt im Sommer gern auf Wieſen und daran grenzenden Feldern, verſteckt ſich in Erdritzen und Moos, und beſteigt ſehr geſchickt Bäume und Büſche. Sie geht mehr am Tage hervor, als die vorige, und iſt weit geſchwinder.

3) Rediſche Natter. Mit rothbraunem kleinſchuppigem Kopf, vier Längsſtreifen auf dem Rücken, rothem Unterleib und rother Schwanzſpitze. Sehr giftig.

4) Engliſche Natter. Schwarz oder doch wenigſtens ſehr dunkel, zuweilen mit noch dunkleren Flecken auf dem Grunde, deren Form und Stellung ganz den Flecken auf der europäiſchen Natter gleicht, weswegen mehrere ſie für eine Spielart derſelben halten. Der gemeine Mann hält ſie für die giftigſte.

5) Ringelnatter. Drei bis vier Fuß lang, etwas platter Kopf, mit 9 großen Schildern beſetzter Scheitel und zugerundete Schnauze. Auf dem Hals ſtehen 2 blaßgelbe Flecken, die ein halbes Halsband bilden; die Jungen haben es am lebhafteſten, die ganz Alten nicht mehr. Sie iſt ſehr gemein, beſonders an feuchten Orten, auf Bergen. Sie hat keine Giftzähne, doch verurſacht ihr Biß, wenn ſie ſehr erzürnt iſt, Entzündung. Sie legt jährlich einmal Eier, bei 30 und mehr, am liebſten in Miſt, Miſtbeete u. drgl. Die Jungen ſind Anfangs 3 bis 5 Zoll lang. Sie ſind ſanfte Thiere, die ſich leicht an den Menſchen gewöhnen und ſehr zahm werden. (Die Otternköpfchen, womit die Reitzeuge geziert werden, kommen nicht, wie man im gemeinen Leben glaubt, von dieſer Natter, ſondern ſind die Gehäuſe der Porzellanmuſchel, die hauptſächlich von den Malediven in den Handel kommt.

6) Oeſtreichiſche Natter. Mit 9 großen ſehr glänzenden Kopfſchildern, die in 4 Reihen ſtehen. Rothbraun ins Graubläuliche fallend, mit wechſelsweiſe abgeſonderten kleinen Flecken auf dem Rücken, welche 2 Reihen bilden. Bei Jungen iſt der Unterleib faſt roth. Sie hat ſehr viele Aehnlichkeit mit der thüringer Natter, lebt gewöhnlich in ſchattigen Thälern in ganz Europa, auch in Oſt- und Weſtindien. Iſt nicht giftig.

7) Krainiſche N. Wechſelsweiſe ſchwarz und braun gewürfelt, unten ſchwarz, auf den Seiten ungleichförmig weiß gefleckt.

8) Gelbliche N. Drei Fuß lang, unten gelblich; die Schuppen ſind elliptiſch, aber nicht gekielt.

9) Sellmanniſche N. Sie iſt etwas über 3 Fuß lang, und hat 226 Bauchſchilder und 75 getheilte Schwanzſchilder. Im Tyrol häufig. Ungiftig.

10) Die lange Natter. Sie iſt 4½ Fuß lang, und hat 219 ganze Bauchſchilder, und 84 getheilte Schwanzſchilder. Ungiftig.

11) Pocken-N. Mit einem eiförmigen Kopf, 230 ganzen Bauchſchildern, 77 getheilten Schwanzſchildern. Oben grau, weiß punktirt, unten weißgelb. Ungiftig.

12) Blindſchleiche. Mit Schuppen unter dem Bauche und Schwanz. Ihre Augen ſind ſehr klein und daher leicht zu überſehen, woher ſie ihren Namen erhalten haben.

a) Gemeine B. Mit 2 dunkelbraunen Streifen auf dem Rücken, 2 kaſtanienbraunen von den Augen an. Unten dunkelbraun, die Kehle ſchwarz, weiß und gelblich. Sie iſt faſt in allen Welttheilen, und variirt ſehr in der Grundfarbe, die bald heller bald dunkler iſt. Gewöhnlich iſt ſie oben rothgrau, die Seiten blauſchwarz, roſtgrau (oft ſtreifenförmig) marmorirt, der Unterleib blauſchwarz, eben ſo die Schnauze und die Seiten des Kopfes, die zugleich weiß punktirt und gefleckt ſind. Das Maul iſt bis hinter die Augen geſpalten, die Zunge halbmondförmig ausgeſchnitten; die Zähne ſind kurz und rückwärts gekrümmt. Die kleinen Augen ſind ſchön ſchwarz, der Augenſtern hochroth. Der Schwanz iſt ſehr lang, oft länger als der Leib. Sie wird nicht länger als 3 Fuß gefunden. In manchen Gegenden hält man ſie für giftig, jedoch ohne Grund. Sie iſt ſo zerbrechlich, daß man ſie mit einer Ruthe in Stücke hauen kann, die noch lange zucken. Sie bringen ihre Jungen völlig ausgebildet zur Welt, die Mutter geht einen Monat trächtig. Ihre Nahrung ſind Würmer, Käfer, Fröſche und ſelbſt Kröten. Sie halten ſich in dunkeln Winkeln, engen Gäßchen, Hecken, unter Geniſte und Baumſtöcken auf.

b) Die cleviſche B. Graubraun mit einem großen herzförmigen Schilde auf der Stirn. Ungiftig.

Räthſel.

Wer hat wohl nicht den Spruch vernommen:
„Von oben muß die Hülfe kommen!“
Doch kenn' ich ein freundliches Völkchen, das ſpricht:
Der Lehre huld'gen und glauben wir nicht;
Von unten muß Hülfe uns kommen! —

DAS POSTHORNCHEN

№ 19.

11. Mai 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Wie beispiellos frech und unverschämt sich die unruhigen und gewinnsüchtigen Pfaffenköpfe überall herausstellen, zeigt nachstehender Artikel aus der Schildwache am Jura: „Jedem Schweizer ist bekannt, wie im Jahr 1835 mehrere Biedermänner des Aargau's den Gerichten übergeben wurden, weil sie die Rechte der katholischen Kirche und die Freiheit des Volkes vertheidigten. Diese Männer (Dekan Groth, Doktor Bauer und verschiedene ehrliche Landleute) sind nun endlich jetzt 1838 zur Leistung der über sie verhängten Strafe angehalten worden, welche sich über 1000 Franken belaufen. Jeder biedere Schweizer wird mit uns fühlen, daß diesen Männern, welche durch persönliche Aufopferung schon genug erduldeten, diese Geldstrafen wieder zu ersetzen sind, und Jeder wird sich daher beeilen, durch mildthätige Beihülfe diesen Verfolgten seine Theilnahme, — den Verfolgern aber dadurch seine Mißbilligung auszusprechen. Beiträge besorgt die Redaktion der Schildwache am Jura.“ — Nun ja, ihr biedern Männer aller Gauen der Schweiz, vor Allem aber ihr, fromme Freundinnen des Rosenkranzes, dieser römischen Gebethaspel, eilet denn hin nach Solothurn, rennet mit euerm Gelde, daß ihr nicht zu spät kommet, es in die Säcke der päpstlichen Söldlinge und ihrer Satrapen zu werfen, die euch immer von Freiheit und Religion schwatzen; unter Religion aber nur ihren Beutel verstehen, die Freiheit nur für sich und euch unter der Ruthe ihres betrügerischen scheinheiligen Zwanges haben möchten! —

— Von Schützen und Schützenfreunden der Gemeinde Heiden im K. Appenzell A. Rh. wird an das bevorstehende eidgn. Freischießen in St. Gallen eine Ehrengabe von 280 Fr. verabreicht, wovon die Summe von 200 Fr. an einen durch einen Bürger der Gemeinde verarbeiteten Stutzer verwendet und aus 20 Schweizer-Thalern ein weißes Kreuz in rothem Schilde gebildet werden soll.

— Nuntius und Bischof von Chur haben, wie natürlich, gegen den Beschluß der Regierung von Glarus, den Bisthumsverband aufzuheben, feierlichst protestirt.

— Die Nachrichten von der unglückvollen Landsgemeinde am Rothenthurm im K. Schwyz lauten sehr ungleich; jedoch scheint aus Allem hervorzugehen, daß die vom Kloster Einsiedeln aus erkaufte Pfaffenpartei, mit Knitteln bewaffnet und unter dem Schutze der dortigen saubern Regierungsklike, das Bluthad angestiftet und die unbewehrten sogenannten Klauenmänner (Liberalen) in die Flucht gejagt hat.

— Das General-Kapitel der Bezirke Schwyz, Gersau und Küßnacht hat am 26. April einstimmig beschlossen: ein Schreiben an die ihm untergebenen Gläubigen zu erlassen, worin diesen auf das Eindringlichste das Lesen solcher Schriften untersagt wird, die sich ungebührlich über den römischen Papst und die Hirten seiner Heerde auslassen. — Saubere Freiheit, wo mit schwarzen Gewissen geplagte Pfaffen gebieten und verbieten können, was man lesen soll oder nicht.

Ausland.

— Wir Frankfurter fragen nach drei Dingen, die sich bei uns nicht vorfinden, und als Bürger einer freien Stadt dürfen wir danach fragen. Warum haben wir kein Findelhaus? Wird etwa bei uns nichts gefunden? Doch, und das sehr viel! Warum eröffnet man nicht öffentliche Bewerbungen bei Wiederbesetzung erledigter Staatsämter? Glauben etwa die verehrlichen Behörden, daß sie am besten wissen, wer dazu taugt? Wir glauben, sie befinden sich auf dem Wege des Irrthums, und darauf sollen Behörden nie wandeln. Endlich, warum gehen unsere Thurmuhren nicht richtig? Sollen wir nie erfahren, wie hoch es an der Zeit sei, oder will man uns dumm machen und verheimlichen, was die Glocke geschlagen hat? Das wird sehr schwer halten, denn wir stehen mit der ganzen Welt in Verbindung und bekommen über Vieles Nachricht, also auch über die Zeit.

— H. A. Bergmann hat in Mannheim eine Schrift über das römische Papstthum herausgegeben, die mit vielem Freimuth, mit Scharfsinn und Sachkenntniß geschrieben ist und erklärt, daß das Papstthum kein Christenthum sei und bald eine Zeit kommen möchte, wo sich die katholische Kirche selbst vom römischen Joche befreien würde.

— In Göttingen hat die Polizei bei den Buchhändlern sogar nach den Käufern der verbotenen Schriftchen von Dahlmann und Grimm gespäht und ist in deren Häuser eingedrungen.

— Der Hausknecht des Hasher-Bräuers in München, voll Groll über seinen Herrn, daß er dessen Dienst ver-

lassen sollte, schoß am 26. April ein Pistol auf diesen ab, und tödtete durch einen zweiten Schuß sich selbst. Der Brauer lebt zwar noch, doch ist keine Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden.

— Das noch einzige in Würtemberg existierende Frauenkloster Rothmünster b. Rottweil wird mit Nächstem eingehen, da nur noch wenige betagte Schwestern darin sind. Das Gebäude soll alsdann zu der dortigen Saline verwendet werden.

— In preußisch Kulm haben 15 Geistliche sich das feierliche Wort gegeben, von nun an allen Verkehr mit Reformirten und Juden abzuschneiden; und zu Thorn in Polen wurden an den Kirchen Nachts Hirtenbriefe angeschlagen, die zu allgemeinem Aufstande gegen die protestantische Kirche auffordern.

— Holland hat 2 Mill. Einwohner und 136 Mill. Pf. Sterl. Schuld, kommt also auf jede Seele 68 Pf. St. Wenn alle diese Seelen reich wären, ließe sich die Sache bald abmachen; leider aber gibt's unter den Holländern auch viel arme Teufel.

— Die Jesuiten in Lüttich haben bei einem der ersten Bauholz-Händler in Norwegen dreitausend Tannen zu einem Missionskreuze bestellt, das sie so groß machen wollen, daß es ganz Rheinpreußen beschattet. Die Nägel zu diesem Riesen-Kreuz soll der Bischof von Lüttich in seinem Kopfe haben.

— Das Seminar zu Rheims in Frankreich erbietet sich in einer vom Erzbischof unterzeichneten Bekanntmachung zum Messelesen **auf Akzien!** Es will auf 35 Jahre 5600 Messen und Gebete in Kommission nehmen; wer eine Aktie von 100 Fr. nimmt, der soll die 35 Jahre hindurch, er lebe oder sei schon todt, in Messen und Gebete, die wöchentlich dreimal gehalten werden, eingeschlossen werden. Kann man noch schnödern Handel mit dem Heiligen treiben?

— Am 23. April fand in Florenz die Vermählung des bejahrten Grafen von St. Leu mit einer siebenzehnjährigen sehr schönen Dame statt. Der Bräutigam ist so stark vom Schlage gelähmt, daß er ohne die Hülfe eines Andern nicht einmal essen kann.

— Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, reißt ihn aber hernach auch wieder aus der Tinte. Während dem Papst im Norden ein harter Verlust bevorsteht, hat sich der christliche König der Franzosen seiner angenommen und ihm die Kirchengewalt in allen französischen Bestzungen Afrika's übertragen. So dürfte sich dort bald ein dem heil. Vater einträglicher Weinberg des Herrn anbauen lassen.

— Der Vesuv hat sich einen neuen Krater gebildet, und wirft von Zeit zu Zeit starke Feuermassen aus. Die Einwohner fürchten und die Fremden hoffen einen großen Ausbruch; Viele sind bereits, in Erwartung dieses prachtvollen Schauspiels, von Rom nach Neapel gereist.

— Gewisse Personen und Regionen in Rom sprechen und träumen viel von einem nahe bevorstehenden Religionskrieg, in welchem der päpstlichen Herrschaft wieder Alles zufallen werde, was sie im dreißigjährigen verloren.

— Der Chef der Unabhängigkeit in Navarra und Guipuzkoa, Munagorri, soll bereits wieder sehr abhängig geworden sein und sich als Flüchtling auf französischem Gebiet befinden, wenn dieser Bericht nicht ein telegraphischer Druckfehler ist.

— Die Regierung von Madrid will die Schuld für die von England gelieferten 100,000 Flinten und ihre Vollständigkeitszahl nicht anerkennen, da Tausende derselben, man weiß nicht auf welchem Wege, ins karlistische Hauptquartier gewandert seien.

— Den neuesten Nachrichten aus Canada zufolge freut man sich dort außerordentlich auf die Ankunft des Grafen Durham, und die Zeitungen verkündigen spaltenweise die Vernichtung der Rebellen und die Rückkehr der Ruhe und Ordnung. Zu Anfang dieses Jahres las man auch die schönsten Sieges-Nachrichten und Lobreden auf den Ruhm der englischen Waffen; bald hernach ergab es sich aber, daß sie nur einem kleinen, in etwas den Sinn entstellenden Druckfehler beruhten. Wenn es sich nur mit der Freude nicht auch so verhält.

— Der Krieg der Vereinigten Staaten gegen die Seminolen in Florida ist eingestellt und jenem Indianer-Stamme der Besitz eines Theiles von Florida zugestanden worden. Die Vereinigten Staaten verdienen für das frei: Eingeständniß ihrer Eroberungssucht dieselbe Bewunderung, wie die Seminolen für ihre unerschütterliche Tapferkeit. Europa möge daran ein Beispiel nehmen.

— Auf Taheiti, einer der Südsee-Inseln, will es mit dem wahren Christenthume und der Zivilisation noch gar nicht recht vorwärts gehen, obgleich sich englische und amerikanische Missionäre oder Glaubensboten dort niedergelassen haben. Dieses sind aber engherzige Menschen voller Vorurtheil, die vom Geiste der Liebe und des wahren Christenthums keine Begriffe haben. Hier sind die bekehrten Taheitier nur Form-Christen, gehen zwar fleißig in die Kirche, bleiben aber dem Lügen, Betriegen, Stehlen, dem Neid und der Wollust ergeben.

— Auf der Eisenbahn von Zarskoje-Selo in Rußland ist ein Wagen in Brand gerathen, wobei 15 Personen mehr oder minder stark beschädigt und für 30,000 Rubel Silbergeschirr zu Grund gegangen ist.

(Theater in Aarau.) Letzte Vorstellung den 18. Mai.

Montag den 14. Mai, bei aufgehobenem Abonnement und zum Vortheil der Emilie Deny: **Werthers Leiden**, oder die Macht der Liebe. Neue Vaudeville-Posse in 1 Aufzug, nach dem Französischen von Mühling. Vorher: **Fluch und Segen**, Familiengemälde in 2 Aufzügen von Howald.

Da mir der Betrag der Einnahme dieser Vorstellung, von meinen Eltern zur Ausgabe für meine weitere Ausbildung bestimmt ist: so bitte ich um einen gütigen zahlreichen Besuch. Sie ehrend Ihre ganz ergebene Emilie Deny.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 20. 18. Mai 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ mit „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kosten beide Blätter zusammen 3 Fr. 6 Bz. jährlich, oder 9 Batzen vierteljährlich. Ankündigungen werden mit 1 Batzen per Zeile berechnet. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Religion.

Religion, des Lebens reinste Wonne,
Du, meiner Tage sanfte Führerin!
An deiner Hand wall' ich dem Ziel entgegen,
Von dir geführt zieh' ich zum Frieden hin!
Aus himmlischen Gefilden stiegst du nieder
Zu diesem öden, düstern Erdenland;
Nahmst Wohnung in der Brust der Staubbewohner
Und eintest Herzen zu dem schönsten Band;
Die Nacht entschwand, das Licht entquoll der Tiefe,
Die Menschheit kehrt zu ihrem Sein zurück:
Wo du, erhabne Freundin, weilest, lohnest,
Da sproßt im milden Boden Heil und Glück!
Mit dir steig' ich in dieser Erde Schlünde,
Mit dir tret' ich an finstern Abgrunds Rand,
Mit dir erklimm' ich dornenvolle Höhen,
Ich bebe nicht, denn mich schützt deine Hand.
In deinem Lichte zeigst du mir den Vater,
Der hoch erhaben über Sternen thront,
Der Welten baut und Welten heißt vergehen,
Mit Preis und Ehre allen Guten lohnt.
In deinem Glauben sind des Himmels Hallen
Mir aufgeschlossen zu dem Geisterbund:
Nach diesem Leben dämmert es im Grabe,
Die Geisterstimme thut dem Geist sich kund!
Durch dich vergeß ich Zeit und Weltgetümmel,
Tief unter mir liegt Hoheit, Ehre, Tand,
Mein Geist fliegt ahnend hin nach beßren Zonen,
Ich kämpfe für das ew'ge Vaterland!
Ich fürchte nicht der Bosheit finstres Schleichen
Und Toben gegen Wahrheit, Recht und Licht:
Des Kreuzes Fahne ist mein Siegeszeichen,
Wenn mir im Kampf das müde Auge bricht.

Religion! du zeigst mir meinen Retter,
Der mir der Seligkeiten Kron' erwarb,
Der kam und lehrte, segnete und litte
Und blutend dort am Kreuzespfahle starb.
Aus deiner Quelle fließt der Bach des Lebens
Dem müden Pilger ewig hell und rein:
Der Weise trinkt den bittern Kelch der Leiden
Im stillen Vorhof zu dem bessern Sein.
Ja, ohne dich gleicht unser Pilgerleben
Der dunkeln Nacht, von keinem Stern erhellt,
Dem Abgrund in der schauerlichen Tiefe,
Zu den der Wandrer ohne Rettung fällt.
Drum will ich dir vertrauen, an dich glauben,
So lang' ich walle in dem Schattenland:
Sei du mein Engel bei der Erde Wehen,
Reich' mir im Sterben deine sanfte Hand!
Dort sing' ich dir im hehren Chor der Geister
Des Dankes Lieder an des Vaters Thron':
Die weihe sich, wer auf der Erde wohnet,
Dir, meinem Schutzgeist, Religion!

Ein Sturm an der irländischen Küste.

Es war wahrhaftig nicht der Augenblick, auf dem offenen Meere Menschen gegen Menschen Krieg zu führen; die Elemente selbst waren ja losgelassen und im grimmigsten Kampfe gegen einander. Heulend stürmte der Wind zwischen die tobenden Fluthen, brausend und schäumend drängten sich Wogen an Wogen, der Donner krachte und fürchterlich leuchtend zuckten Blitze auf Blitze durch die schweren dunkeln Wolken. Die Allmacht Gottes durchdrang uns mit aller ihrer Majestät; und dennoch wagten es zwerghafte Sterbliche, in Mitte der zürnenden Mächte des Himmels mit einander zu hadern. Unbewegt und unbekümmert von Tod und Verderben, die ihn auf allen Seiten umgaben, stand der tapfere Kapitän Margate auf dem Verdeck seiner Brigg, und die Seeleute, durch des Führers Beispiel ermuntert, achteten nicht der warnenden Stimme der Elemente in dieser grauenvollen Nacht.

„Halte deine Pulverbüchse trocken, setze dich drauf, einfältiger Affe,“ brüllte der die Geschütze kommandierende Quartiermeister einem Schiffsjungen zu, der eine zu frischer Ladung bestimmte Patrone bereits wieder in der Hand hielt,

um das gegen die französische Fregatte gerichtete Feuer lebhaft zu unterhalten. Plötzlich erschien Jener wieder auf dem Verdeck, um dem Kapitän zu melden, daß sie allem Anzeichen nach nicht mehr weit vom Strande seien, und, wenn sie bei Verfolgung des feindlichen Schiffes in dieser Richtung beharrten, aufzulaufen in Gefahr kämen. „Ehe das geschehen kann, ist die Fregatte unser. Der Windzug ist gut, es scheint eine frische Hand an den Blasebälgen zu drücken.“ Dies war die Antwort.

Der Sturm tobte mit verdoppelter Wuth, Ströme von Regen rauschten hernieder, unaufhörlich rollte der Donner und das Schiff wurde so von den Wellen übergossen, daß das aufgeschüttete Zündpulver auf den Kanonen, ganz genäßt, nicht mehr losgehen wollte. Ueberdies hatten Finsterniß und Platzregen die französische Fregatte längst unsern Blicken entzogen. „Schaut euch frisch nach ihr um, Bursche, sobald das Wetter vorüber ist!“ rief der Kapitän.

Ein Blitzstrahl durchzuckte die schwarze Finsterniß, und plötzlich folgte ein zerschmetternder Donnerschlag, daß die Planken des Schiffes in ihren festesten Fugen erzitterten. Der Blitz war am Hauptmast hinunter und mitten durch's Verdeck gefahren, gerade in der Richtung der Pulverkammer. Der Kapitän, der erste Lieutenant, der Steuermann und gegen vierzig Andere waren von der Erschütterung der Luft zu Boden geworfen; mehrere getödtet, viele verwundet und die übrigen, geblendet und betäubt, taumelten umher und fielen auf dieselbe Seite nieder, auf welche das Schiff durch den Windstoß sich senkte. Nur allmählig kamen sie wieder zur Besinnung und einer der ersten unter ihnen war der Kapitän. Die Zerstörung, welche nun sein Auge erblickte, war herzzerreißend. Zwar hatte sich die elektrische Materie, ohne anzuzünden oder dem Schiffe weiter zu schaden, am Fuße des Mittelmastes getheilt, so daß, während die eine Hälfte im innern Raume erlosch, die andere die beiden Kanonen am Vordermast abgefeuert und die dabei angestellten Leute getödtet hatte; allein die Verwüstung unter der Mannschaft selbst war desto schrecklicher. Die Leute, welche am Tauwerk des Hauptmastes gerade beschäftigt gewesen, waren von dem verzehrenden Feuer in einem Augenblicke zu Kohle verbrannt worden; ihre schwarzen Leichen lagen da, rauchend in den Ueberresten der Kleidungsstücke, und einen unerträglichen Salmiak-Geruch verbreitend. Einige waren nur an den Armen und Beinen verwundet, allein die verletzten Gliedmaßen waren von der ungeheuern Hitze zusammengeschrumpft und die Unglücklichen schrieen laut auf vor namenlosen Schmerzen. Der ergreifendste Anblick bot sich jedoch bei den Kanonen dar: die Feuerwerker der beiden Koronaden und mehrere der sie bedienenden Leute waren todt; allein hätten ihre Körper nicht durch die heftige Bewegung des Schiffes das Gleichgewicht verloren, man würde ihr trauriges Ende nicht alsobald gewahrt haben. Keine Verletzung war an ihnen sichtbar; jede Muskel noch straff und genau in derselben Lage, wie vor der Explosion. Derselbe Ausdruck seemännischer Haltung, derselbe Trotz in den Mienen, das Auge noch wie lebend, der Blick aufmerksam auf das Geschütz gerichtet, der Körper vorwärts gebogen; ausgestreckt der Arm, fest in den nervigten Händen die Mordgewehre, mit welchen sie kurz vorher noch Andern den Tod bereiteten.

Der Mate, welcher dem Befehle des Quartiermeisters gemäß sich auf die Pulverbüchse gesetzt hatte, wurde jetzt vom Kapitän angerufen, aufzuspringen und bei Fortschaffung der Verwundeten zu helfen. — Unbeweglich wie ein Steinbild saß er auf seiner Büchse, zwar aufmerksam die Augen auf den Befehlenden gerichtet, doch ohne im Geringsten Miene zu machen, seinen Worten Folge zu leisten, so nachdrücklich sie dieser auch wiederholte. — Er war ja todt, der arme Junge.

Alles erlittene Unglück jedoch brachte den Kapitän in der strengsten Erfüllung seiner Pflicht nicht zum Wanken, die er der Ehre der britischen Flagge und dem Namen eines braven Seemannes schuldig zu sein glaubte. Die Schiffe der Verfolger und Verfolgten setzten ihren Lauf in schräger Richtung dem Lande zu fort, einem sichern Untergange entgegen gehend; und obgleich der Winke genug, die ein unheilvolles Ende weissagten, vom Schiffslieutenant und Andern gegeben wurde: der Kapitän hatte dafür ein taubes Ohr! Er übersah die drohende Gefahr oder wollte sie nicht sehen, und beharrte bei seinem Vorhaben: Sieg oder Tod, welch Letztern er dabei wirklich fand.

Ein falscher Prinz aus dem vorigen Jahrhundert.

Es mögen nun bereits hundert Jahre sein, seit sich im sächsischen Erzgebirge folgende Geschichte ereignete:

Längs der Bergkette, welche nach den Ebenen des alten Meißner Landes sich hinzieht, liegen mehrere Dörfer, die größtentheils von Leinewebern bewohnt waren, deren spärliches Einkommen schon damals, wie jetzt noch, ihnen nur das Nöthigste gewährte. Unter andern lebte dort auch der arme Weber Grundling, unterstützt von seiner einzigen Tochter Lieschen, in deren sonst einfachem und jungfräulich sittlichem Gemüth sich aber seit Langem ein Verlangen, die Welt zu sehen, entwickelt hatte, das der Vater durch seine öfteren Erzählungen aus der Fremde unbewußt und unvermuthet gepflanzt hatte, so daß der Geist der Unruhe mit ihrem Gewissen, das ihr bei dem alten Vater zu bleiben und ihn ferner zu unterstützen gebot, einen für sie gefährlichen Kampf begann, in welcher, wie es leider nur zu oft der Fall ist, endlich jener siegte und das Mädchen, seine Pflicht gegen den Vater vergessend, beschloß, in die Welt hinaus zu wandern.

Als nun eines Tages der Vater eine Geschäftsreise antrat, suchte sie bei dieser Gelegenheit ihr Vorhaben auszuführen, zog zu diesem Behuf des Vaters schwarzes Trauerkleid an, und so wanderte das junge Blut leichten Sinnes als fertiger Weber-Gesell auf gut Glück in die Welt hinaus, und betrachtete voll Verwunderung, fröhlich und wohlgemuth die ihr unbekannten Gegenden. Damals nahm man es mit den Ausweis-Schriften noch nicht genau, es waren keine Polizei-Büreau zum Paß-Visiren zu betreten, man fragte nicht nach Reisegeld, nach Pocken-Impf- und Krätz-Scheinen, und keine Gensdarmen hinderten den Reisenden an Uebertretung politischer Grenzverbote; auch sah unser junge Leinweber-Geselle in seinem schwarzen Kleide so einfältiglich, ehrlich und fromm aus, daß Niemand auf ihn irgend einen Argwohn hätte fassen mögen.

Es fanden aber zu jenen Zeiten immer noch Verfolgungen der in Böhmen sich aufhaltenden Lutheraner statt, deren Ausbreitung die dortige katholische Geistlichkeit eben so sehr scheute, als die Eule das Tageslicht, und vorzüglich duldete man dort keine Schulen derselben; da jedoch hier und da immer noch heimlich Unterricht ertheilt ward, so war es auf die Schullehrer vorzüglich abgesehen, weshalb diese dann öfter flüchtig werden mußten und in Sachsen Dach und Fach suchten und fanden. Für einen solchen Verirrten hielt man dort Lieschen, weshalb sie allerlei unbeliebige Ausforschungen zu bestehen hatte und sich wohl auch öfter verbergen mußte, um der Verfolgung zu entgehen.

Durch einen sonderbaren Zufall war in der Gegend, wo der junge Weber-Gesell wanderte, schon lange das Gerücht verbreitet, daß der Kurprinz unerkannt das Gebirge bereisen wolle. Ein alter Herr Oberforstmeister dieser Gegend, der dieses auch gehört und sich längst darauf gefreut hatte, den Thronfolger zu bewirthen, ließ daher in aller Eile eine Kutsche mit sechs Pferden bespannen, um den Prinzen aufzusuchen, da wird — arm Lieschen gefunden und — alles Sträubens und Läugnens ungeachtet muß sie in das Schloß des Oberforstmeisters einziehen. Man bringt ihr bessere Kleider und Geld auf; die vornehmsten Personen aus der Nachbarschaft werden eingeladen, man huldigt ihr als dem geliebten Sohn des Regenten, und — nun geht wie ein Lauffeuer bis in die Residenzstadt Dresden die Nachricht, der Kurprinz bereise incognito das Land. Der König selbst war in Warschau. Als er nun zurückkam und die Sache erfuhr, aber aus den Briefen seines Sohnes nur zu gut wußte, daß sich derselbe fortwährend in Wien befand, schickte er einen seiner Hofherren um Erkundigung aus. Dieser fand Lieschen noch bei dem alten Herrn, sah den Irrthum ein und erstattete Bericht über den Betrug nach Dresden. Von dort aus kam Befehl, diese Person zu näherer Untersuchung in die Residenz abzuliefern. Hier angekommen, ließ sich der König die Schuldige vorstellen; da sich aber doch ergab, nachdem sie Alles erzählt, der Vater sich eingestellt und die Herkunft bestätigt hatte: daß es kein aus böser Absicht gespielter Streich war, daß sie sich jeden fürstlichen Rang immer verbeten, so wurde sie als pflichtvergessenes Kind zu lebenslänglicher Einsperrung im Zuchthause, jedoch mit Erlaß der Züchtlingsarbeit, verurtheilt.

Der Frühling.

Es chunnt es lußigs Büebli
Und singt dur Wald und Feld;
So herzig und so liebli
Gil's keis meh uf der Welt.

Sis Gschtili glänzt wie d'Sunne,
'Si Huuch ist Bluemeduft,
Und d'Aeugeli sind gfrunne
Us blauer Himmelsluft.

Wie guldig sinke d'Löckli
Sis Rosebäggli ab!
Wie luegt im Bluemeröckli
So fründlig dry de Chnab.

Vergißmeinnichtli winke
Am rothe Sydeband,
Und Silberschnüerli blinke
Am grüene Morgegwand.

Goht's Büebli über d'Matte
Und leht si hy-n-is gseh:
So wycht frei uß em Schatte
Ihm nus der byßig Schnee:

Und's Lämmli foht a weide,
Springt uß em Stal is Land,
Es gumpet frei vor Freude
Und frißt ihm uß der Hand.

Und d'Imbeli, sie krole
Frei z'Gschagrewys jetzt uus,
Sie freue si und hole
Scho Wachs und Hung is Huus.

Au d'Vögeli sind glückli
Im grüene Buechewald,
Sie singe hübsche Stückli:
Mir lehrte sie nid bald.

Und 's Würmli cha-n-erwarme,
's het grüüsli gfrore gha:
Es thuet ne halt verbarme;
Er chüßt's und huuchet's a.

Druf chnüpft das herzig Tröpfli
Sis Mänteli gschwind uf,
Henkt Zeckli a sis Chöpfli
Und flügt zum Himel uf.

Es goht es lieblich's Windli
Lys und mit liechtem Tritt,
Es streichlet's Büebli fründli
Und gfätterlet dermit.

Und's Bäumli möcht ihm danke,
Wenn's nume schwätze chönnt;
Das zeigt sis freudig Schwanke
Und's höflig Kumpliment.

Das Büebli theilt de Lüte
Vil schöni Blüemli uus,
Und bringt de junge Brüte
Der schönist Hochzetstruuß.
Und Jedem git das Schätzli,
Sei's Chindli oder Greis,
Es Grüeßli und es Schmützli,
Und Mueth und Troſt uf d'Reis.

Naturgeſchichte.

Der Aal.

Langer, ſchlanker Fiſch, ohne Bauchfloſſe, die Schuppen in der Haut verhüllt, und nur getrocknet ſichtbar, mit ſcharfen, ſpitzigen Zähnen und kleinen, von konzentriſchen Strahlen umgebenen Kiemendeckeln, die in der Haut eingehüllt ſich weit hinten durch ein Loch unter den Bruſtfloſſen öffnen. Rücken- und Afterfloſſe ſind bedeutend in eine Schwanzfloſſe verlängert. Die Oberkinnlade iſt kürzer.

Dieſer bekannte Raubfiſch von ſchlüpfrigem, ſchlangenförmigem Körper und plattem Kopf, hat zehn Strahlen in der Kiemenhaut. Die Farbe der Oberſeite iſt verſchieden: bald olivenbraun, bald ſchwarzblau, auch gibt es noch vielerlei Abarten mit ſpitzer oder ſtumpfer Schnauze, größern oder kleinern Augen u. ſ. w.

Er ſoll zwar langſam wachſen, doch erreicht er eine beträchtliche Größe. Man hat zu Bremen im Winter 1831 einen ächten Aal von ſechs Fuß Länge, zwanzig Zoll Umfang und vierzig Pfund Gewicht gefangen. Drei bis vier Fuß lang kommt er nicht ſelten vor.

Da ſeine Kiemen gut geſchloſſen ſind, ſo kann er längere Zeit im Trocknen aushalten, wie man denn bemerkt haben will, daß er, zumal bei Nacht, wenn es geregnet hat, gern aufs Land in die Erbſenfelder oder die junge Saat gehe, oder ſich in Heuhaufen verkriche. Auch kann er viel vertragen, und einer, welchen ein Reiher verſchluckt hatte, iſt demſelben unverſehrt wieder hinten herausgekrochen. So läßt er ſich auch ohne Schaden in andere Waſſer verſetzen. Er iſt ſtark und kräftig. Sein Biß iſt ſehr zu fürchten, und hat er den Finger eines Kochs, der ihn ſchlachten will, gepackt, ſo muß man den Kopf künſtlich ablöſen. Er ſchwimmt mit Behendigkeit ſehr ſchnell, und weltbekannt iſt, wie ſchwer er ſich feſthalten läßt. Im Winter verbirgt er ſich im Schlamm der Flüſſe, oft zu mehrern, und ihre Höhle ſoll zwei Ausgänge haben.

Seine Fortpflanzungsweiſe war lange unbekannt; endlich hat der engliſche Naturforſcher Yarrel nach fünfzehnmonatlichen Sektionen herausgebracht, daß er Milch und Rogen habe, und Eier legend ſei, wie andere Fiſche. Er hat ihn bis zu den ſeichten Waſſern, wo er laicht, verfolgt und die junge Brut auch weiter beobachtet. Dieſe zieht in unzählbarer Menge, wie eine ſchwarze Linie, dem Ufer entlang ſtromaufwärts; von da ſtreichen ſie auch aus dem Waſſer über Felder, Balken und Pfähle nach dem Ort ihrer Beſtimmung.

Der Aal findet ſich ſowohl in Flüſſen, Seen und Teichen, als im großen Ozean. Um Madeira ſoll er ungemein häufig ſein. Er iſt dort allerdings wohlfeil, und wird ſowohl geräuchert als eingeſalzen gegeſſen und verſendet. Sein Fleiſch gilt mit Recht als Leckerbiſſen bei uns, friſch iſt es ſüß und weich, und nicht ſo ſchwer verdaulich, als man ſich die Sorge macht.

Man behauptet auch, der Aal laſſe ſich zähmen und gewöhnen, das Futter aus der Hand ſeines Herrn zu nehmen. Man fängt ihn mit dem Nachtſeile, mit Regenwürmern, die den Angelhaken gut verbergen müſſen. Im Oktober kann man dafür Weißfiſche benutzen. Abends und Nachts kann man ihn auch mit Legleinen und Sacknetzen fangen. Im Herbſt ſollen ſich manchmal dreißig und mehr ſolcher Fiſche um Haufen abgefallenen Laubes ſchlingen, und dem Laufe des Stromes überlaſſen, wo man ſie dann ſämmtlich fangen kann, wenn man einen Garnſchlauch ausſpannt. Wenn die Teiche abgelaſſen ſind, kann man ſie leicht mit der Hand aus ihren Höhlen nehmen, oder mit der Fiſchgabel herausziehen. Auch kann man, iſt die Straße trocken, in welcher ſie des Abends ans Land gehen, dieſe mit Sand, reinen Sägſpähnen oder Aſche beſtreuen, wo ſie liegen bleiben müſſen und gefangen werden können. Die Aalhaut wird wegen ihrer Feſtigkeit zu mancherlei Gebrauch geſchätzt.

Wuthkrankheit der Hunde.

Dieſe entſetzliche Krankheit iſt eigentlich und beſonders den Hunden, Füchſen und Wölfen eigen, doch können auch andere Thiere und Menſchen durch Biß, Berührung des Blutes, Speichels ꝛc. toller Thiere angeſteckt und davon befallen werden. Die allgemeinen Kennzeichen des Tollwerdens der Hunde beſtehen in Folgendem:

Der Hund verliert ſeine Munterkeit, wird träge, mürriſch, beißig, mag nicht freſſen und ſaufen, beſonders zeigt er ſich ſcheu vor dem Waſſer; er billt nicht mehr, kauert ſich zuſammen und gibt einen grunzenden Ton von ſich. Anfangs ſchnappt und beißt er nur nach fremden Perſonen, endlich aber auch gegen ſeinen Herrn und Meiſter. Er fängt an zu laufen, ſchießt betäubt und mit geſenktem Kopfe davon, hat triefende Augen und läßt Ohren und Schwanz hängen. Hat die Tollheit den höchſten Grad erreicht, ſo krepirt der Hund binnen wenigen Stunden.

Vorſicht erfordert, daß man einen derartig verdächtigen Hund ſogleich anbindet und bei vorgerückteren Merkmalen todtſchlägt. Wer einen Hund halten will und muß, gebe ihm reinlich und zu gehöriger Zeit zu freſſen und zu ſaufen, laſſe ihn ſeine natürlichen Bedürfniſſe und beſonders den Geſchlechtstrieb befriedigen, laſſe ihn nicht an der Sonnenhitze, oder bei Kälte ohne Schlupfwinkel mit Stroh, angebunden und bringe ihn nicht zu ſchnell aus der Hitze in die Kälte oder umgekehrt. Hauptſächlich iſt fortwährendes Gebundenhalten dieſen Thieren in der Art nachtheilig.

Ein Menſch, der von einem tollen Hunde gebiſſen wird, kann ſcheinbar Wochen, ja Jahre lang geſund bleiben; die Wunde kann ordentlich zuheilen, und erſt ſpäter wieder zu ſchmerzen anfangen und ihre unglücklichen Folgen zeigen. Bricht die Waſſerſcheu aus, ſo befällt den armen Kranken Zittern und ſchreckliche Angſt beim Anblick des Waſſers; er kann keinen Spiegel oder ſonſtige wie Waſſer ſcheinende Körper anſehen, ohne in Bangigkeit zu gerathen. Nähert ſich ihm ein Menſch, ſo treibt es ihn unaufhaltſam zum Beißen an; der Unglückliche fühlt dieſen entſetzlichen Hang, und bittet nicht ſelten die Anweſenden, ſich von ihm zu entfernen. Es brechen Zuckungen an allen Theilen des Körpers aus; er verliert ſeine Beſinnung, raſet furchtbar und ſtirbt endlich in dieſem Zuſtande. Seine Kleider, das Bett und Alles, was er etwa mit ſeinem Speichel berührt haben könnte, muß verbrannt oder vergraben werden.

Schleunige Anwendung zweckmäßiger Mittel haben den Ausbruch dieſer Krankheit zum öftern verhindert. Die Wunde muß gleich mit Salzwaſſer ausgewaſchen, ſodann geſchröpft und das Einſchneiden und Ausſaugen ſo oft wiederholt werden, bis gar kein Blut mehr herauskommt; ſofort mit einem glühenden Eiſen oder Schießpulver ausgebrannt und dann ſieben bis acht Wochen in ſtarker Eiterung erhalten, und ein geſchickter Arzt herbeigerufen werden.

DAS POSTHORNCHEN

No. 20.

18. Mai 1838.

Beiblatt zum Alpenhorn.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Ein Bezirksläufer von Schwyz brachte am 9. d. dem Wachtmeister Holdener in Steinen den obrigkeitlichen Befehl, daß er und seine Klauenpartei in Frieden gelegt sein soll, jedoch mit dem Rathe, sich zu entfernen, indem für sein Leben doch nicht könne gewährleistet werden. Landammann Reding in Schwyz, Gemsch und Castell haben sich, Ersterer mit Familie, geflüchtet, da ihnen keine Sicherheit geboten werden konnte. Den Dorfbewohnern von Arth war auf den 9. Nachts ein Ueberfall der Bauern angesagt worden, alle Gewehre wurden geladen, Pulvervorrath ist gesammelt, und in Küßnacht wird das Zeughaus bewacht. Die Singnale zur allgemeinen Bewaffnung sind gegeben.

— Nachdem der Vorort von allen Seiten die überzeugendsten Berichte erhalten, daß am 6. Mai sich die ersten Beamten des Kantons Schwyz mit der Minderheit der Hornmänner zu Rebellen gegen die Mehrheit des souveränen Volks aufgelehnt und ihren Aufruhr gegen die oberste Kantonsbehörde selbst mit einer schauerlichen Prügelei durchzusetzen gesucht, daß sie durch Gewaltthat die verfassungsmäßige Ordnung umgestürzt und nicht mehr die Kraft gezeigt, die öffentliche Sicherheit zu handhaben, schritt er am 11. d. ein. Er ernannte die Herren Landammann Näf von St. Gallen und Großrath Hertenstein von Luzern als eidsg. Repräsentanten nach dem Kanton Schwyz und gab ihnen den Auftrag: den gegenwärtigen Zustand des Kantons und die Ursachen desselben zu erwahren, die Stimmung des Volkes zu erforschen, den Landfrieden zu gebieten und die Urheber von Gewaltthaten persönlich verantwortlich zu machen. Die Kantone Luzern, Zürich, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und St. Gallen wurden zu getreuem Aufsehen ermahnt und an das Volk des K. Schwyz eine Ruhe gebietende Proklamation erlassen. Der Kantonsrath von Schwyz hat aber die Vertheilung derselben untersagt, was dann auch in der March, in Schwyz und Pfeffikon wirklich unterblieben ist. — „Hieraus" sagt die Baseler Zeitung, „sieht jeder Unbefangene, in welchem Geiste der Vorort einzuschreiten vermeint und wie bundesgemäß er die bestehende rechtmäßige Regierung von Schwyz zu behandeln gedenkt. Die radikalen Kunstgriffe von 1831—33 sind noch nicht vergessen." — Wäre es nicht am gerathensten, diese Angelegenheit durch jene Kaffe-Schwester der Sarner Frau-Baserei verfechten zu lassen? Die versteht ja doch das Ding am besten.

— Den 12. Mai wurde in Glarus Kriminalgericht gehalten über die Geistlichen Tschüdi, Reithart, Fischli und Etzinger; da sie aber trotz der Zitation nicht erschienen, wurden sie durch Landjäger dazu abgeholt. Das Urtheil fiel sehr gelind aus: Tschudi, Reithart und Fischli sind für immer entsetzt und tragen fünf Sechstel der Gerichtskosten, Etzinger ist für drei Monate entsetzt und trägt ein Sechstel der Kosten.

— Im Entlebuch ist ein Steinkohlenlager entdeckt worden. Man hat bereits eine Probe mit Steinkohlen aus demselben auf dem Dampfschiffe gemacht, welche gut ausgefallen ist.

Ausland.

— Wir Münchner sind ganz entzückt, daß sich endlich der lang ersehnte Mai eingestellt hat, aber nicht deshalb, weil er die Natur grün bekleidet, sondern weil mit dem Anfange des Mai der Bockkeller geöffnet wird und die Trinkerei erst recht angeht. Man beneidet uns um unsere Fröhlichkeit, unsern heitern und leichten Sinn, und unser schönes und starkes Bier, und will nicht einsehen, daß wir diese Gaben im vollsten Maße verdienen. Ein Volk, das bei gutem Bier Alles vergißt, ein Volk, das nur drei Wünsche hat, nämlich: „viel Bier, gute Gesundheit und darauf wieder Bier," — ein solches Volk befindet sich gewissermaßen in der Kindlichkeit, es ist

glücklich und deshalb beneidenswerth. Der Bockkeller ist für uns ein Quell namenloser Wonne, und wir sind überzeugt, wenn alle die hohen und höchsten Herren, die sich dieser und jener Dinge wegen den Kopf berücken und einander in den Haaren liegen, im Bockkeller zusammenkämen, die Sache ruhig überlegten und dabei von Zeit zu Zeit ein Schlückchen nähmen: sie würden sich zuletzt umarmen und zu München im Bockkeller den ewigen Frieden unterzeichnen; denn besonders dies Jahr ist das Bier dort ganz ausgezeichnet vortrefflich.

— Am 9. Mai stürzten in Nürnberg zwei Häuser auf dem Milchmarkt unter gewaltigem Krachen ein. Der Eigenthümer des einen, Bäcker Dietrich, wurde beim Hinauseilen vor seiner Thür von dem Mauerwerk erschlagen; seine 2 Töchter von 18 und 20 Jahren und sein Sohn von 16 Jahren konnten erst am Abend todt aus den Trümmern hervorgezogen werden, seine Frau aber wurde gerettet. Die Bewohner des andern Hauses hatten im Hintergebäude geschlafen, und retteten dadurch ihr Leben.

— Wenn jetzt noch der deutsche Reichstag seinen Sitz in Regensburg hätte und seine mehrhundertjährigen Verhandlungen über die „Türkengefahr“ fortsetzte, könnte er von dieser in gegenwärtiger Zeit sehr schnell unterrichtet werden, denn man reist jetzt auf der Donau in 13 Tagen von hier nach Konstantinopel, versteht sich, mit Dampf. — Man kann Einen am ersten und am letzten Tage des Aprills in die Narrenloge schicken. In Regensburg haben die Schauspieler mit dem Publikum am letzten Tage dies Manöver vorgenommen. Dasselbe hatte sich zahlreich zu einer Vorstellung versammelt, mußte aber wieder mit langer Nase abziehen, denn die Herren Künstler prügelten sich vor Beginn des Stückes so gewaltig auf der Bühne, daß es nicht aufgeführt werden konnte.

— Es sind jetzt in Hannover bereits 41 Abgeordnete zur zweiten Kammer versammelt, folglich kann das Wohl des Landes nicht länger unter dem Vorwande unberathen bleiben, daß es an der nöthigen Anzahl Stimmen fehle, um dasselbe nicht von einer einseitigen Ansicht aufzufassen. — Der König ist am 10. nach Berlin abgereist, um sich dort über dieses und jenes Raths zu erholen. Zu dieser Reise mußte ihm das Finanz-Ministerium 250,00 Reichsthaler anweisen, woraus man den sparsamen Geist der Regierung in hohem Grade erkennen kann. — Der Andrang neu hinzugekommener Studenten in Göttingen ist unerhört, denn bis jetzt sind schon beinahe 30 immatrikulirt worden. Wenn es so fortgeht, werden die Vorlesungen wohl noch vor den Hundstagsferien beginnen.

Die neue hannöverische Militär-Organisation hat dem Lande bereits eine Ausgabe von 100,000 Thlrn. verursacht und wird die bürgerlichen Offiziere allmälig ausmerzen, so daß man mit der Zeit den leitenden Theil des Heeres mit Recht einen Nobeln nennen kann.

— Am 4. Mai ist der Vertreter der hohen Pforte in aller Stille und ohne besondern Pomp, sogar ohne einen Harem, in Berlin eingerückt. Das Publikum hat ihm schon zu verstehen gegeben, wessen er sich zu erfreuen haben wird, wenn er sich auf den Straßen blicken läßt. Am 5. sah ihn Niemand, und doch war sein Hotel von Tausenden neugieriger Berliner und Berlinerinnen belagert, die nichts Geringeres erwarteten, als daß er sich, eine Pfeife rauchend, unter's Fenster legen und ihnen sein Kompliment machen würde. Indeß diese Erwartungen wurden nicht erfüllt, was jedoch keinen Unwillen bei der Menge erzeugte, denn die Berliner sind daran gewöhnt, sich in ihren Erwartungen getäuscht zu sehen.

— Die Franzosen haben so eben die unangenehme Erfahrung gemacht, daß sich in ihren Finanzen ein kleines Defizit von 874 Millionen Fr. befindet. Von 1830 bis 1837 sind nämlich 8866 Mill. verausgabt, dagegen nur 8022 Mill. eingenommen worden. Für die seitherigen vielen pomphaften Reden über das Glück Frankreichs ist das eben kein erfreuliche Bestätigung.

— Ein Pariser Alterthumsforscher will beweisen, daß sich die Alten die Göttin der „Wahrheit“ blind vorgestellt haben. Er soll dafür vom heil. Vater sehr belobt worden sein.

— Auf dem Berge Zion zu Jerusalem wird eine neue christliche Kirche erbaut, in welcher jeden Tag christlicher Gottesdienst, nach der Liturgie der englisch-bischöflichen Kirche, in jüdischer Sprache gehalten werden soll. Es ist merkwürdig, daß in dem Lande, von welchem das Christenthum ausgegangen ist, dasselbe jetzt erst wieder gelehrt werden muß.

— Die Jesuiten sind ganz selig vor Freude, daß Algier einen Bischof erhalten soll. Sie wollen unter der Hand Subskriptionen zu einem Kreuzzuge gegen die Beduinen eröffnen, und sollen bei einem Pariser Mechanikus schon Bekehrungsmaschinen bestellt haben, um die Sache sogleich im Großen zu betreiben.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 21. 25. Mai 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 9 Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Das höchste Glück.

Was ist des Menschen höchstes Glück?
Ist's Reichthum, Ehre, Ruhm?
Strahlt's von geliebtem Herz zurück
Aus Hymens Heiligthum?
O nein! Des Menschen höchste Lust
Ist Fröhlichkeit in reiner Brust.

Das reine Herz jagt keinem Glück
Mit starrem Sinne nach,
Es grämt sich nie bei Mißgeschick
Und unverdienter Schmach.
Nein, es erhebt in Fröhlichkeit
Sich über Glück und Herzeleid.

Wird von Verleumdung es geneckt:
Was kümmert sich's darum?
Das reine Herz bleibt ungeschreckt
Vor schnöder Mißgunst stumm.
Denn es verzeihet jedem Neid
Mit Gleichmuth und in Fröhlichkeit.

Und büßt es auch durch den Betrug
Den ird'schen Wohlstand ein:
Es findet an sich selbst genug
Und bleibet immer rein.
Ja selbst des Unglücks böse Zeit
Nützt es für sich mit Fröhlichkeit.

Ist sein Verhängniß ihm nicht hold,
Find't es nicht, was es hofft:
Im Frohsinn reicht der Minne Sold
Den Kelch ihm dennoch oft.
Es findet sich die höchste Lust
In Fröhlichkeit aus reiner Brust.

Drum Freund, willst du erhaben sein
Stets über dein Geschick:
Bewahre du dein Herz dir rein,
Das ist das höchste Glück;
Denn es empfängt mit Fröhlichkeit
Die Freude wie das Herzeleid.

Die Cathedrale zu Durham.

Dieser romantische Bau dankt seine Entstehung einer Veranlassung, wie sie nur in jener finstern Zeit möglich war, in welcher Unwissenheit und Aberglaube die Vernunft in ehernen Fesseln hielten und die Einfalt und der fromme Sinn des Volkes einer schlauen Priesterkaste ausschließlich preisgegeben war.

Dänische Piraten machten zu Anfang des zehnten Jahrhunderts die Ostküsten von England so unsicher, daß sie gänzlich verödeten. Bei ihren häufigen Einfällen unternahmen sie nicht selten Streifereien tief ins Innere, und was ihnen an Zahl abging, ersetzten sie durch den Schrecken, der sie begleitete. Jeden ihrer Schritte bezeichnete Sengen und Brennen, Mord und Raub. Bei einem solchen Streifzuge kamen sie einst auch in die Nähe von Lundisfarne, einem Kloster und Wallfahrtsort mit dem Grabe des heiligen Cutbert. Die Mönche flohen: — die Piraten raubten das Wenige, was sie fanden, steckten das Kloster in Brand und zogen weiter. Als die Priester zurückkehrten, fanden sie rauchende Trümmer; aber mit frommem Eifer räumten sie den glühenden Schutt auf, nach dem Sarge Cutberts zu forschen. Zu ihrer Freude und ihrem Erstaunen fanden sie ihn unversehrt — und, als beim Aufnehmen der Deckel sich öffnete, sahen sie, o Wunder! daß der Leichnam, der vor vierhundert Jahren begrabene, noch unverwesetet war, noch frisch wie eine Leiche von gestern. Sorgfältig verschlossen sie den Schrein wieder und verbargen ihn bei anbrechender Dunkelheit in eine nahe Felsenhöhle, wo sie sich über den Wiederaufbau des Klosters beriethen. Furcht vor Wiederkehr der Dänen erfüllte ihre Herzen mit Kleinmuth, und, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, überließen sie sich dem Schlafe. Da erschien ihnen in der Nacht der Heilige und verkündete, daß es sein Wille sei, künftig auf anderer Stätte zu ruhen: er werde sie ihnen selbst bezeichnen. Scharf-

ſinnig deuteten die frommen Väter die nächtliche Offenbarung dahin: der Heilige wolle ſich im Lande erſt umſehen, und gehorſam und wohlgemuth nahmen ſie am andern Morgen den Sarg auf ihre Schultern und wanderten damit landeinwärts. Die Kunde von dem Wunder lief ihnen überall voraus, und wohin ſie kamen, in Stadt und Dorf, in Burg und Schloß, riefen die Glocken willkommen entgegen, empfing man ſie feſtlicher und ehrfurchtsvoller als reiſende Könige.

Kein Wunder, daß das dem Heiligen wohlgefiel und er lange zauderte in ſeiner Wahl; und noch weniger Wunder, daß ſich die frommen Männer über ſolch Zaudern nicht grämten. Viele Jahre lang ging es ſo fort; es war ein luſtiges ſorgenloſes Leben; doch um ſo viel Jahre auch alterten und ſteiften die Beine der reiſenden Prieſter. Das Angenehmſte ermüdet, wenn es zu lange dauert, und der Genuß ſelbſt wird dem Alter eine Laſt. Das fühlten auch die Mönche, und ſchon manchen Morgen pilgerten ſie verdroſſener von dannen als ſonſt. — Sie hatten einſt Nachtlager in Aukland beim Biſchof gehalten und zogen die Straße nach New-Caſtle durch tiefen Wald. Es war ein heißer Tag, der Weg weit. Auf einer waldigten Höhe, die den labenden Niederblick auf ein grünes, trauliches Thal, von einem kryſtallenen Strom bewäſſert, bot, — ſetzten die Mützen den Sarg ab und ruhten. Wie ſchön iſt's hier, ſagte der Eine; wären wir doch am Ziele, ſeufzte ein Anderer; kein ſchöneres Plätzchen zu einem Kloſter gibt's auf der ganzen Erde, bemerkte ein Dritter; beifällig nickten die übrigen. Sie ruhten, und ruhten lange, keiner mochte zuerſt aufbrechen; da warf die ſcheidende Sonne röthliche Strahlen auf das enge Haus des Heiligen. Auf ſprangen die Männer, ſie faßten die Henkel des Sarges: aber o Wunder! er wich nicht von der Stelle. Vergebens ſtrengten ſie alle Kräfte an; — er ſtand wie eingewurzelt. — Cutberts Verſprechen iſt erfüllt! riefen alle. Freudig verkündigten die Mönche das Geſchehene, und herbei ſtrömte die fromme Einfalt in großen Schaaren, die Reichen mit Geſchmeide und Geld, die Landleute mit Schaufeln und Wagen, Handwerker mit Werkzeug, Arme mit arbeitseifrigen Händen, bauen zu helfen das neue Haus des Heiligen an der gewählten und durch die Wahl geweiheten Stätte. Ritter und Fürſten ſchenkten Wald und Gründe, meilengroß rund umher, und, ehe drei Jahre verfloſſen, erhob ſich mitten in der Wildniß das prächtigſte Gotteshaus und die reichſte Abtei von ganz Nord-England. Ueber den Sarg aber, der unberührt an ſeiner Stelle blieb, ward ein Altar gebaut von köſtlichem Marmor, der Hochaltar des neuen Domes.

Zweihundert Jahre ſpäter ſchlug der Blitz in den Thurm, und die Kirche brannte nieder. Auch dieſes zweite Mal beſtand nicht bloß der Heilige die Feuerprobe und ging unverſehrt aus Schutt und Aſche hervor; auch bei der feierlichen Wiedereröffnung des Sarges vor einer zahlloſen knieenden Menge fand ſich der Körper unverſehrt und die Augen blinzten freundlich, als hätten ſie Leben. Die Frömmigkeit verdoppelte ihre Opfergaben und ſelbſt aus den entfernteſten Ländern, die der Wunder-Ruhm des Heiligen erfüllte, ſtrömten reiche Geſchenke herbei zum Wiederaufbau eines Gotteshauſes in nie geſehener Pracht. Vierzig Jahre wurde gebaut, und hundert Jahre dann auf des Tempels Verzierung im Innern und Aeuſſern verwendet. Dennoch iſt er nicht vollendet worden, da die Dämmerungszeit der Reformation den Eifer für ſolche fromme Werke erkaltete.

Im Jahr 1827 wurde der Sarg Cutberts, bei Gelegenheit einer Ausbeſſerung im Innern der Kirche, dem Marmorſchrein enthoben und im Beiſein von geiſtlichen und weltlichen Behörden geöffnet. Die irdiſchen Reſte des Heiligen waren wie die anderer Sterblichen: ein Häufchen Staub und morſche Gebeine; aber neben dem Schädel lagen die Reſte einer Larve, und, wieder o Wunder! zwei gemalte Augen von einer glasartigen Maſſe ſahen aus den bleichen Höhlen ſo freundlich, wie vor achthundert Jahren, auf die jetzt weniger gläubigen Umſtehenden.

Bildungs-Entwickelung.

„Und doch wird es beſſer mit den Menſchen!“ Wohl möchte ich das manchmal, übermannt von der Unzufriedenheit mit der Gegenwart, vom Anblick der Maſſe des Elends und Jammers, die mich umgibt, betäubt und befangen vom Grimm über die Siege des Böſen und das Triumphgeſchrei ſeiner Anhänger und Verfechter aufgereizt, verläugnen; aber das Zeugniß der Thatſachen und der Vernunft, und die Stimmen der Gräber und Monumente ſtraft mich Lüge.

Es gibt Länder, die nicht mehr ſind, was ſie in gewiſſen Zeiträumen waren; Aegypten, Perſien, Griechenland, Rom, — ihre Ruinen rufen über die Gegenwart Wehe! Wenn aber der Geiſt unterſuchte, worin auch damals die Weisheit und Glückſeligkeit ihrer Einwohner beſtand: ſo würde er finden, daß ihr Glanz mehr Schein als Wirklichkeit war. Er würde ſehen, daß in den alten Staaten, ſelbſt in den geprieſenſten, ungeheure Laſter, abſcheuliche Mißbräuche hausten; daß das Volk mehr in einer Herrſcher-Kaſte, als in einer wahren Geſammtheit beſtand; daß die Regierungs-Grundſätze barbariſch waren; daß die Völker mit gehäſſiger Eiferſucht, ohne Achtung für Recht und Gerechtigkeit, einander gegenüber ſtanden, wie Räuber und Mörder, ohne Sicherheitsgefühl und in unverſöhnlichem Haß. Natur- und Menſchenrechte waren unbekannte Begriffe. Fanatismus und graſſer Aberglaube verderbten vollends die rechtloſe Politik; ein Traum, eine Erſcheinung, ein Orakel, die Lüge eines elenden Betrügers im Prieſtergewande, reichte hin, jeden Augenblick Kriege zu veranlaſſen, welche ganze Reiche er-

schütterten und vernichteten, Völker verschlangen, Länder verwüsteten und namenloses Unglück über Millionen von Menschen ausschütteten.

Noch sind, leider! der Nationen viele von so großen Uebeln nicht befreit; selbst in unserm Welttheil gibt es Völker, an deren geistiger Regeneration der Menschenfreund verzweifelt: aber im Ganzen hat die Wirkung jener Uebel sich doch sehr gemindert und die Erfahrung des Vergangenen ist nicht gänzlich verloren gegangen. Ein Chaos der Unwissenheit und Anarchie, Rückgang der Kenntnisse, Verlust der Erfahrung von Generation zu Generation, wie es im Mittelalter so viele Jahrhunderte bestanden, besteht nirgends mehr und ist, was erfreulicher ist, nicht mehr möglich. Seitdem die geheiligte Kunst, das Erlösungsgeschenk des allgütigen Weltgeistes, die Buchdruckerei, das Mittel darbietet, in einem Augenblick dieselbe Idee in allen Zungen Millionen Menschen mitzutheilen und sie so dauerhaft zu fixieren, daß die gesammte Macht der Herrschsucht und Finsterniß sie nicht mehr von der Erde vertilgen kann; seitdem die Sprachen zweier großen, in der neuern Kulturgeschichte der Menschheit obenan stehenden, politisch-freien (?) Völker ein Gemeingut und Ideen-Austauschmittel für fast alle Gebildete der Erde geworden sind: seitdem nähern sich von Tag zu Tag mehr und mehr die Geister, wird Uebereinstimmung im Denken und Handeln täglich entschiedener das Losungswort der Werkleute am herrlichen Bildungs-Bau der Menschheit, und es hat sich eine stets zunehmende Masse des Unterrichts, eine sich immer mehr ausdehnende Licht-Atmosphäre von Kenntnissen gebildet, welche dem Menschengeschlechte eine in alle Ewigkeit fortschreitende Veredlung verheißt.

Aber bedürfte es noch mehr, um alle Zweifel von dem gesicherten Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn der Veredlung aus der Brust des Denkers zu verbannen, so genügt ein Blick auf die andere Hälfte der Erdkugel, auf Amerika.

„Dort stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.“

sagt Göthe so schön! Dort, wo als Produkt wahrer Zivilisation die ewigen Gesetze der Natur die breiten, unzerstörbaren Grundlagen für den Weg bilden, auf welchem die Menschheit dem Ziele der ewigen Vervollkommnung zustrebt, wird fortschreitende Verbesserung nothwendige Wirkung jener Gesetze; denn eben so unaufhaltsam strebt der freie Mensch, sich glücklich zu machen, als das Feuer emporzusteigen, als der Stein zu sinken, als das Wasser sich zu ebnen sucht. Dort hat die Idee der Möglichkeit des allgemeinen Besserwerdens ein ganzes großes Volk durchdrungen, das die Mittel dazu erforscht, geprüft, bewährt gefunden und angewendet hat. Durch die Auswanderung, die ihm die Blüthe der europäischen Menschheit zuführt, knüpft es die Zurückbleibenden jährlich mit tausend und aber tausend neuen Fäden an sich, und an diesen Fäden schlingen sich die überseeischen Ideen herüber und durchdringen unbemerkt der Völker Mark und Gebein. So hat ein wechselseitiger Unterricht begonnen zwischen den Menschen dies- und jenseits des Ozeans, den keine Gewalt auf Erden mehr aufheben kann. Wenn nun als Folge dieses Unterrichts die Masse der Völker diesseits eingesehen haben, welches die Grundursachen des Glückes der Einzelnen und der öffentlichen Glückseligkeit sind; wenn sie ihre natürlichen Rechte, ihre natürlichen Pflichten in der Gesellschaft erkannt haben: werden sie sich dann nicht vor den Täuschungen der Habsucht, der Mutter der Ungerechtigkeit, vor Revolutionen und Anarchie verwahren lernen? werden sie dann nicht fühlen, daß sie mäßig und gerecht sein müssen, weil Vortheil und Sicherheit eines Jeden nur darin besteht? werden sie dann nicht einsehen, daß es ein Rechnungsfehler der Rohheit und Unwissenheit ist, auf Kosten Anderer genießen zu wollen, weil Wiedervergeltung, Haß und Rache daraus entspringt, und die Anarchie, nach ihr aber noch härterer Despotismus, die unzertrennlichen Begleiterinnen von Revolutionen sind, die unzertrennlichen Begleiterinnen von Revolutionen sind, welche mit dem Zerbrechen der Wage der Gerechtigkeit beginnen? Und die Könige und Fürsten, werden diese, fühlend, daß sie so aufgeklärten Völkern gegenüber ihre Macht ohne Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit nicht erhalten können, dann ihre Regierungsgrundsätze nicht modifizieren, sie nicht den Wünschen des Volks und den wahren Zwecken des Staats ausschließlich anpassen? werden sie dann nicht an der Spitze der neuen Ideen ihren würdigsten Platz einnehmen? Wird dann nicht die wahre Aufklärung mit Riesenschritten über den Welttheil schreiten, und muß dann nicht von Volk zu Volk ein Gleichgewicht der gegenseitigen Kräfte entstehen, wodurch, eben so wie durch öffentliche Moral, Alle in der Achtung gegenseitiger Rechte erhalten werden? Ist aber dann Krieg noch möglich? Soll ein solch goldenes Zeitalter in Ewigkeit Traum bleiben? Mindestens soll man es dem nicht verdenken, der die verhaßten Wirkungen der äußersten Ungleichheit der Reichthümer und Stände berechnet, und an die mögliche Erschütterung und Explosion denkt, welcher unser Welttheil ausgesetzt werden könnte, indem er erwägt, wie langsam jener Bildungsprozeß der Massen von statten geht.

Die Luft ist rein.

Man hört ein Sprichwort heut zu Tage
Gar häufig vom gemeinen Schlage,
Doch auch der Reiche stimmt mit ein;
Das Sprichwort heißt: „Die Luft ist rein!“

Mit seinem Herrn gar unzufrieden
Möcht' Mancher gern Komplotte schmieden;
Muß er ihn nicht gewärtig sein,
So sagt er laut: „Die Luft ist rein!“

Will Einer ſich des Lebens freuen,
Muß aber ſich vor Manchem ſcheuen;
Er ruft, ſteht er, beim Gläschen Wein,
Die Läſ'gen nicht: „Die Luft iſt rein!“

Wie Mancher trägt gar hoch die Naſe
Und ſitzt nicht gern bei ſeinem Glaſe,
Kehrt ein Gemeiner auch da ein.
„'s iſt Keiner da, die Luft iſt rein.

Wohl Mancher trägt voll banger Schmerzen
Geheime Sachen auf dem Herzen;
Und, tritt kein Ungerufner ein,
Entleert er ſich: „Die Luft iſt rein!“

Manch Pfäfflein pflücket gerne Roſen
Und möcht' mit ſeiner Köchin koſen:
„Kein Laie ſtört hier, Schätzchen mein,
Schau dich nur um, die Luft iſt rein!“

Möcht' Einer gern Verſteckens ſpielen,
Sucht ſich ein Winkelchen aus Vielen:
Er ſchaut ſich um und ſchlüpft hinein,
Es ſieht's kein Menſch: „die Luft iſt rein!“

Manch Mädchen möcht' den Liebſten küſſen,
Doch darf die Mutter das nicht wiſſen;
Sie ſchlüpft hinaus in Mondenſchein:
„Bſt, komm geſchwind, die Luft iſt rein.“

Naturgeſchichte.

Der Würger.

Da die ganze Natur das unverkennbare Gepräge der Liebe trägt, die Alles ſchuf: ſo ſcheint es damit im offenbarſten Widerſpruche zu ſtehen, daß ein ewiger Krieg unter den Thieren herrſcht, und immer ein Geſchöpf nur dem Untergange des andern ſeine Erhaltung verdankt. Wahr iſt's, wir haben unſere Leſer oft mit Mordthaten zu unterhalten, und können ſelbſt die kleinen Lieblinge nicht von dieſem Vorwurf retten. Nehmen wir jedoch an, es wäre kein fleiſchfreſſendes Thier in der Welt, ſo würden Alter, Krankheit und Entkräftung ihren Tod bewirken. Sollte aber das wohl ein Glück für Thiere ſein? Sie, die in keinen geſellſchaftlichen Verbindungen leben, durch welche ſie im hülfloſen Alter auf Pflege und Beiſtand rechnen könnten; die, ſobald ſie ihrem Inſtinkt nach zu handeln durch körperliche Schwäche gehindert würden, nothwendig ſchon aus Mangel einer Beſchäftigung höchſt elend ſein müßten — würden wahrhaftig einen zehnfachen Tod leiden müſſen. Hat ſelbſt bei Menſchen das hinwelkende Alter große Beſchwerden, obwohl ſie durch den Zauber der Rückerinnerung, die ſorgſame Liebe und den thätigen Beiſtand Anderer, und durch die Schätze geſammelter Erfahrungen um Vieles erleichtert werden. Was müßte nicht für das Thier ein hohes Alter ſein, das alle Laſten des menſchlichen Alters hätte, ohne eine einzige ſeiner Erleichterungen und Freuden zu genießen? Sollte der plötzlich überſtandene ſchmerzhafte Augenblick, in welchem ein Thier dem andern zum Raube wird, ſchrecklicher ſein, als der langſam tödtende Hunger, die Qualen der Entkräftung und die ohnmächtigen Verſuche ſie aufzuraffen? Immer wollen wir daher den Thieren dieſe Einrichtung gönnen, und ſelbſt den Raubvögeln, die unſere Lieblingsſänger in den Wäldern überfallen, danken, daß ſie dieſen die Leiden eines ſchmerzhaften Alters erſparen. Würgt ja der Menſch oft aus ſtrafbarem Muthwillen und ſündiger Leckerhaftigkeit zehnmal mehr, als manche Thiere aus Bedürfniß.

Schon der Name Würger verräth die Beſtimmung dieſer Gattung Raubvögel. Ihr auszeichnender Karakter iſt der bald mehr bald weniger, doch nie ſtark gekrümmte Schnabel ohne Wachshaut, mit einer Kerbe, oder einem ſcharfen Zahne an dem obern Theile desſelben nach vorne zu, eine geſpaltene Zunge, und nackte, nicht allzuſtarke Füße. So klein die Würger auch ſind: ſo machen ſie doch in Ihrer Raubgierde und Verwegenheit weit anſehnlicheren Raubvögeln den Rang ſtreitig. Mit der größten Wuth fallen ſie über andere Vögel her, bringen ihnen die empfindlichſten Wunden bei und jagen ſie in die Flucht. Ja, ſie warten oft den Angriff von ſtärkern Feinden nicht einmal ab, ſondern Mann und Weib überfallen den friedlich vorüber ziehenden Raubvogel mit vereinten Kräften aus ihrem Hinterhalte. Doch verhauen ſie ſich zuweilen mit den Krallen im Leibe anderer Vögel ſo ſehr, daß der Räuber mit dem Angegriffenen, unfähig, ſich zu helfen, aus der Luft herabſtürzt. Bei ihnen zeigt ſich mehr als bei irgend einem Thiere, wie die Tapferkeit des Geringern ſich auch beim Stärkern Achtung verſchaffen kann. So ſehr ſie Fleiſch lieben, ſo müſſen ſie ſich doch am häufigſten mit Inſekten begnügen. Entſchloſſenheit leuchtet aus Auge und Stellung hervor, und ihre Gelenkigkeit und Liſt iſt auſſerordentlich.

In Europa und Amerika überall einheimiſch iſt der große, graue Würger (Bergälſter, Wächter), in der Größe einer Rothdroſſel. Ein helles Aſchgrau, hie und da in's Weiße übergehend, bedeckt den Rücken; zwei ſchwarze Streifen laufen durch die Augen quer über die Wangen hin; der weiße Unterleib iſt mit ſehr ſchwachen, blaß braunen Halbkreiſen, die Flügel ſind mit zwei weißen Flecken bezeichnet; die Deckfedern ſind ſchwarz und aſchgrau, die Schwungfedern ſchwarz, oben und unten weiß eingefaßt. Der Schwanz iſt am Ende weiß, in der Mitte ſchwarz, von keilförmiger Geſtalt. Er wippt mit demſelben, wie die Aelſter. Unter ſeinen Naſenlöchern und im Winkel des Maules hat der Würger einen Katzenbart, oder vorwärts gebogene borſtige Haare, und ſein ſchwarzer, ſtarker Schnabel iſt vorn zum Zerfleiſchen ſcharf gekerbt.

Sein Aufenthalt ſind kleinere Wälder und Gebüſche. Da er keck genug iſt, alle Raubvögel aufzujagen, ſo braucht man ihn, um Sperber und Habichte, die man zum Abrichten fangen will, an einen beſtimmten Platz zu treiben. Sobald er ſie ausgeſpäht hat, ſchreit er heftig „trui trui“, und warnt dadurch die kleinern Vögel vor dieſen ihren Feinden, ſo daß er den Namen Wächter wirklich verdient. Ihm zum Raube werden Mäuſe, allerlei kleine Vögel, Eidechſen, Erdkrebſe (Werren), Käfer, Heuſchrecken ꝛc. Ganze Schädel von Mäuſen und Vögeln wurden zum öftern in ſeinem Magen gefunden. Den in Vorrath aufgefangenen Raub ſteckt er auf fernere Freßluſt hin auf Weißdorn- oder Schlehenbüſche. Wüthend ſtürzt er auf den Käfich, worin der Lockvogel auf Vogelheerden ſeine Brüder zu ähnlicher Gefangenſchaft einladet. Die Vogelſteller ſind ihm daher von Herzen gram, denn er verſcheucht alle, die ſich den unheilvollen Schlingen nähern. Das Weibchen iſt von hellerer Farbe. Sein Neſt iſt auf Baumäſten ſehr künſtlich aus Moos, Grashalmen und Heidekraut geflochten, und mit Federn und Haſenhaaren innen ausgefüttert. Die 5—7 Eier ſind blaßblau, bräunlich gefleckt. Die Jungen haben in den erſten Wochen eine aſchgraue, unten ſchmutzig weiße und grau gewellte Farbe, und werden von Inſekten genährt; erſt wenn ſie etwas ſtärker geworden, ſuchen ihre Aeltern mühſam Fleiſch für ſie aufzutreiben. Bei den Würgern finden wir etwas von Raubvögeln ſehr Unerwartetes: denn nicht nur, daß die Mutter ihre Jungen weit zärtlicher verpflegt, ſondern es bleibt auch die Familie in Eintracht beiſammen, theilt redlich Ueberfluß und Mangel, und trennt ſich nicht eher, bis ein reiferes Alter in den Jungen den Wunſch erregt, die bisherigen Bande zu zerreißen, um ſelbſt eine Familie zu ſtiften. Im Zimmer wird der Würger ſo zahm, daß er ſich auf die Hand ſetzt und Fliegen ſchnappt.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 21.

25. Mai 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 9 Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 2 Kreuzer per Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Begünstigt vom herrlichsten Wetter versammelten sich in Zofingen am 24. die aargauischen Sängervereine, und feierten in gemüthlicher Eintracht und unter dem Zudrange einer großen Menschenmenge ihre jährliche Zusammenkunft.

— Im Kanton Aargau scheinen die Katzen eine Petition eingereicht zu haben, daß den Hunden schon seit einem Vierteljahr nicht mehr gestattet wird, freie Luft zu schöpfen. In den solothurnischen Nachbargemeinden wurden demzufolge die Hunde bloß deshalb eingebannt, damit sie nicht etwa in aargauische Gefangenschaft oder gar dem Hundsnachrichter in die Hände fallen.

— Am 15. Mai haben mehrere geistliche Herren aus den Kantonen Zug, Luzern, Aargau u. s. w. im Kloster Frauenthal Konferenz gehalten. Es soll unter diesen ehrwürdigen Herren seit der Schwyzer Landsgemeinde eine besondere Rührigkeit herrschen, die gar nicht auf gut Wetter deute.

— Den 13. Mai war in Solothurn Gemeind-Versammlung im Stadttheater. Der Hauptgegenstand der Berathung war die Benutzung der Stadtallmenden. Herr Mechanikus Kulli trug auf gleichmäßige unentgeldliche Austheilung unter die Burgerschaft an; allein die Conservativen, in deren Interesse es zu liegen scheint, der Bürgerschaft für jeden Genuß ihres Gemeingutes überall in den Weg zu treten, haben auch dies Mal wieder den Sieg davon getragen. Wenn man die Jumpfernstrumpfbändelein der Stadtallmend betrachtet, welche die Stadt-Verwaltung gegen Vorausbezahlung von 15 Batzen hat ausstecken lassen, so sieht man die sprechendsten Beweise, wie die Stadtburgerschaft von den ersten Dienern der Gemeinde sich den Zopf machen läßt.

— Die Regierung von Basel schulmeistert den Vorort in einem Antwortschreiben sehr empfindlich über sein schnelles Einschreiten in Schwyz, während Aargau, Zürich und St. Gallen ihn darüber sehr beloben. Wahrscheinlich bedauert Basel, daß die Liberalen dort nicht gleich hundertweise gen Himmel geschickt worden sind.

— Am 15. Mai ertranken zwei Mädchen von Berchtoldshof bei Bätterkinden in der reißenden Emme. Die Aeltern waren nach Solothurn zu Markt gegangen und hatten ihren vier Kindern befohlen, im Schachen Futter zu sammeln für ihre Geißen und Schafe. Dort sahen sie einen andern fünfzehnjährigen Knaben ein Vogelnest auf einer Tanne ausnehmen; das älteste vierzehnjährige Mädchen wollte einem entwichenen, halbflücken Vogel nacheilen, wattete mit Glück über den einen Arm der Emme, wurde aber im zweiten vom Flusse überwältigt; die ihm kühn nachgekommene zwölfjährige Schwester wollte ihm zu Hülfe eilen, und beide fanden den Tod in der tobenden Strömung. Die Kinder waren wenig zur Schule angehalten worden. Möchten Aeltern und Lehrer diese traurige Folge des Schulunfleißes benutzen, um der Verwilderung der Kinder vorzubeugen, in ihnen die Luft des

Zerstörens von Vogelnester und Thierquälens zu vertilgen und Mitleiden für diese Geschöpfe einzuflößen.

— In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai brach in der St. Magnus-Halde in St. Gallen Feuer aus, das vier Wohnhäuser verzehrte. Indeß war man demselben bald Meister, denn Alles wetteiferte in unermüdlichen Anstrengungen. Unter den auf dem Platze erschienenen Feuerspritzen zeichnete sich ganz besonders die nach Schenkischem System gebaute Spritze von Teufen aus. Das Feuer entstand durch eine betrunkene, dem Branntewein ergebene Wäscherin, die mit verbrannt ist.

— Die Maikäfer sind für Uri eine wahre Landplage, aber in einer solchen Unzahl, wie das Jahr, sind diese noch nie hier gesehen worden; seit dem 6. Mai fliegen alle Abend zu vielen Millionen über Altorf dem Bannwalde zu. Das Käfersammeln ist zwar hier schon seit langer Zeit eingeführt, hilft aber nichts, da ihre Fortpflanzung in dem trockenen lockern Boden gar zu leicht ist. — Da doch die Schwarzen jetzt überall in besonderer Thätigkeit sind, ginge es ihnen nicht in einem hin, die Urner durch ein Wunderwerk von dieser Landplage zu befreien, wie das vor der Reformation geschah? — es könnte ihrem Ansehen zu besonderm Nutzen gereichen.

— Die Berichte aus dem Kanton Schwyz lauten fortwährend beunruhigend, große Gährung herrscht, der Landrath protestirt gegen die Einmischung der Repräsentanten, will den Vorfall selbst untersuchen und die von ihm schuldig befundenen nach seiner Weise bestrafen, während die äussern Gemeinden den Landrath als ungesetzlich erklären und ihm jeden Gehorsam versagen. Man sieht ernsthaften Auftritten entgegen.

— Die versammelten Bruchstücke des großen Rathes von Schwyz erließen in ihrer Sitzung vom 15. ein Kreisschreiben an die Bezirke Gersau, Einsiedeln, Küßnacht und Wollerau, in der sie sich höchlichst über die Abwesenheit ihrer Abgeordneten verwundern, und sie bei ihren Eiden verpflichten, ihre Mitglieder sofort zur Kantonal-Behörde abzuschicken, wozu aber diese noch nicht geneigt zu sein scheinen.

— Im Unterwallis sind ebenfalls Unruhen ausgebrochen, Freiheitsbäume aufgepflanzt, und man verlangt gleiche Repräsentation und Einziehung der Vorrechte des Bischofs. Landjäger, die von Sitten dahin um Kunde gesandt wurden, weigerten sich bei ihrer Zurückkunft, den wahren Sachverhalt zu schildern.

Ausland.

— In deutschen Blättern liest man über die Schweiz Folgendes: 1) Im Kanton Schwyz, einer von denen, von welchen der Glanz Helvetiens ausgegangen ist, verständigt man sich jetzt bei Berathung allgemeiner Landes-Angelegenheiten mittelst Prügelei. Die Erinnerung an die Tage von Sempach, Granson, Murten und Nancy scheint aus dem Gedächtniß der jetzigen Schweizer ganz gestrichen zu sein, denn sonst würden sie wissen, daß der Ruhm jener Tage errungen worden ist durch Einigkeit. Es ist in der That nicht zu viel gesagt, wenn man die Schweiz und Spanien in politischer Beziehung in eine Klasse wirft. Da und dort Rohheit und Unwissenheit im Volk, pfäffische Intriguen nebst Herrschsucht und Habgier der Magnaten. — 2) Im Kanton Schwyz herrscht die wüthendste Anarchie; alle Ordnung ist aufgelöst; es besteht keine Regierung mehr, und wer da nicht will todtgeschlagen werden, muß sich mit Weib und Kindern flüchten. Liberale und Aristokraten wüthen dort auf das Entsetzlichste gegen einander, während sich der Vorort begnügt, ihnen ellenlange Proklamationen zu schicken, in welchen er sie ganz freundschaftlich um Ruhe bittet. Die Schweizer üben doch sonst gern das alte Sprichwort: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil,“ — warum haben sie es da, wo es am nöthigsten ist, vergessen? — Dieses nur, um zu zeigen, wie man im Ausland von der Schweiz denkt und schreibt.

— Obschon wir Baiern uns gegenwärtig wenig um Politik bekümmern, so verdrießt uns doch, daß die Bewohner von Hydra ihren Gouverneur halbtodt geschlagen haben, weil er aus ihrer Mitte Vaterlandsvertheidiger (auf Französisch: Rekruten) ausheben wollte. Es muß dort sehr schwierig sein, die Gouverneur-Stelle zu bekleiden, denn diese Leute gehen mit einem solchen Manne um, wie mit einem gemeinen Kerl, und nehmen gar keine Rücksicht darauf, ob Jemand Orden hat oder nicht. So etwas sollte bei uns vorkommen! Das würde einen schönen Prozeß absetzen.

— In Friesenhagen in Baiern brannten am 8. Mai bei heftigem Ostwinde 11 Wohnhäuser und das Wirthshaus ab, ohne daß etwas daraus gerettet werden konnte.

— Am 10. Mai brannten bei Koblenz etwa 26 Morgen zwölfjährige Kiefernwaldung ab. Unvorsichtige Knaben zündeten ein Feuer an, dessen Flammen sich dem Gesträuche mittheilte. — Am 10. fuhr ein mit Sand beladener Nachen auf der Mosel von Mürden nach Kern.

In dem Fahrzeuge befanden sich drei junge Personen, zwei Brüder und eine Schwester, Kinder eines braven Töpfers aus Kern. Kaum waren sie eine Strecke weit gefahren, als ein Sturmwind sich erhob, die Wellen in den Nachen schlugen und ihn mit den darin befindlichen Personen in den Abgrund rissen.

— In der Zivilisation haben wir es in München so weit gebracht, daß wir nun auch eine Turnanstalt haben, die sogar von Beamten und Universitätslehrern besucht wird. Die Beamten suchen an glatten Stangen so hoch emporzuklimmen als möglich, ein Untergeordneter muß ihnen nachklettern; fallen sie, so fällt auch der und muß ihnen so zur weichen Unterlage dienen. Universitätslehrer üben sich im Springen, besonders im Froschsprung; die Mitglieder der theologischen Fakultät streben nach einer Fertigkeit im Rückwärtslaufen, wozu sie eine eigene Bahn haben, an deren Ende eine schön gemalte geistliche Darstellung aus dem Mittelalter mit einem Plane von Rom hängt. Wer da hinein springt, ist Matador.

— In Berlin hat man das Grab des vor etwa vierzig Jahren dort verstorbenen türkischen Gesandten aufgesucht und gefunden; es wurde christlich ausstaffirt mit einem geschmackvollen Gitter von Gußeisen, so daß der jetzige Gesandte einen geeigneten Platz zu seinen Andachtsübungen hat. Er macht davon fleißig Gebrauch, und giebt auf diese Weise der jungen Welt den Beweis, daß man in der Türkei die Ruhestätten der Verstorbenen nicht zu Plätzchen benutzt, um sich ein verliebtes Stelldichein zu geben. Es kann sich zwar manchmal ereignen, daß ein junger Herr seine gleichfalls junge Freundin am Grabe über irgend einen Verlust zu trösten hat, aber wenn zu viel getröstet wird, nehmen die Trostgründe oft einen gar ernsthaften Karakter an.

— Ein junges Mädchen, dessen arme Mutter in Köslin lebt, vermiethete sich zu Anfang des Monats April bei der Gutsherrschaft von Bannar, eine Meile von dort. Am Ostertage erhielt sie Erlaubniß, ihre Mutter zu besuchen; sie kehrt Abends zurück, und nahe dem Ziele ihrer Wanderung wird sie von entfesselten Kettenhunden angefallen und auf eine gräßliche Weise zerrissen.

— Zuerst war man in Hannover verlegen wegen einer hinreichenden Anzahl von Abgeordneten, jetzt strömen sie von allen Seiten herbei und verstärken die Opposition. Ohne Zweifel kann man in kurzer Zeit wichtigen Verhandlungen entgegen sehen, nur muß man dieselben nicht in der hannöverschen Zeitung zu lesen hoffen. Diese ist zwar das amtliche Organ; aber amtliche Organe enthalten oft auch sehr Unamtliches, d. h. Unwahres. Faules Weidenholz glänzt im Dunkeln wie Feuer, bei Licht betrachtet erlischt der Spuk.

— In Hannover hat man das Deklamiren der Schillerschen Ballade: „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich“ verboten. Man meint, sie sei zu ergreifend.

— In Belgien geht es jetzt ganz toll her, und wer nicht gut schwimmen kann, der geht unter in diesem wilden Treiben, d. h. er verliert die Besinnung und beschäftigt sich mit Schuhflicken. Die Limburger und Luxemburger verlangen, unsere Regierung soll dem gesammten Europa den Krieg ankündigen, wenn man sie von Belgien trennen wolle. In Deutschland und England lacht man über solch Ansinnen und meint, was diplomatisch verglichen sei, müsse gehalten werden. Wenn nun aber die, welche der diplomatische Vergleich trifft, nichts davon wissen wollen: wie denn da? — An den französischen Grenzen sehen wir jetzt häufige Staubwolken, und laufen wir danach in der Meinung, es sei eine französche Armee, so ist es nur Wind, und zwar diesmal Pariser, nicht Berliner Wind.

— „Was heißt regieren?“ fragen sich nachdenkende Franzosen im Geheimen und öffentlich. „Geld fordern und Zuschußkredite verlangen“, ist die Antwort. In der That haben die Leute Recht, denn seit mehrern Monaten geht von ihrer Regierung nichts anderes aus, als Verlangen um Zuschüsse zu diesem oder jenem Zweck. Diese ewigen Geldforderungen haben die Deputirten-Kammer stutzig gemacht, die nun zu verweigern anfangt. Das von dieser angenommene Renten-Umwandlungsgesetz liegt vor der Pairs-Kammer; allein es wäre thöricht, von dieser etwas zu hoffen, wenn man bedenkt, was die Pairs-Kammer seit der glorreichen Revolution geworden, was sie geleistet hat. Sie hat der Guillotine durch Hochverrathsprozesse Arbeit verschafft, seit dem Falle Waschau's Klagelieder über Polen gesungen und in letzterer Zeit über das Alter und die Hinfälligkeit ihrer Mitglieder Witze gerissen.

— Ein Pariser Witzling meinte neulich: wenn es nicht so viel Ritter des Ehrenlegionkreuzes gäbe, sollte man gar nicht meinen, daß so viel Ehre in der Welt vorhanden wäre.

— Ein englischer Schuhputzer, Namens Warren, ließ seine neu erfundene Glanzwichse auf folgende Art ankündigen: „Sie übertrifft an Schwärze die sichtbare Finster

niß Miltons; ich habe alle Spiegel in meiner Wohnung durch gewichste Stiefel erſetzt, meine Frau beſitzt keinen andern Toilettespiegel und ich raſſire mich vor einem Kanonenſtiefel. Die Stiefel, welche die Gentlemen an den Beinen tragen, ſind wahre Zylinder-Spiegel."

— Zu Beſançon ſchoſſen am Namensfeſte des Königs (1. Mai) einige ehemalige Zöglinge des Freiburger Jeſuiten-Kollegiums mit Windbüchſen nach dem Transparent an der Präfektur. — Wenn das wahr iſt, erſcheint es als ein drohendes Vorzeichen böſer Anſchläge; iſt ſie erdichtet, iſt es wahrſcheinlich auf Koſten einer vorherrſchenden Stimmung.

— Der Wahlſpruch des konſtitutionellen Spaniens iſt: "Freiheit und Nationalität." In Folge dieſes Wahlſpruches wurde neulich der Herausgeber eines Blattes in Madrid zur Nachtzeit aus ſeinem Bette geriſſen und in einen Thurm geſperrt. Das iſt ſpaniſche Freiheit und Nationalität.

— Der Karliſtenführer Cabenaro hat einen für die Königin Chriſtine beſtimmten Transport Pariſer Modewaaren, im Werth von 60,000 franz. Fr., weggenommen; die Madrider Regierung unterhandelt mit ihm um die Loskaufſumme. Hätte er Soldaten gefangen genommen, wäre nichts daran gelegen geweſen, da es ja ohne dies für die Armee an Schuhen mangelt; aber Pariſer Hauben und Bänder wegzunehmen, iſt mehr als Hochverrath.

— Der Kampf der Nordamerikaner gegen die Seminolen hat ſchon wieder begonnen, ſo wie auch gegen die Cherokeſen in Georgien und Südkarolina. Der Grund zu dieſen Kriegen liegt darin, daß die Indianerſtämme keine ziviliſirte Begriffe vom Recht haben. Sie glauben, ein Land, welches ſie immer beſeſſen und wo die Gebeine ihrer Väter ruhen, gehöre ihnen. Die Nordamerikaner wollen ihnen nun handgreiflich machen, daß dieſe Begriffe roh und kindiſch ſind. — Das machen die Ruſſen auch ſo.

— Seit Einführung der Dampfſchiffe kann man den Staat nicht mehr mit einem Schiffe vergleichen: denn man käme dabei offenbar in Verlegenheit, wer den Dampfkeſſel vorſtellen ſollte.

Theater in Baden. (20. Mai.) Unſere Liebhaber-Geſellſchaft, welche Hr. Dr. Münich dieſen Winter mit vielen perſönlichen Anſtrengungen ins Leben rief, gab geſtern, als zu ihrem diesjährigen Schwanengeſang, wie der gedruckte Zettel ſagte: "auf vielſeitiges Verlangen" den Wilhelm Tell von Schiller zum zweiten Mal.

Einſender dieſes war nicht unter den vielen Verlangern, denn er ſieht die Menſchen lieber auf ihren natürlichen Füßen, als auf Stelzen, von wo ſie bald auf's Geſicht, bald auf den Rücken hinunter purzeln. Dieſe treffliche Schiller'ſche Schöpfung überſteigt die Kunſtkultur einer Liebhaber-Geſellſchaft, und an der Tellen-Rolle hat ſchon mancher gewandte Schauſpieler geſtrandet *). Es iſt daher ſehr natürlich, daß ungeachtet des guten Willens und der größten Anſtrengung von Seiten des ſpielenden Perſonals, manche Fratze zum Vorſchein kam, und ſogar Herr Dr. Münich (wie bekannt ein geborner Schauſpieler), den die Natur beſſer zu einem Hofrath, als zum Tellen geſchaffen, ſtatt eines großen kräftigen Naturmenſchen, ein kleines modernes Zwerglein gebar.

Möge auf künftigen Winter unſere Liebhaber-Geſellſchaft eine Bahn einſchlagen, welche ihrer Natur und Bildung angemeſſen iſt. An trefflichen Stücken fehlt es nicht, und ſollte Herr Dr. Münich keine ſolche kennen, ſo iſt er Manns genug, eigne zu produzieren. Damit er aber in ſeiner vornehmen Praxis nicht allzuſehr geſtört werde, überreichen wir ihm vorerſt folgende Thema zur Ausarbeitung: Der Wollüſtling — "Was hat mehr gewirkt, das Rezept, die Brille oder der krumme Buckel?" — "Der große Baumeiſter, Drama in vier Aufzügen." Wozu aber dieſem genialen Dichter noch Material liefern: hat er doch mit ſo vielem Geſchick einen Theil der Hebel'ſchen Gedichte in die aargauiſche Mundart überſetzt?! Wird die Stadt Baden endlich einmal einem Manne, der ſich um die ſittliche und politiſche Wohlfahrt?! ſo hohe Verdienſte fortwährend ſammelt, nicht das Bürgerrecht ſchenken wollen?! —

*) Sie iſt begreiflich ſchwieriger, als einer Schönen zuzuzeiten den zarten Puls zu fühlen, oder einem Montebello einen devoten Diener zu machen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 22. 1. Juni 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Ja, es wird besser werden mit der Menschheit.

Verfasser dieses setzt Folgendes dem Artikel: Bildungs-Entwickelung, zur Seite, welchen er mit Vergnügen im Alpenhorn vom 25. Mai gelesen hat. Seiner Ueberzeugung zufolge hat der allmächtige, allweise und allgütige Urgeist sowohl das Menschengeschlecht, als die ganze zahllose Geisterwelt, zu immer wachsender Vervollkommnung bestimmt, die wir in künftigen Daseinsperioden in's Unendliche fortsetzen sollen; und was ist geeigneter, als diese schöne Aussicht, unsern Eifer und unsere Thätigkeit für Tugend und Religion, für menschliche Wohlfahrt, überhaupt für alles Gute und Schöne, auf's Lebhafteste zu entflammen, um uns schon hienieden dieses erhabenen Zweckes immer würdiger zu machen? Dieses ist ja auch der Vorherverkündigung des hohen Stifters unserer heiligen Religion gemäß: daß eine Zeit kommen soll, wo man schon auf Erden, und allgemein, Seinen und unsern himmlischen Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten, und wo nur ein Hirt*) und eine Heerde sein werde. Schon vor mehrern Jahren schrieb der Verfasser dieser Zeilen folgendes Gedichtchen in diesem Sinn, nachdem er in der französischen Zeitschrift: Le Producteur, das Motto gelesen hatte: «l'age d'or, que l'aveugle ignorance avait placé dans les siècles passés, est devant nous (das goldene Zeitalter, welches blinde Unwissenheit in die vergangenen Jahrhunderte versetzt hatte, liegt vor uns)“: —

*) Aber nicht etwa der Papst in Rom, dieses lebendige Götzenbild des Alter-Christenthums, den falsche Propheten (sogenannte christliche Seelsorger) auf der Kanzel und in Schriften dem Volke lügenhaft als den von Christo eingesetzten Statthalter und Hirten der Heerde Christi bezeichnen. Christus aber hütet nach seinen eigenen Worten über das Wohl seiner Auserwählten selbst, denn wo nur zwei oder drei in seinem Namen beisammen sind, da ist er mitten unter ihnen. Anm. des Setzers.

Das goldene und eiserne Zeitalter.

Die goldne Zeit, so lehret uns Unwissenheit,
Begrüßte allererst einst unsre schöne Erde;
Doch Alle, denen Gott Vernunft und Sinn verleiht,
Bezweifeln nicht, daß sie erst kommen werde;
Denn erst in unsrer eisern bösen Zeit
Verschönert Alles sich, es regt sich weit und breit
Erfindungsgeist und Kunst, auch muß man zugestehn,
Daß Sinn für's Bessre wächst, wie bisher nie geschehn;
Und wenn wir, so wie uns manch Weiser prophezeit,
Der Thronen immer mehr bei freien Völkern sehen,
Wird Recht und Pflicht dann erst siegprangend auferstehen;
Und schwingen diese sich auch auf der Herrscher Thron,
Wird wohl, wie Fichte sagt, auch dann die Amme schon
Auf Recht und Pflicht die zarte Kindheit weisen,
So wird bald eine weis're Generation,
Auf Tugend stützend sich und auf Religion,
(Kühn soll man sich dem Aberglaub' entreißen!)
Mit Jubel unsern Schöpfer preisen,
Daß Despotie und Trug dem Erdenball entflohn! —
Wird dieses nicht die goldne Zeit dann heißen?

Entdeckung der Unschuld.

In Schottland wurde bis auf die Zeiten König Jakobs IV., welcher im Jahr 1513 in einer Schlacht gegen die Engländer umkam, gewöhnlich die Folter gebraucht, um einen Verbrecher zum Geständniß zu bringen. Man ließ den Unglücklichen eine große Quantität Wasser verschlucken, streckte ihn dann auf den Boden des Gefängnisses aus und legte ihm ein Bret auf den Magen. Auf dieses Bret stellte sich der Scharfrichter und preßte den zur Folter Verurtheilten so lange, bis er das Wasser mit großer Gewalt wieder von sich gab. Diese grausame Strafe wurde so lange wiederholt, bis der Gefangene das Verbrechen, dessen er angeklagt war, bekannte. Folgender Vorfall gab Anlaß, daß Jakob IV. in seinem Reiche die Folter, die vor seiner Zeit noch viel grausamer war, abschaffte.

Ein Jüngling, Namens Macleod, verliebte ſich in ein Frauenzimmer, welches nicht nur von vornehmerm Stande als er, ſondern auch viel reicher und mit dem hohen und einflußreichen Hauſe Montgomery in Glasgow verwandt war. Es gelang ihm, das Herz ſeiner Geliebten zu gewinnen, aber Furcht vor ihrem Vater, welcher mit ſeiner Tochter hohe Plane vor hatte, nöthigte das junge Paar, ihre gegenſeitige Zuneigung geheim zu halten. Unter dieſen Umſtänden erlaubte das unbeſonnene Mädchen ihrem Liebhaber, ſie bei Nacht zu beſuchen, ohne zu bedenken, daß der Verluſt ihrer Ehre die Folge dieſer Zuſammenkünfte ſein würde. Mehrere Monate hatte dieſes Spiel gedauert, als einſt bei Nacht einige Nachbarn den jungen Mann aus dem Hauſe ſchleichen und ſich mit großer Vorſicht entfernen ſahen. Dieſe Entdeckung brachte indeſſen bloß die Sittſamkeit des Frauenzimmers bei den Nachbarn in Verdacht, und da ſie ſich um dieſe nichts zu bekümmern hatten, ſo machten ſie von der Entdeckung weiter keinen Gebrauch.

Nicht lange nachher wurde in einer Nacht das Silberzeug nebſt anderen koſtbaren Sachen von großem Werthe aus dem Hauſe, aus welchem ſich der Jüngling geſchlichen hatte, geſtohlen. Die Bedienten entdeckten des Morgens den Diebſtahl, kamen aber nicht auf die geringſte Spur von dem Diebe. Nun hielten es die Nachbarn für ihre Pflicht, um allen Verdacht von ſich abzuwälzen, dem Richter anzuzeigen, was ſie geſehen hatten. Der Schein war ſo ſtark gegen den Jüngling, daß der Richter ihn alſobald feſtnehmen ließ und ihn jener That beſchuldigte. Er läugnete das Verbrechen voll Unwillen, aber edelmüthige Beſorgniß für die Ehre ſeiner Geliebten erlaubte ihm nicht, die wahre Urſache ſeines nächtlichen Beſuches in dem Hauſe zu bekennen. Weil er nun das Verbrechen ſtandhaft zu läugnen fortfuhr, ſo wurde ihm ohne Weiteres die Tortur zuerkannt.

Da die Geliebte des jungen Mannes erfuhr, was ihm bevorſtehe, ſo brachten Liebe und Dankbarkeit ſie zu dem Entſchluſſe, das Leben dieſes edelmüthigen jungen Mannes mit Entdeckung ihrer eigenen Schande zu retten. Sie begab ſich daher zum Richter, bekannte ihr Begehen und ſetzte hinzu, es ſei unmöglich, daß ihr Geliebter das Verbrechen begangen haben könne, da ſie ihn immer ſelbſt ein- und ausgelaſſen habe. Dieſe Erklärung wurde aber von den Richtern als eine Liebesliſt angeſehen und war daher fruchtlos. Der Jüngling wurde gefoltert, und da er nicht im Stande war, die Schmerzen auszuhalten, ſo bekannte er den Diebſtahl. Er bat ſich's von den Richtern als eine Gnade aus, daß ſie ſeinen Tod nicht lange aufſchieben möchten. Zum Glück aber wurde dieſe Bitte nicht gewährt, da es in jenen Zeiten gewöhnlich war, die Hinrichtung der Verbrecher auf einen beſtimmten Tag hinauszuſetzen, um das Volk in zahlreicherer Maſſe dazu zu verſammeln und dadurch das Beiſpiel deſto abſchreckender zu machen.

Während dieſer Zeit nun bewirkte die Vorſehung ſeine Rettung. Zwei Straßenräuber wurden wegen wirklich begangenen Verbrechen verurtheilt und in den nämlichen Kerker geworfen. Hier erfuhren ſie, warum Macleod zum Tode verurtheilt worden ſei, und da ſie ſelbſt keine Hoffnung hatten, ihr Leben zu retten, ſo beſchloſſen ſie, nicht zuzugeben, daß ein Unſchuldiger wegen eines Verbrechens hingerichtet würde, welches ſie begangen hatten. Ohne Zeitverluſt gaben ſie ſich alſo an und bewieſen die Vollziehung des Diebſtahls ſo augenſcheinlich, daß der Jüngling ſogleich frei gelaſſen wurde.

Auf die Richter machte dieſer gefährliche Irrthum, der die Grauſamkeit und Ungereimtheit der Tortur recht augenſcheinlich bewies, einen tiefen Eindruck. Sie wandten ſich daher an die Geſetzgebung und bewirkten bei derſelben eine zweckmäßige Abſchaffung dieſer barbariſchen Gewohnheit auf alle folgenden Zeiten. Um zugleich dem Liebhaber ſeine ausgeſtandene ſchmerzhafte Marter zu vergüten, verwandten ſie ſich für ihn bei dem Vater ſeiner Schönen; dieſer konnte ſo vielvermögenden Bitten nicht widerſtehen und gab ſeine Einwilligung der Vermählung des glücklichen Paares.

Spanien und ſeine Bewohner.

Gern überläßt ſich der Menſchenfreund den Träumen, die ſeine Wünſche ihm vorgaukeln; unaufhörlich aber ruft ihn eine grauſame Wirklichkeit zum Leiden und Elend zurück. Durch die Kraft ſeines Geiſtes überſchaut er eines Blickes die Welt; aber gerade auf den ſchönſten Ländern ruht ſein Auge mit Wehmuth. Er ſieht die Nationen durch Unwiſſenheit, Tyrannei und Aberglauben mit Blindheit geſchlagen und durch ihre Vorurtheile und ihre Befangenheit ſie ſelbſt des natürlichen Gefühls für Wohlfahrt und Wahrheit verluſtig. Von einer ſchamloſen Prieſterkaſte ohne Religion ſind ſie ſeit Jahrhunderten am Gängelbande der Herrſchſucht und Habgier vom Wege der Wahrheit ab in gleichſam heidniſcher Finſterniß herumgeführt worden. So finden wir den Italiener, ausgeſtattet mit glücklichen Anlagen, aber herabgewürdigt als Menſch, ohne Hilfe immerwährender Knechtſchaft geweiht. So finden wir jetzt im herrlichen Spanien ein Volk, das begabt iſt von der Natur mit ritterlichen Sinn, mit Muth, Beharrlichkeit, Geiſt, Vaterlandsliebe und Heroismus; aber dies Volk ſehen wir dumm und geduldig ſich hergeben zum grauſamſten Gladiatorenſpiel, welches Partheien aufführen, von denen keine des Landes Wohl, jede nur ihren eigenen Privatvortheil ſucht! Sie führen es auf im Angeſichte der ganzen ziviliſirten Welt, welche, zu ihrer und unſers Jahrhunderts ewiger Schande! herzlos es duldet und niederträchtig genug noch ſogar beide Theile unterſtützt. Blutgetränkt ſehen wir die göttlichen Fluren und geröthet den Himmel Spaniens; aber wehe! der Brand der Kirchen,

Klöster und Städte ist kein Morgenroth! Brautbettleuchten ist's nach der Vermählung der Anarchie mit der Barbarei!

Oder, sollte ich irren? Sollte es doch möglich sein, daß die wahre, volkbeglückende Aufklärung und Freiheit, die die Wahrheit und das Recht bei Jedem und ohne Unterschied ehrt, urplötzlich dem Schooße der Tirannei und der Unwissenheit sich entwinde? Wollte man das zugeben, dann müßte man auch voraussetzen, daß ein Volk, seit vielen Jahrhunderten aufgezogen in der tiefsten Unwissenheit und in Unterwürfigkeit unter seine weltlichen und geistlichen Treiber, ein Volk, das gewohnt ist, alle Macht und allen Besitz im Staate als rechtmäßiges Erbtheil gewisser Stände zu betrachten; ein Volk, das ein hölzernes, mit glänzenden Farben bemaltes Marienbild als höchste Gottheit zu verehren und, statt einem aus kindlichen Gemüthe hervorhenden Gebete zu unserm Schöpfer, nichtssagende, alberne, Geist und Herz tödtende Litaneien herzuplappern gelehrt wurde; daß ein solches Volk vollkommen würdig sei zum Empfängniß und zum Genusse der Freiheit. Es müßten dann die Spanier, der großen Mehrzahl nach, nicht nur ihre Fesseln zersprengen wollen, man müßte auch urplötzlich geheilt sie denken von allem Wahnsinn des Aberglaubens, und unzugänglich den Eingebungen des Fanatismus. Von dem Joch einer von Grund aus verfälschten und betrügerisch gemißbrauchten Religionslehre, von den Ketten des Beichtstuhls und seinem Schreckenssystem befreit, müßte sich die spanische Nation selbst die reinen Lehren der Wahrheit, wie sie Christus der Welt hinterlassen hat, wiedergeben können; Schöpfer ihrer Regeneration, müßte sie sich frei halten vom Geiste des Schwindels, der Habsucht, der Ungerechtigkeit, der Rache; sie müßte gelernt haben, geistliche und weltliche Obrigkeit zu gleicher Zeit zu richten und zu ehren. Bei der plötzlichen Reform eines in Mißbräuchen so alt gewordenen Staates müßte jeder seinem gewohnten Platz entrückte Einzelne alle Entbehrungen und das Unbequeme des Neuen geduldig hinnehmen: mit einem Worte, das spanische Volk müßte muthig und einmüthig sein, seine Freiheit zu erobern, einsichtsvoll genug, um sie zu befestigen, kaltblütig und bescheiden genug, um sie zu ertragen, mächtig genug, um sie zu vertheidigen, und großmüthig genug, um sie zu theilen: alles Bedingungen, welche ein ungebildetes Volk niemals erfüllen kann. Nein! der wahren Freiheit goldne Frucht reift keinem Volke am vorübergehenden Phrasenfeuer einiger Redner; sie bedingt frühe, gesunde Aussaat voraus und in günstigen Boden, sorgsame Pflege, langsames Wachsen bei warmem Sonnenschein und befruchtendem Regen; zur Reife, aber nur zur Reife — Gewitter. Seht auf Nordamerika! Erst nach eines vollen Jahrhunderts Aussaat und Wartung hat es geärntet. Ein volles Jahrhundert lang arbeitete das Volk beständig an seiner politischen Ausbildung, und erst als sie vollendet war, nachdem bereits zwei Generationen großgezogen worden in den reinen Grundsätzen des Republikanismus, nachdem das Volk die Beweise seiner Mündigkeit vor aller Welt abgelegt hatte, stand es auf, ein Herz und eine Seele, und erklärte sich — männlich, ernst und ruhig — für frei. Und was es erklärt hatte, verfocht es mit ausdauernder Begeisterung acht Jahre lang siegreich gegen die größte Uebermacht, mit der jemals ein aufgestandenes Volk zu kämpfen gehabt hat. Sein Weg war bestimmt der längste und beschwerlichste; aber er führte zum Ziele. Jeder andere wird immer mehr oder weniger fern von demselben bleiben; eine Wahrheit, für welche es keine warnenderen Beweise geben kann, als die Geschichte der Revolutionen neuester Zeit.

Der Spiegel der Wahrheit.

Ein blinder Königssohn
Bestieg des Vaters Thron,
Ihm ward, statt Augenlicht,
Gefühl für Recht und Pflicht;
Doch wer nicht selbst kann schauen,
Muß Andern sich vertrauen.

Es stieg in jeder Nacht
Um Wahrheit, nicht um Macht,
Aus frommer Brust erfleht,
Zum Himmel sein Gebet,
Bis ihm die dunkle Erde
Ein lichter Traum verklärte.

Da formte sich ein Bild
In Morgenroth gehüllt,
Aus Nebeln dicht und alt,
Zur blühenden Gestalt,
Das sprach: "Die Zeit ergrauet,
"Wohl dem, der mir vertrauet!

"Du suchst das große Gut,
"Das sich mit Kraft und Muth
"In treuer Brust erzeugt
"Und keiner Frage schweigt,
"Die Perle in der Krone,
"Die Wahrheit vor dem Throne.

"In diesen Spiegel blick',
"Er heißt die Politik;
"Was diese dir verspricht,
"Sie hält das Kleinste nicht;
"Für Ehre, Recht und Treue
"Verpfändet sie die Reue.

"Hier sind der Spiegel zwei:
"Den führt die Schmeichelei
"Und den der Eigennutz,
"An beiden klebt der Schmutz;
"In diesen Wahrheit suchen
"Heißt dem Verstande fluchen.

"Der Fanatismus reicht
"Was dieser Spiegel zeigt;
"Sein' Zweck hält er für gut,
"Sei auch das Mittel Blut;

„Er baut auf dem Altare
„Der Wahrheit Todtenbahre.“

Der Blinde holt zur That
Aus diesen Spiegeln Rath;
Sie zeigen ihm entstellt
Die Menschen und die Welt;
Er glaubt im frommen Wahne
Und dienet schlechtem Plane.

— Wer bist du, Traumgebild
So kräftig und so mild?
Vermagst du zwischen mich
Und diese Spiegel dich
Mit deinem Glanz zu stellen,
Die Nacht mir zu erhellen? —

„Ich bin die junge Zeit,
„Von Vorurtheil befreit;
„Mein Spiegel zeiget rein,
„Er duldet keinen Schein,
„Deckt auf der Lüge Blässe
„Und heißt: die freie Presse.“

Naturgeschichte.

Der Bär.

Ein plumpes Thier, das jedoch im Gebrauch seiner, mit Ausnahme des Auges, sehr scharfen Sinne sowohl als im Klettern sehr geschickt ist. Das Weibchen hat einen schmälern Kopf und Rücken, 4 Saugwarzen an der Brust, 2 in den Weichen. Es geht 6 Monate trächtig und bringt in seiner Jugend ein Junges, späterhin 2 und 3. Es säugt sie 6 Monate lang.

Der Bär lebt paarweise in dichten Wäldern, einsamen Brüchen und Felsenklippen, auf hohen Bäumen. Den Winter bringt er in einem Lager von Schnee zu, ohne viel Nahrung zu sich zu nehmen, obwohl er da nicht mit schlafen die Zeit ausfüllt, wie man glaubte. Er führt im Ganzen ein stilles, einsames Leben und ist von Natur sehr traurig. Wenn die Bären aus dem Winterlager gehen, suchen sie zuerst Ameisenhaufen auf, ingleichen die Wurzeln der Otterblume und junges Aspenlaub. Das Wasser saufen sie wie die Hunde, bissenweise. Seine Nahrung zieht er in der Jugend mehr aus dem Pflanzenreiche; er verzehrt Obst, Beeren, Eicheln, Getreide und Insekten; später fällt er aber auch Pferde, Ochsen, Schafe, Ziegen und Rothwild an; besonders aber liebt er Forellen, daher er sich im alten Deutschland an Forellenbächen aufhielt; auch Honig gehört zu seinen Leckerbissen: Wenn das Weibchen trächtig ist oder Junge hat, ist es am grimmigsten, und obwohl der Bär eigentlich nur sehr selten Menschen anfällt, bleibt seine Jagd doch immer gefährlich, wenn er gereizt worden ist. Er lebt lange, wächst bis in sein zwanzigstes Jahr und wird über 6 Fuß lang. Selbst in der Gefangenschaft wird er alt und begnügt sich zu seinem Futter mit etwa sechs Pfund Brod. Im Stadtgraben zu Bern lebte einer 47 Jahre.

Die Mutter behält ihre Jungen bei sich, bis sie wieder trächtig ist, oft 2 bis 3 Jahre. Diese haben weiße Ringe um den Hals bis in das zweite Jahr, manche zeitlebens.

Wir benutzen von den Bären besonders die Haut zu Pferdedecken, Bärenmützen ꝛc.; ihr Fleisch, das im Herbst am fettesten ist, wird in Norwegen gegessen, besonders werden Bärenschinken geliebt und seine Tatzen sind ein kostbares Schaugericht; das Fett benutzt man zum Schmelzen der Speisen sowohl als in die Lampen. Ihre Feinde im Thierreich sind vorzüglich die Wölfe, welche da, wo sie in Rotten beisammen sind, im Winter auf die Bären Jagd machen.

Diese Thiere finden sich noch in Norwegen, Polen, Rußland, Oestreich, Slavonien, in Churland, Liefland und der Schweiz; aber in Deutschland finden sich diese ehemals so häufigen Raubthiere nicht mehr.

Um den Bären tanzen zu lehren, fangen ihn die Italiener in Gruben, fügen ihm einen eisernen Ring durch die Nase, an den sie eine Kette befestigen, und binden ihm die Vorderpfoten; dann bringen sie ihn auf einem eingezäunten Platz auf glühend erhitzten Fußboden und machen Musik mit einer Pfeife oder dem Dudelsack dazu, und die Hitze unter den Sohlen treibt das Thier zum Tanzen, welches sich zuletzt daran gewöhnt, auch ohne brennenden Fußboden bei dieser Musik seine Sprünge zu machen.

Fabel.

Ein hungeriger Spatz jüngst flog
Zu einem Brodstand hin und zog
Mit seinem Schnabel kühn und keck
Für einen Kreutzer Weißbrod weg,
Er hält den Raub im Schnabel fest
Und eilt damit zu seinem Nest.
Drob kommt der Bäcker wuthentbrannt
Mit einer Peitsche in der Hand
Und schimpft — und schaut dem Spätzlein nach
Das hoch schon oben auf dem Dach
Sich seiner fetten Beute freut.
Von ungefähr kam Meister Veit,
Der sieht des Nachbars Zorn und spricht:
„Erzürnet Euch, mein Lieber, nicht!
„Was Jener hat, kommt nimmermehr
„Zurück; doch eine gute Lehr'
„Soll für Euch diese Warnung sein:
„Backt Euer Brod nicht mehr so klein;
„Kein Kreuzer-Brödchen dann bestimmt
„Der Spatz Euch mehr vom Laden nimmt.

WFrnd.

Auflösung des Räthsels in No. 19.: „Schauspieler.“

Charade.

Ihr seht an der Ersten wohl Dornen und Rosen,
Verfertiget ist sie von Federn und Haar,
An Herzogen, nahe am Land der Franzosen,
Vereiniget als ein inniges Paar.
Die Zweite und Dritte sind hohe Gestalten,
Und immerdar meistens von Frauen verehrt;
Sie üben im Leben die größten Gewalten,
Doch haben sie gänzlich verschiedenen Werth.
Das Ganze, in wild afrikanischen Horden,
Lebt weit hinter uns noch an Bildung zurück,
In Höhlen und Klüften, ist ärmlich an Worten,
Doch sendet den Pfeil es mit vielem Geschick.

Fr. Schw.

Wer will denn Alles gleich ergründen?
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Göthe.

DAS POSTHORNCHEN.

No. 22.

1. Juni 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 2 Kreuzer per Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die Umgegend von Aarau wurde seit zwei Tagen durch mehrere auf einander folgende starke Gewitter heimgesucht. Ein Mann von Biberstein wurde beim Arbeiten an einem Floße vom Blitz erschlagen, so wie man auf dem stark angeschwollenen Aarflusse einen umgedrehten Nachen auffing, der Unglück vermuthen läßt. — Im solothurnischen Erlinsbach ist man in der Zivilisation noch nicht so weit gekommen, daß man das altherkömmliche abergläubische Glockengeläute während Gewittern unterläßt. Weiß der dortige Geistliche noch nicht, daß dieses eher verderblich ist? oder fürchtet er die so majestätische Stimme Gottes im Donner, daß er seine Ohren davor mit Milchbecken-Geklimper betäuben will?

— Die Abhaltung der dritten Abtheilung der Militärschule in Thun ist für dieses Jahr unmöglich geworden, da sich kein eidsg. Offizier zu deren Leitung finden will.

— Unter den Raritäten, die auf dem diesmaligen Frühlings-Jahrmarkt in St. Gallen zu sehen waren, zeichnete sich besonders die Menagerie des Herrn Anton van Aken aus durch eine Anzahl schöner und sehr wohl gehaltener Thiere, die einen lehrreichen Anblick gewährten. Staunen erregte es, obgleich es dem Zuschauer oft bange machte, zu sehen, wie der Besitzer selbst die reißendsten Bestien so gezähmt hat, daß er sie wie Schooshündchen behandeln, auch treten und schlagen darf. Die geistige Kraft des Menschen vermag endlich Alles in der Natur sich zu unterwerfen.

— Am 23. Mai hat sich der neue Verfassungsrath von Baselland konstituirt. Zum Präsidenten wurde gewählt Herr Aenishänsli und zum Vizepräsidenten Herr Strub von Läufelfingen.

— Das zürcherische Kloster Rheinau hat im Thurgau eine Besitzung, Mammern genannt. Die Zürcher-Regierung leitete von sich aus den Verkauf derselben ein. Aber das Kloster protestirte; da sandte die Zürcher-Regierung Abgeordnete, welche dem Abte erklärten: „Wenn das Kloster fraglichen Verkauf binnen zwei Stunden nicht genehm halte, so sei das ganze Gotteshaus aufgelöst!“ Das half, denn binnen einer Viertelstunde war ihre Protestation widerrufen.

— In Trogen lagen am 15. und 16. Mai dem Ehegerichte nicht weniger als 49 Scheidungsbegehren vor, worunter 41 Fälle, bei welchen allzuschroff von einander abstehende Gemüths- und Leibes-Eigenschaften unversöhnlichen Haß, anhaltenden Zank und Streit, gewaltthätige Mißhandlung und ausschweifende Lebensart zur Folge hatten. Die ausgefällten Bußen betrugen 1295 fl. 6 kr.

— Im Bezirke Schwyz werden Unterschriften gesammelt auf eine Petition an die eidsg. Repräsentanten, worin auf eine Umgestaltung des Kantons gedrungen wird und die Unterzeichner sich gegen alle aus der Störung an der Landsgemeinde entstehenden Folgen verwahren. In Brunnen, Schwyz, Arth, Lowerz ꝛc. erhielten

sie zahlreiche Unterschriften. Die Gnädigen Herren von Schwyz beschieden die ihnen bekannt gewordenen Unterzeichner zur Verantwortung, von denen Einige Folge leisteten, Andere aber erklärten: sie anerkennten dieser Herren Gewalt nicht mehr.

— Mit Unwillen hat man in Küßnacht von s. g. Landammann und Rath des Kant. Schwyz unterm 14. Mai an die Landleute erlassenen Aufruf gelesen. Er enthält eine solche Verunstaltung der Vorfälle am Rothenthurm, daß nur Schwyzer-Magnaten es über sich nehmen können, sie auf sogenanntem amtlichem Wege zu verbreiten.

— Die Sarnerstände sind durch das kräftige Einschreiten des Vororts gegen ihre getreuen Genossen in Schwyz auf einmal wieder aus ihrem heuchlerischen Schlummer aufgeschreckt worden und erheben ein Zeter- und Mordio-Geschrei über Verletzung der Kantons-Souveränität, des Bundes und des Völkerrechts, und verlangen eine außerordentliche Tagsatzung; um diese aber statt finden zu lassen, bedarf es des Verlangens von fünf Ständen; bis jetzt verlangt es nur Neuenburg, Uri und Unterwalden.

— Das Begehren von Nieder-Wallis um Aenderung des Repräsentations-Verhältnisses wurde auf dem Landtage mit großer Mehrheit verworfen; dagegen macht Wallis auf eine andere Art Fortschritte, indem zu Monthey ein Jesuitenkloster errichtet werden soll. Darüber, so wie über den Sieg der nach der neuen Mode so genannten Konservativen bei den Reg. Rathswahlen im K. Freiburg, freuen sich Eulen und Füchse gewaltig. — Am 24. Mai ist das Schloß des Bischofs zu Tourbillon bis auf den Grund abgebrannt.

— Auch im Kanton Tessin werden Fortschritte eigener Art gemacht, indem der gr. Rath beschlossen hat, künftig seine Verhandlungen nicht mehr, wie bisher, drucken zu lassen, sondern bloß die Beschlüsse dem Volke bekannt zu machen. — Hätten sie lieber auch grad das noch zu unterlassen beschlossen!

— Im K. Tessin soll im Plane sein, die Briefposten an Privaten zu verpachten, wobei das Publikum befürchtet, daß zu dem regellosen und theuern Postenlauf noch Mißbrauch des Postgeheimnisses in kaufmännischen Angelegenheiten eintreten dürfte.

— Den eine außerordentliche Tagsatzung verlangenden Ständen ist auch Freiburg beigetreten, nun fehlt noch Baselstadt, welches schon eingekommen wäre, wenn die Baseler Zeitung etwas dazu zu sagen hätte.

— Unsere nächste Tagsatzung soll, wie es heißt, mit allerlei Beschwerdeschriften von Klöstern gegen Regierungs-Beschlüsse überschüttet werden. Wenn die Tagsatzung nur auch so klug antwortete, wie die Zürcher-Regierung.

Ausland.

— Der alte Görres, dieser so eifrige Verfechter der römischen Hierarchie, hatte mit ganzer Bestimmtheit darauf gerechnet, zu seinen Sporen im Kopfe vom Papst auch noch den Orden vom goldenen Sporn zu erhalten, wodurch er die Reihe seiner Irrthümer vollzählig machte. Der heilige Vater in Rom hat sich eben nicht über den Athanasius erbaut, sodern erklärt, er könne nicht begreifen, warum sich die katholische Kirche in Deutschland so ungeschickter Vertheidiger bediene. Spaß wär's nun, wenn Görres in seinem gerechten Zorn über die Undankbarkeit des Papstes gegen ihn zu schreiben anfinge.

— Durch das neue würtembergische Strafgesetzbuch steht es der Regierung zu, auch solche Vereine zu verbieten, die sonst nicht gesetzwidrig waren, und wenn sie in Zukunft die Wahlvereine nicht gestattet, so macht sie nur von einem ihr verliehenen Rechte Gebrauch, und die Würtemberger dürfen über einen so bittern Schlag nicht klagen, den die Stände durch Annahme solchen Gesetzes sich selbst hinter die Ohren versetzt haben.

— Im August soll von den drei Majestäten von Oesterreich, Rußland und Preußen wieder eine Zusammenkunft in Prag statt finden.

— Der Kaiser von Oestreich hat beschlossen, die von dem um sein Vaterland so hochverdienten Helden Andreas Hofer hinterlassenen Realitäten in Passeier zu erkaufen, und als landesfürstliches Lehen auf immerwährende Zeiten dessen Familie zu überlassen, so wie dessen Nachkommen in die Tyroler ständische Adelsmatrikel aufzunehmen.

— Es sollen aus Elbing in Preußen Nachrichten eingegangen sein, daß auch der Fürst-Bischof von Ermeland, ein Greis von 80 Jahren, die Einsegnung der gemischten Ehen verweigert habe.

— Seit dem großen Friedensfeste war die Residenz der preußischen Monarchie nicht so überfüllt von hohen Gästen wie jetzt. Von allen militärischen Festlichkeiten möge nur die vollkommene Belagerung und Erstürmung der Festung Spandau genannt werden, ein kriegerischer Akt, der uns in das Jahr 1813 zurück versetzt. — Die überaus schöne Equipage den Königs von Hannover er-

regt hier vieles Aufsehen und kein Mensch will glauben, daß man in so prachtvollem Wagen und mit so edlen Rossen jemals schlecht fahren könne.

— Das Brandunglück, welches die ausgezeichnete typographische Anstalt des Herrn Hänel in Magdeburg getroffen hat, ist hart. Die Schriftgießerei, Buchdruckerei, das Magazin, alle Maschinen, Matrizen, Werkzeuge, Formen, Schriften, alle Werke, der ganze Papiervorrath und selbst die noch ungedruckten Manuskripte sind ein Raub der Flammen geworden. Es gehört wohl die größte Energie des Besitzers dazu, auf der rauchenden Brandstätte Plane zu entwerfen, wodurch das Etablissement aus der Asche erstehen soll. Hr. Hänel beabsichtigt nach England zu reisen, um von dort aus die neue Einrichtung zu betreiben.

— Der Tod Talleyrands ist zwar für die Pariser ein Ergebniß, daß ihren Blättern zu allerhand Faseleien reichen Stoff gibt, jedoch sind auch noch wichtigere Dinge zu besprechen. Mit der Renten-umwandlungsfrage scheint sich die Regierung eine neue Falle gelegt zu haben, denn so lieb es ihr auch war, in der Pairskammer eine entschiedene Abneigung gegen diese Umwandlung zu gewahren, so besorgt ist sie jetzt, daß die Pairs ganz feindlich dagegen auftreten und den Volksvertretern geradezu den Fehdehandschuh hinwerfen möchten. Man fühlt, daß ein solcher Kampf den Juli-Thron sehr erschüttern, vielleicht gar die Juli-Freude in eine Juli-Trauer umwandeln dürfte.

— Talleyrand, durch sein ganzes Leben verliebt und wollüstig, als abtrünniger Priester verheirathet, mit einer liebenswürdigen Tochter beglückt, dieser schlaue Diplomat wollte nach seinem Tode auf einem Paradebett mit seinem bischöflichen Gewande bekleidet ausgestellt werden; zu diesem Ende beschloß er sein Testament mit der Versicherung, daß er in der katholischen, apostolischen, römischen Religion sterbe! So hat er noch durch sein Ende sein ganzes Leben ironisirt und die römische Geistlichkeit treibt in ihren Blättern mit dieser End-Ironie spekulativen Spuk.

— Man raunt sich in Paris in die Ohren, der Herzog von Nemours sei bestimmt, als Vizekönig in der Provinz Algier zu funktioniren.

— Am 3. Mai versetzte ein Dieb das ganze Quartier von St. Martin in Paris in Aufruhr. Er war bei einem Hausdiebstahle in einer Kammer des vierten Stockwerkes entdeckt worden, sprang aus dem Fenster auf die Dachrinne eines benachbarten Hauses, und kletterte eine bedeutende Strecke weit von einem Dache auf das andere, bis er in einem Hofraum angehalten und der Polizei ausgeliefert wurde. Diese führte ihn nach seiner Wohnung, wo man eine Nachsuchung halten wollte, als er sich dort plötzlich von seiner Kammer im fünften Stockwerke durch ein Fenster in den Hof hinunter stürzte, wo er auf der Stelle todt blieb.

— Die Pariser Hofzeitung, der Moniteur, meldet mit außerordentlich wichtiger Miene, das Kind unter dem Herzen der Herzogin von Orleans habe sich allbereits geregt. Das arme Kind muß schon im Mutterleibe in den Zeitungen herumgeschleppt und blamirt werden.

— In Paris hat ein deutscher Musiker, Hr. Mainzer, die schwere Arbeit übernommen, die französischen Handwerksbursche, die bisher nur brüllen und johlen konnten, im Gesang zu unterrichten.

— Von 11,000 bischöflichen Geistlichen in England lebt beinahe die Hälfte nicht in ihren Gemeinden, sondern sie verzehrt ihre fette Besoldung, wo es ihr beliebt, und läßt die Pfründe von einem ärmlich bezahlten Vikar verwalten. Das sind evangelische Hirten!

— Ein englischer Offizier wurde jüngst der Vielweiberei wegen angeklagt. Bei der Untersuchung ergab sich, daß derselbe an verschiedenen Orten fünf noch am Leben befindliche frische junge Weiber habe.

— Am 6. Mai wurden aus der Bank von Aberdeen für 20,000 Pf. Sterling Noten geraubt; wahrscheinlich während der Verwalter des Hauses in der Kirche, die daheim gebliebene Magd aber eingeschlafen war, durch einen Dieb, der sich eingeschlichen und versteckt gehalten habe.

— Die geh. Räthin Gräfin Buturlin hat 2950 Leibeigenen männlichen und eben so vielen weiblichen Geschlechts die Freiheit ertheilt. Nach dem von der Gräfin mit den freigelassenen Bauern abgeschlossenen gesetzmäßigen Kontrakte hat sie denselben all deren Hab und Gut nebst etwas Land auf jede männliche Seele als Eigenthum überlassen.

— Nicht nur die Insel Hydra in Griechenland will von dem neuen Rekrutirungsgesetz nichts wissen, sondern auch verschiedene Distrikte in Morea haben dieselbe Absicht an den Tag gelegt und den Entschluß gefaßt, auch keine Steuern mehr zu bezahlen, ein Entschluß, der den Plan der Regierung, Ordnung in die Finanzen zu bringen, ganz unmöglich macht; denn wenn keine Steuern

bezahlt werden, gibt es auch keine Finanzen, und wenn diese fehlen, kann man sich auch die Ordnung für dieselben ersparen.

— Die Freunde und Verfechter des Don Karlos rücken nach und nach jetzt alle mit immer trostlosern Nachrichten ins Hauptquartier ein. Seine musterhaften Truppen mißhandeln ihre Offiziere und nehmen Reißaus. Die ihm bisher treu gebliebenen baskischen Provinzen machen Rechtsumkehrt und erheben die Faust gegen ihn, worüber man sich in Madrid der ausgelassensten Freude preis gibt und über die Straßen sogar von hohen Personen die gemeinsten Spottlieder auf ihn gesungen werden.

— Am 6. Mai wurde in Lissabon seit 1820 die fünfte Konstitution beschworen, bei deren jeder man uns sogar eidlich versicherte, daß wir Portugiesen glücklich sein würden, und immer hat sich das Gegentheil davon gezeigt. Kann man es uns wohl verdenken, wenn wir auch dies Mal an unserm Glücke zweifeln. Am Abend sollte die Stadt erleuchtet sein; da aber die meisten Einwohner ihr Geld besser brauchen konnten, als es zur Verherrlichung der Verfassung auszugeben, waren nur wenige Häuser illuminirt, die in den stockfinsteren Gassen dafür einen lebhafteren Eindruck machten.

— Die miguelistischen Banden haben sich der ganzen Provinz Algarbien bemächtigt und gehen damit um, dieselbe von dem übrigen Portugal unabhängig zu machen und dem biedern Don Miguel einen Thron zu errichten. Geflüchtete spanische Karlisten wollen dabei hülfreiche Hand leisten.

— Entweder will der türkische Sultan von den Neuerungen nach europäischer Zivilisation nichts mehr wissen, oder er hat von dieser letztern ganz falsche Begriffe. So hat er in neuester Zeit durch einen besondern Ferman auf das Strengste geboten: Keiner, der eine Gunst oder ein Recht zu erbitten habe, solle sich unterfangen, auch nur einen Versuch zu Bestechung von Beamten zu machen. Man sieht auf den ersten Blick, daß dies eine durch und durch türkische Verordnung ist, über die man im zivilisirten Europa ein höhnisches Gelächter erheben würde.

— Mit dem neu eingerichteten türkischen Staatsrathe will es gar noch nicht ordentlich gehen, und zwar nur deshalb, wie Einige meinen, weil das türkische Reich noch kein ordentlicher Staat sei. Sollte an der Meinung etwas Wahres sein, so müßte der Sultan vor allen Dingen dafür sorgen, sich einen Staat zu schaffen.

— Nun der Vizekönig von Aegypten nicht mehr von den Driisen belästigt wird, treten seine großen Reform-Pläne deutlich hervor und zeigen, daß er mit europäischen Großmächten in enger Verbindung steht. Um dem staunenden Europa einen Beweis zu geben, daß er dessen hohe Zivilisation begriffen habe, hat er bei seiner Armee die türkischen Stockschläge abgeschafft, und dafür die russischen Knutenhiebe eingeführt.

Großmuth und Pflichtgefühl.

In einer sehr freundlichen, allgemein bekannten Stadt ist, wie in vielen Städten, das Hausiren verboten. Eine Bauersfrau ging dennoch mit Eiern hausiren und wurde von der Polizei ertappt. „Sofort wird sie verurtheilt, ein Pfund Buße zu bezahlen, allein bald überzeugt sich der Polizeidiener, daß das ganze Vermögen der Frau nur in 15 Kreuzern besteht. Soll er sie festnehmen? Soll er sie laufen lassen? Seine Großmuth kämpft mit seinem Pflichtgefühl, und beide — ein wahrhaft seltener Fall — beide siegen. Er hält die Frau nicht fest, sondern erlaubt ihr, so lange ungestraft hausiren zu dürfen, bis sie die Buße bezahlen kann. — Wer könnte da noch über Aufklärung klagen?!

Am 14. Brachmonat d. J. findet bei Conrad Sailer in Schaffhausen eine Versteigerung von Büchern aus allen Fächern, und vorzüglichen chirurgischen Instrumenten, statt. Verzeichnisse sind gratis zu haben bei

J. Sailer, Kanzlist.

Baden, den 30. Mai 1838.

Konzert-Anzeige.

Künftigen Mittwoch den 6. Juni wird Mad. Anna Blum, Sängerin am herzogl. Hoftheater zu Dessau, im Rößli-Saal unter Mitwirkung hiesiger Musik-Freunde, eine musikalische Abend-Unterhaltung geben. Anfang um 7 Uhr.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 23. 8. Juni 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Das Gewitter.

Es ist e so timber und isch e so heiß,
I förchte-n-es Wetter und glaub' es güb eis:
Am Berg trücke d' Wulke, 's wird finster im Wald,
Es schwarzet dert hinde, 's chunnt-wäger scho bald.

Es tonn'ret vo Wytem, es chuutet der Wind,
Chumm Meili, nüt wänd is i Schärme loh gschwind;
Es foht scho a regne, es ist e kei Gspaß;
Mer werde fust tropfet- und müüseli-naß.

Nei los au wie's braschlet, wie's chrachet und macht,
's thuet wäger no ärger as vorgester z'Nacht;
Es toofet und runschet — mir chönte nit hei,
Do müen mer halt blybe — ohele, 's git Stei!

I luege dem Wetter-fust eister gern zue —
Herr Jesü, 's het gschlage-n und brönnt über d'Flue!
— Doch ist es gar truurig wenn's haglet und schloht,
Wenn's Unglück und Schade-n im Feld hinderloht.

Es heiteret wieder, bald isch es verby,
Vo der hindere Syte schynt d'Sunne scho dry
Und d'Wulke ziehnd weidli, es tryht sie der Föhn;
O lueg dert de Boge, wie farbig und schön!

Jetz strecke si d'Hälmli und 's Müggli flüügt uuf,
Und d'Vögeli singe-n es Danklied jetz druuf;
's ist nit so bös g'gange, 's het's schlimmer scho gmacht:
Der Schöpfer het gsorget und het für is gwacht.

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

1. Liebegg.

Dicht an der Aar, an der nämlichen Stelle, wo jetzt das Gemeinde-Rathhaus der Stadt Aarau ist *), stand vor Zeiten die Burg der reichen Grafen von Rore **). Landolus, ihr letzter Besitzherr, hatte eine Gemahlin aus dem Hause Habsburg, und eine hoffnungsvolle Tochter war die einzige Frucht ihrer Ehe und die Freude ihres Alters. Der Graf war ein rüstiger und gewandter Jägersmann, von dem in seiner ganzen Herrschaft kein Fleckchen Landes oder Waldes unbetreten blieb; aber auch ein großer Freund der neu in's Land eingedrungenen, seligmachenden Lehre Christi, und ein eifriger Bewunderer der Werke Gottes. Seine Tochter Gertrud, ein unbefangenes, schuldloses Kind der Natur, hatte ihren Vater oft bei kleinen Waldstreifereien begleitet, und besonders waren ihr die kleinen Hügelreihen gegen den See hinauf beliebt, wo hier und dort ein sonniges Plätzchen eine angenehme Fernsicht über die Thalschaften gewährte. Diesem Wege folgte sie mit ihrem Vater an einem warmen Frühlingstage; sie kamen auf einem freien Hügelvorsprung an, wo die Tochter, mit einiger aus der Burg mitgebrachten Erquickung versehen, zu verweilen beschloß, bis der Graf, die Spur eines Wildes verfolgend, von seinem Ausfluge zurückkäme. Sie setzte sich auf eine mit frischem Rasen bewachsene Sandfelsenbank. Ein düsteres, dunkles Grün malte sich unter schattigen, hohen Tannen über das wallende Forstgras dahin und blendende Sonnenstrahlen durchbrachen in

*) Montags vor Valentii hat Gangolff Trüllerey der Statt zu kaufen geben die alte Veste Rore, damals der Freihof genant. Auf solches habend die von Arau den Burggraben ausgefüllt, das Gebäu verändert und ein Rathhaus daraus gemacht, die Freiheit und Flucht von Missethätern, so von alter Zeit her darin gewesen, habend sie mit Bewilligung der Herren von Bern, als welche das Mannlehen darüber habend, auf ihren Kirchhof verlegt.

**) Die Grafschaft Rore hat sich neben der Reuß hin erstreckt, so daß auch die Abtei Muri darin gelegen, welches folgende Worte aus der Bestätigung Kaiser Heinrichs im Jahr 1114 darthun: Monasterium situm est in provincia scilicet Burgundia in episcatu Constantiensi in pago Argov. in comitatu Rore (Kloster in der Landschaft Burgund, im Bisthum Konstanz, im Aargau, in der Grafschaft Rore).

einiger Entfernung bald goldgelb, bald feuerroth die bemoosten und dicht mit Epheu umrankten Baumstämme; die kleinen Sänger des Waldes wetteiferten in Uebung ihrer Orgelstimmen; eintönig hauchte der Kukuck seinen schallenden Schrei dazwischen, den das Echo der gegenüberliegenden Waldhöhen wiederholte. Hoch aus der Luft herab miaute der Hühnerfalke, um mit scharfem Blick ein im Moose irrendes Mäuschen zu erforschen. Da setzt sich plötzlich ganz nahe bei der Jungfrau ein niedliches Rothkehlchen in einen niedern Haselstrauch, wetzt den Schnabel, schwellt das Kröpfchen und beginnt sein liebliches Lied, das es lange Zeit unerschöpflich dem lauschenden Mädchen vorsang. Ganz entzückt über des Thierchens muntern Frohsinn und seine trauliche Furchtlosigkeit, ergreift sie einige Brosamen, die sie in ihrem Schooße zerstückelt hatte, und wirft sie dem fleißigen Sänger hin; aber o Schade! er läßt die ihm dargeworfene Speise liegen und entflieht; ein heiserer Rabe fliegt daher, erwischt die Brodbröckchen, und schlingt sie mit heißhungriger Gier hinunter.

Gertrud schwang die Hände auf und verjagte zischend den ungebetenen Gast, der so unverdient den Lohn des anmuthigen Unterhalters verzehrt hatte. Sie dachte lange noch zürnend den beiden gefiederten Geschöpfen nach, bis die Wärme des Tages sie in sanften Schlummer wiegte. Selbst im Traume noch beschäftigte sich ihre Einbildungskraft grollend mit dieser Begebenheit, und ein schöner, goldlockiger Knabe trat vor sie hin und sang:

Gutes Mädchen, in der Welt
Geht's gar sonderbar:
Manches wird, wie's Gott gefällt,
Uns oft gar nicht klar.

Zürne du dem Raben nicht,
Der das Brod dir fraß;
Und dem Sänger zürne nicht,
Der im Busche saß.

Unverschämtheit hascht zwar viel
Des Getreuen Lohn,
Der an seiner Mühen Ziel
Nichts gewinnt, als Hohn.

Doch des Höchsten Rathschluß schwebt
Jedem Wesen ob;
Drum zufrieden sei, was lebt,
Singe Gottes Lob.

Was wir wissen, ist ein Nichts.
Einem Blinden gleich
Suchen wir den Strahl des Lichts.
In der Thorheit Reich.

Liebe, Liebe nur allein
Führt an zarter Hand
In des Höchsten Reich uns ein,
In der Wahrheit Land.

Während die Jungfrau da lag und träumte, kam ein junger, fremder Rittersmann, der vom rechten Wege abgekommen und verirrt war, an diese Stelle. Der Anblick des schönen, schlafenden Mädchens im einsamen Walde war für ihn eine bezaubernde Erscheinung aus der Idyllenwelt. Lange stand er da und betrachtete voll inniger Wonne das reizende Bild, das ihn bald zu strafbarer Lüsternheit entflammt haben würde, wenn nicht die Kleidung der Schläferin sie als edle Maid bezeichnet und ihm Ehrfurcht gebietend bessere Gefühle in seiner Brust aufgeregt hätte. Da setzte sich eine große Horniſſe auf ihre Schläfe; sanft wollte sie der Jüngling wegscheuchen: sie hatte sich aber so fest eingeangelt, daß er sie nur mit Gewalt wegnehmen und tödten konnte. Darob erwachte das Mädchen. Er fiel ihr zu Füßen, sie für die Störung um Verzeihung zu bitten; aber fand keine Worte, um seine Entschuldigung vorzubringen. Mit hocherröthetem Antlitz stotterte er ihr einzelne unverständliche Worte vor; erschrocken und beschämt dagegen stand sie auf und wollte, ohne ihn anzuhören, davon eilen; doch er faßte sie, selbst wieder zu sich kommend, bei ihrer zarten Hand, hielt sie zurück und bat sie, ihm den rechten Weg zu ihres Vaters Burg zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden.

So wenig das irdische Leben des einzelnen Menschen auf ewige Dauer berechnet ist, so wenig kann die runde, sich immer bewegende Erde eine Stätte bleibender Kunstwerke, ein Schauplatz ewiger Einrichtungen, eine Wohnung ewiger Völker sein. Die Nationen kommen und gehen; sie entstehen und werden zu Nichts und theilen alles Irdischen Loos. Wie jeder Augenblick Tausende von Menschen herbringt auf die Erde, hinwegnimmt andere Tausende, so führen Aeonen die Völker ab und zu, und die Länder wechseln ihre Bewohner, wie Herbergen die ihrigen. Jedes Volk lebt sich aus und vergeht, sobald die Ursachen seiner Fortdauer aufhören wirksam zu sein, sobald sein Zweck im großen Reiche der Menschheit erfüllt ist. Nach diesem Gesetze sind die Nationen des Alterthums verschwunden; verweht ist ihr Staub, und in den Monumenten der Wissenschaft und Kunst blieben uns von ihnen nur schwache Erinnerungsblätter zurück.

Zwei Völker allein scheinen dieser Wahrheit zu widersprechen. Der mumienartige Chinese, welcher auf seinem Erdwinkel im Prinzip der Bewegungslosigkeit und Abgeschlossenheit das der Dauer gefunden; und der Jude, „der ewige Jude," der lebensmüde Wanderer durch die Welt. — Volk! Jehova's auserwähltes, dessen Annalen mit dem Selbstfluch bezeichnet: „sein Blut komme über uns unsere Kinder!" und wie die Bücher der Propheten bezeichnet sind von Innen und Außen, mit Klagen, Trauer und Wehe — seit achtzehn Jahrhunderten sieht man dich zerstreut in allen Nationen unter der Decke des Himmels, ohne eine Heimath,

ohne einen Lenker, ohne ein gemeinsames, politisches Interesse; Fremdling überall, streckte sich dir nie, weder bei den Christen, noch bei den Feueranbetern, noch bei Brahmah's Verehrern, noch bei den Bekennern des Corans, eine theilnehmende Hand entgegen, oder bot dir ein Willkommen gastliche Aufnahme. Ueberall verstoßen, fandest du zu allen Zeiten bei allen Völkern aller Religionen nur Feinde und Verfolger, und ward dir Druck, Erpressung und Versagung der Menschenrechte zu Theil: und dennoch sieht man dich immer und unter allen Himmelsstrichen als abgesondertes Volk, das jedes seiner ursprünglichen Abzeichen in Religion, Sprache, Sitten, Charakter, in Gestalt und Gesichtsformen, so treu bewahrt hat, als bestände Davids königliches Reich noch heute in Herrlichkeit. — Wie du bist, bist du ein Räthsel, das aller historischen Erfahrung Hohn spricht, und dessen Auflösung der Denker vergebens versucht.

Zwei Jahrtausende waren (nach der biblischen Zeitrechnung) seit der Schöpfung verflossen, als der Nomadenfürst. Abraham aus Mesopotamien, jenseits des Euphrats in Canaan einwanderte, um für sich und die Seinen neue Wohn- und Weideplätze zu suchen. Tugend, patriarchalische Würde und Reichthum machten ihn schon im Leben berühmt, und bei den Völkern weit und breit stand er in Ansehn. Eine Kette wunderbarer Begebenheiten — in denen man die lenkende Hand der Vorsehung deutlich erkennt — führte die Hebräer in der dritten Generation nach dem damaligen Weltreiche Aegypten, wo sie, angesiedelt im Lande Gosen, bürgerliche Beschäftigung üben lernten. Vier friedlich verlebte Jahrhunderte mehrten ein Volk gewaltig, das im Kinder-Reichthum ein Gnadenzeichen des Herrn erblickte. Da wurden sie den Aegyptern zur Last; hart und immer härter legten diese ihnen das Joch auf. In dieser Noth erstand den schwer Bedrückten ein Retter in Moses, einem weisen, kraftvollen, großen Manne, dessen Ruhm ungeschmälert durch alle Zeiten und Völker geht. Glücklich führte er die Nation aus dem Nilthale; aber da er sich bald überzeugen mußte, daß mit dem in der langen Sklaverei gänzlich verdorbenen Volke nichts Tüchtiges anzufangen war, gab er die lebende Generation auf und setzte seine Hoffnung und seine Pläne ganz auf das freigeborne kommende Geschlecht. Mit dem Schrecken Jehova's umgürtet führte er die Israeliten vierzig Jahre lang in Arabiens Wüsten umher, und erst als die verderbte Mehrzahl ausgestorben war, zog er dem Lande der Verheißung zu, dort mit dem zum Dienste des einigen Gottes eng verbundenen, verjüngten Volke einen Staat einzurichten. Nahe am Ziele seiner Pläne erreichte ihn der Tod, den er lange vorher geahnet hatte, nachdem er von einem Berge herab das schöne Land betrachtet hatte, dessen Eroberung er Josua überließ, und in welchem sein Volk zu einer glänzenden Macht und Größe emporwuchs.

Davids Regierung, obschon nicht ohne manchen Wechsel, war der Silberblick des jüdischen Staats. Er, ein Mann voll Kraft zum Guten, voll Geist und Herz, aber auch manchmal hingerissen durch ungestüme Leidenschaft zu schändlichen Verbrechen, war ein glorreicher König, ein Held in der Schlacht, ein erhabener Dichter, ein Mann voll Vertrauen auf den alleinigen Gott. Er gebot von den Küsten des arabischen Meerbusens an bis zum Euphrat und bis zu dem Gebirge Armeniens. Niemals, vor und nach ihm, ist Israel so gewaltig gewesen.

Und nun? Als eine parasitische Pflanze lebt es auf allen Stämmen des irdischen Völkerwaldes, zehrend nur von fremdem Safte, nirgends die eigenen Wurzeln in den Boden schlagend. Sinnreich, verschlagen und immer geschäftig, aber allen Anstrengungen feind, ist es über die Welt hin zerstreut als ein Volk von Schacherern und Unterhändlern, das trotz der Unterdrückung und Versagung der bürgerlichen Rechte überall, nirgends sich nach Wiedervereinigung, nirgends nach eigener Ehre und Wohnung, nirgends nach einem Vaterlande sehnt: und doch hat dies Volk, das fast seit zwei Jahrtausenden wie eine feile Münze durch alle Nationen läuft, betastet und begriffen von Allen mit rauher Hand, sein Gepräge sich erhalten glänzend, scharf und neu, wie ein Gepräge von gestern.

Schützen-Lied.

Herrlich ist des Schützen Kunst,
Sie gewährt die reinste Freude;
Wer das Leben will genießen:
Lerne mit uns fröhlich schießen;
Singe froh so laut er kann:
Waffenübung ziert den Mann.

Nicht zur Freude nur allein,
Auch zum Wohl des Vaterlandes
Sind wir Schützen gern beisammen,
Muth und Eintracht uns entflammen;
Muth verleiht den Gliedern Mark,
Eintracht macht den Schwachen stark.

Freiheitssinn belebe uns,
Daß wir, würdig unsrer Waffen,
Niemals schmeichelnd fein uns bücken,
Noch die Brüder herrisch drücken!
Biederkeit und Heldenmuth
Adle unser Schützenblut!

Naturgeschichte.

Der Barsch.

Ein glänzend messinggelber Fisch, etwas in's Grünliche, seitlich in reinen Goldglanz übergehend, über den Rücken fünf schwärzlichgrüne zu den Seiten herabgehende Binden, doch auch ihrer sieben

und und mehr. Die Iris (Augenring) goldbraun, die Kryſtalllinſe (Augenſtern) wie ein Topas *) erſcheinend. Die erſte Rückenfloſſe grau, etwas in's Violette, hinten mit einem großen ſchwarzen Fleck. Bauch- und Afterfloſſen prächtig zinnoberroth.

Er iſt durch ganz Europa und Aſien verbreitet, und ein geſunder, angenehmer Fiſch von dem ſchmackhafteſten Fleiſch. Er kommt in jeder Art Süßwaſſer, Bächen wie Seen, vor, doch liebt er mehr die Nähe der Quellen, und hält ſich am liebſten in einer Höhe von zwei bis drei Fuß unter der Oberfläche des Waſſers, wo man ihn am ſicherſten angeln kann. Er hält ſich lange an einem Ort unbeweglich ſtill, und ſchießt dann in einem Satz an eine andere Stelle. Seine Nahrung beſteht in Inſekten, Würmern, jungen Fröſchen, kleinen Schlangen und Fiſchen. Der Stichling **) bringt ihm den Tod, da er ſeine Stacheln aufrichtet, wenn ihn der Barſch verſchlucken will. Zur Winterzeit, wo er ſich tiefer hält, trifft es ſich, daß man auf dem Genferſee viele mit heraufgeſtülptem Magen umher ſchwimmen ſieht, die nach einigen Tagen ſterben, ſobald man verſäumt, dieſen Magen mit einer Nadel zu durchſtechen. Dieſes kommt daher, daß beim plötzlichen Aufſteigen aus einer Tiefe von oft fünfzig Faden die Schwimmblaſe nicht Zeit genug hat, ſich ihrer in der Tiefe mehr zuſammengepreßten Luft zu entladen.

Der Barſch ſcheint nicht ſehr geſellig und jeder einzelne für ſich zu ſein; doch behauptet man, daß er auch in Zügen mit einem Anführer gehe. Die Waſſervögel ſind ſeine Feinde, und ſiebenerlei Eingeweidewürmer ſeine Plage.

Er wird höchſtens zwei Fuß lang und wiegt dann 3 bis 4 Pfund. Mit ſeinem dritten Lebensjahre laicht er im April. Dieſer Laich bildet eine einfache Schnur, oft 6 Fuß lang und 2 Zoll breit, voll Eier wie Froſchlaich verſchiedentlich über einander gefaltet, und wie Netze bildend. Unter dem Vergrößerungsglaſe findet man immer 4 bis 5 Eierchen in eine Haut vereiniget, ſo daß ſie wie in viereckigen Zellen eingeſchloſſen erſcheinen. In einem zweipfündigen Barſche wiegt der Laich 7 bis 8 Unzen und enthält 300,000 Eier; die großen Barſche enthalten deren mehr wie die kleinen; da aber die Raubfiſche und Enten dieſen Eiern ſehr nachſtellen und ſie begierig verzehren, ſo iſt ihre Vermehrung nicht ſo groß.

Der Barſch hat ein ſehr zähes Leben und läßt ſich zu jeder Jahreszeit in naſſem Moos viele Meilen weit verſenden, weshalb man mit ihm ohne Schwierigkeit jeden Teich beſetzen kann; da er aber ſchnell wächst, ſehr gefräßig und raubgierig iſt, einen beſondern Teich für ihn zu wählen, der nur ſchlechte Fiſche enthält.

Er wird mit der Angel gefangen, wozu mancherlei Köder genommen wird. Wenn die Barſche von mittlerer Größe ſind, ſo ködert man ſie mit Miſtwürmern an, wobei der Angelhacken 2 Zoll über den Grund zu ſtehen kommen und große Stille beobachtet werden muß. Er geht auch begierig nach Krebsſcheeren.

Auflöſung des Räthſels in No. 19.: „Buſchmänner.“

---

*) Topas, ein meiſt gelber, durchſichtiger, in Säulen kryſtalliſirter Edelſtein, aus 59 Theilen Thon, 31 Kieſel, 5 Flußſäure und 5 Eiſenoxid beſtehend. Man findet ihn in den Urgebirgen unter Quarz, Flußſpath ꝛc., und verarbeitet ihn zu Ringſteinen und andern Schmuckſachen.

**) Stichling, ein kleiner, nur 2 Zoll langer Fiſch, dunkelgrau, am Unterleib und den Seiten ſilberfarbig, an Kehle und Bruſt gemeiniglich roth. Vor der Rückenfloſſe befinden ſich mehrere vereinzelte Stacheln. Er lebt, zum Verdruß der Fiſcher, in Seen aus denen er zur Laichzeit (April und Juni, in die Flüſſe und Bäche tritt.

Charade.

Gott ähnlich ſind die erſten Beiden!
Ein hehres Wort, wer's recht ermißt.
Die dritte Silbe — ach! die iſt
Ein Born von Freuden wie von Leiden —
Ein Born, dem Lieb' und Lied entquillt,
Der, unſichtbar, ſich ſelber füllt.
Das Ganze — einen heil'gern Dom
Gibt's nicht auf Gottes weiter Erde! —
Dort wogt auf kleinem Opferheerde
Bei Tag und Nacht ein Flammenſtrom,
Der glüht und leuchtet ewiglich,
D'ran wärmt die ganze Menſchheit ſich;
Doch, mögt Ihr ſeine Kraft auch kennen:
Das Feuer ſelbſt ſeht Ihr nicht brennen.
Fragt Ihr: Wo ſteht auf Gottes Erde
Der Dom mit ſeinem Opferheerde?
Antwort: „Nur in den erſten Beiden.“
Wie groß iſt er? „Hm! winzig klein,
Der kleinſte Zwerg geht nicht hinein.
Gebaut ward er in alten Zeiten,
Da es noch kein Gebäude gab.
Die Zeit bricht ihn zwar täglich ab;
Baut aber auch, im raſchen Lauf,
Geſchickt ihn täglich wieder auf;
Doch nur als Unter-Architekt:
Der Ober-Bauherr lebt verſteckt,
Nie ſehen läßt er ſich, nur merken —
Doch ſieht man wohl an ſeinen Werken,
Die Niemand je nachpfuſchen kann,
Er ſei ein ganz geſchickter Mann.
Und hätt' Er auf der weiten Erde
Nie einen andern Bau vollführt
Als jenen Dom mit Opferheerde:
Ihm doch das höchſte Lob gebührt.

Fr. Schw.

Anekdoten.

Ein perſiſcher Monarch ſchenkte einem Derwiſch ſeine Gunſt, und lange lebte dieſer auf vertrautem Fuße mit jenem. Endlich bemerkte er in dem Benehmen des Königs Kälte, und nachdem er über deren Urſache nachgedacht hatte, fand er, daß ſie in ſeinen zu häufigen Beſuchen liege. Von Stunde an kam er nicht mehr in den Palaſt. Eines Tages begegnete der König dem Derwiſch und fragte ihn: „Warum beſuchſt Du mich nicht mehr?“ — Weil ich lieber gefragt werden will: warum kommſt du nicht? als: warum kommſt du ſo häufig? war die Antwort.

Ein Araber hatte ſein Kameel verloren und ſchwor, es für einen einzigen Dirhem wieder zu verkaufen, wenn es ſich je wieder finden ſollte. Als dies geſchah, nahm er ſeine Katze dazu, ging auf den Markt und rief: Wer will ein Kameel für einen Dirhem, und eine Katze für hundert kaufen? Aber eins wird nicht ohne das andre verkauft!

DAS POSTHORNCHEN.

No 23.

8. Juni 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 2 Kreuzer per Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Durch Kreisschreiben vom 31. Mai theilt der Vorort den Ständen eine Note des preußischen Gesandten mit, in welcher auf die von Seite der Eidsgenossenschaft ausgesprochenen Wünsche um größere Begünstigung schweizerischer Industriezweige in den Staaten der deutschen Zollvereinigung eine abschlägige Anwort ertheilt wird. — Da die Wünschel-Ruthen aus der Welt abhanden gekommen sind, muß man sich heutzutage gar lange mit Wünschen begnügen.

— Ein bedauerlicher Schlag hat am 29. Mai die Gemeinde Pfaffnau im K. Luzern betroffen. Abends nach 7 Uhr entleerte sich ein fürchterliches Hagelwetter über die Gemeinde, und in wenigen Minuten waren die Hoffnungen des Landmannes auf eine diesjährige blühende Aernte gänzlich zerstört. Bereits hat der Gemeinderath die Hülfe der Regierung für die Verunglückten angesprochen, durch deren Verwendung den Angehörigen der Gemeinde Pfaffnau der erlittene Schaden von mildthätigen Mitmenschen einigermaßen ersetzt werden dürfte.

— 16 Mann, welche bei Belp im K. Bern an den Wehren gegen die stark angeschwollene Aar arbeiteten, wollten am 31. Mai in einem Nachen über den Strom setzen. Das Fahrzeug schlug um und 7 Mann, wovon 5 Familienväter, wurden von den Fluthen verschlungen. Die Ueberladung des kleinen Waidlings mit 16 Personen war Schuld an dem Unglück.

— Am 29. Mai Abends zog nach windstiller Hitze des Tages ein Gewitter gegen Aarberg heran. Unter unaufhörlichem Donnern und Wetterleuchten fiel so starker Hagel, daß auf einen Raum von 15 Schuh Länge und 5 Schuh Breite ein halbes Bernmäß Steine fielen, von Erbsengröße auf bis zur Größe einer Baumnuß. Der Schaden, den dieser Hagelschlag anrichtete, ist ziemlich bedeutend.

— So wie die Zeit für das bevorstehende eidsgenöss. Freischießen in St. Gallen herannaht, rücken auch die Vorbereitungen für dasselbe voran. Schon stehen die große Speisehütte, der lange Schießstand, die Büchsenschmiede, die Kugelgießerei und der Stutzerbehälter unter Dach und Fach und die übrigen Gebäulichkeiten, voraus das große Kaffehaus, die Scheibengestelle und Zeigerwehren sind in voller Arbeit. Es beginnt unabänderlich mit dem 1. Juli und die Schießpläne werden am 8. u. 9. d. in alle Gauen des Schweizerlandes versandt. Nach denselben werden 41 Scheiben (34 Kehr-, 6 Stichscheiben und die eidsg. Scheibe) ausgestellt werden. Der Gesammtbetrag der Gaben beläuft sich auf 38,805 Fr. Unter andern von uns früher schon aufgezählten bemerkenswerthen Ehrengaben erscheint eine von Bünden eingereichte dreijährige lebendige Gemse und einen eben so alten Stein-Adler. Der Doppel auf alle Stichscheiben wird 20 Fr.

sein, das Schwarze in den Stichscheiben 18 Zoll Nürnbergermaß, der Nummernkreis 12 Zoll und in der Kehrscheibe 2½ Zoll Neumaß durchmessen. Die Schußweite ist 500 Fuß.

— Am 22. Mai sprang in St. Josephen bei St. Gallen eine Pulverfabrikationshütte in die Luft, jedoch ohne Jemanden zu beschädigen. Knaben belustigten sich in der Höhe über den Hütten mit Steinwerfen. Ein Kiesel traf einen Dachnagel, gab Funken und entzündete den feinen Pulverstaub, womit die Hütten überzogen sind.

— In Lutzenburg im K. Appenzell haben die Feuer-Eimer Stoff zu Zank und Streit zwischen der Gemeinds-Vorsteherschaft und den Bürgern gegeben. Einer obrigkeitlichen Verordnung zufolge hat die Erstere bekannt gemacht, daß auf jede Hausnummer zwei Feuerkübel angeschafft werden sollen, welche weder bei einer Theilung in das Theilgut, noch bei einem Fallimente in die Masse, noch bei einer Handänderung vom Verkäufer weggenommen werden dürfen. Dies halten die Bürger für Eingriff in das Eigenthumsrecht und verlangten von der Vorsteherschaft Zurücknahme dieser Verordnung. Da jedoch diese dem Begehren zu entsprechen nicht für gut fand, so ist zu erwarten, daß die Angelegenheit einer unabhängigen Feuerkübel-Existenz von einer Landsgemeinde ausgemacht werden müsse.

— Das Ober-Kriminalgericht das K. Glarus hat das über die widerspenstigen Geistlichen vom Untergericht gefällte Urtheil nicht nur nicht gemildert, wie mehrere Blätter voreilig meldeten, sondern sogar verschärft und gesprochen: Dem Pfarrer Tschudi sind für 10 Jahre, Fischli, Etzinger und Reithaar für 8 Jahre alle geistlichen Verrichtungen im Kanton sofort untersagt und letztere während dieser Zeit aus dem Kanton verwiesen. Von den Prozeßkosten hat Tschudi ⅜, Reidhaar u. Fischli jeder ⅜ und Etzinger ⅛ zu tragen.

— Den 22. bis 28. Juli wird die Schützengesellschaft in Zug ein Freischießen von 16,000 Franken abhalten.

— Der päpstliche Nuntius ist bei der Regierung des K. Tessin mit einer Beschwerde eingekommen, indem im Zivil-Gesetzbuch die Paragraphen über die Ehe mit der katholischen Religion unverträglich seien.

— Die Verwirrungen und die damit verbundene Gesetzlosigkeit im K. Schwyz haben, trotz Proklamationen und Kommissarien, noch nicht ihr Ende erreicht. Die Hornmänner lassen kein Mittel unversucht, die ärmere Volksklasse auf ihre Seite zu bringen, die vorgefallenen Ereignisse am Rothenthurm den Klauenmännern zur Last zu legen und ihrem Verfahren dadurch den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, während sie und ihre Freunde in der übrigen Eidsgenossenschaft im Einschreiten des Vororts den Quell der herrschenden Gesetzlosigkeit herausfinden wollen. Die reichsten Bewohner des Landes, die sich bisher die Macht in die Hände gespielt, sind auf der Hornmänner Seite, denen die ultramontane Pfaffenbrut mit dem päpstlichen Nuntius an der Spitze, überall hülfreiche Hand bieten, und man bedarf keines tiefen Forscherblicks, um zu erkennen, daß diese den heillosen Zwiespalt angefacht und eben so in ganz Europa wie ein böser Dämon jetzt auftritt. Seid wachbar und bereit, selbst mit dem Schwerte in der Faust den Fürsten der Finsterniß zu vertreiben, der mit aller List und möglichen Ränken der Welt die Fesseln des Mittelalters wieder anschmieden möchte.

Ausland.

— Wenn es auch den Schein hat, als seien alle Umtriebe der ultramontanen Partei im Osten und Westen von Preußen enthüllt, so wird doch von wohlunterrichteten Personen sehr daran gezweifelt, daß man die eigentlichen Pläne jener Wölfe im Schafspelz aufgedeckt, erkannt und durchschaut habe. Am Rhein, wie im Großherzogthum Posen, steht neben der Hierarchie noch eine andere Macht, die mit jener Hand in Hand darnach ringt, mittelalterliches Ansehen zu gewinnen, und diese Macht ist der Adel. Die Vorgänge in Hannover, die Reformen in Bayern, das Treiben in den königlichen Schlössern zu Paris, soll dies nicht Alles mittelbar und unmittelbar den Adel zu konsequenter Verfolgung seiner Pläne reizen?

— Die baierische Regierung hat den Verkauf geheimer Mittel verboten, wovon aber Haar-, Haut- und Zahnmittel ausgenommen sind; denn besonders ist die Schminke in Hauptstädten und in der Nähe der ausübenden Gewalt sehr nöthig! Wo sollten alle die freundlichen Gesichter herkommen, wenn es keine Schminke gäbe? Man müßte dann freilich seine Zuflucht zu Masken nehmen, die noch den Vortheil gewährten, daß man dahinter unbemerkt lachen könnte; allein dadurch wäre einer Spekulation der ehrw..... Väter Jesuiten vorgegriffen, die seit einiger Zeit damit umgehen, die Schminke durch und durch zu verbessern.

— Die Vorstadt St. Georg in Hamburg wurde am 20. Nachts von einer Feuersbrunst heimgesucht. Nur die gut geübte und disziplinirte Spritzenmannschaft wird bei uns in einem solchen Falle zugelassen und jeder Unbefugte von den dazu eigens organisirten Feuerwachen zurückgewiesen. Nur selten brennt daher bei uns mehr als ein Haus ab, und dennoch wurden diesmal 15 Häuser ein Raub der Flammen.

— Das Lübecker-Petersburger Dampfschiff ist zwei Meilen von Travemünde abgebrannt. Von 180 Personen, die sich darauf befanden, sollen jedoch nur fünf vermißt werden.

— Wenn man in Deutschland behauptet, wir Oesterreicher blieben immer auf demselben Flecke stehen, und machten keine Miene zum Fortschreiten, so ist das eine große Lüge; den Graf Choteck fuhr neulich auf der neuen Eisenbahn von Wien nach Wagram hin und zurück, eine Strecke von 5 deutschen Meilen, in 38 Minuten; ein Beweis, daß wir Oestreicher zu jeder Zeit, so oft wir nur wollen, in einer Stunde acht deutsche Meilen weit uns fortbewegen können.

— Im Anfang v. M. ist eine Anzahl Landleute aus Kurhessen (Auswanderer nach Amerika) auf dem Main eingeschifft worden, und ein zweiter Transport soll ihnen bald nachfolgen. Zufällig geschah jene Einschiffung in Hanau unter großem Zulauf dortiger Einwohner an derselben Stelle, wo einst die gegen englischen Sold nach Amerika verkauften Landeskinder abfuhren. Jetzt bauen die Auswanderer ihre letzte Hoffnung auf dieselbe Freiheit, die damals hessische Waffen unterdrücken helfen sollten. Dem Auskommen des Landesherrn nach zu urtheilen sollte man nicht meinen, daß Hessen zu viel Einwohner hätte.

— Am 20. Mai ereignete sich in Soden bei Salmünster ein großes warnendes Unglück. Der Stadtrath wollte die Mineralquelle daselbst in springbaren Zustand versetzen lassen, weil das Wasser aus dem 32 Fuß hoch gefüllten Schacht nicht rein geschöpft werden konnte, und beauftragte dazu den brunnenverständigen Meister in Bieber. Nach dreistündiger angestrengter Arbeit war der große Schacht bis auf den Grund gelehrt. Da stieg Meister hinab, um zwei Krüge mit Wasser zu füllen, ohne wieder herauf zu kommen. Ihm nach ein zweiter und dritter, die alle von der Stickluft betäubt wurden. Ein vierter, der die Rettung der Unglücklichen versuchen wollte, konnte kaum sich selbst wieder heraus bringen. Mittelst herbeigeholter Feuerhaken wurden sie nun aus dem Schachte gezogen. Die zwei ersten konnten aber aller angewandten Mittel ungeachtet nicht wieder ins Leben zurückgebracht werden.

— In der Nacht vom 16. Mai brach im Haag, in dem „Haus im Bosch", das der König und die Prinzessin Albrecht von Preußen erst Tags vorher bezogen, Feuer aus, konnte aber durch schnelle und zweckmäßige Hülfe bald gelöscht werden.

— In 17 Tagen ist das Dampfboot „Syrius" von Cork in Irland nach New-York gefahren, und das Dampfboot „Great-Western" hat in 14 Tagen dasselbe Ziel erreicht. — Wer möchte sich jetzt noch begnügen, nur aus getreuen Schilderungen den Donner des Niagara-Falles zu vernehmen?

— Eine Erfindung, welche ein gewisser Dr. Lewesli aus Athen gemacht haben will, besteht in Fortbewegung von Schiffen und Wagen mittelst gepreßter Luft statt der Kraft des Dampfes. Man steht gegenwärtig in Rom auf der Tiber ein Schiff mit Schaufelrädern, nach dieser Erfindung eingerichtet, welches in nächsten Tagen die Probefahrt machen soll.

— Rom und Neapel haben sich nun mit einander vereinigt, das „junge Italien", eine Gesellschaft junger und alter Männer, die so dumm sind, manchmal die Wahrheit zu sagen, gänzlich auszurotten. Ob das junge Italien auch Schriftsteller hat, wie das junge Deutschland, weiß man noch nicht, und wird es auch nicht erfahren, da in Italien keine Bücher in's Publikum gebracht werden dürfen, in denen Gedanken enthalten sind.

— Den Unterschied der Volksstimmung bei den Leichenbegängnissen von Lafayette und Talleyrand kann man am besten aus den Worten eines französischen Blattes herausfinden, welches sagt: „dem Sarge Lafayettes folgten 20,000 Nationalgardisten und kein königlicher Wagen, dem Talleyrands acht königliche Wagen und kein Nationalgardist.

— Im Dorfe La Croisette (Dep. de Correze) ist ein Mann in einem Alter von 102 Jahren gestorben. Er war in seinem Leben nie krank, verrichtete alle seine gewöhnlichen Arbeiten mit ungeschwächter Kraft und würde vielleicht jetzt noch leben, wenn er nicht in einen Kessel mit siedendem Wasser gefallen wäre, worauf er nach zweitägigem Leiden starb.

— Eine Familie in Marseille war in tiefster Trauer, weil der älteste Sohn Soldat werden sollte. Auf einmal sprach der Vater: „du wirst nicht dienen!“ ging schnell weg und — erhängte sich. In der That brauchte nun der junge Mann nicht zu dienen: denn der älteste Sohn einer Wittwe ist frei nach dem Gesetze.

— Während eine französische Eskadre mit kriegerischen Mienen die Häfen von Meriko blokirt, segelt eine andere nach Tunis, um den Dey in seinem ungenirten Benehmen gegen Frankreich einzuschüchtern. Ueberhaupt steckt eine kriegerische Lust im Juli-Königthum.

— Dem edlen, gerechten, frommen und weisen König (Don) Carlos V. hat es gefallen, sich auf eine ganz einfache Weise so und so viel Millionen Realen anzuschaffen. Er ließ durch seine Krieger Jedem, der von dieser gezwungenen Anleihe nichts wissen wollte, das Geld wegnehmen und ihm sagen, er müßte es im September wieder haben. Da indes Don Carlos schwerlich seinen tragbaren Thron bis zu dem genannten Monat behaupten wird, so werden sich seine Gläubiger hoffentlich jeden Gedanken an Rückzahlung aus dem Kopfe schlagen. Die fremden Helden, welche bisher für sein heiliges Recht fochten und ihre Kriegsthaten in ganz Europa herumposaunten, haben ihn in aller Stille verlassen, d. h. sie sind davon geschlichen, mehr mit Staub als mit Ruhm bedeckt.

— Portugal wählt sich in diesem Augenblicke neue Vertreter oder Cortes, wobei man im Allgemeinen bemerkt, daß die Partei der Königin oder der Konstitution die stärkere sein werde. Die politischen und sonstigen Flüchtlinge kehren jetzt schaarenweise in die glückliche konstitutionelle Heimath zurück, bringen aber, wie man hört, wenig Geld mit.

Erklärung.

Der Unterzeichnete hat bekanntlich sich durch die Verwandlung der schweizerischen Nationalzeitung, betitelt der Volksbote, in neun Monatschriften und die, nach Anleitung von §. 6 des zürcherischen Stempelgesetzes und §. 271 des zürcherischen Strafgesetzbuches, stempel- und kautionsfreie Herausgabe dieser Monatsschriften einen sehr gefährlichen Stempelprozeß zugezogen, indem die Zürcherbehörden die erwähnten Gesetze eludiren und die thatsächliche Verwandlung des Volksboten in Monatschriften wegläugnen möchten, nicht sowohl, um den Herausgeber derselben zu verfolgen, als vielmehr, um dem Staate Geld zu gewinnen. Das Bezirksgericht Zürich hat in dieser Sache gethan, was es nicht lassen konnte: es hat den Unterzeichneten zu solcher Strafe verfällt, als wenn er dem Stempelgesetz entgegen gehandelt hätte. Natürlich ergriff dagegen der Unterzeichnete die Appellation an's Hohe Obergericht. Nun schrieb die Neue Zürcherzeitung in die Welt hinaus, der Unterzeichnete sei verurtheilt. Viele Zeitungen von mancherlei Farben schrieben dieses der Neuen Zürcherzeitung nach, ohne zu bedenken, daß die Neue Zürcherzeitung wohl aus eigener Erfahrung hätte wissen sollen, daß ein Urtheil des Bezirksgerichts Zürich, zumal in Preßsachen, doch wohl schwerlich von irgend einem Schweizer-Publizisten, im Falle einer Appellation gegen dasselbe, als rechtskräftig betrachtet werden könnte. Diese Erklärung bin ich der guten Sache, für die ich streite, ich bin es meinem persönlichen Interesse nicht weniger schuldig; denn ich habe bitter genug zu erfahren Gelegenheit gehabt, wie undankbar die unglückliche Märtyrerrolle für allgemeine Interessen in politischer wie in moralischer Beziehung sich herausstellt, vom Oekonomischen zu schweigen. Keineswegs gebe ich meinen Stempelprozeß für verloren; ich werde in demselben mit einigen gewichtigen Freunden an der Hand vor die Schranken des zürcherischen Obergerichtes treten, die wohl einflußreicher für mich wirken werden, als geldgierige Staatsbehörden gegen mich. Diese Freunde sind unsere Verfassung, unsere Gesetze, unsere öffentliche Meinung. Drei Freunde, die mir schon manche tiefe Wunde versetzten, die mich aber dies Mal nicht so leicht im Stiche lassen werden. Sollte es aber im Gebiete der Möglichkeit liegen, daß auch diese Talismans mir nichts nützten, daß ich das Opfer einer offenbaren Gesetzesverdrehung, eines legitimen Justizmordes würde, nun dann habe ich mein Bewußtsein und werde als ein Mann, der schon weit Herberes überstanden, auch dann wieder mich in mein Schicksal zu fügen wissen; von meinem guten Rechte aber kein Jota vergeben, sondern dasselbe bis auf's Aeusserste vertheidigen, so wie auch meinen sämmtlichen Mitbürgern aktenmäßig beweisen, in welches Verhältniß sich unsere Justiz zu meiner Wenigkeit gesetzt hat.

Zürich auf dem Widder, 1. Juni 1838.

J. H. Meyer, Publizist,
Redakteur und Herausgeber der Monatschriften des Volksboten.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau

N°. 24. 15. Juni 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der Frühlingsmorgen.

Dunkel isch es im Thal, und lustig ziehts uf de Berge,
D'Regewürm chrüche·n·im Herd und d'Schnegge weide·n·im Chlee,
Thräneli hange·n·am Gras, kes Hälmli isch, das nid briegget:
Chäm doch au d'Sunne·n jetz bald, jagti das Gsindel dervo.
D'Güggel chräie·n im Dorf, und — still! was ghöre mer flöte?
D'Nachtigal äne·n im Gstrüch stimmt ihres Morgelied a.
D'Sunne wird öbbe bald cho: sie wird si doch hüt nid verschlüfe?
Ist ihre·n ächterst nid wohl, lyt no gern länger im Bett?
's heiteret doch scho gar starch — stille! was glänzt jetzt dert obe?
Schwiget! potz tuusig, sie chunnt, molet scho flyßig am Berg.
Lueg wie der Nebel si strycht, er cha fast nid weidli gnue mache;
Alles wird munter und wach, 's git hüt e prächtige Tag.
O, jetz chunnt sie zu·n·eus, und chüßt is ab eusere Bagge
D'Thräne; „bis zfride mis Chind,“ seit sie, „und brieg mir au nid!“
's Lerchli trilleret uuf so höch, me cha's nid erluege,
Underem blüejige Baum tschetteret yfrig der Fink;
Weisch au, worum er so thuet? Er cha's halt wäger nid lyde,
Daß wol jetz mänge·n im Traum under der Decki no lyt!
D'Chäberli strecke si au, und d'Blüemli, gschwind öffne sie d'Auge,
Luege so fründlich eim a, dufte so lieblich und mild;
's Summervögeli chunnt, es möcht „guete Tag“ choge säge.
D'Sunne het Alles jetz gweckt, Alles mit Wärmi durstrahlt;
Selber no d'Frösche·n im Bach gwahgge und möchte·n erzelle,
Wie·n·es sie grüseli freut, daß mer schön Wetter jetz händ.
„Schwiget doch au!“ rüeft der Storch: „i mag das Brälatzge nid ghöre;
Wenn ihr nid stille wänd sy: chumm i und frisse·n ech uf.

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

1. Liebegg.

Fortsetzung.

Als sich Gertrud von ihrem ersten Schrecken ein wenig erholt und von dem Fremden erfahren hatte, daß er, auf einer Reise begriffen, gastliche Aufnahme und Herberge suche, lud sie ihn ein, zu verweilen, bis ihr Vater zu diese Stelle zurückkäme. Der Jüngling unterhielt sie unterdessen mit Erzählung von allerlei Kriegs- und Jagd-Abenteuern, denen sie eifrig zuhörte und ihm staunend und verwundert ins Antlitz schaute, aber schnell und erröthend jedesmal den Blick zur Erde senkte, sobald der Jüngling seine blauen Augen auf die Ihrigen heftete. So verstrich die Zeit, ohne daß sie merkten, daß der Abend herangerückt war, bis die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen durch das grüne Laub der Bäume gesendet hatte und die Tageshelle zu ermatten begann. Jetzt ward der Jungfrau doch bange über das lange Ausbleiben des Grafen, der in ihrer Begleitung sonst immer bei Zeiten wieder zurückzukehren pflegte. Sie hatten seither keinen Laut von ihm vernommen, und auch das Bellen der Hunde nicht mehr gehört, weshalb Gertrud beschloß, den Rückweg anzutreten, und bei den nächsten Bauernhütten ihm die Nachricht von ihrer Heimkehr und der Ankunft eines fremden Gastes zu hinterlassen, worauf sie den Jüngling ihr zu folgen bat.

Doch kaum waren sie von ihrem Ruheplätzchen herab ins Thal geschritten, als sich gegen Westen der Himmel verfinsterte und ferner Donner die Ankunft eines Gewitters verkündete. Da fragte der Fremdling: „Ist hier nicht in der Nähe eine Donnereiche, wo wir unter Gebet uns in den Schutz Thor's*) begeben könnten?“

— Wir haben hier, antwortete die Jungfrau, keine Götzen-Altäre mehr, sondern folgen der Lehre Jesu Christi, der uns den lebendigen Gott zu verehren lehrt.

*) Thor, eine von den alten Deutschen verehrte Gottheit: der Gott des Frühlings und des Ackerbaues. Er herrschte in der Luft durch Regen, Blitz und Donner. Sein Bild wurde unter ihm geheiligten Eichen aufgestellt, die Donnereichen genannt wurden.

„Nun, gleichviel. So zeige mir, wo Euer Gott hier in der Nähe einen Altar hat, damit wir uns vor dem Gewitter dahin flüchten.“

— Es ist ihm von uns kein Altar gebaut. Jeder Hügel, jedes Plätzchen ist sein Altar. Er ist, obwohl unsichtbar, doch überall, und auf jeder Stelle kann man ihm seine Verehrung weihen.

„Unsichtbar?! Wie wißt Ihr denn, daß er ist, und wie könnt Ihr ihm Euere Verehrung bezeigen?“

— Daß er ist, sehen wir an seinen Werken. Alles, was in der Welt besteht, ist sein Werk. Er verkündigt sich uns in uns selbst, in jeder Blume, in jedem Thierchen, im Leben und Wachsthum alles dessen, was wir sehen; und selbst der Donner ist seine Stimme. In seinen Werken verehren wir ihn auch, durch Liebe und Achtung dessen, was er geordnet und geschaffen hat, besonders aber durch Liebe zu unsern Mitmenschen.

„Mädchen, Deine Worte sind mir ein Räthsel. Wie könnet Ihr an Etwas glauben, was Ihr nicht sehet, und diesem Etwas Dinge als seine Werke beimessen?“

— Das kann ich Dir so deutlich nicht sagen; mein Vater wird es Dir besser erklären, wenn er zu uns kommt. Er hat mir oft gesagt, daß Gott auch Vater heißt, weil er Alles geschaffen hat; daß er die Liebe und das Leben sei, die seine ganze Schöpfung durchdringen, in der wir ihn erkennen müssen, gleich wie wir das Daseiu der Luft erkennen an ihren Wirkungen, ohne sie zu sehen.

Mächtig rauschte jetzt der Regen herab, als sie den Strohhütten näher kamen. Da zuckte ein feuriger Blitzstrahl aus den tiefen Wolken nieder, der die Augen der beiden jungen Wandernden völlig blendete, und dem ein plötzlicher erschütternder Donnerschlag folgte. „Daß uns Thor beschütze!“ rief heftig und erschrocken der Jüngling, als die Flamme lichterloh aus einer der Hütten aufschlug. Eine Frau sprang heraus und schrie um Hülfe. Gertrud eilte herbei und wollte auch ihn zu Rettung aufmahnen; er aber gab zur Antwort: „Gib Dir keine unnütze Mühe, Mädchen! Wozu sich in Gefahr begeben, um diesen leibeigenen Bauern zu helfen, wo nichts Erhebliches zu retten ist?“ und trat unter das Dach einer andern Hütte, um im Trocknen zuzuschauen.

Sie jedoch hörte nicht auf seine Worte, sondern half trotz dem stärksten Regen die aus der brennenden Hütte geworfenen Sachen an sichern Ort bringen, bis das verzehrende Feuer alle weitere Rettung unmöglich machte. Dann nahm sie die drei den Flammen entrissenen Kinder, deren Vater vom Blitz erschlagen und verbrannt war, führte sie zu einer nahen Bauernfamilie, empfahl sie ihrer Besorgung und versprach, diese Leute dafür zu belohnen. Diese hingegen boten ihr trockene Bauernkleider an, um sie gegen die ihrigen ganz durchnäßten zu vertauschen, was sie gerne annahm.

Unterdessen hatte es aufgehört zu regnen, die Wolken hatten sich vertheilt und helle Sternlein blinkten freundlich vom Himmelsgewölbe nieder. Der Fremdling hatte sich wieder der Jungfrau genähert, vor welcher die Bäuerin aus dem abgebrannten Hause weinend kniete, ihr für die Hülfe und die Sorge für die Kinder herzlich dankte, sie der besondern Gnade Gottes empfahl und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Gertrud hingegen erzählte einigen umstehenden Bauern das Ausbleiben ihres Vaters, und gebot ihnen, im Fall er nachkäme, ihm ihre Rückkehr in Gesellschaft dieses Fremdlings zu melden, damit er um sie außer Sorge wäre.

Einer derselben begleitete sie mit einer Windleuchte nach der väterlichen Burg zurück, während der Fremde ihr den Arm bot, sprechend: „Du hast dich gar sehr ermüdet!“ Schweigend und schüchtern lehnte sie sich ihm an, indessen er fortfuhr: „Ihr geht auch gar zu vertraut mit den Bauern um, eine solche Leutseligkeit mit leibeigenem Gesindel ist mir noch nicht vorgekommen!“

— Wir haben hier keine eigentliche Leibeigenschaft mehr, entgegnete sie liebreich. Die Hütte, worin der Bauer wohnt, das Land, von dessen Ertrag er sich nährt, sind ihm vom Vater als eigenes Lehen überlassen worden, als sie nach und nach zur christlichen Religion übergingen. Er zahlt dafür ins Schloß Zinse und Zehnten, und hilft abwechselnd einige Tage im Jahr die Arbeiten des Gutsherrn unentgeldlich besorgen, in allem Uebrigen ist er frei und Mensch so gut wie wir. Darin besteht eben die Liebe, durch welche wir den himmlischen Vater ehren, daß wir das Recht jedes Menschen als solchen anerkennen und ihn als Bruder behandeln; denn wenn Gott unser Aller Vater ist, und wir seine Kinder, so sind wir auch alle unter einander Geschwister und müssen uns einander als solche lieben und in der Noth beistehen!

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung der Religionen.

Dichte Schleier verhüllen die Natur, den Ursprung und die Geschichte aller Religionen. Durch Macht und Gewalt aufgezwungen, durch Erziehung eingesogen, durch Beispiel unterhalten, pflanzen sie von Zeitalter zu Zeitalter sich fort, und Gewohnheit, Absonderungshang und Gedankenlosigkeit befestigen ihr Reich. Indem jede ihren Bekennern die freie und vorurtheillose Prüfung untersagt, und den Glauben, ausschließlich die rechte zu sein, festhält, sehen wir, trotz des buntesten Widerspruchs in ihren Lehren, so viele neben einander bestehen, und oft Jahrtausende vergehen, bevor eine die andere aufhebt. Nichts ist so beständig in der Welt, als die gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile des Glaubens, und nichts übt größere und despotischere Gewalt im Reiche der Geister.

Bei aller Mannigfaltigkeit der Religionssysteme, der bestehenden wie der erloschenen, werden sie gleichwohl in vie-

len Hauptzügen gleichförmig und in den Grundideen beharrlich erfunden. Für's Erste sehen wir allenthalben die Menschen, wiewohl im Wirken und Leiden auf die Sinnenwelt beschränkt, dennoch über ihre Grenzen hinausahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von den Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben. Diese hohen Gefühle, wenigstens der Zunder dazu, in der gemeinsten Menschenbrust, dies unauslöschliche, fast instinktartige Sehnen nach einer Heimath, die Keines Auge sah, werden für den unbefangenen Denker eine erhebende Betrachtung, und überwiegen der grübelnden Vernunft kleinmüthige Zweifel.

Aber jener Götterfunke in der menschlichen Seele, ein Zeuge höherer Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls; denn du magst in einem Winkel der Erde geboren sein, wo du nur willst: ob in Shiras oder in Marokko, in Thibet oder am Ganges, im „himmlischen Reiche“ oder am Niger, an der Tiber oder in Petersburg: so bist du, ohne dein Zuthun und ohne daß du es hindern kannst, dem daselbst herrschenden Glauben zugethan, sei es als Feueranbeter oder Gläubiger des Koran, Verehrer des Dalai Lama, des Brahma oder des Confuzius Jünger, als schwarzhäutiger Götzendiener oder Rechtgläubiger der alleinseligmachenden römischen Kirche, als griechischer Christ oder Bekenner des reinen Evangeliums. — Ungeläutert ist auch jenes Götterfunkens Nahrung, und Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz. Von jeher wurden die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde des menschlichen Geschlechts, in todte Formeln verwandelt; — wurde das Gold in Schlacken vergraben, und Menschensatzungen übertönten den himmlischen Ruf. Oft vermögen wir kaum unter den Auswüchsen der übel gepflegten Pflanze, und den darauf geimpften, fremdartigen, oft giftigen Zweigen, die edle Wurzel, den wahren Keim noch zu erkennen!

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten, waltenden Geist. Aber im Kindesalter der Menschheit vermochte der Verstand nicht, sich zur Majestät Eines Gottes aufzuschwingen, welcher Alles durchdringt, in allen Naturkräften lebt und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde füllt. Eine lange Bahn hatte der Mensch im Dunkel der Geschichte erst zu durchlaufen, ehe er über seinen Zustand überhaupt nur nachzudenken anfing und wahrnahm, daß er höhern und von seinem Willen unabhängigen Mächten unterworfen sei. Die Sonne erleuchtete, erwärmte ihn; das Feuer brannte ihn; der Donner schreckte ihn. Alles um ihn her wirkte mehr oder minder mächtig auf ihn zurück. Lange war er eine Maschine, die sich diesen Wirkungen, ohne der Ursache nachzuspüren, unterwarf. Spät erst erwachte sein Nachdenken, und eine Reihe von Vernunftschlüssen bahnte zum Begriff höherer Wesen den Weg.

Zuerst, wenn er den Einfluß der Elemente auf sich betrachtete, schloß er auf Schwäche und Unterwürfigkeit bei sich, so wie bei jenen auf Macht und Herrschaft. Und diesen Begriff einer höhern Macht als derjenigen, welche er selbst besaß, war die erste Grundlage von der Vorstellung einer Gottheit. Sodann sah er sich durch die Wirkung der mächtigern Naturkräfte entweder angenehm oder unangenehm und widerlich erregt. Sie schafften ihm Vergnügen oder Schmerz, Freud oder Leid. Für jene faßte er Liebe, für diese Abneigung; jene nannte er gute, diese böse. Er wünschte oder fürchtete ihre Gegenwart, und so wurden Furcht oder Hoffnung die Grundlage der Religionsbegriffe.

In der Folge, weil er über Alles durch Vergleichung urtheilte und in den Aeusserungen der Naturkräfte Abwechselung wie in seinen eigenen bemerkte, vermuthete er als bewegende Ursache eine Seele mit Willen und Verstand, von der Art seiner eigenen, und zog daraus weitere Schlüsse. Aus dem Umgang und der Erfahrung lernte er, daß man durch Ehrfurchtsbezeugungen, Bitten, Geschenke und Dienstleistungen den Stärkern besänftigen, oder ihn dem Schwächern geneigt machen könne; — er sagte sich, wenn mein Nebenmensch, gewaltiger als ich, mir Uebel zufügen will, so demüthige ich mich vor ihm, und als Lohn meiner Unterwerfung gibt er mir Schutz. Ich werde es mit den unsichtbaren Gewalten über mir eben so machen. Ich will die Geister der Winde, der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Wassers, des himmlischen Feuers anrufen, sie bitten, daß sie mir Gutes erzeigen und mich mit Bösem verschonen; ich will die Geister der wilden, reißenden, giftigen Thiere beschwören, daß sie mir keines der Uebel zufügen, die zu thun in ihrer Macht steht. Ich will sie durch mein Bitten, durch meine Unterwerfung rühren, und durch Geschenke für mich einzunehmen suchen. So entstanden die Begriffe von den Genien, von den Göttern, deren Verehrung und den Opfern bei den Menschen.

Im Anfange waren diese dem Zustande ihrer Erfinder angemessenen Begriffe roh. Liebe zur Freiheit und Haß alles Zwanges ist Grundzug der menschlichen Natur; und so lange die Menschen noch Ueberfluß an Raum fanden auf der Erde, in den ersten Jahrtausenden nach der Schöpfung, lebten sie familienweise, wandernd von Thal zu Thal, sich nährend von den wilden Früchten der Erde und von der Jagd. Sie hatten in diesem einfachen Verhältniß keine Aufforderung, ihre Vorstellungen von einem höhern Wesen zu erweitern oder zu ordnen. Ihre Gottesverehrung beschränkte sich auf das natürlichste Gebet und auf das einfachste Opfer. In ihrem Zustande der Gleichheit warf sich Keiner zum Mittler zwischen Menschen und Göttern auf. Ueberfluß hatte Keiner, folglich auch nichts Bedeutendes zu verschenken. Es

konnte alſo auch keine Schmarotzer geben unter dem Namen Prieſter, die Steuern forderten unter dem Namen Geſchenke, und auch keine Herrſchaft unter dem Namen eines Altars. Glaubensſätze und Moral waren gleich einfach und hatten nur einen Zweck, den der Selbſterhaltung. Die Religion war ein willkürlicher Begriff, den ſich jeder Menſch ſelbſtſtändig bildete, ohne beſchränkenden Einfluß auf die Verhälthiſſe der Menſchen unter einander; ſie war weiter nichts als eine den mächtigern Naturkräften von den ſchwächern Weſen dargebrachte Huldigung.

Ein Narr macht viele.

Von ungefähr ſah jüngſt ein Narr
Voll von Verwundrung ernſt und ſtarr
Hin nach der niedergehnden Sonne;
Es blendete ſein Aug' ihr Glanz,
Und ihm erſchien, im Wirbeltanz,
Ein Heer von Kugeln um die Sonne.

Und wie dies Kugelheer erſchien,
Zuweilen roth, auch blau und grün,
War's ihm als Wunder zu erachten.
Noch hatt' er ſolches nie geſehn,
Drum blieb er offnen Mundes ſtehn,
Um die Erſcheinung zu betrachten.

„Das kommt doch nicht von ungefähr,“
Dacht' er: „Das iſt bedeutungsſchwer,
„Das kann nur Unglück uns verkünden;
„Gewiß bedeutet's Krieg und Tod
„Und Peſtilenz und Hungersnoth,
„Als Strafe für begangne Sünden.“

Und ſo erzählte, Wort für Wort,
Er nun die Sach' an jedem Ort,
Und machte gar bedächt'ge Mienen;
Nun ging die Red' zu Stadt und Land,
Daß Kugeln, roth wie Feuerbrand,
Als Strafverkünder uns erſchienen!

Naturgeſchichte.

Die Schnecke.

Ein weiches, ſchleimiges Thier, jedoch deutlich mit Gliedmaßen verſehen. Der Körper iſt länglich, auf dem Rücken gekörnt, an den Seiten gerunzelt, unten platt und glatt. Er ſondert beſtändig eine ſchleimige Materie ab. Der Kopf iſt dick und hat 4 fleiſchige Fühlfäden, die unten am Ende runde Knöpfchen, in der Mitte aber auf den zwei größern einen kleinen ſchwarzen Punkt haben, den man für das Auge hält. Das Maul iſt ziemlich groß, zweilippig, innen mehrentheils mit 5 rothen Zähnen beſetzt. Sie ſind Zwitter und legen 18 Tage nach gegenſeitiger Begattung ihre Eier, die weißen Pfefferkörnern ähneln, in kleine Grübchen in die Erde. Im künftigen Frühjahr bei warmem Wetter erſcheinen die Jungen. Gegen den Winter verbergen ſich dieſe Thiere in die Erde.

1) Die nackte Ackerſchnecke. Man findet dieſe im Fallobſt, beſonders auf Aepfeln häufig; ſie ſind wegen ihrer erſtaunlichen Gefräßigkeit und überaus ſtarken Vermehrung höchſt ſchädliche Thiere in Gärten und auf Aeckern. In warmen und feuchten Frühjahren kommen ſie bisweilen in die Gärten, und es ſind dieſelben, welche im Herbſt nach einem vorhergegangenen naſſen Sommer auf der Wintersaat große Strecken verwüſten. Sie freſſen auf den Fruchtfeldern die Halme oft ſo ab, daß ſich die Stöcke nie wieder erholen, noch im Frühjahr beſtauden können. Auf Lehmboden ſind ſie noch gefährlicher als auf ſandigem; denn jene kann man nicht ſo rein bearbeiten, als dieſe; es bleiben alſo immer noch Schollen zurück, hinter welche ſie ſich verbergen können. Da die Enten auſſerordentlich begierig nach ihnen ſind, ſo pflegt man ſie mit gutem Erfolg vor Aufgang der Sonne und nach ihrem Untergange auf ſolche Aecker zu treiben. Selbſt von Schafen hat man bemerkt, daß ſie dieſe kleinen Schnecken gern und ohne Schaden freſſen. Sonſt räth man auch die damit behafteten Aecker recht rein zu egen, damit keine Schollen bleiben, hinter welche ſie ſich verbergen können gegen die Sonne, die ihnen tödtlich iſt. Auch vermeiden ſie Plätze, die ihnen keinen Schutz gegen die Sonne bieten. Im Großen überfährt man am beſten die Aecker Morgens früh vor Sonnen-Aufgang mit einer ſchweren Walze; dadurch werden nicht nur dieſe Schnecken zu Tauſenden erdrückt, ſondern ſie helfen auch noch düngen. Enten, Schildkröten, Kiebitze und Hühner reinigen die Gärten ſorgfältig von dergleichen Ungeziefer. Man kann auch Ruß oder Flachsaglen um die Beete ſtreuen. Nachts begießt man ſie mit Waſſer, worein man Häringslacke gegoſſen hat, das die Schnecken tödtet. Manche legen grüne Hollunderzweige des Abends auf die Beete: die Schnecken ſetzen ſich daran, und des Morgens wirft man ſie dem Federvieh vor. Andere legen des Abends Hohlziegel hie und da auf die Beete, worunter ſie ſich, wenn die Sonne aufgeht, verbergen. Strohwiſche, die man in Waſſer eintaucht und in die Beete ſtellt, leiſten daſſelbe; die Schnecken lieben die Feuchtigkeit, kriechen beim Aufgang der Sonne in die Strohwiſche, wo man ſie ſammeln kann. In den Gärten freſſen ſie nicht nur die Blätter der Pflanzen ab, ſondern ſie überziehen auch die Stängel derſelben mit ihrem Schleim, was deren Wachsthum hindert. Beſonders gefährlich ſind ſie in Blumengärten den Aurikeln. Oft kommen ſie im Frühjahr in die Pflanzſchulen und freſſen die jungen Knoſpen ab, welche an den neu gepfroſten und in das ſchlafende Auge okulirten Stämmchen anfangen auszutreiben. Um dieſem Schaden vorzubeugen, muß man gleich nach dem Veredeln der Wildlinge in der Pflanzſchule den Boden rein recheln, damit das Unkraut vertilgt und den Schnecken ihre Schlupfwinkel genommen werden; dann erſt kann man obige Mittel oft wiederholt anwenden. Bisweilen kommen dieſe läſtigen Gäſte auch in den Keller; dagegen muß man denſelben alle Sommer gut ausweißen laſſen, oder hält Schildkröten darin.

(Auf den Blättern der Birn- und Kirſchbäume ſieht man öfters ganz kleine, ſchwärzliche, den Schnecken ähnliche Thierchen, welche nur an der obern Fläche der Blätter nagen. Es ſind dies die Larven von Blattweſpen, die ſich dann in der Erde verwandeln.)

Räthſel.

Vor Zeiten fromm und treu und hehr,
Bracht' ich zu Euch in reiner Lehr'
Die Liebe, Licht und Wahrheit her;
Nun aber bin ich oft nicht mehr
Das, was ich ſollte. Unheilſchwer
Beſudle ich mein Amt gar ſehr
Mit Lug und Trug, und immer mehr
Iſt Liſt und Tücke meine Wehr. —
Zwei Zeichen weg: bin ich ein Weſen,
Das, wer Naturgeſchicht' geleſen,
Als ſchalkhaft und poſſirlich kennt,
Und mich wohl oft als Spottwort nennt.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 24.

15. Juni 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der gr. Rath des K. Aargau hat das Gesetz aufgehoben, welches gestattet, daß zum Entscheid von Eigenthumsstreitigkeiten, welche den Werth von 25,000 Fr. übersteigen, Schiedsrichter anderer Kantone erbeten werden dürfen.

— Die Ungewitter zu Ende v. M. haben besonders dem Rheine nach aufwärts von Rheinfelden bis Kaiserstuhl großen Schaden angerichtet, in der einzigen Gemeinde Möhlin über 100,000 Fr.

— Wie erbärmlich die Unwissenheit, der Aberglaube und die Irreligiosität im K. Solothurn noch herumhinkt, beweist folgendes Stückchen: Wie Jedermann bekannt, war vor 2 Jahren die von geistlichen Marktschreiern und Betrügern eingeschmuggelte Wundermedaille an der Tagesordnung; Alt und Jung hängte sich in frommer Einfalt das Götzenblech an und Mannspersonen trugen das Bildniß der unbefleckten Jungfrau in der Hosentasche nach. Jüngsthin fand man diese Medaille in einem Dorfe sogar mittelst Draht den Schweinen an Hals gehängt, nach der einfältigen Meinung des Eigenthümers selbst, damit sie gesund bleiben und recht fett werden sollen!

— Der Verfassungsrath von Basellandschaft hat die Aufstellung eines Kriminalgerichts mit einer korrektionellen Abtheilung und eines besondern Obergerichts beschlossen, das Veto eingeführt und sowohl Land- als Regierungsrath alle 3 Jahre einer Gesammt-Erneuerung unterworfen.

— Ein junges Frauenzimmer von gutem Hause aus einem benachbarten Kanton ist in Nyon (K. Waat) von einem polnischen Flüchtling entführt worden. Der Roman ließ nichts zu wünschen übrig, weder Leiter, noch Strick, noch Mondschein. Die Heldin hatte in einem berühmten Pensionat eine vollkommene Erziehung erhalten.

— Am 5. Mai Abends noch bei Tageshelle brannten in Altstätten bei Zürich 3 Häuser mit Scheunen und Bestallung ab. Kleine Kinder, die mit Zündhölzchen spielten, sollen den Brand verursacht haben. Am nämlichen Tage wurde der Zimmermeister Ochsner auf der Straße von Altstätten nach Zürich mit einer Stockspitze so tief verwundet, daß er nach einer Stunde den Geist aufgab.

— Am 6. Abends brach ein heftiges Gewitter über Weynach (K. Zürich) aus. Ein dasselbe begleitender Sturm brachte es mit solcher Schnelligkeit und Gewalt herbei, daß man den nußgroßen Schlossen alle Fenster preisgeben und sich in abgelegene Theile der Häuser flüchten mußte. Viele mit Feldarbeiten Beschäftigte kehrten mit blutenden Köpfen und wundgeschlagenen Händen zurück; starke Eichbäume wurden sammt den Wurzeln aus der Erde gerissen, und Mehrere, die darunter ein schützendes Obdach suchten, durch ihren Umsturz in große Lebensgefahr gebracht. Die Saat der Felder, der Ertrag der Wiesen und Aecker ist vernichtet, und was der Frühlingsfrost in den Weinbergen übrig gelassen, völlig zerstört.

— Am 35. Mai fand in Zürich eine zahlreiche Versammlung statt, welche die alsbaldige Ausführung eines zweiten Dampfschiffes auf dem Zürichsee zum Zwecke hat. Die Dampfmaschine soll die Kraft von 60 Pferden erhalten, vorzüglich Waaren transportiren und Schleppschiffe mitnehmen. Die Ausführung und der Betrieb soll auf Rechnung einer Aktiengesellschaft statt finden, bei der sich besonders auch die Schiffleute des linken Seeufers zur Theilnahme erklärt haben.

— Auf den 4. Juni war nach Schmerikon (Kanton St. Gallen) eine Versammlung zu Errichtung eines St. Gallischen Dampfschiffes auf dem Zürichsee eingeleitet, die zahlreich besucht wurde. Der kl. Rath hatte den Hrn. Reg. Steinmann dahin abgeordnet, da es zweckmäßig sein dürfte, dieses Unternehmen vom Staat aus zu unterstützen.

Am 28. Mai fuhr in Urnäschen (Appenzell A. Rh.) der Blitzstrahl in das Haus des Joh. Mettlers am Sulzbrunnen und warf ein achtjähriges Mädchen betäubt zu Boden. An seinem Oberkleide über dem linken Schulterblatt, womit es am Fenstergesimse anlehnte, drang der Funke durch und machte ein Loch von der Größe eines Hasenschrotes. Auf dem Schulterblatt selbst war, obwohl das Hemd völlig unversehrt blieb, eine Brandwunde im Umfange eines halben Thalers bemerkbar. In der Gegend der linken Lende, bis wohin sich von der bezeichneten Brandwunde auf der Oberhaut ein Streif zog, findet sich noch eine kleine geschundene Stelle und über derselben wieder ein Loch durch das Oberkleid. Das Kind befindet sich sonst wohl und soll die Mutter gleich nach dem Vorfalle um Verzeihung gebeten haben, daß es von der Bank herunter gefallen sei. Das Haus wurde nur leicht beschädigt.

— In der Nacht vom 7. zum 8. Juni brannte an der Zelg, Gem. Wald (Appenzell A. Rh.) ein Haus mit Stall ab, wobei 11 Stück Vieh in den Flammen umkamen.

— Die Mehrzahl des gr. Rathes von Wallis hat sich zu Gunsten der Wünsche von Unwallis für eine Repräsentation nach der Kopfzahl ausgesprochen; allein der Landtag hat, das Prinzip der Bevölkerungsmehrheit nicht achtend, bloß beschlossen, den größeren Zehnte, statt wie bisher 4 und 5, nun 6 und 7 Repräsentanten zu gestatten, so daß die Zahl der Abgeordneten im Ganzen um 14 vermehrt wäre; dem Bischof sollen jedoch seine vier Stimmen gelassen sein. Was daraus entstehn wird, wird uns die Zeit lehren.

— Der Regierung vom K. Tessin ist schon wieder ein Schreiben des päpstl. Nuntius eingegangen, worin dieser das Recht abgesprochen wird, über den Besitz und die Oekonomie der Klöster Rechnung zu verlangen. Auf dieses hin hat der gr. Rath das Gesetz, wodurch die Klöster zur Eingabe von Inventarien und Jahresrechnungen gehalten werden, zurückgenommen. — Das heißt auch, eine Heerde Ochsen mit einem Spitzpommer zu Paaren treiben.

— Die Untersuchung der eidsg. Kommissarien im Kt. Schwyz ist zu Ende; dieselben sind bereits wieder von ihrer Sendung zurückgekehrt und der Tag naht, an welchem das Resultat des Untersuchs vor den Augen des Publikums enthüllt werden wird. Schon lange litt der K. Schwyz an Gebrechen, von denen die Eidsgenossen in andern Kantonen sich kaum eine halb richtige Vorstellung schaffen konnten: schamlose, öffentlich garantirte Bestechung, eine in's Gränzenlose schweifende Aemtersucht, eine Unzahl von Behörden und Beamten, enorme Mißverhältnisse der verschiedenen Bezirke, schreiende Ungleichheit in Beziehung und Ausübung bürgerlicher Rechte ꝛc., alle diese Landplagen, welche geeignet sind, ein Volk in kurzer Zeit seinem moralischen und ökonomischen Ruine zuzuführen, hatten in dem unglücklichen Lande der Enkel Stauffachers sich eingenistet. Mögen nun nächstens die Tagherren Wochen lang sich herumstreiten über die Frage, ob der Vorort befugt oder unbefugt gehandelt: die Thatsache, Aufdeckung der Gebrechen, an denen Schwyz leidet, und der Mittel, sie zu heilen, ist nun doch durch dieses Einschreiten zur Welt geboren.

— Die eidsg. Kommissarien haben dem Vorort zwei Gutachten abgegeben. Das eine geht dahin: daß die Kantonsgemeinde unter Aufsicht von Repräsentanten unverzüglich wieder versammelt werde, und die gegenwärtige Verfassung und Regierung beibehalten werden sollen; das andere: daß eidsg. Repräsentanten eine geheime Abstimmung in den Gemeinden vornehmen sollen: ob die Verfassung abgeändert werden solle oder nicht, und bejahenden Falles einen Verfassungsrath zu wählen.

— Die Gegner des von den Hornmannen verfolgten Landammann Reding beschönigten ihre über ihn ausgestreuten schändlichen Gerüchte damit, daß er sich nicht darüber öffentlich vertheidige, und somit die Wahrheit derselben anerkenne. Als nun von ihm eine Erklärung an's Volk erschien, sucht man sie schnell auf alle mögliche Weise, sogar von amtlicher Seite, zu unterdrücken.

Ausland.

— Am 25. Mai entlud sich ein starkes Hagelwetter über Ulm, das großen Schaden anrichtete, und am 30. folgte diesem in der gleichen Richtung ein zweites mit so starkem Sturm begleitet, daß Hütten und beladene Frachtwagen umgeworfen, und eine Menge Bäume entwurzelt wurden.

— Bei einem furchtbaren Gewitter, das am 28. Mai über die Gemeinde Ochsenwing (Würtemberg) ausbrach, fand ein sechszehnjähriger Schäferknabe, der sich mit seiner Heerde unter eine Buche geflüchtet hatte, seinen Tod. Man fand ihn vom Blitze erschlagen, der, durch die große messingene Schnalle seiner Kuppel angezogen, an der rechten Seite herabfuhr und, durch die Kette weiter geleitet, auch den Hund erschlug. 83 Schafe lagen um ihn her, theils vom Blitz getödtet, theils erstickt. An der Buche sieht man nicht die geringste Spur einer Beschädigung.

— Am Himmelfahrtstage verlor sich an der eine Stunde von Wiesbaden entfernten Fasanerie (einem herzoglichen Jagdhause) das dreijährige Kind des Posamenters R. von seinen Aeltern. Die ganze Bevölkerung, selbst das Militär, in Wiesbaden nahm an diesem Unfalle Theil und half suchen, auch die Polizei stellte Nachforschungen an; Alles umsonst. Erst am andern Abend fand es ein der Gegend kundiger Mann auf einem höher im Walde gelegenen freien Platz an einer Quelle sitzen, Blumen pflückend in Gesellschaft eines großen Hirsches, der dasselbe im Kreise umging und zu bewachen schien: denn er entfernte sich nicht beim Nähern des Mannes, sondern vertrat ihm den Weg, so daß er nur mit Mühe zum Kinde gelangen konnte.

— Die Zahl der Buchhändler, die sich während dieser Messe in Leipzig aufhielten, belief sich auf 256.

— Die Bauern des Fürstenthums Osnabrück haben eine kräftige Protestation gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 eingegeben, welche mit folgenden Worten beginnt: „Wir Wahlmänner des Bauernstandes von Osnabrück wählen unsern Deputirten nur deshalb, damit die jetzige Ständeversammlung vollständiger und die Opposition gegen die Aufhebung der Verfassung stärker werde. Zu solcher Opposition bevollmächtigen wir unsern Deputirten, und damit alle Welt erfahre, wie offen wir zu Werke gehen, so wird unser Deputirter diese unsere Willensmeinung bei seinem Eintritt in die Stände-Versammlung auf geziemende Weise kund thun.“

— Ali Effendi, der zweite Sekretär des türkischen Botschafters in Wien, hat sich in der Donau ertränkt. Man kennt den Beweggrund dieses Selbstmordes, eines bei Türken fast unerhörten Falles, noch nicht, vermuthet jedoch, heftiges Heimweh habe ihn dazu getrieben.

— Nach der gelindesten Berechnung kostet Algier die franz. Regierung jährlich 16,000,000 Fr. und wenigstens 2000 Mann, welche auf dem Schlachtfeld und in Spitälern sterben.

— Man hat in Karthago ein schönes Haus am Meere ausgegraben, in welchem man Freskogemälde nach Art jener von Pompeji, so wie herrliche Mosaiken mit Abbildungen von Menschen und Thieren gefunden. Fünfzehn Kisten voll dieser kostbaren Ueberreste des Alterthums sind auf dem Wege nach Paris bereits in Toulon angekommen.

— Der „Temps“ macht über den Krieg der französischen Regierung folgende Bemerkung: „Auffallend ist es, daß sich Ludwig Philipp immer mit Republiken zu schaffen macht; so mit der Schweiz, den Vereinigten Staaten, Buenos-Ayres, Chili und St. Domingo, und Mexike. Es scheint, als sei er gegenüber der Republiken empfindlicher als gegen Monarchen.“

— Auf der Höhe von Madras ward ein Matrose der französischen Brigg „Algerien“ von einer Kröte gebissen, die man zufällig im Meere gefunden. Er wurde sogleich von heftigem Erbrechen befallen, und starb zwei Stunden darauf.

— Auf dem verbrannten Dampfschiff Nikolaus I. sollen sich auch die Krönungs-Geschenke für die Königin Viktoria befunden haben, und nun, nebst allen Depeschen, verloren gegangen sein.

Auf der Höhe von Cape Clare (Irland) scheiterte neulich das nach Canada bestimmte Transportschiff Margaret. Von den an Bord befindlichen 41 Personen retteten sich nur 2 Männer, die auf einem gekappten Mast an's Ufer schwammen, und auch hier wären sie noch durch Kälte und Hunger umgekommen, wenn nicht ein großer neufundländischer Hund, den sie, da er schon halberschöpft nebenher schwamm, mitleidig auf den Mast zogen, mit dem dieser Race eigenthümlichen Scharfsinn die Küstenwächter auf das Dasein der beiden Schiffbrüchigen aufmerksam gemacht hätte. Unter den Umgekommenen befanden sich zwei Offiziersfrauen mit Kindern.

— Eine englische Flugschrift enthält die Frage: ob der Erzbischof von Canterbury zwei Paläste und jährlich

15,000 Pf. St. Revenüen, und der Bischof von London ebenfalls 2 Paläste und 10,000 Pf. St. brauche für seine christliche Demuth und Liebe, die in solchem Prachtaufwand wohl schwerlich zu finden sei. Dieses Blatt meint, man möchte lieber einen Theil solchen Einkommens an die armen Vicare geben, die mit dem drückendsten Mangel kämpfen und doch treue Seelsorger sind.

— In die Königin von England, deren kleiner und niedlicher Füße wegen die greisen Lords beinahe der Reihe nach wieder Kinder werden, wird jetzt eifrig gedrungen, sich einen Lebensgefährten zu wählen, damit die Irrenhäuser nicht einzig mit Unglücklichen angefüllt werden, die sich in die reizende Viktoria verlieben.

— Mit aller Kraft wird jetzt vom englischen Ministerium gegen die Freilassung und Verkürzung der Negerlehrlingszeit gearbeitet; es stützt sich auf den Grundsatz, das britische Volk, welches durch seine Vertreter die Lehrlingszeit der Neger bis 1840 gestellt habe, dürfe sein Wort nicht brechen, und es wäre wohl unschicklich, gegen die Neger sich großmüthig, und gegen ihre Herren sich ungerecht zu zeigen, da doch letztere in der Welt mehr zu bedeuten hätten, als erstere. Das englische Volk aber verlangt, ohne in den Gewichtigkeits-Rang dieser Beiden einzutreten, die Freilassung der Neger, ohne deren Herren in ihrem Rechte zu kränken, indem es meint, man könne sie ja dafür entschädigen.

— Am 15., 16. und 17. Mai wurden die polnischen Städte Tyschowce, Lentschna und Kejowitz ein Raub der Flammen. Drei Tage nach dem Brande der Letztern brannte auch in der Nacht der daselbst befindliche schöne Palast des Fürsten Adam Wroniezki ab, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß die darin befindlichen Personen kaum ihr Leben retten konnten.

— Am 24. Mai überhändigte in Neapel die Königin Mutter dem Hrn. Amadeus Muralt von Bern, Grenadier-Hauptmann im vierten Schweizerregiment, seine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion mit dem Kreuz von Seite des Königs von Frankreich als Belohnung für seine Tapferkeit bei der Einnahme von Constantine.

— Don Carlos läßt alle Offiziere, die sich gegen ihn empören, todt schießen, das heißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Dies ist nun freilich ein bewährtes Mittel, sie zu beseitigen; aber die Erfahrung hat gelehrt, daß der Tod nicht Jeden abschreckt.

— Die spanischen Zeitungen erheben ein jämmerliches Geschrei über protestantische Propaganda und über Verletzung der religiösen Freiheit. Hiezu veranlaßt sie die englische Bibelgesellschaft, die in Spanien Erbauungsschriften austheilen läßt. Was die Spanier unter „religiöser Freiheit“ verstehen, kann man aus ihrem Geschrei nicht ersehen, wohl aber, daß sie davon Nichts wissen; denn hätten sie nur die leiseste Ahnung davon, so würden sie nicht gegen protestantische Erbauungsschriften eifern, während bei ihnen lange noch nicht Jeder auf seine Manier selig werden darf.

— In der Provinz Algarbien ist der Miguelistenführer Remechsdo immer noch oben auf und treibt sein Wesen. Er gleicht dem, welchem er dient, in allen Stücken.

— Am 27. April wurde die Stadt Charleston in Süd-Carolina von einer großen Feuersbrunst heimgesucht. Ein Drittel der Stadt, und zwar der schönste, liegt in Asche. Mehrere Kirchen, das neue Theater, viele Kaufhäuser und Magazine sind abgebrannt; viele Menschen verloren dabei das Leben und über 1500 Familien ihr Obdach.

— In einer Zeitung von Meriko heißt es: „Zittere, Ludwig Pilipp! Spanien hat Napoleon den Zepter entrissen und Meriko wird dir den deinigen entwinden. Hüte dich in deinem Uebermuth, unsinniger Monarch! diese Merikaner, die zu verachten du dir das Ansehen gibst, sind dieselben, welche jene tapfern Spanier, die Besieger der Sieger von Austerlitz, besiegt haben!“ — Das klingt in der That gefährlich für den König der Franzosen.

Wahre Anekdote.

— Eine liebenswürdige Anhängerin der katholischen Kirche schenkte ihr Herz einem Protestanten, dafür gab ihr dieser das seinige; also liebten sie sich und wollten auf diese Liebe hin natürlich auch heirathen. Der dortige katholische Priester weigerte sich, sie zu trauen, unter dem Vorwande, er dürfe gemischte Ehen nicht einsegnen. „Nun, sagte die Braut: so lassen wir uns von einem gemischten Priester trauen.“

Daß die Abonnenten dieses Blattes an einigen Orten dasselbe einige Mal einen Tag später erhielten, rührt daher, daß durch Einschiebung noch irgend einer eingegangenen Neuigkeit der Post-Abgang versäumt wurde.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 25. 22. Juni 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Abonnirt!

Dieweil, wie man jetzt ganz bestimmt
Von dem Kalendermann vernimmt,
Die Zeit im Lauf uns will erfreuen,
Ein Jahresviertel zu erneuen,
So bitten wir: Laßt Euch verführen,
Auf dieses Blatt zu abonniren.
Die Hauptsach, daß es wohlfeil ist
Und weder Heu noch Haber frißt.
Wer bisher Abonnent gewesen
Hat wohl mit Freuden es gelesen.
Macht's auch zuweilen luft'ge Sprünge,
Erzählt Euch nur erdachte Dinge:
So denket, wenn Ihr sie vernommen,
„Das Blatt bringt uns, was es bekommen“;
Und bringt es bittre Wahrheit Euch,
So bitt' ich: zürnet nur nicht gleich!
Was bitter ist, das heilt den Magen;
Wer's aber nicht gut kann ertragen,
Der suche sich das Süße d'raus;
Jedoch verzärtelt süßer Schmaus,
D'rum wird von uns, gar fein gemischet,
Bald süß, bald Bittres aufgetischet,
Wie es die Zeit wohl mit sich bringt,
Wo Bosheit mit dem Guten ringt.
Wir wünschen nur, daß Letzt'res siege
Und daß die Bösheit unterliege!
Dann kommt das Licht, die Nacht entweicht.
Noch wünschen wir, daß Niemand weile
Und Jeder zu bestellen eile:
So haben wir den Zweck erreicht.

Gründung des Stiftes St. Maurice im Kanton Wallis.

Siegmund, König von Burgund, hatte nach erfolgtem Hinscheid seiner Gemahlin Amalaberga, Schwester-Tochter des weltberühmten Theodorich, Königs von Italien, eine Person von geringerer Abkunft, die vorher schon seine Buhlerin gewesen, zu sich als Lebensgefährtin auf den Thron erhoben. Dieses war seinem von Amalaberga erzeugten Sohne, der wegen seiner hohen Abkunft sehr stolze Sinnen führte, unerträglich, daß er eine Stiefmutter von so niedrigem Herkommen und gemeinem Betragen haben, und dieselbe mit allem Schmuck und aller königlichen Würde seiner verstorbenen Mutter bekleidet sehen sollte; daher stieß er unvorsichtig aller Orten gegen dieselbe schmähliche und herabwürdigende Reden aus, nicht bedenkend, daß stiefmütterlicher Haß, unversöhnlich, ihm als dem künftigen Thronerben den Hals brechen könnte. Alle seine Worte aber wurden der nunmehrigen Königin von Schmeichlern und Ohrenbläsern, an denen es schon damals, besonders an Höfen, keinen Mangel hatte, in vermehrter und umgearbeiteter Gestalt fleißig zugetragen. Weiblicher Stolz erzeugte in ihr den Gedanken grausamer Rache, deren Opfer ihr Stiefsohn bei der ersten sich ihr darbietenden Gelegenheit werden sollte. Dazu bewog sie aber nicht nur der ihr angethane Schimpf, sondern auch die Hoffnung, ihre eigenen Kinder dermaleinst auf den königlichen Thron zu bringen. Sie verstellte ihren tödtlichen Haß gegen Siegfried durch angenommene Freundlichkeit; trachtete unterdessen ihn bei seinem Vater durch üble Auslegung alles seines Thuns und Lassens je länger je mehr in Verdacht zu bringen, als wenn er, der als ein schöner und kräftiger Jüngling und künftiger Thronerbe von allen Unterthanen geliebt wurde, seinem Vater nach Kron' und Leben stände. Der von Weiber-Liebe bezauberte Siegmund gab der giftigen Stiefmutter nur allzuviel Gehör, ließ nach

und nach die Zuneigung für seinen Sohn und die väterliche Liebe ersterben und endlich gar geschehen, daß der unvorsichtige, aber unschuldige Jüngling durch zwei von der Stiefmutter bestellte Meuchelmörder, mit des Vaters Wissen und Willen, in seinem eigenen Bette schlafend, überfallen und erdrosselt wurde. Als aber hernach Siegmund seines so grausam hingerichteten Sohnes Unschuld zu spät erfuhr, verfiel er in große Schwermuth, und legte, um den göttlichen Zorn einigermaßen zu besänftigen, das Stift zu St. Moritz an, gab Kirchen und Klöstern herrliche Güter, wurde aber auch dafür von der römischen Geistlichkeit, die von jeher den moralischen Werth und Unwerth der Menschen nach ihrem physischen Nutzen abzuwägen gewöhnt war, in die Zahl der Heiligen versetzt. Diesen Kindermord nun zu rächen, rückte Clodomir, König der Franken, mit einer kriegerischen Heeresmacht gegen Burgund an. Siegmund setzte sich zwar mit seinen Leuten zur Wehr; aber die Burgunder wurden aus dem Feld geschlagen, ihr König ward gefangen genommen und sammt seinen Kindern enthauptet. Sein Leib wurde in einen tiefen Brunnen geworfen, später aber auf Befehl des Bischofs Aviti wieder herausgezogen und nach St. Moritz geführt, von wo ihn lange Zeit nachher Kaiser Karl der Vierte auf seiner Rückreise aus Italien als einen Heiligen mit sich nach Prag in Böhmen nahm.

Unsere Zuversicht.

Wir rufen Dich mit freud'gen Blicken,
O Gott! und halten fest dein Wort!
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmer geht:
Wir wissen, daß Dein Wort besteht.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts:
Erst bricht der Tod ein Menschenherz.

Drum mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel bau'n;
Und mögen feile Schurken beben
Und sich vor Kraft und Tugend grau'n,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke stehn.

Und mögen sich noch Brüder trennen
Und sich in'blut'gem Haß entzwei'n,
Und Schweizersöhne es verkennen,
Daß ihre Orte Schwestern sei'n
Und auf der Eintracht der Kantone
Der Talisman Helvetiens throne.

Wir wollen nicht an Dir verzagen,
Und treuen, festen Muthes sein;
Du wirst den Antichrist erschlagen,
Die Schweiz von jedem Joch befrei'n;
Liegt auch der Tag noch Jahre weit:
Wer weiß, als Du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor Deinem Schwerte sinkt der Drache
Und färbt die Schweizerströme roth
Mit haderndem Parteienblut!
Gerechter Gott, o lenk' es gut!

Ameise.

Lissabon.

Prächtig ist der Anblick von Neapel, Genua, Venedig; reizend und malerisch der von Stockholm und Messina; erhaben und kolossal der von Constantinopel; aber weder an Größe noch an Schönheit übertreffen sie den von Portugals Hauptstadt, dem Thore Europa's. Von Almada's Felsenbastei schweift der Blick über den majestätisch wie ein Meer sich zwischen hohen Borden fortwälzenden Tajo, und jenseits, auf drei Hügeln, von denen unzählige Häuserreihen nach allen Richtungen bis an's Ufer und weit in die benachbarten Niederungen sich hinranken, thront in malerischer Gruppirung die Königsstadt. Sieben- bis achttausend zum Theil prächtige Sommerwohnungen, Schlösser, Kapellen und Klöster bedecken in einer Entfernung von mehrern Meilen und so weit das Auge reicht die romantischen Ufer des Stromes, Hügel und Thäler, und die üppigste Vegetation in lachenden Gärten, in Weinpflanzungen, Oliven- und Orangenhainen, hilft, vereint mit dem tiefen reinen Blau des südlichen Himmels, ein Gemälde vollenden, das den Beschauer mit Entzücken und Bewunderung erfüllt.

Glücklich der, der in diesem herrlichen Anblick ungestört schwelgen kann! Wem aber Harmonie in Wesen und Form, im Innern und Aeussern allein reinen, dauernden Seelengenuß gibt — dem denkenden Beschauer —, den wird bald in all dieser Herrlichkeit ein Gefühl der Trauer und des Schmerzes ergreifen! — Wie er in dem prachtvollen Riesenpanorama von Konstantinopel, in den tausend Minarets der Moscheen und in den goldenen Kuppeln des Serails und der Kiosken an des Bosphorus lachenden Ufern, nur Denkzeichen sieht einer untergegangenen, schönern menschlichen Kultur, nur die traurigen Symbole der Despotie und Sklaverei, des vollständigsten Sieges tückischer List und roher Gewalt Einzelner über die schwache, zur Gedankenlosigkeit erzogene Menge: so kann er Lissabon nicht schauen, ohne daß ähnliche niederdrückende Empfindungen in ihm rege werden. Er gedenkt der Zeit, als Lissabon der Sitz der europäischen Kultur war, als die edelsten Eigenschaften, welche den Menschen zieren, hier unter den Einwohnern häufiger als irgendwo Ausbildung erhielten; als Heldenmuth und Vaterlandsliebe seine Bürger zu Großthaten begeisterten, als ihr Unternehmungsgeist vorher nie gekannte Länder und Meere entdeckte und durchschiffte, und in den fernsten Welt-

theilen Königreiche dem Vaterlande zinsbar machte, und alle Macht in sich vereinigte, die der Besitz des Welthandels und seiner Reichthümer gewährt.

Ehe die Jesuiten, zwar nicht dem Namen, aber doch der That nach, Jahrhunderte lang Portugals Thron unter ihren Fingern hatten; ehe die schlaue, tiefe, selbstsüchtige Politik dieser Priester das hochherzigste, freisinnigste, unterrichtetste und gewerbfleißigste Volk in den trägsten, unwissendsten, dümmsten und bigottesten Menschenhaufen der Erde verwandelte; — damals, im sechszehnten Jahrhundert, bedeckten 56,000 Häuser diese hesperidischen Hügel und 600,000 Einwohner belebten sie. Mit 2000 eigenen Schiffen befuhren die Lissaboner Kaufleute, reich und stolz wie Könige, alle Meere der Erde und die Schätze und Erzeugnisse von Indien und Afrika, China und Japan fielen ihm ausschließlich zu. Die portugiesische Flagge wehte in allen Häfen und erfüllte die Welt mit Ruhm, seine Helden stritten für des Vaterlands Ehre in Asien und am Congo und besangen ihrer Genossen Großthaten in unsterblichen Liedern. — Zwei Jahrhunderte der Jesuiten-Erziehung genügten, dies Alles in Gegensätze zu verwandeln. Aus Manufakturen wurden Klöster; wo der Fleiß wohnte, haust nun die Faulheit; der portugiesischen Seefahrer Ruhm ist verschollen; Portugals Flagge ist unbekannt geworden auf den Meeren; Indien und Afrika gehorchen seinem Zepter nicht mehr; Lissabon selbst ist zum Theil verödet; Gärten und Parkanlagen grünen auf Marktplätzen, der Weinstock auf dem Schutte von Straßen, und die Volkszahl der Königsstadt ist unter 200,000 herabgesunken. Fremde Kaufleute beuten die Vortheile ihrer herrlichen Handelslage aus und die britische Flotte wiegt sich mit dem Stolze des Herrschers auf des Tajo's wogendem Busen. Aber das portugiesische Volk? dumpfsinnig gehorcht's wie eine Viehheerde den wechselnden Hirten, und diese werden von der auswärtigen Diplomatie gleich Unmündigen am Gängelbande geleitet. — Selbst Italien bietet kein Bild tieferer Herabwürdigung, größerer Entartung von Volk und Staat dar.

Mein Christian.

Meitschi, o biduuret mi!
's ist, as sött i grad jetz sterbe,
Gwüß es gschmöckt mir gar nüt meh,
Und i mueß halt nume serbe,
Hüle mueß i, denk i dra,
Denk i a mi Christia.

Gester chunnt er under d'Thür,
Git mir gschwind es ordligs Schmätzli,
Briegget und het d'Händ derfür,
Seit: „Leb wohl mis herzig Schätzli!
„I mueß as Soldat is Feld,
„Furt i 'n alli wi'i Welt.“

Vor'ge Sunntig het er no
Mit dem Bändel d'Wade gmesse,
Und het üs dem Löffel do
Chriesssuppe mit mir g'gesse!
Lueg i Band und Löffel a,
Mahnt's mi a mi Christia.

Letschthi het er no so gschickt
Und voll Freud der Pflegel gschwunge,
Eister uf mi ane blickt
Und mir vo der Liebi gsunge.
Leng i jetz de Pflegel a,
Denk i a mi Christia.

Wo-n i mi am Fueß ha gschürft,
Het er, daß i nid müeß laufe,
Mi gschwind uf si-n Esel glüpft,
Daß i z'Märt chönn go verchaufe.
Lueg i jetz de Esel a,
Denk i a mi Christia.

Und no, 's Chalvers Lysi z'Trotz,
Seit er zue mir: mis lieb Schätzli!
Git mir dert uf selem Chlotz
Hurtig no es Dotzed Schmätzli.
Stoß i a de Chlotz da a,
Denk i a mi Christia.

Kirchmeßpredigt eines Mönchs im Jahr 1559.

Ein Büchlein, gedruckt zu Leipzig im Jahr 1559, unter dem Titel: „Ein schöner Dialogus von den vier großen Beschwernuß eines jeglichen Pfarrers,“ enthält unter andern folgenden Beweis der freundschaftlichen Mönchsdenkart und Liebe der Pfaffen unter einander:

„Es sind dreierlei Vögelgeschlechter, die da loben Gott den Herrn. Das ist die liebliche Nachtigal, die Amsel und die Krähe. Das erstere Vöglein ist das süße Nachtigälchen, ein kleines hübsches Vöglein (hat auch grau an wie ein Mönch), das wohl auch sich vermischet mit den Spätzlein (die da auch singen allezeit: gib, gib, gib), wie die natürlichen Meister schreiben. Diese lieblich singende Nachtigal hebt zu Mitternacht an und singt mit heller Stimme und ganzermaßen mit innigem Geschrei, das ertönt bis zum Himmel und ist ein kleines Vöglein, das wohl singen kann. So lobt es Gott mit seinem Gesange, und wenn es ausgezwitschert, sucht's Mittag seine Speise, die ihm Gott bescheert.

„Unter der süßen Nachtigal sollt ihr verstehen uns arme geistliche Brüder und Väter, eben so wie das graue Vöglein hübsch und klein. Also sind wir andächtige Herrn auch, und demüthig, wiewohl wir uns mit euch Menschlein vermischen. So heben wir um Mitternacht an, und läuten die Mette, und wenn wir aufstehen, singen wir andächtig, wie es unsere Regel befiehlt, und loben Gott. Darum werden wir auch Engel genannt (Apokalyps. am 7. Kapitel).

Dann suchen wir unser Essen und Trinken bei euch, und haben nichts als was gute Menschen uns geben. Und das ist wohl angelegt, denn wir haben päpstliche Gewalt, und mögen Jedermann absolviren von allen Sünden, Beichte hören, und die ihr Begräbniß bei uns erwählen, sind sonderlich begraben, da wir für sie singen und beten, dieweil das Kloster offen steht. Darum müssen wir viel Oel haben in die Ampeln und Wachslichter, denn die andern Lichter flackern zu sehr, darum können wir sie nicht brauchen. Wir werden auch von unsern Obern ausgeschickt, zu heischen darum. Darum so seid allezeit willig zu geben und uns arme Brüder zu ernähren. Ihr wißt ja, wir haben nichts, als was wir bekommen. Es ist auch noch ein andächtiger Bruder hier, der will morgen die Käse bei euch einsammeln, wie er jährlich thut zweimal. Darum, ihr lieben Weiberlein, gebt ihm die größten und beßten, denn er ist auch groß.

„Doch ich will's kurz machen, weil's Kirchweih ist. Der ander Vogel ist die leidige Amsel. Die singt nicht, als wenn es tagt, und mag gar nicht der Nachtigal verglichen werden, die stets orgelt um Mitternacht. Durch die Amsel sollt ihr verstehen die Stiftsherren, die singen ihre Metten wenn es Tag wird, und wenn sie genug geschlafen haben. Darum gleichen sie gar nicht uns geistlichen Vätern in unsern Regeln. Wir haben auch viel andere Weise als sie; wir essen auch nicht allerlei, und dürfen nicht eher speissen, bis wir gefastet haben und derb hungern.

„Der dritte, schwarze, häßliche Vogel, die Krähe, steckt Sommer und Winter in den Dörfern, wartet, wo etwas stirbt, lauert auf Seuchen, frißt Luder, und schreit immer, grab, grab, grab! das sind die Dorfpfaffen. Die singen selten eher, als wenn ihre Bauern sterben. Amen!"

So sprach der Mönch.

Naturgeschichte.

Die Schnecke.

2) Die große Weinbergschnecke. Mit kugeliger, mehr oder minder blaß gebänderter Schale. Sie ist durch ganz Deutschland und Frankreich in Laubwäldern, Weinbergen und Gärten sehr gemein. In England fehlte sie in frühern Jahrhunderten, aber es hat sich Jemand die unnütze Mühe gegeben, sie auch dort einheimisch zu machen; denn wegen ihrer Gefräßigkeit ist sie manchmal eine große Plage, die nur hier und da durch ihren Nutzen als Speise und zur Bereitung nahrhafter Brühen wieder aufgewogen wird.

Nach einem linden Regen treten sie aus ihren Schlupfwinkeln, wohin sie sich während der Dürre oder Tageshitze zurückgezogen, hervor, um zu fressen. Sie fassen die saftigsten Pflanzentheile mit der hervorgestreckten Zungenspitze und zerkleinern sie mit der harten, gezähnelten Kinnlade. Im Herbst verkriechen sie sich, indem sie mit dem vordern Theile ihrer Sohle ein Loch in die nasse Erde drücken, sich darin umdrehen, so daß die Erde am Schleim hängen bleibt, mit dem sie sie bei Seite schieben. So drängen sie sich eine Höhle einige Zoll tief unter dieselbe, richten die Mündung nach oben und verschließen sie, zuerst mit einer dünnen Haut, darüber mit einem kalkigen Deckel, und ruhen so gegen sechs Monat hindurch. Im Frühling kommen sie durch Abstoßen des Deckels wieder herauf.

Ihre Begattung erfolgt bald nach ihrem Erwachen, im Mai, doch auch den ganzen Sommer hindurch. Einige Tage vor derselben fressen sie wenig, und richten sich, auf das hintere Ende der Sohle gestützt, in die Höhe, legen gegenseitig die Sohlen an einander und berühren sich unter beständiger Bewegung der Fühler mit den Köpfen. Manche paaren sich nach drei Wochen zum zweiten, auch nach sechs Wochen zum dritten Mal, worauf der Eierstock schwillt, und ein gelbes, körniges Ansehen erhält. Sechs Wochen nachher folgt das Eierlegen. Die Schnecke legt ihre Eier in ein geschütztes, etwa drei Zoll tiefes Loch in die Erde, wo man sie als kleine, etwas durchscheinende Perlen antrifft. Die ausgekrochenen Schneckchen haben eine ganz durchsichtige Schale, durch welche man die etwa fünfzig Mal in einer Minute erfolgenden Herzschläge deutlich wahrnimmt.

Wenn die Weinbergschnecken sich in ihren Winterschlaf begeben und zugedeckelt haben, werden sie zur Speise aufgesucht, weil sie dann reinlich von Nahrungskoth und nicht so schleimig sind. Man richtet sie auf zweierlei Weise zu. Man wirft sie, wie sie sind, mit dem Deckel in's Wasser und läßt über eine Stunde kochen; dann nimmt man sie heraus, hebt den Deckel mit einem Messer ab und zieht sie aus dem Gehäuse, reiniget sie sorgfältig vom Schleim, reibt sie mit Salz ab, wascht sie wieder in Wasser und hackt sie entweder zu einer Fleischbrühsuppe oder bereitet andere Gerichte davon. — Die zweite Art ist, den Deckel abzubrechen und sie dann in Weinessig zu werfen, worin Salz aufgelöst ist, damit sie abschleimen. Hierauf dreht man sie mit einem Häckchen aus der Schale, reiniget sie und kocht sie etliche Stunden. Die Schalen werden mit Salz gerieben und ausgekocht, die Schnecken wieder hineingethan, die Oeffnung mit einem gewürzhaften Taig verklebt und so das Ganze an einer Brühe oder auch trocken aufgesetzt.

In katholischen Ländern werden die Schnecken als Fastenspeise sehr gern gegessen und bildeten, vor Aufhebung der Klöster im südlichen Deutschland einen bedeutenden Handelsartikel. Einige Bauern in der Gegend von Ulm zogen sie in Gärten, wo sie mit faulem Obst und dergl. gefüttert und ihrer jährlich an vier Millionen, in Fässern zu 10,000 Stück, im Winter nach Wien gingen. Man machte zu diesem Behuf um die Bäume Gruben und füllte sie mit Sägspähnen, um das Entlaufen zu verhindern, so wie man umgekehrt dieses Mittel anwendet, oder Asche und Kalk um die jungen Pflanzen streut, um ihnen das Hinkriechen auf dieselben zu wehren.

Die Schnecken haben ein zähes Leben und halten eine Hitze von 28 — 38° R. im Sonnenschein aus, doch nicht bei anhaltender Trockne, wo sie nur 20—23° in geschlossenem Gehäuse ertragen können, aus welchem sie nur Feuchtigkeit hervorlockt; finden sie ihre Umgebung zu trocken, schließen sie sich alsobald wieder ein.

Auflösung des Räthsels in No. 23.: „Vaterherz."
In No. 24. „Pfaffe. Affe."

Wenn die Sonne niedersinket
Und der Abend freundlich winket
Ob dem dunkeln Tannenhayn:
O dann ist's so schön im Freien
Bei dem Duft der blüh'nden Maien,
Und ich denke, Heimath, dein.

(Die Fortsetzung des Aufsatzes: „Liebegg", folgt in nächster Nr.)

No. 25.

DAS POSTHÖRNCHEN.

22. Juni 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

☞ Da, wie früher, nun auch in Zukunft nur vom „Posthörnchen“ Stempeltaxe bezogen wird, so kann dieses Blatt um 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung erlassen werden. Mit N. 27 beginnt ein neues Quartal, für welches wir um baldige Bestellung ersuchen, um nicht Unterbrechung in den Zusendungen zu veranlassen, und wofür man sich entweder an das dem Besteller zunächst gelegene Postamt, oder an den Verleger selbst zu wenden beliebe.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Sämmtliche Klöster Aargau's haben an die eidsg. Stände eine zweite Vorstellung erlassen, worin sie mit 22 Aktenstücken ihre Beschwerde gegen die bekannten sie vertilgenden (?) Dekrete begründen und ihr Recht (!) auf eine Weise darlegen, daß schon der Gedanke an die Möglichkeit, dieser Ruf um gerechte Hülfe gegen eine so gewaltthätige Unterdrückung (!) könnte abermals höhern Orts nicht gehört und gewürdigt werden, jeden Bürger, in welchem nicht aller Sinn für Recht und Gerechtigkeit erstorben ist, mit Entsetzen und Grauen erfüllt! (Wüßte nicht, warum?!) Die ganze Vorstellungsschrift ist äußerst würdig und interessant abgefaßt. Nach amtlichen (?) Inventarien haben sämmtliche Klöster im Verlauf der letzten 32 Jahre 1,693,393 Fr. vorgeschlagen, (!) und es ist also der Grund, wegen schlechtem Haushalt dieselben bevogtet zu haben, durchaus unwahr und falsch.

— Den 4. d. M. spielten in der Gemeinde Burg im Bez. Kulm drei Kinder mit den Samenkapseln der Herbstzeitlose (Chüebüppi), und zwei davon genossen den darin befindlichen Samen. Schon des andern Tages starb das eine Kind, ein fünfjähriger Knabe, ohne daß ärztliche Hülfe nachgesucht worden wäre, und nur mit Mühe konnte das andere, ein zehnjähriges Mädchen, dem Tode entrissen werden. Merkt euch das, Aeltern und Lehrer.

— Mehrere Zeitungsblätter möchten glauben machen, als ob die Schutzvereine in voller Thätigkeit wären und einen wesentlichen Einfluß auf die Handlungsweise des Vororts in Bezug auf Schwyz ausgeübt hätten. Wir können aber versichern, daß die Schutzvereine, wenn nicht gänzlich im Herrn entschlafen, im Herbst 1833 einen siebenjährigen Schlaf begonnen haben, aus welchem sie nur durch ein politisches Erdbeben vor der Zeit aufgeweckt werden könnten.

— Da es immer und überall ganze Habersäcke voll längst gefühlte Bedürfnisse zu befriedigen gibt, so hat sich das Zentral-Comite des schw. Nationalvereins bewogen gefunden, zu derartigen Befriedigungen zu schreiten durch Gründung eines in seinem Sinn und Geist geschriebenen Nationalblattes.

— Die Thätigkeit der Stadtpolizei in Solothurn thut sich jetzt besonders in Hinsicht der Hunde kund, die laut Gesetz nur mit einem Maulkorbe frei herumlaufen dürfen, so wie der Presse, welcher das Preßgesetz zu ihrer freien Bewegung als Maulkorb angehängt ist, damit beide weder bellen noch beißen können.

— Kaum haben wir uns in Bressaucourt von dem großen Unglück von voriger Woche (30 Häuser brannten zu Asche) ermannt, so werden am 3. d. in unserer Gemeinde schon wieder 3 Häuser ein Raub der Flammen, die allem Anschein nach auf Brandstiftung schließen lassen.

— Der Gesammtbetrag des eidsg. Freischießens in St. Gallen beläuft sich nun auf 41,336 Fr., da er in letzten Tagen noch durch eine von den Herren Weniger u. Comp. in St. Gallen eingereichte, 2250 Fr. gewerthete Maschine zum Hecheln des Hanfes und Flachses nach englischem System, vermehrt worden ist. Diese Maschine (oder auch deren Betrag) erhält ohne irgend einen Abzug als erste Gabe derjenige Schütz, der auf der eidsg. Scheibe den besten Schuß thut. Der feierliche Zug nach dem Schießplatze beginnt Sonntags den 1. Juli Morgens um 10 Uhr.

— Am 5. ereignete sich zu Tamins (Graubünden) ein schauderhafter Unglücksfall. Zwei junge Mädchen von Ems hatten ihre Gärtenwerkzeuge in eine hiesige Schmiede getragen, um sie daselbst von dem ihnen bekannten Lehrburschen schleifen zu lassen. Dieser war eben in der Schmiede beschäftigt, während die Mädchen, an das Dach gelehnt, welches das Schwungrad bedeckt, von außen mit ihm ein Gespräch anknüpften. Plötzlich stürzt das auf morschen Pfosten stehende Dach zusammen; das eine Mädchen wurde im Fallen durch das Kammrad ergriffen um zermalmt; das andere am Oberschenkel und an beiden Armen zerquetscht, starb nach sieben qualvollen Stunden.

— Mit 500 Mann Milizen mit scharfgeladenen Gewehren zogen etwa 4000 mit Knütteln bewaffnete Hornmannen an den Rothenthurm, und wählten Abyberg zum Landammann, Düggelin zum Statthalter und Fischli zum Sekretär. Sie beschlossen, die Küßnachter Hornmänner mit 2 Kompagnien heim begleiten zu lassen. Als man dies in Küßnacht erfuhr, wurde ihnen entgegengeschickt und angezeigt, daß man die Hornmänner ruhig werde heimziehen lassen, komme aber ein einziger bewaffneter Schwyzer mit, werde man Feuer auf alle geben. Auf dieses blieben die Schwyzer aus. In Einsiedeln fanden sich etwa 2000 Klauenmänner ein. Viele blieben aus Furcht zurück. Man gelobte sich, mit Gut und Blut dem geschäftleitenden Ausschuß beizustehen, Einer für Alle und Alle für Einen. Dem Kloster wurde Schutz zugesichert. Ueberhaupt ist im K. Schwyz jetzt alles kriegerisch. Die Klauenmänner aus dem Bez. Schwyz haben sich alle geflüchtet. Die Machthaber daselbst lassen nicht nur angeschlagene Schreiben des Vororts und der Kommissarien durch Landjäger wegreißen, Letztere reißen sie sogar auch den Leuten aus den Händen. Die Verfolgungswuth geht in Schwyz so weit, daß Nuntius, Jesuiten, Kapuziner, Nonnen, Pfaffen und Väter des Landes, wo immer sie einen Handwerker als Klauenmann finden, dem entziehen sie den Broderwerb.

Ausland.

— Es ist im höchsten Grade für uns Würtemberger verdrießlich, daß wir, die wir bisher auf unsere Verfassung und Eintracht stolz waren, nun plötzlich erleben müssen, daß in unsern Kammern große Uneinigkeit herrscht. Das Strafgesetz über Jagdrecht und Wilderei hat eine förmliche Hetzjagd unter den Kammern angestellt. Wenn es nach den Standesherrn gehen müßte, so wäre jeder Landmann schuldig und verbunden, sich von dem hochadelichen Wilde seine Aecker ruiniren zu lassen. Das wäre wirklich eine recht behagliche Vergünstigung für eine edle Ritterschaft. Daraus wird jedoch nichts; denn wo viel dergleichen Wild sich einstellt, haben wir Schwaben-Bauern im Nothfall auch noch Pulver und Blei.

— In Frankfurt am Main bemerkt man seit einiger Zeit, daß sich unter der niedern Volksklasse ein großer Hang zum Pietismus zeige. Die Leute halten sich für große Sünder, woran sie vielleicht nicht unrecht thun; aber daß dieser Sünder-Klub sich „Bekehrte“ nennt, wäre vielleicht nur dahin zu berichtigen, daß in dieser Bezeichnung der erste Buchstabe falsch ist und der zweite ganz fehlt.

— Das neuerrichtete Badhaus der Prießnitzschen Wasserheilanstalt zu Gräfenberg soll ganz unerwartet eingestürzt sein, 12 Menschen dabei das Leben verloren haben und mehr als 20 verwundet worden sein.

— Unter dem Nachlasse des Fürsten Talleyrand soll man noch einen Vorrath von Rasen gefunden haben, die er Fürsten und Regierungen zu drehen pflegte. Auf der längsten sollen die Worte stehen: „Für die alleinseligmachende Kirche.“

— In dem Hause der berühmten Schauspielerin Mars in Paris wurde vor einigen Tagen ein kostbarer goldener Kranz von vorzüglicher Arbeit gestohlen. Bald darauf fand ihre Kammerfrau das Glas eines Schrankes, welcher alle Kostbarkeiten der Mlle. Mars enthielt, zerbrochen. Bei der Hausdurchsuchung fand man in einem finstern Winkel einen vor längerer Zeit von ihr verabschiedeten Diener, mit einem großen Küchenmesser versehen; er gestand, nebst zwei andern Dieben den Kranz gestohlen zu haben. Diese wurden ebenfalls bald entdeckt und verhaftet.

— Der bald achtzigjährige Generalmajor D. in Versailles, der sein ganzes Avancement auf dem Schlachtfelde erworben hatte, war angeklagt, das Zeichen der Ehrenlegion unbefugter Weise zu tragen: der Kanzler der Ehrenlegion hatte angezeigt, der Name des Generals stehe nicht im Register. Der greise Veteran antwortete mit Thränen in den Augen: ob er eingeschrieben sei, wisse er nicht, wohl aber, daß ihm der Kaiser mit eigener Hand auf dem Felde von Wagram das Zeichen umgehängt habe. Er wurde, trotz seiner 22 Narben, zu 50 Fr. Strafe verurtheilt.

— Zu Bordeaux brach am 13. d. M. eine furchtbare Feuersbrunst in einem großen Magazin von Alkohol aus, welche das ganze große Gebäude verzehrte und wobei 26 Personen, worunter der Präfekt, bedeutend verwundet wurden.

— Die Fleischer in London bedienen sich jetzt zum Schlachten des Viehes, statt dem bisherigen blutigen Apparat, des Salpetergases, welches den Vortheil hat, daß das Fleisch länger frisch bleibt und der Geschmack desselben angenehmer ist.

— Bei Melksham hat man im Avon die Ueberreste eines ungeheuern, wahrscheinlich zum Geschlechte der Wiederkäuer gehörenden Thieres gefunden. Bei dem Herausziehen eines Netzes brachte man ein ungeheures Horn hervor, und bei näherer Nachforschung brachte man auch den Schädel mit dem andern Horn. Die beiden Hörner sind 39 Zoll lang, haben 17½ Zoll Durchmesser an der Grundfläche und stehen 12 Zoll von einander ab. Auch eine Rippe von entsprechender Größe hat man gefunden.

— In jedem Augenblick erwärtet man, daß der Kampf zwischen dem Sultan und dem Vizekönig von Aegypten losbrechen werde. Letzterer läßt seine Flotte bereits umher kreuzen, und da die großherrliche Flotte sich ebenfalls in den syrischen Gewässern üben soll, so könnte es sehr leicht geschehen, daß beide während der Uebung an einander geriethen.

— Erklärung. Ein sogenannter „Landammann und Rath des K. Schwyz“ haben es für angemessen gefunden, vermittelst Abdrucks und Verbreitung, ja sogar mit einer Proklamation an ihre liebwerthesten Landleute und eines eigenen Kreisschreibens an alle Stände einen vom Unterzeichneten am 21. Mai von Schwyz aus an seinen Freund Hrn. Landschreiber Kälin in Einsiedeln geschriebenen Privatbrief öffentlich bekannt zu machen. Was den Inhalt dieses Briefes betrifft, so scheut sich der Unterzeichnete nicht, offen zu demselben zu stehen. Nachdem er den K. Schwyz bereiset, die Ansichten und Wünsche aller Parteien vernommen, den heillosen Zustand des Kantons in Bezug auf Rechtspflege, Verwaltung und Kultur durchschaut und das verderbliche Regiment, welches seit Jahren das Volk niedergedrückt, kennen gelernt hat, wurde er in der am 21. Mai ausgesprochenen Ueberzeugung vollends befestiget, daß ohne durchgreifende Mittel Recht, Freiheit und Ordnung in diesem Kanton nicht hergestellt werden können. Die Selbstsucht und die Unordnung, so wie die Herrschsucht und der Uebermuth haben in der Selbständigkeit und Ungleichheit der Bezirke ihre tiefsten Wurzeln. Eine gleichmäßige Gebietseintheilung und eine innigere Vereinigung der Bezirke mit dem Kanton vermögen allein diese Giftwurzeln auszurotten. Bestechlichkeit, Parteiwuth und Gewaltthätigkeiten werden an einer Kantonsgemeinde und an Bezirksgemeinden, wie die Geschichte des Kantons Schwyz und die blutigen Tage am Rothenthurm in J. 1834 und 1838 genugsam bewiesen, immerfort den Meister spielen und Brandmale auf die Freiheit des Volkes drücken. Wo eine Verfassung, wie die schwyzerische, Grundgebrechen hat, befiehlt jedem Vaterlandsfreunde die Pflicht, auf die Heilung solcher Gebrechen zu dringen. Behörden, welche das Volk hindern, hierin seinen Willen auszusprechen oder zu vollziehen, rauben dem Volke seine unveräusserlichen Rechte — seine Freiheit und Souveränität und empören sich gegen den souveränen Willen, dem sie von Rechts wegen unterworfen sind. — Indem der Unterzeichnete somit den Inhalt seines Briefes neuerdings bekräftiget, muß er hinwieder seinen Abscheu gegen den Mißbrauch aussprechen, welchen eine Kantonalbehörde davon gemacht hat. Durch einen feilen Schurken, durch einen Dieb ist der Brief dem Eigenthümer aus dem Hause seines Freundes gestohlen worden. Diesen Schurkenstreich nennen Landammann und Rath des Kantons Schwyz eine „Fügung Gottes“ und treiben so mit der Vorsehung selbst Spott. Sie schieben dem Privatbriefe des Freundes einen amtlichen Karakter unter, um damit die Absichten des hohen Vorortes vor allen Eidsgenossen zu verdächtigen. Sie erklären als ein Schreiben des Sekretärs des eidsg. Kom-

missariats und des ersten Staatsschreibers von Luzern, was nur der Privatmann als solcher, der Freund an den Freund geschrieben. Solche Verdrehungen kann nur eine Behörde sich erlauben, die einen Schmid an ihrer Spitze hat. Sie geben endlich dem Briefe eine Auslegung, wie sie nur der abgefeimteste Tröler im Kanton Schwyz oder eine durch und durch verpestete Heuchlerbrut denselben geben kann. Luzern, 17. Juni 1838.

C. Siegwart-Müller.

— Baden. So eben haben wir hier vernommen, daß der Verleger des Posthörnchens in seinem Preßprozeß wegen der in Nro. 21 enthaltenen Theater-Kritik vom Bezirksgericht Aarau zu Nennung des Einsenders und Kosten-Bezahlung verfällt ist.

Das genannte Gericht hat vermuthlich nicht daran gedacht, daß der Grundsatz: „Die Nennung des Einsenders eines Artikels könne vom Gericht verlangt werden," nur dann anzuwenden sei, wenn rechtliche Gründe dazu vorhanden sind. Es können bei Niederschreibung eines der Oeffentlichkeit zu übergebenden Artikels Verhältnisse vorwalten, die den Verfasser bestimmen, ungekannt bleiben zu wollen, wenn er zu seinem Aufsatz auch den gegründetsten Anlaß hat, oder ihm den unschuldigsten Anstrich von Witz verleiht. Wo bliebe denn da die goldene Preßfreiheit, wenn bloße Neugier eines Klägers das Gericht bestimmen könnten, den Verleger einer Zeitschrift zur Aufdeckung des Einsenders zu verurtheilen, ohne in die rechtlichen Gründe eines solchen Verlangens einzugehen?

Der betreffende Artikel gibt hier aber gar keinen Anlaß zu einer Injurien-Klage; denn, daß es darin heißt: „Hr. Dr. M. könne das Thema: der Wollüstling, bearbeiten," d. h. er könne die Schilderung eines Wollüstlings niederschreiben, sagt ja nicht, daß er selbst ein Solcher sei, sondern setzt nur ein großes Vertrauen in seine Einbildungskraft und Darstellungskunst, vermöge welcher er einen Wollüstling zu schildern verstehe. Wie mancher gefeierte Dichter hat die Laster sowohl als Tugenden der Menschen treffend dargestellt, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, die in der Darstellung enthaltenen Karakteren ihm selbst beizumessen. Ferner ist der Satz: „der sich um sittliche und politische Wohlfahrt fortwährend so hohe Verdienste sammelt," für ihn ja nur ein großer Ruhm und sagt also gar nichts Ehrenrühriges.

Wenn nun aber Hr. Dr. M. in jenen Stellen Ironie finden, sich also jene angedeutete Karaktere selbst zuschreiben, und vom Gegentheile des genannten Satzes selbst überzeugt sein zu müssen glaubt: warum beklagt er sich denn über den Artikel und verlangt die Nennung des Einsenders? — Wahrlich bloß aus Neugier, um denjenigen zu erfahren, welcher ihn so genau zu kennen scheint. Und ein Gericht ist doch gewiß auch nicht da, nur um Neugierige zu befriedigen.

Was die Interpunktion (Setzung der .,:;!? ꝛc.) betrifft, auf welche Hr. Dr. M. sich hauptsächlich stützen zu müssen glaubt: haben wir, so viel mir bekannt ist, im Kanton Aargau kein Gesetz, das uns die willkürliche Anwendung derselben untersagte!

Erklärung und Einladung.

Die unterzeichnete Buchhandlung anerbietet sich mit Freuden, allfällige Beiträge zur Deckung der Bußen und der Prozeßkosten in dem bekannten Stempelprozeß, welche zu Gunsten der Monatschriften des Volksboten eingegeben werden, in Empfang zu nehmen und für dieselben seiner Zeit die Rechnung zu veröffentlichen.

Zürich, den 13. Juli 1838.

Wirz-Widmer unter dem Rüden.

Gestempelte Monatschriften.

Nun haben wir also in Zürich gestempelte Monatschriften. Sollten wir etwa noch mehr sagen? Nein, es ist genug! Am 14. Juni 1838 fällte das Obergericht von Zürich das Urtheil, daß unsere Monatschriften keine Monatschriften, sondern, daß dieselben alle zusammen Eine Zeitung seien, daß deshalb das bezirksgerichtliche Urtheil in seinen Erwägungen bestätigt sei, daß Unterzeichner 200 Fr. Buße und die erst- und zweitinstanzlichen Prozeßkosten für die Herausgabe der ersten fünf Nummern zu bezahlen habe, und daß es dem Stempelamt Zürich überlassen sei, für die folgenden Nummern die gesetzliche Stempelbuße einzuziehen. Dieses obergerichtliche Urtheil wurde, höre es, Volk des Kantons Zürich! mit Einmuth gefällt! Die Redaktion der Monatschriften des Volksboten weiset einfach auf ihre Erklärung in No. 23 dieses Blattes zurück. Weiter hat sie hier kein Wort mehr zu verlieren, aber sie beneidet weder die richterlichen Behörden von Zürich, noch die Tit. Staatsanwaltschaft, noch das Tit. Stempelamt um die Stellung, in welche sich dieselben zur Redakzion der Monatschriften des Volksboten gesetzt haben. Sie nimmt nun recht gerne das frühere freiwillige Anerbieten einiger ihrer Freunde an, im Falle einer Verurtheilung in diesem Handel die öffentliche Meinung über dieselbe durch eine Subskripzion zu Deckung der Kosten zu beurkunden. Die Summe, welche hier von dem Fiskus aus unserer Redaktion nach Anleitung des Obergerichts herausgezogen wird, ist allerdings so ansehnlich, daß sie tief in unser Vermögen eingreift. Daher werden uns Beiträge von Jedermann zu Deckung derselben willkommen sein, mit Ausnahme von denjenigen Personen, welche zu unserer Verurtheilung irgendwie beigetragen haben. Herr J. C. Wirz-Widmer hat die Gefälligkeit, das Inkasso und die Verrechnung dieser Beiträge zu übernehmen. Die früher angekündigte Broschüre, betitelt: „Der Gedankenzoll", wird nun beförderlichst die Presse verlassen. Wir sprechen beiläufig unser tiefes Bedauern aus, daß Dr. Keller nicht mehr unser Obergericht präsidirte, indem wir von diesem Umstand hätten hoffen dürfen, anstatt des vorliegenden Urtheils, ein ganz anderes und ein republikanisches unserm Publikum mittheilen zu können. Wir empfehlen uns auf's Neue der freundschaftlichen Theilnahme des Letztern und werden uns von diesem schweren Schicksalsschlage, trotz des obenauf liegenden Wunsches einer gewissen Klasse, daß wir auf's Neue ruinirt werden und nicht länger die Wahrheit sprechen können, Nichts weniger als uns zu Boden drücken lassen, sondern im Gegentheil unsere Kräfte um so mehr anstrengen, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, dem Lichte und der Aufklärung unsere Dienste zu widmen. Schließlich danken wir noch denjenigen verehrten Publikum, welches so zahlreich unserer Vertheidigung beiwohnte, für diese seine Aufmerksamkeit für uns.

Für die Redaktion der Monatschriften des Volksboten

J. H. Meyer, Publizist.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

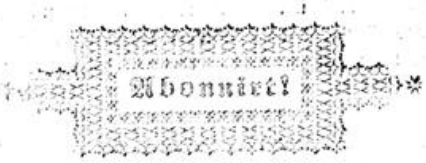
N°. 26. 29. Juni 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.



Jetz chumm' i scho zwen Vierteljohr
Euch allerlei z'erzelle
Zu-n Euch, und ist nid Alles wohr,
Händ Ihr's nid glaube welle:
Vertrybt's Euch doch die langi Zyt,
Die schwer Euch uff em Herze lyt.

I brichte-n Euch vil Alts und Neus
Vo guet' und böse Gselle,
Und wenn i öbbis Lustigs weiß:
Schrei' i mit luter Gelle:
Jetz chömet gschwind und loset zue,
I möcht Euch öbbis z'wüsse thue.

Wenn i by-n Euch erschyne mueß,
Gscheht's nid us böser Meinig;
I bringe Handschlag, Chuß und Grueß,
Und rüef Ech zue: Sind einig,
Ufrichtig, fromm, voll Liebi, treu,
Und hasset Falschheit, Hüüchelei.

Fliehnd Pfaffelist und Chatzeschwänz,
Die mache nume z'chybe,
Es löhnd Euch ihri Schneggetänz
Nid lang bym Friede blybe;
Denn wo me derigs Gschlüech mueß gseh
Ist wäger bald um d'Freiheit gscheh.

Drum mahn i Euch: Sind uf der Huet,
Und lueget, was Ihr machet;
Sust chostet's zletscht no Guet und Bluet,
Wenn Alles loht und chrachet.
Wer weiß, wo by der böse Zyt
Der Haas für eus im Pfeffer lyt.

Und chömet flyßig her zu mir
Und nehmet was i bringe;
Bidenket mini Wort und Lehr
Und was i öbbe singe.
I ha bis jetz, wo-n i mi gsetzt,
Scho mängist Herz und Ohr ergötzt.

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

1. Liebegg.

Fortsetzung.

Unter allerlei dergleichen Gesprächen kamen sie endlich in der Burg Rore an, wo freundlicher Willkomm der Gräfin den Fremden empfing, während die Tochter, bekümmert um das Zurückbleiben des Vaters, den ganzen Hergang der Vorfälle dieses Abends der Mutter erzählte.

„Der Vater wird sich schon wieder einfinden,“ sagte gelassen die Gräfin: „er ist ja schon öfter von der Jagd ausgeblieben, und, mag er sich befinden wo er will, er ist überall in Gottes Händen. Der unglücklichen, brandbeschädigten Familie muß man Einiges beisteuern. Du, Gertrud, kannst morgen mit mir auf die Schüttkammer gehen, um etwas für sie zusammenzuraffen.“

Dann lud sie den Fremden zur aufgetischten Nachtmahlzeit ein, die sehr einfach aus Habermehlsuppe, gekochtem Obst, einigen gesottenen Eiern, Wein und Roggenbrod bestand.

Der Fremde konnte nicht die ausnehmende Güte und den Liebreiz der beiden Frauenzimmer bewundern, mit welchem sie ihn von ihrer Haushaltung und Umgebung, so wie von den Einrichtungen der Grafschaft unterhielten, bis der Schlaf sie ermahnte, daß Mitternacht vorüber und Ruhe nöthig sei, und man nicht länger die Ankunft des Grafen abwarten könne.

Am andern Morgen wurde schon früh am Fallthore geklopft, ein Bauer begehrte eingelassen zu werden, um mit der Gräfin sprechen zu können, worauf er berichtete, daß ihr Gemahl von einem nur leicht angeschossenen Bären angefallen worden, nun schwer verwundet im Weiler Schafisheim liege und von der Gräfin in Weinessig eingelegte Lilienblätter verlange, um sich damit verbinden zu lassen.

Alsogleich entschloß sich Gertrud, ihrem Vater selbst das Verlangte zu überbringen und seinen Verband zu besorgen, wozu sich natürlich der fremde Jüngling ihr als Begleiter und Beschützer anbot.

Unterwegs nun offenbarte er ihr: er sei Dietrich, des Freien von Dissentis in Rhätien jüngster Sohn, und im Begriff gewesen, dem König Clodovaus seine Dienste anzutragen; unterwegs sei ihm sein Pferd gestürzt und geblieben, er selbst verirrt und, allen Göttern zum Lob, nun in ihre Gesellschaft gekommen. Durch ihre Anmuth und Güte aber fühle er sich so bezaubert und angezogen, daß in ihrer Nähe bleiben und athmen zu können und im Besitz ihres Herzens und ihrer Hand zu sein, ihn allein glücklich und zufrieden machen könne.

Gertrud antwortete nicht. Schweigend und Träumenden gleich gingen beide neben einander hin, bis das heftige Bellen eines Hundes ihnen die Anwesenheit von Schafheerden und die Nähe des Weilers verkündete. Da zog Dietrich den prächtig gearbeiteten, schwer goldenen und mit einem Karfunkel besetzten Ring von seinem Finger und bot ihn der Jungfrau an.

Sie nahm ihn, betrachtete ihn sinnend, scheinbar mit vielem Wohlgefallen, und sagte endlich: „Meine Hand hast Du von meinem Vater zu verlangen, mein Herz aber kann einem Gelübde zufolge nur einem Christen zu Theil werden. Wenn mein Vater die Einwilligung gibt, und wir vermögen, Dich zum Glauben an den einen lebendigen Gott überführen zu können, soll Dein Wunsch gewährt sein.“

Sie traten in die Hütte, in welcher der Graf auf einem Haufen Stroh saß, Aerme und Achseln mit blutigen Lappen umwunden; neben ihm auf der einen Seite sein Wamms, einer seiner Hunde todt, der andere stark verbissen, auf der andern Seite ein gewaltiger erlegter Bär.

Ohne auf den Fremden zu achten, freute sich der Graf kindlich über das Erscheinen seiner Tochter. Sie löste ihm auf seinen Befehl die blutigen Lappen ab, eine Bäuerin brachte andere, reine, und frisches Wasser, worauf Gertrud ihm die dicht am Halse, auf der Achsel und den Oberärmen befindlichen Wunden auswusch, die Lilienblätter darauf legte und frisch verband.

Dann erzählte der Graf sehr weitläufig, wie die Hunde die Spur die reißenden Bestie verfolgt, er dieselbe endlich angeschossen, diese dann aber erst über die Hunde, hernach über ihn hergefallen und wie zwei Holzhauer ihn noch bei guter Zeit von ihr befreit und das Thier getödtet hätten; ferner daß diesen Morgen der eine Hund an den Folgen der Bisse geblieben sei.

Als Landolus seine Erzählung geendet hatte, stellte Gertrud ihm den Fremden vor und berichtete ihm, auf welche Weise dieser zu ihr gekommen.

„Sei willkommen, Jüngling!“ sagte einfach der Graf und reichte ihm die Hand, worauf Dietrich sich höflich verneigte.

Da wurde der Vater gewahr, wie die Tochter bald mit heimlicher Freude den goldenen Ring betrachtend in ihren Fingern herum drehte, bald erröthend in das Antlitz des fremden Jünglings schaute.

„Was hast Du da, mein Kind?“ fragte er. Dietrich fiel ihm zu Füßen, faßte seine Knie, eröffnete ihm, um Verzeihung bittend, seine Wünsche, und flehte um seine Einwilligung und den väterlichen Segen.

Der Graf hieß ihn aufstehen, und, ohne sich auf des Jünglings Bitten in eine Antwort einzulassen, fing er an: „Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nie in das Himmelreich eingehen! Das will sagen: Nicht auf solche von Menschen gekünstelte Tändeleien sollet ihr Werth setzen, sondern an Gottes Werken allein sollet ihr Freude haben und sie bewundern; jede Kleinigkeit, jedes Blümlein, jedes Würmlein soll euch ergötzen und zur Verehrung des Schöpfers ermuntern. Wie könnet ihr sagen: ihr verehret Gott, wenn ihr an seinen Werken nichtachtend vorübergeht, das Lebendige der Schöpfung gleichgültig ansehet, während ihr, stolz auf der Menschen Kunst, mit Wohlgefallen todte Dinge betrachtet und euch nur über das freuet, worauf die Eitelkeit einen Werth gesetzt. Nicht Gold und eiteln Prunk sollet ihr lieben, sondern allein Gott in seinen Werken, im Leben seiner Schöpfung. Ist ja der schönste goldene Ring ein erbärmliches Machwerk gegen das unbedeutendste Würmchen; denn der Ring ist todt, das Würmchen aber hat Leben. Sehet die Kindlein, wie sie sich über jeden Käfer, über jedes Blümchen im Grase freuen und damit tändeln, und doch haben sie noch nicht den Verstand und die Einsicht, in diesen das Leben des Schöpfers, seine Macht, die Wunderbarkeit seiner Werke, ihrer Mannigfaltigkeit und doch Regelmäßigkeit zu erkennen und anzustaunen; wie viel eher aber solltet ihr es thun, denen der Allgütige den Verstand dazu reif werden ließ. Ihr kennet das Gräslein, den Käfer nicht, die ihr unter euern Füßen zertretet, und doch vernichtet ihr dadurch ein Leben, das eben so unerklärbar ist, wie euer eigenes; ihr reißet die Rose vom Strauch, um ihren angenehmen Duft zu genießen, und wisset nicht, wie es kam, daß sie sich so schön entfalten konnte; aber ihr kümmert euch auch nicht darum: gedankenlos begnügt ihr euch damit, wenn euch der Herr das Brod zur Speise auftischet und die Hanfpflanze zu eurer

Bekleidung hinstellt, und liebet und bewundert nur den todten Flitter eurer eignen Kunst. Um ihn zu besitzen, stellt ihr euch allerlei Sorgen, Mühen und Kummer bloß, laßt euch zu vielen Ungerechtigkeiten und Sünden verleiten, habt euch dadurch von Gottes lebendiger Natur entfernt und seid zum todten Werkzeug herabgesunken, habt euch also selbst eures eignen Glückes beraubt!“

So eiferte der Graf über die Menschheit beim Anblick des goldenen Ringes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heuet.

Gang Joggeli, spann d'Chüeli a,
Mer wänd i Heuet fahre;
Me mueß jetz streng uf 's Wetter ha
Und schaffe, was me schaffe ma,
Me cha denn noher nare.

Der Mäder het scho längste gmäiht;
Gang leng mir dert de Reche;
Bald isch es dör, isch gchehrt und treiht,
Und vor der Wind chunnt und's verweiht,
So mache mer's zu Schöche.

's ist wieder schöni Gottes God;
Me mueß zwor fryli schwitze:
Doch git's brav uus, schmöckt guet, Gottlob!
Der Laubi freut si au scho drob.
Mer wänd e chly do sitze.

Leng du mir sele Wasserchrueg,
I möcht es Schlückli trinke:
Denn wenn me schwitzt im Heuet, lueg,
Und het nid eister z'trinke gnueg,
So mueß me fast versinke.

Wie mänge Schlingel heuet nid:
Cha nume schimpfe, flueche,
Wenn ihm der Meister Schnitt für Schnitt
Nid Brönz und Wy gnue z'trinke git?
I mag's gar nid versueche.

Mi bhaltet Milch und Wasser gsund
(Wy ist am Sundig chumlig),
Das macht mir d'Aerm und d'Bagge rund,
Bi froh und zfride jedi Stund;
Brönz macht eim nume tumlig.

Nimm d'Gable dert und lad jetz zue,
E Blohst chunnt hinde füre;
Mer wänd hüt 's Letscht no ine thue,
Gang Joggeli führ holt jetz d'Chue
Und fahr dert äne düre.

Hüt wän mer Rächelöst ha,
Gottlob, wenn Alls ist dinne;
Do müend ihr Wy und Chüechli ha
Und Jede gniesst, was er cha,
Mit Freud und frohe Sinne.

Der treue Pudel *).

Einige Tage vor dem Sturze des schrecklichen Robespierre verurtheilte das Revolutionstribunal einen alten, ehrwürdigen Beamten. Als man ihn ins Gefängniß brachte, war durch das Schreckenssystem seine ganze Familie schon zerstreut und ihm aller Umgang mit seinen Freunden abgeschnitten. Nur einer blieb ihm noch und war bei ihm, als man ihn einkerkerte: ein zwölfjähriger Pudel. Daß man ihn nicht gleich ins Gefängniß mit einließ, hielt ihn nicht zurück; er kam so lange alle Tage vor die Thür des Kerkers, bis der Gefangenwärter, von der unwandelbaren Treue des Thieres gerührt, ihm den Eingang zuließ. Grenzenlos war die Freude, als er seinen Herrn wieder sah, und es kostete Mühe, sie wieder zu trennen; aber der Kerkermeister mußte sich vor eigner Strafe fürchten und nahm den Hund wieder weg. Dieser wiederholte seine Besuche mehrere Wochen lang und erhielt alle Tage regelmäßig einmal den Zutritt, leckte die Hand seines Herrn und schied, sobald ihm der Gefangenwärter rief. Als der Tag der Urtheilseröffnung da war, drängte sich der Hund durch eine zahllose Menschenmenge in den Gerichtssaal und kroch zwischen die Beine seines unglücklichen Herrn, dessen Todesurtheil gefällt und er wieder ins Gefängniß zurückgeführt wurde. Den Hund hinderte man, ihm nachzufolgen, aber er wich nun die ganze Nacht nicht von der Thür. Die Stunde der Hinrichtung erscheint, das Gefängniß geht auf, der Greis tritt heraus und an der Schwelle bewillkommt ihn der Hund, unerschrocken an ihm emporspringend. „Ach du armes Thier, diese Hand wird dir nie wieder den Kopf streicheln!“ seufzte der Verurtheilte. Der Todesstreich fällt; doch der treue Begleiter will nicht von dem Leichnam lassen, legt sich aufs Grab, da er verscharrt ist. Auf diesem Lager brachte er mehrere Tage und Nächte zu, bis ein Nachbar aus Mitleiden ihn liebkosend mit sich nahm, fütterte und Alles versuchte, ihn bei sich zu behalten; aber der Hund entfloh bald wieder zur Grabstätte seines Herrn; doch kam er drei Monate lang alle Morgen zu seinem Wohlthäter, um Nahrung zu erhalten. Da er täglich magerer und kraftloser wurde, wollte sein Beschützer ihn mit Gewalt von diesem Aufenthaltsort entwöhnen und sperrte ihn ein; er aber entwischte und war nun mit aller Mühe nicht mehr vom Grabe seines Herrn wegzubringen; er scharrte die Erde auf und nahm durchaus kein Futter mehr an, bis er entkräftet niedersank und auf dieser Stelle sein Leben aushauchte.

Naturgeschichte.

Das Rothkehlchen.

Besonders Freund und Gesellschafter des Menschen ist das Rothbrüstchen, das durch eine orangenrothe Kehle bei gemeinem grauem Gefieder sich auszeichnet. Man läßt es gern frei im Zimmer dem Insektenfange nachgehen, und freundlich mischt es sich dann unter die Tischgesellschaft und ißt mit seinem Herrn aus einer Schüssel. Den Sommer über lebt es im Walde, um die Zeit seiner Hin- und Herreise aber zeigt es sich häufig um unsere Wohnungen. Viele

*) Aus dem Buche: „Die Hausthiere im Verhältniß zu den Gewerben, Künsten, Wissenschaften und der Lebensweise der Menschen.“ 372 Seiten Text mit 26 Abbildungen. Leipzig 1834. J. J. Weber. Elegant gebunden 3 Fr.

bleiben auch im Winter bei uns, sei es, daß ein zu hohes Alter, zarte Jugend oder Kränklichkeit sie von der weite Reise abhalten. In dieser kümmerlichen Jahreszeit besucht dann das Rothkehlchen den Holzhauer im Walde, sucht die Insektenlarven, die aus dem gehauenen Holze fallen, und die Brosamen von seinem ärmlichen Mittagsbrode, pickt freundlich, wenn tiefer Schnee auch diesen seinen Wohlthäter in der Hütte zurückhält, an die Fenster der Menschen-Wohnungen, scheint zärtlich um eine Zuflucht zu bitten und belohnt die gastfreie Aufnahme durch die liebenswürdigste Vertraulichkeit. In einem Karthäuser-Kloster stellten sich einst mehrere ein, und erheiterten die stille Einsamkeit desselben. Im Frühling wurde ihnen das Kloster zu enge und sie sehnten sich nach ihrem lieben Walde, darum auch schenkten ihnen die Patres ihre Freiheit wieder. Dankbar kamen sie beim Beginn des Winters zurück, und sangen unermüdet, als wollten sie mit jedem Tage die Güte ihrer Ernährer preisen. Auch Götze machte eine Erfahrung, bei der man kaum weiß, ob man mehr über die Treue, oder über das Gedächtniß dieses Vogels erstaunen soll. Freiwillig kam ein solcher im späten Herbst zu ihm und bat um ein Winterquartier. Sogleich nahm er das Futter, das man ihm aus der Hand gab, an und wollte in der Theetasse baden. Dreimal mußte man ihn im Frühling fortjagen, so theuer war ihm dies Haus geworden. Im Herbst meldete er sich wieder vor den Fenstern und kam, da man nicht darauf achtete, durch ein Kellerloch in den Keller, wo er sich freiwillig fangen ließ. Es ließ sich gar nicht zweifeln, daß es der nämliche sei, dem man vor einigen Monaten die Freiheit aufgedrungen hatte; denn er ließ sich im Zimmer an eben dem Orte nieder, wo er sonst immer saß, flog beim Erwachen sogleich an den Ort, wo sein Freßteller gewöhnlich stand, that mit der Hausfrau, die ihn sonst fütterte, sogleich gar vertraut, und war eben so zudringlich, wie früher, wenn der Naturforscher sich mit Beobachtung gewisser Insekten beschäftigte, ihm seinen Fund wegzuschnappen. Nachdem man ein silbernes Ringchen ihm um eines seiner Beinchen gemacht, entließ man ihn im Frühjahr wieder. Mit sichtbarer Wehmuth trennte er sich von denen, unter welchen es ihm so wohl gegangen war, blieb noch einen halben Tag im Garten, sah oft nach den Fenstern und flog endlich traurig über die Gartenmauer. Zu allgemeiner Freude kam das gute Thierchen im Herbste freundlich wieder.

Ziemlich nahe an die Erde, in dicke Büsche, baut das Rothkehlchen sein Nest aus Moos und Eichenlaub, und füttert es sehr weich aus. Oft bedeckt es dasselbe mit Blättern, durch die ein enger Eingang zu den 5—7 mattweißen und braungesprenkelten Eiern führt, und auch diesen verstopft es oft, wenn es weggeht, mit einem Blatte. Das Männchen unterhält seine brütende Gattin mit einem sanften, melodischen Gesange voll Zärtlichkeit und Sehnsucht. Nicht gern hat das Ehepaar Gesellschaft um sich. Alle Vögel, auch die von seiner Art, jagt es aus seinem Busche fort. Im Käfig zankt es sich und verfolgt gern sowohl Seinesgleichen als andere kleine Vögel. Und doch hat dieses unduldsame Geschöpf eine wahrhaft edelmüthige Liebe gegen kleine hilflose Junge, auch von andern Vögel-Gattungen. Nicht zu gedenken, mit welcher Aufopferung es den jungen Kukuk behandelt, sah einst ein Naturforscher, wie ein Rothkehlchen eine Mücke fing und mit diesem seiner Meinung nach köstlichen Bissen auf einen noch unmündigen Kanarienvogel zuflog. Lange weigerte sich der Kleine, von einem so unbekannten Pflegevater etwas anzunehmen; endlich öffnete er doch den Schnabel, und nun stieß ihm das Rothkehlchen mit der gewohnten Hastigkeit die Mücke in den Hals, so daß er fast hinab purzelte, hüpfte und zwitscherte und schien vor Freuden außer sich, eine so edle That vollbracht zu haben. Im Frühling und Sommer sind Insekten und Würmer, im Herbste Beeren und im zahmen Zustande fast alle Eßwaaren die Nahrung der Rothkehlchen. Sie sind sehr wachsam und lassen sich früh und spät hören. Wenige Vögel sind zutraulicher als sie; man darf ihnen ganz nahe kommen, daß man sie fast mit den Händen greifen kann. Aus Liebe zur Gesellschaft der Menschen begleiten sie oft den Wandernden eine ziemliche Strecke flatternd von Busch zu Busch. Ihre Neugierde lockt sie in die Sprenkel und auf Leimruthen. Sobald sie eine Lockstimme hören, kommen sie mit dem Rufe, tiritit, tirititit herbei, und gehen in ihr Verderben. Entgeht aber eins dem Fallstrick, so warnt es durch ein bedächtliches ti-i ti-i seine herbeieilenden Brüder, und sie entfernen sich alle.

Das Blaukehlchen.

Von der nämlichen Größe, den nämlichen natürlichen Eigenschaften, doch etwas angenehmer bekleidet, als das vorige. Es ist oben aschgraubraun. Ueber den Augen befindet sich ein weißer Strich. Vom schönsten Blau ist die Kehle und der Unterhals, und hat in der Mitte einen silberweißen Flecken. Etwas tiefer ist eine schwärzliche Stelle, worauf eine rostbraune Binde folgt. Eben diese Farbe bemerkt man am Anfange des übrigens schwärzlichen Schwanzes. Dieses schöne Thierchen liebt etwas nasse Gegenden und nistet gemeiniglich auf Weidenbäumen. Nur zur Zeit der Liebe hört man melodische Lieder von ihm, übrigens ist seine Stimme ein sonderbares Schnurren. Um die Wanderzeit werden viele ihres schmackhaften Fleisches wegen gefangen und zu Hunderten in vornehme Küchen verkauft. Darin hat der Mensch vor den reißendsten Thieren nichts voraus, daß er auch die niedlichsten, angenehmsten und nützlichsten Geschöpfe seiner Leckerhaftigkeit opfert, wenn ihm in wollüstiger Unthätigkeit die gewöhnlichen Speisen nicht mehr schmecken wollen.

Charade.

Hab' ich das Erste im Hause, o weh!
Es bringt viel Verdruß mir und Kummer,
Verfolget mich, wo ich steh' und geh'
Und raubet mir öfter den Schlummer;
Doch bin ich mit Andern, Mann um Mann,
Und weht es als Panner uns voran:
So hebt es den Muth uns im Herzen;
Wir stürzen im heftigen Sturmesdrang
Hinein in die Feinde mit Siegsgesang,
Nichtachtend den Tod und die Schmerzen,
Zu kämpfen für Freiheit, Recht und Licht;
Zu uns eine innere Stimme spricht:
„Ihr werdet im Tode noch siegen,
„Wahrheit kann nicht unterliegen!"
Mein Zweites, bald blutiges Mordgewehr,
Bald Hacke, bald Mühle, bald Klapper,
Ergötzt mit Gesang, langweilt auch sehr
Mit vielem Geschrei und Geplapper. —
Wenn Ihr den Sänger im Walde hört
Im Winter auf schwärzlichen Tannen,
Und fragt, von seinem Gesang bethört:
„Was singst du so spät noch? von wannen
„Kommst du zu uns, daß du nicht weißt,
„Wie die andern Sänger alle verreist?"
So sagt mein Ganzes: — Den Jungen
Hab' ich jetzt ein Liedlein gesungen;
Ich habe gebettet warm und lind,
Sie spüren im Bett nicht Schnee und Wind;
Und trotz dem härtesten Eise
Find' ich jetzt die meiste Speise:
Drum gab mir der gütige Schöpfer den Trieb,
Im Winter zu feiern Lied und Lieb',
Zu singen auf schneeigen Zweigen
Wann andere Sängerlein schweigen. —

No. 26.

DAS POSTHÖRNCHEN.

29. Juni 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

☞ Da, wie früher, nun auch in Zukunft nur vom „Posthörnchen“ Stempeltaxe bezogen wird, so kann dieses Blatt um 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung erlassen werden. Mit N. 27 beginnt ein neues Quartal, für welches wir um baldige Bestellung ersuchen, um nicht Unterbrechung in den Zusendungen zu veranlassen; und wofür man sich entweder an das dem Besteller zunächst gelegene Postamt, oder an den Verleger selbst zu wenden beliebe.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Das Obergericht des K. Aargau hat gegen den geflüchteten Abt von Muri Kriminalverfahren und Spezialuntersuch erkennt, mit der Aufforderung an ihn, binnen 14 Tagen sich zu stellen, widrigenfalls in contumaciam gegen ihn vorgeschritten werden soll.

— In den drei Nächten vom 30. Mai bis 2. Juni sind einer Anzahl von 99 Pferden auf dem großen Moose in den bern. Amtsbezirken Arberg und Erlach die Schweife abgeschnitten worden; in den Nächten vom 18. bis 21. Mai mehreren Pferden im Bez. Burgdorf, und in der Nacht vom 8. auf 9. einigen zu Büren. In der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni sind einer Anzahl von 71 auf dem großen Moos bei Murten weidenden Pferden Schweife und Mähnen abeschnitten worden. — Ein ganz neuer Industriezweig! Will etwa die Hornregierung in Schwyz ihren Zivil- und Militärstaat in Paschaliks eintheilen und hat statt der bisherigen Ochsenhörner nun Roßschweife dazu nöthig?

— Am 25. Abends ertrank Herr Landjägerlieutenant Egli beim Baden in der Nähe des sogenannten Pulverschänzli's im Zürichsee, an einer Stelle, wo es jählings in die Tiefe geht und er sich in Röhricht und Morast verwickelte. Er war erhitzt ins Bad getreten und wahrscheinlich von einem schnellen Stickfluß befallen worden.

— Das nächste eidsg. Freischießen dürfte in 2 Jahren in Solothurn gehalten werden, da bereits schon einleitende Schritte dafür geschehen sein sollen. Die Zusammenkunft so vieler Eidsgenossen dürfte für Solothurn vielleicht heilsam sein, da es dort wieder dunkel zu werden anfängt.

— Vorletzten Sonntag fand in der Pfarre St. Niklaus bei Solothurn die Fronleichnahms-Prozession statt. Da waren zusammengelesene Milizen, um recht wacker zu schießen, es fehlte nicht die Riedhölzer Feldmusik und Tambouren, die einen solchen Lärm machten, daß Nägeli's Lieder, welche einige Riedhölzer Sänger absangen, ganz überschrieen wurden; leider aber fehlte die Andacht und die heilige Handlung war nur Augenweide für den gaffenden Pöbel. Musikalischer Gesang erhebt das Gemüth, stimmt zur Andacht und trägt das Gebet des Andächtigen himmelwärts; würden alle Mißbräuche bei feierlichen Handlungen abgeschafft und dagegen für Erhebung gesorgt, so käme die Religion nicht in Gefahr.

— Der gr. Rath von Freiburg hat seiner Gesandtschaft (Hr. Oberst Maillardoz) die herkulische Aufgabe gegeben, das Kloster Pfeffers durch die Tagsatzung wieder herstellen zu lassen. Diese Aufgabe scheint uns selbst für einen eidsgenössischen Obersten zu schwer.

— Zum bevorstehenden eidsgen. Freischießen ist von schweizerischen Studierenden und Künstlern in München eine Porzellanvase, im Werth von 180 Fr., und von einigen Bürgern des Bez. Werdenberg 100 Fr. vergabt worden und es beläuft sich nun der Gesammtbetrag der Gaben auf 41,616 Fr.

— Am 11. Juni kamen die kath. Glarner, die mit ihren geliebten entsetzten Seelsorgern, Hr. Pfr. Tschudi, Hr. Pfr. Reidhaar und Hr. Pf. Etziger, nach Einsiedeln wallfahrten gingen, wieder zurück. Die Regierung war nicht unthätig, zu veranstalten, daß die hochw. Herren Geistlichen, die sie mit dem Volke zurückkehren sehen zu müssen glaubte, an den Grenzposten durch Landjäger erwartet und in Empfang genommen würden. Diese Freude ward ihnen jedoch nicht zu Theil, indem die Herren Pf. sämmtlich nach Chur gingen, wo sie vom Bischof gewiß väterlich aufgenommen wurden. WF.

— Unlängst ließ Hr. Pfarrer Sch. von O. A. im K. Zug während des sonntäglichen Gottesdienstes drei Töchter von 17—18 Jahren von ihrem Platze weg in den Gang der Kirche hinausknien, weil sie an öffentlichem Tanze erschienen waren. Sogleich hieß ein naher Vetter der Einen sie mit lauter Stimme, sich heimzubegeben, statt dieser Strafe sich zu fügen. Dies geschah. Darauf machte dieser Vetter das Verfahren des brutalen Geistlichen beim Gemeinderath anhängig, der dann beschloß, solche Strafen in Zukunft dem Pfarrer des Gänzlichen zu untersagen. — In der Gemeinde Br. im gl. Kanton verfiel der Familie Zl. ihr Zuchtstier in schwere Krankheit. In der Meinung, diese rühre von dem leidigen „Gott sei bei uns“ her, gab man auf Anrathen des Pfarrers H. in H. im K. Uri dem Thier Malefizpulver ein; der Stier aber wurde nicht besser, sondern kränker, ungeachtet des sowohl bei ihm als bei den Leuten gleich guten Glaubens.

— Der Landrath des Kantons Zug hat folgende Tagsatzungs-Instruktion ertheilt: Der Glarner Verfassung wird für immer und durchaus die Garantie versagt, und den Gesandten empfohlen, sich für den Schutz der ungeschmälerten Rechte der hartbedrängten katholischen Bundesbrüder und ihrer um standhafter Pflichttreue willen verfolgten Seelsorger zu verwenden, und im K. Schwyz die bestehende Verfassung aufrecht zu halten.

— Landammann Spichtig hat die Kriegsmacht seines Staats auf die Beine gestellt, um seinem innig geliebten Freund Schmid im Fall der Noth zu Hilfe zu ziehen. Man meint aber nicht, daß sein Heer mit dem nämlichen kriegerischen Geist beseelt sei, wie er.

— Uri bittet durch ein Schreiben vom 20., welches ein Expresser überbrachte, um Schonung für die Hörner in Schwyz, welchen es die Mahnung zur Entwaffnung habe zugehen lassen, ballt aber im Hinterhalt die Faust und droht, der Stier von Uri werde auf den ersten Hilferuf der gehörnten Regierung zugeführt werden.

— Küßnacht, Einsiedeln, Gersau, Wollerau, Arth, Brunnen, Lachen, Schübelbach, Altendorf, Reichenberg haben erklärt, sich nie wieder unter das Schwyzerjoch zu fügen, möge in der Tagsatzung Sarnerthum und Zürcher-Diplomatik beschließen, was sie wollen. Nur der Gawalt würden sie weichen, und dieser nur so lange sie müssen. — Die St. Galler Truppen sind um Rapperschwyl, die Glarner bei Reichenberg, die Luzerner in und um Luzern.

— Der Zustand des Ländchens Schwyz scheint täglich drohender zu werden. Die vorörtliche Intervention hat nicht nur die Schmidisch Abybergische Gewaltherrschaft gereizt und das Erlösungswerk den unseligen und unendlichen Bundesverhandlungen in die Hände gespielt, sondern unsere Kraft gelähmt, mit der wir noch hoffen konnten, aus eigenen Maßnahmen nach unserer Weise einen verfassungsmäßigen Zustand ohne äussern Einfluß wieder herzustellen; nun wird die Entwickelungsperiode fort und fort dem gewünschten Ziele mehr entrückt, während die Klauen keine so unbedeutende Minderheit im Lande Schwyz bilden, um den Muth und das Vertrauen auf eigene Thatkraft entbehren zu müssen. Es ist das Gefühl der Wehrlosigkeit das Betrübendste für ein waffenfähiges, streitbares Volk, und was Baselland gegen den städtischen Uebermuth vermocht, dazu fühlen auch wir uns stark genug, gegen die Anmaßungen einer herrschsüchtigen Regierungspartei, und zwar um so kräftiger, als die vielfachen Beweise von Sympathie für unsere Sache sich in der ganzen Eidsgenossenschaft an den Tag legen.

— Die Verhöre dauern in Schwyz immer noch fort. Zuerst zogen die Magnaten zum Scheine ihre Hornmannen ins Verhör, jetzt aber gilt's den Klauen. Die Fragen der Inquisition sind durchgängig folgende: Ob sie auch die Petition unterzeichnet, in welchem Sinn und Geist, wer ihnen solche zu unterzeichnen gegeben und ob sie auch eine andere Regierung verlangen. Alle Mittel, Schrecken einzujagen, werden angewandt. Bald geschieht der Angriff auf Gemüth, Familie, Brod, Zukunft, Nachkommenschaft, bald droht man mit den Schrecknissen der strafenden Gerechtigkeit, oder blutiger Waffengewalt, bald mit den Wehen verlornen Seelenglückes, und wie unausbleiblich jenseits ewige Verdammniß die Rebellen erwarte. — Die tolle Wirthschaft wird noch einige Zeit so bleiben, bis von dieser selbst ein Auskunftmittel gefunden wird, denn von der Tagsatzung ist man bereits nicht viel Gutes mehr zu erwarten gewohnt, und sieht auch diesmal den Instruktionen nach zu urtheilen, die so buntfarbig ausgefallen sind, wie die Mäntel der Standesweibel, nicht viel Gutes voraus. Uebrigens wollen Viele nicht einsehen, warum man einer Prügelei wegen so viel Aufhebens macht, da dergleichen bei den allgemeinen Landesgemeinden in Schwyz jährlich vorkommen, und man Prügel für die schlagendsten Beweise zur Behauptung und Feststellung einer politischen Ansicht hält. Darin liegt, obgleich es komisch klingt, doch unverkennbar sehr viel Wahres.

— Die Hornmannen haben nun für einstweilen die

Waffen niedergelegt und der Vorort hat sich mit dem Versprechen ihrer Regierung zufrieden gegeben und die Truppen entlassen, um sie in 8 oder 14 Tagen vielleicht schon wieder aufzubieten. Wir sind versichert, daß alle Truppen wieder gerne in ihre Heimath zurückkehren, glauben aber auch, daß bei einem spätern Aufgebot der gute Wille ziemlich geschwächt sein dürfte; denn wegen Hallunken seine Familie und Geschäfte verlassen zu dürfen, ohne dieselben zur Ordnung weisen zu können, kann kein gutes Blut machen.

Ausland.

— Der Himmel hat in der That sehr viel Mitleiden mit uns Frankfurtern, daß er uns unaufhörlich Stoff zu lustigen Unterhaltungen bietet. Jetzt sind es die Aufforderungen von Seiten der Taunuseisenbahn-Direktion, die sie täglich in die Welt hinausschickt, um Maurer-Gesellen in Lohn zu nehmen. Warum sie diese Aufforderungen so oft wiederholt, wissen wir nicht, aber wir denken: Entweder gibt es in der Welt keine Maurer-Gesellen mehr, oder die es gibt, wollen an der Taunusbahn nicht arbeiten. Einer von beiden Fällen nur ist möglich, aber dieser eine reicht auch schon hin, um die Direktion zu entschuldigen, wenn es mit der Bahn nicht vorrückt.

— Im würtembergischen Amtsbezirke Maulbronn hat eine Windhose, die in Gestalt einer pyramidenartigen Säule auf der Erde sich fortbewegte und bis zu den Wolken reichte, großen Schaden gethan. Sie entwurzelte die stärksten Bäume und schleuderte dieselben 40 bis 50 Schritte weit. Die nämliche Erscheinung wurde an mehrern Orten beobachtet.

— Von Frankfurt wird gemeldet, es habe sich dort das Gerücht verbreitet, als stände ein ganzes Stadt-Viertel von Petersburg in Flammen. — Das Feuer spielt außer den politischen Fragen in diesem Jahr die größte Rolle.

— Die Regierung von Sachsen-Koburg will in sich gehen und ihre Groschen und Sechser, die sich wie verstoßene Kinder in der Irre umhertreiben, wieder zu Gnaden annehmen. Sie sollen in ihre vollen Rechte wieder eingesetzt, aber dann für immer der Welt entzogen werden, d. h. sie kommen ins Fegfeuer, werden von ihren Schlacken geläutert und stehen am jüngsten Tage wieder auf zu neuem Leben, strahlend im erhöhten Glanze ihres vollen Werthes.

— Bei Löwenberg in Schlesien ist ein Wolkenbruch gefallen, der eine gänzliche Ueberschwemmung der Gegend zur Folge hatte, die furchtbaren Schaden anrichtete. Ein Fuhrmann mit Wagen und drei Pferden wurde vom Strom fortgerissen, jedoch sammt dem Fuhrwerk gerettet.

— Das Städtchen Oranienburg bei Berlin ist am 13. größtentheils den Flammen zum Raube geworden, jedoch ohne daß Jemand dabei das Leben eingebüßt hat.

— Zwei preußische Handwerksgesellen, die auf ihrer Wanderung durch Polen während der keltischen Periode zur Insurgentenfahne sich stellten, und in russischer Gefangenschaft bis zum schwarzen Meere hin transportirt worden waren, hatten mehrere Jahre hindurch vergeblich alle Mittel angewandt, die Freiheit wieder zu erlangen. Als die Kaiserin von Rußland im vorigen Jahr auf ihrer Reise durch den südlichen Theil des Reiches an den Ort kam, wo die Beiden waren, sprachen diese die Gnade J. Maj. mit glücklichem Erfolge an; bald darauf erhielten sie nicht bloß ihre Freiheit, sondern auch die Mittel, in ihr Vaterland zurückzukehren, wo sie nun auch wohlbehalten angekommen sind.

— Am 11. Juni paradirte das Militär der Residenzstadt Hannover auf dem Waterloo-Platze, denn der Geburtstag des Königs wurde gefeiert. Gratulationen gab es in großer Menge, doch statteten die Bürger von Hannover keinen Glückwunsch ab und zwar, weil sich der König jede Deputation von ihnen verbeten hatte. Der Grund hiervon liegt in der Protestation, die ihr Deputirter der Ständeversammlung eingereicht hat, worüber sich der König sehr mißfällig zu dem Stadtdirektor geäussert und ihm befohlen, die Bürger zusammen zu rufen, ihnen das Allerhöchste Mißfallen lebhaft zu bezeugen und sie zur Zurücknahme der Protestation zu bewegen. Der Direktor kam diesem Befehle am 10. Juni nach, trug den versammelten Bürgern die Sache vor, und zog mit langer Nase wieder ab, denn die Bürger sagten: „sie hätten den Schritt reiflich überlegt, und würden ihn keineswegs zurücknehmen.“

— In den französischen Zeitungen findet man jetzt fast lauter Berichte über die am 10. Juni abgehaltene Revüe. Im Allgemeinen ersieht man daraus, daß der König seine lieben Nationalgardisten nicht wie gewöhnliche Leute, sondern wie Herren vom Rang behandelte. Eine Ehrenwache, bestehend aus Linientruppen, Polizeidienern und Gendarmen, umgab die ehrenwerthe Nationalgarde mit einem so dichten Kordon, daß sie nicht einmal von Staub, viel weniger von Zuschauern belästigt werden konnte. Kurzum, die Nationalgarde wurde wie eine geschlossene Gesellschaft behandelt, und damit Keiner irgend einen Schaden erleide, was bei einer Revüe wohl vorkommen kann, untersuchte man genau die Gewehre, und überzeugte sich auf diese Weise sehr leicht, daß kein Säbel geschliffen, keine Flinte geladen war. Unter solchen Umständen ist denn auch die Revüe sehr ruhig und ohne Störung abgelaufen und hat das gegenseitige Vertrauen zwischen Thron und Volk auf lange Zeit und dauerhaft befestiget! —

— In Paris ist schon wieder eine neue Verschwörung entdeckt, Personen verhaftet, Flugschriften in Beschlag genommen, und selbst in die Provinzen Befehle zu deren Nachsuchung und Beschlagnahme ertheilt worden.

— Ein Brauer in Paris hatte die Gasbeleuchtungs-Gesellschaft beschuldigt, durch das Wasser aus ihrer Fabrik seinen Brunnen vergiftet zu haben. Die Gesellschaft wurde zu der ungeheuren Entschädigung von 300,000 Fr. in Fristen verurtheilt. Als bereits 70,000 Fr. bezahlt

waren, entdeckte man, daß der Brauer selbst giftige Substanzen in den Brunnen hatte werfen lassen. Er hat sich durch Flucht der Haft entzogen.

— Die Pariser sagen sich heimlich in die Ohren: man wolle ein Gesetz in Vorschlag bringen, dem zufolge jeder neugeborne Prinz bei der Taufe den Rang eines Generals, und von dem Tage an, da er zum ersten Male die Hosen anzieht, den Marschallsstab erhalten solle.

— Ein englischer Friseur hat eine Maschine erfunden, mit welcher man vermittelst eines einzigen Druckes das ganze Haupthaar eines Menschen abscheeren kann. Fürsten haben schon lange die Erfindung gemacht, mit einem Drucke ganze Völker zu scheeren.

— Es ist wahr, wir haben in Neapel bis jetzt fast immer im Dunkeln getappt, aber nächstens werden wir im Lichte wandeln und nicht mehr Kinder der Finsterniß sein; denn es hat sich bei uns ein Franzose eingefunden, der unsere Residenz mit Gas erleuchten will. Sollte auf diese äußere Erleuchtung noch eine innere, geistige folgen, könnten wir zuletzt noch selbst zu wahren **lumen mundi** werden.

— Die Portugiesen zerbrechen sich den Kopf darüber, was denn wohl eigentlich der griechische Gesandte, der neulich sein Beglaubigungsschreiben unter üblichen Formen überreichte, in Lissabon wolle. Soll er eine Anleihe eröffnen, oder soll er der Regierung das große Geheimniß offenbaren, durch welches Steuersystem man den zerrütteten Finanzen aufhelfen könne, oder wird er Einleitungen zu einer Quadrupel-Allianz treffen? Dazu fehlen nur noch zwei Mächte, die in gleicher Geldnoth sind, wie Portugal und Griechenland, die vielleicht wohl noch zu finden wären.

— Der neue französische Gesandte in Madrid sagte unter Anderm in seiner Anrede an die Königin: „Die Waffen der Königin Regentin haben triumphirt!“ und während er diese pomphaften Worte spricht, erhalten die königlichen Armeen auf allen Seiten Schläge, werden die Heerstraßen nach den Hauptplätzen von den Karlisten gesperrt und wichtige Regierungsbeamte in den Diligencen gefangen genommen, zu deren Einlösung man Geld über Geld auftreiben muß, will man sie lebendig wieder haben. Wo steckt denn da der Triumph? Wahrhaftig, die Diplomatie schleicht doch sonst gewöhnlich so leise, wie der Fuchs in die Hühnerställe; aber bei solchen Gelegenheiten blamirt sie sich fast immer. Soll denn da zuletzt die Welt nicht glauben, daß Alles, was nur irgend nach Diplomatie riecht, leer und hohl sei? — Durch Stimmenmehrheit der Stände ist in Spanien die Erhebung des Zehnten bewilligt, ob ihn aber das Volk geben wird, ist noch die Frage. In Madrid fallen fast täglich Verhaftungen vor, auch will man die Preßfreiheit, wenn es irgend sein kann, vernichten: — lauter Vorbereitungen zu einer Revolution.

— In Nordamerika ist abermals durch Fahrlässigkeit ein Dampfschiff verunglückt; der Kessel sprang und das ganze Fahrzeug ward unter entsetzlichem Krachen zertrümmert. Von 200 Menschen kamen nur 75 mehr oder minder beschädigt mit dem Leben davon. Fluß und Ufer boten einen herzzerreißenden Anblick dar, indem beide mit den zuckenden Gliedmaßen menschlicher Leichnamen bedeckt waren.

— Der Vizekönig von Aegypten hat den englischen, französischen, russischen und östreichischen Konsuln eröffnet, daß er entschlossen ist, die Oberherrschaft der Pforte nicht mehr anzuerkennen.

— Eins der schönsten Schiffe des Vizekönigs, ein Kriegsschiff von 100 Kanonen, ist ein Raub der Flammen geworden. Aus dem gleichzeitigen Ausbruche des Feuers auf verschiedenen Punkten schließt man auf Anlegung und will der Brandstiftung ersten Ursprung in Konstantinopel suchen.

Vaterunser deutscher Landeskinder.

Sehr bezeichnend ausgesprochen. Wir hoffen, der vernünftige Leser werde keinen Anstoß daran nehmen, daß ein über alle Angriffe erhabenes Heilige die bloße Einkleidung zum treffenden Witze hergegeben hat.

Unser Landesvater, der du bist in der Residenz,
Hochgeehrt sei dein Name;
Zu uns komme dein Steuereinnehmer;
Dein Wille geschehe wie in der ersten Kammer, also auch in der zweiten;
Unser trocknes Brod laß uns heute;
Vergiß uns unsere Forderungen, wie auch wir vergessen deine Versprechungen;
Führe uns nicht in Untersuchung;
Sondern erlöse uns von der Revolution.
Dein ist die Gesetzgebung, die Verwaltung und die Ausübung ohne Einschränkung und Vertheilung. Amen.

Dorf-Zeitung.

Verschiedene Individuen in Baden, die seit Jahren ihre jocosen Witze in dem Volksboten auskramen, haben sich jüngsthin auch an den Kaplan Vofer in Baden gemacht und finden für gut, auch andere, unschuldige Personen als Verfasser ihrer Fabrikate zu bezeichnen. Ich, der in dieser Beziehung ebenfalls bezüchtigt worden, erkläre meinerseits solche Verdächtigungen als unwahr, und bemerke hiermit, daß ich nicht ein einziges Inserat in den Volksboten habe einrücken lassen. Da, wo wahre Thatsachen vorhanden, die nicht rein individuell sind, da könnte ich nicht läugnen, Inserate geschrieben zu haben; in die besagte Zeitung aber nie. Uebrigens bin ich nicht halb so inventios, wie viele Leute glauben, und habe genug für meine eigene Haut zu sorgen, als daß ich andere Leute mit scheelen Augen ansehen und bekritteln sollte.

Baden, den 20. Juni 1838.

Seiler, Kanzlist.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 27. 6. Juli 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

1. Liebegg.

Fortsetzung.

Als der Graf seine Predigt über die Eitelkeit der Menschen geendet hatte, hob er seine Augen gen Himmel und sang:

Herr, Deine Weisheit ist nicht zu ergründen!
Wer kann die Tiefen Deiner Gottheit finden?
Wer nennt, o Vater! Deiner Wesen Reihen,
Die Dein sich freuen?

Der Meere Reich, die Luft, die weite Erde
Erfüllte, Höchster, Dein allmächtig „Werde!“
Mein Auge sieht, wohin es blickt, nur Leben
Und Kraft und Weben.

Ringsum, ringsum — ach! — wimmelt es von Wesen,
Die Du, mein Gott, Dir hast zum Dienst erlesen!
Herr, Herr! ich rühm' und preise Deine Werke,
Der Allmacht Stärke!

Mit Purpur kleidest Du des Landes Triften,
Du nährst den frohen Sänger in den Lüften,
Du führst die Lämmer auf die grüne Aue:
O Mensch, vertraue!

Die Lerche predigt Deinen großen Namen,
Die ganze Schöpfung singet jubelnd: „Amen!“
Der Schmetterling im frohen Sonnentanze
Erscheint im Glanze!

Der Sperling trägt Dein Lob zu jenen Sternen:
— Ich staune — und durch Himmels blaue Fernen
Ertönen ohne Ende Lobgesänge
Und Harfenklänge.

Auch ich, o Vater! sing' und preise gerne
Mit allen Deinen Wesen nah' und ferne.
Hör' Du in Gnaden ihre Freudenlieder,
Schau' huldreich nieder!

Sollt' ich mich, Herr, nicht Deiner Schöpfung freuen,
Anbetung Dir und frommen Weihrauch streuen?
Sollt' lieblos ich vernichten und zerstören
Und nicht vermehren?

Sollt' ich in stolzem Dünkel mich erheben
Auf deren Trümmern, die mit mir Dir leben,
Die Deine Allmachtshand erschuf zur Freude,
Und nicht zum Leide?

Nein, Vater, ich verehre Deine Milde,
Die mich erschuf in Liebe Dir zum Bilde;
Ich achte Deinen großen Ruf im Wurme,
Wie in dem Sturme.

O breite, Höchster, Deiner Langmuth Flügel
Nur segnend über Fluren, Thal und Hügel:
Dein Reich sei stets ein Tempel Deiner Ehren,
Dein Lob zu mehren!

Dann wandte er sich gegen Dietrich und fragte ihn um sein Herkommen. Als sich dieser als den Sohn Guntrams von Diffentis nannte, brach er freudig in die Worte aus: „Sei mir doppelt willkommen, du Knabe meines geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders, von dem ich schon so lange keine Kunde mehr hatte! Bleibe bei uns und erfrische durch die Berichte von dem Treiben und Befinden deines mir werthen Vaters mein Andenken an unsere Jugendtage. Wenn Du dir in dieser Zeit das Herz meiner geliebten Tochter erwerben kannst, die ich ohnehin Deinem Vater verdanke, soll Dir ihre Hand nicht versagt sein.“

Der greise Mann war voller Entzücken, ließ den Jüngling gar nie zu Wort kommen und dachte nicht an die brennenden Schmerzen der Wunden, bis ihn die Anstrengungen des bewegten Gemüthes und Sprechens erschöpfte und er, ermattet, zu ruhen begehrte und sanft entschlief.

Unterdessen wurden drei Pferde herbeigebracht und gerüstet, auf welchen man den Rückweg antrat, als der Graf wieder erwachte. Er ward auf ein Pferd gehoben und von seiner Tochter und Dietrich in die Mitte genommen. Ein

paar Bauern folgten, den erlegten Bären und den lebenden Hund auf einem Karren nachführend. Der Jüngling unterhielt den Greis und seine Tochter mit den gewünschten Erzählungen aus seiner Heimath. So kamen sie gegen Abend glücklich auf Rore an, doch beklagte sich Landolus sehr über vermehrte Schmerzen, aber ohne im Geringsten ungeduldig zu sein. Ganz gelassen wünschte er sich zu Bette zu begeben, nachdem er sich mit einiger Speise und einem Trunk Wasser erquickt hatte.

Die Gräfin begleitete ihn zur Ruhe, um ihn mit frischen Lilienblättern zu verbinden, und als sie zurückkam, setzte man sich zu Tische. Hier offenbarte Dietrich auch der Mutter seinen Wunsch und des Vaters vorläufige Einwilligung. Freudig verwundert fragte sie ihre Tochter: „Und Du, Gertrud?“

— Ach Mutter, erwiederte sie erröthend und zaudernd, indem sie an einem Bande ihres Kleides zupfte: wenn er Christ werden will! Das habe ich ihm schon gesagt.

„Aber, mein Kind: Du forderst von ihm christlichen Glauben, und handelst selbst somit nicht christlich. Denn Jesus selbst sagte: Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Damit wollte der himmlische Lehrer andeuten: nicht die verschiedenen Begriffe von der Gottheit und die damit verknüpften Gebräuche, sondern gute Denkungs- und Handlungsweise und reinen, sittlichen Lebenswandel machen den Menschen gottselig. Darum sage Du ihm lieber: wenn er durch sein Benehmen dein Zutrauen und deine Liebe sich erwerben kann.“

— O meine Liebe hat er schon, denn man soll ja jeden Menschen lieben! Aber, Mutter, das Gelübde?!

„Weil Muhme Kunigunde von Habsburg sich so unglücklich auf Steinegg verheirathete?“

Da fiel ihnen Dietrich in die Rede und erklärte: Alles, was er bis jetzt von ihnen und dem neuen Glauben gesehen gehört, habe ihm sehr wohl gefallen, er werde sich deshalb mit Freuden vom Grafen und den Frauenzimmern darin unterrichten lassen, und finde sich schon dadurch glücklich, der Zuneigung zur schönen Gertrud zu lieb zu ihrer Religion übertreten zu können.

„Ach Dietrich!“ sagte das Mädchen: „Nicht mir zu lieb, sondern aus Ueberzeugung sollst Du an die Lehren unsers Erlösers glauben; und nicht bloß gefallen sollen sie Dir, sondern sie sollen dein ganzes Wesen ergreifen und durchdringen, Dich zu einem andern und bessern Menschen machen, so daß Du wie neugeboren bist.“

— O Gertrud, ich fühle mich schon neu geboren, wenn ich Dich sehe, und bin ein anderer und besserer Mensch, wenn ich an Deiner Seite wandeln kann! Wer könnte in der Nähe eines so guten Wesens böse sein!?

Sie hob drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Dietrich, Du bist nicht auf dem rechten Wege. Laß mich nie diese Sprache hören. Man soll das Heilige nicht zum Scherz mißbrauchen. Nicht Liebe zu mir, sondern ehrfurchtvolle Liebe zum Schöpfer soll Dich zum Guten aufmuntern. Du sollst den Herrn im Geiste erkennen und in der Wahrheit verehren, und durch Liebe zu deinen Mitmenschen die Verehrung des Höchsten kund thun.“

So eiferte sie in frommer Entrüstung gegen die verliebten Artigkeiten des jungen Heiden, bis die Mutter wieder die Vermittlerin machte und dann das Gespräch von diesem Gegenstande ab und auf den goldenen Ring lenkte, den sie voll Verwunderung an Gertrud's Fingern bemerkte.

„Es ist ein Geschenk meines Vaters,“ sagte Dietrich: „Er überreichte mir ihn bei meiner Abreise zum Angebinde einer zukünftigen Braut.“

— Und Gertrud behielt ihn? fragte die Gräfin.

Das Mädchen schwieg erröthend und drehte sinnend den Ring um ihren Finger.

„Nun, nun,“ sagte die Mutter lächelnd zu Dietrich, indem sie seitwärts auf ihre Tochter schielte: „Du bist nicht mehr so fern von deinem Ziele, mein Sohn.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kopf Johannis des Täufers.

Auf der Straße von Barcelona nach Valencia befindet sich ein Engpaß zwischen dem Meer und hohen Felsenwänden, der unter dem Namen Col de Balaquer bekannt ist. Einzelne Stellen desselben sind vortrefflich geeignet, Räubern zum Schlupfwinkel zu dienen, wenn sie entweder Reisenden auflauern, oder, nachdem sie geraubt und gemordet haben, sich verbergen wollen. An diesen Stellen sieht man sechs Kreuze aufgepflanzt mit Inschriften, welche dem Wanderer die tröstliche Nachricht ertheilen, daß im Lauf der letzten sieben Jahre an dieser Stelle dreizehn Menschen ermordet worden, und ihm Gelegenheit geben, über eine Obrigkeit, welche dergleichen Dinge passiren läßt, als ob es sie gar nichts anginge, seine Betrachtungen anzustellen. Fünf dieser Mordthaten waren auf einer und derselben Stelle geschehen, alle vermittelst eines Schusses durch den Kopf. Das Seltsamste dabei war, daß alle Leichnamen der Ermordeten, als man sie fand, ein grob geschnitztes hölzernes Kruzifix in den Händen hielten. Durch diese Vorfälle war der Platz etwas in Verruf gekommen; die Wanderer scheuten sich, denselben bei nächtlicher Weile zu passiren, und selbst die Landleute aus der Umgegend wagten sich nach der Dämmerung nicht mehr an diese Stelle. Doch wollten Einige, die nicht vermeiden konnten, ihr in einer späten Stunde nahe zu kommen, mehrfältig gesehen haben, wie eine lange dunkle Gestalt sich den Gräbern näherte, sie mit Blumen bestreute und kniend darauf betete. Aber der allgemeine Schrecken war zu groß, als daß es Jemand gewagt hätte, dieser Ge-

stalt näher zu treten, oder mit ihr zu sprechen. Seit einiger Zeit hatte man einen gewissen Uriarte, vormaligen Gefangenwärter der heil. Inquisition, welcher in der Nähe lebte, viel Geld aufgehen ließ, dabei aber keine sichtbaren Erwerbsquellen hatte, seiner äußern Frömmigkeit ungeachtet, im Verdacht gehalten, daß er diesen Missethaten wohl nicht ganz fremd sein dürfte. Bloßer Verdacht aber war nicht hinreichend, den Uriarte vor Gericht zu stellen.

Während der Fastnacht hatte im benachbarten Tarragona eine Schauspielertruppe außerordentliches Glück gemacht in der Vorstellung der Enthauptung Johannis des Täufers, und wollte nun auch in Tortosa dieses erbauliche Stück dem Publikum zur Schau geben. Auf ihrem Wege dahin passirten sie etwas spät jene berüchtigte Stelle. Fernando Garcia aber, der Direktor der Truppe, trabte etwas hintennach mit dem Kopf Johannis des Täufers, dessen wundersamen Augenverdrehungen und Zungenausstreckungen er sein ganzes Glück zu verdanken hatte, und dessen kunstreiche Maschinerie er durch Aufpackung auf die Maulthiere nicht auf's Spiel setzen, ja nicht einmal den Händen eines seiner Gefährten anvertrauen mochte. Er selbst wollte das Kleinod mit eigenen Händen transportiren. Um ja nichts daran zu zerbrechen, nahm er den kunstreichen Kopf auf seinen eigenen kunsterfüllten, und umgab ihn mit seinem Mantel, um zugleich sich gegen die rauhen Winde zu schützen, die eben gewaltig bliesen. Als nun unser Ritter Fernando in diesem Aufzug an der gefährlichen Stelle vorbeikam, krachte eine Büchse, sein Pferd wurde scheu und er fiel sammt beiden Köpfen herunter. Die Kugel aber hatte nicht seinen, sondern den Kopf Johannis des Täufers getroffen. Kaum war er im Begriff, seinen eigenen unbeschädigt gebliebenen Kopf aus dem Mantel heraus zu wickeln, sah er einen Mann mit einem Karabiner auf sich zu kommen; er griff nach seinem Dolch um sich zu wehren.

Der Räuber war betroffen, daß der Reiter noch lebte, denn er hatte, wie er nachher sagte, zum ersten Mal in seinem Leben gefehlt; er wollte eben entfliehen, als er außer Garcia's Kopf noch den Kopf Johannis des Täufers gewahrte, wie er die Zunge herausstreckte und die Augen verdrehte, was er, kraft der darin befindlichen Maschine jedes Mal that, so oft er zur Erde fiel. Der Räuber meinte, dies könne nur der Teufel selbst sein; ihn verließ die Besinnung, und statt nach seinem alten Schlupfwinkel zu fliehen, wollte er in der Angst seines Herzens an den Felsenwänden hinaufklettern; aber die Wand war zu steil, die Steine gaben nach und er fiel auf die Straße zurück. Inzwischen waren auf Garcia's Geschrei seine Leute herbei geeilt, die den auf dem Boden Liegenden faßten und banden, während er unaufhörlich schrie: **Noli me tangere, Satanas!** (berühre mich nicht! Satan!) Der Gefangene war wirklich der längst im Verdacht gewesene Uriarte.

Man durchsuchte ihn und fand bei ihm ein Kruzifix, ein Gebetbuch, einen Rosenkranz und Haare vom heiligen Dominik; aber auch einen Dolch, Pulver und Blei.

Uriarte konnte vor Gericht weder dieses Attentat noch die früheren Mordthaten läugnen. Als ihn der Richter fragte, wie er es habe wagen können, den von ihm Gemordeten das Zeichen des Erlösers in die Hände zu geben, antwortete er: Tödtung des Leibes wolle nicht viel heißen, aber Tödtung der Seele sei ein erschreckliches Verbrechen. Die Kreuze, welche er den Leichnamen in die Hände gegeben, seien Geweihte gewesen, und er habe sie den Todten zugestellt, daß sie sich damit den Teufel vom Leibe halten könnten. Dann habe er auch für ihre Erlösung aus dem Fegfeuer an ihrer Grabstätte die regelmäßige Anzahl Paternoster gebetet und die Gräber mit Blumen bestreut; so hoffe er seiner Seits Alles gethan zu haben, was sie irgend in den Himmel befördern konnte.

Uriarte wurde, trotz seiner guten Absichten, die Reisenden in den Himmel zu befördern, gehängt.

Der Disputier-Häusi.

I bi-n e recht vernünftige Bue,
Goht's nume lebig und lustig zue;
Und thue, i säge's by Lyb und Eid,
Dur's ganz Johr kener Seel nüt z'Leid!
Der einzig Fehler goht mir noh:
Cha 's Disputiere nid guet lo.

's ist besser, i säg ech's offe grad:
Nüt goht mir über-n e Disputat;
Do schrei i halt wacker mi Meinig dry,
Und stört sie mit Chläpfe bihauptet sy.
I meine's nit bös, es chunnt mi so a:
Wenn i nume-n es Bitzli chöferle cha.

I ha-n im ganze Dorf vil Fründ,
Sie liebe mi so wie d'Chatze d'Hünd;
Worum? Das wüsset ihr Alli do:
Wil i allimyl Alles besser verstoh.
Wenn i zehe Mol weiß, daß i Recht nit ha:
's ist numa daß i disputiere cha.

Sitz i bim Wy und singe derzu,
Und säge die Andre: „Jetz Hans heft gnue!“
So wird i grad zornig, schrei' was i cha:
Haltet 's Muul, 's goht euch gar nüt a.
Sie meine's recht guet, das gseh-n i wol y:
Doch disputier i halt gern e chly.

Triff i yer Zuefal en Chrankne-n a,
De sopp i grad nid, denn 's mahnt mi dra:
Er sei scho ohne das gnue gquält;
Doch bhaupt i eister, daß ihm nüt fehlt;
Und ist mir, i gspüüri's mir selber a:
Wenn i nume-n e chly disputiere cha.

Und wenn emol der Tod mi rüehrt,
Mit dem wird gchisset und disputiert;

I wehre mi no so lang i cha
Gege de hungerig Chnochema;
Und wenn i grad weiß, i chum' nid uus:
Dispidiert wird bis-is Todtehuus.

Me seit zwor wol, der Tod streck' d'Bei;
I setze mi aber und chrümbe d'Chneu,
So huur i mi zsämme-n und bi nid fuul,
I dispidiere no, d'Chneu am Muul;
Zletscht mueß i fryli doch glaube dra:
Wenn i nume-n au no-n e chly chille cha.

Naturgeschichte.

Der Fuchs.

Mit spitziger Schnauze und buschigem Schwanz; der Augenstern am Tage längs gespalten. Sie verbreiten einen übeln Geruch und wühlen sich Höhlen. Je nach dem Klima der Heimath verschieden roth, von der Rostfarbe bis zum Feuerroth, auch ganz weiß; die rothen mit weißer Schwanzspitze, bisweilen weißer Kehle und schwarzen Füßen. Der Brandfuchs hat eine schwarze Schwanzspitze und der Kreuzfuchs ein schwarzes Kreuz über dem Rücken.

Dieses aller Welt bekannte Thier, welches in ganz Europa, Asien und Nordamerika zu Hause, insbesondere aber in Rußland unsäglich gemein ist, lebt zumal in bergigen Laubwäldern, des Nachts in selbst gegrabenen oder den Dachsen abgejagten Höhlen, am Tage im Gebüsch. Den Schwanz schleift er im Gehen nach, im Lauf hält er ihn frei gerichtet. Unter der Schwanzwurzel befindet sich eine Drüse, die Viole genannt, weil ihre Absonderung wie Veilchen riecht.

Der Fuchs nährt sich von kleineren Thieren, Vögeln, Amphibien, Mäusen, Hamstern, auch Fischen, Weintrauben und anderem Obst. Häringe sind verführerisch für ihn. Ende Jänners und im Februar wird die Füchsin hitzig, trägt 9 Wochen und wirft 3, 5, 7 bis 9 Junge, die Anfangs ganz plumy und grauwollig aussehen. Nach vier Wochen spielen sie und sonnen sich schon vor der Höhle mit der Mutter. In dieser Zeit eingefangen, läßt er sich gut zähmen, später aber nicht mehr, weshalb man zu diesem Zwecke im Brachmonat einen Jungen aus der Höhle zu erhalten suchen muß.

Die Listen des Fuchses sind zu weltbekannt und sprichwörtlich, als daß wir uns dabei aufhalten sollten. Die ganze äußere Physiognomie verräth ein schlaues Thier: bedeutsame, schiefliegende Augen, womit er den Beobachter mißtrauisch anblickt, breite Backen bei sehr fein gespitzter Schnauze, ein reich behaarter Schwanz bei zarten, zierlichen Pfötchen, scharfes Gebiß und stets gespitzte, nach vorn offene Ohren, sind hinlängliche Zeichen seiner natürlichen Ausbildung. Dabei hat der Fuchs sehr viel Geschmeidigkeit und zähes Leben. Man weiß, daß einer einen Jägerburschen, der ihn für todt in die Jagdtasche gesteckt hatte, durch diese hindurch heftig in den Rücken biß.

Alles ist bei ihm auf Verschlagenheit und auf mißtrauische Klugheit berechnet. Will er sich irgendwo ansiedeln, so spürt er mit allergrößter Genauigkeit und Vorsicht erst die ganze Umgegend aus, und wählt sich dann um so gesicherter den Wohnort. Bei aller natürlichen Furchtsamkeit ist er ein schädlicher Räuber; doch leistet er auch Nutzen, da er viel Ungeziefer, besonders Feldmäuse und Fichtenraupen verzehrt.

Wie gefährlich alte Füchse den Menschen sind, wenn sie auch zahm scheinen, ist aus mehrern Beispielen bekannt. Ganz jung aufgezogene sind aber noch artigere Stubenthiere, als Hunde. Man kann sie selbst gewöhnen, auf der Straße und zu andern Personen mitzugehen; ja sie pflanzen sich mit Spitzhunden fort, und geben sehr schöne, gesuchte Bastarde. Doch darf man ihnen nicht viel frisches Fleisch zur Nahrung geben, weil sie sonst verwildern.

Die Füchse werden in manchen Jahren toll und dann sind ihre Bisse zu fürchten; doch soll ihre Tollheit die Menschen nicht anstecken. Als Ursache dieser Krankheit bezeichnet man den unbefriedigten Geschlechtstrieb.

Der Fuchs ist für die niedere Jagd bedeutend und zugleich sehr unterhaltend. Sein Balg ist zwar ein gemeines, aber doch schätzbares Pelzwerk. In Rußland sieht man in Städten und Dörfern Pelzbuden voll Fuchsbälge; Petersburg führt an diesen allein jährlich an 50,000 Stück aus.

Der Silberfuchs ist schwarz, mit schneeweißen Haarspitzen, mit Ausnahme der Ohren, der Schultern und des Schwanzes, wo er rein schwarz ist, die Schwanzspitze aber ganz weiß, übrigens in Sitten und Lebensart ganz dem gemeinen Fuchs gleich. Sein schöner Balg aber gehört zum kostbarsten Pelzwerk, das nur für die Reichen und den Hof in Petersburg bestimmt ist, da ein einzelner schon an Ort und Stelle 100 Thaler und ein ganzer Pelz 2000 Rubel kostet. Er lebt im höchsten Norden von Lappland bis Kamtschaka.

Der Steppenfuchs, Eisfuchs, ist kurzbeinig, langhaarig, im Sommer graulich oder graubräunlich, im Winter ganz weiß. Die Pfoten stark behaart. Er ist kleiner, als der gemeine Fuchs, mit nachschleifendem Schwanz; die Schnauze stumpf und schwarz. Er lebt in der Polarzone, im Norden beider Welten, zumal in Norwegen, Sibirien, Kamtschaka bis zu den aleutischen Inseln, wo er eine wahre Landplage ist. Mit großer List verbindet er eine grenzenlose Frechheit, und stiehlt dreist den Einwohnern Nahrungsmittel und Kleider vor den Augen weg, frißt sogar schlafenden Menschen die Schuhe von den Beinen. Er stinkt im Leben wie Ambra oder Bisam.

Im nördlichen Afrika lebt, noch nicht genugsam bekannt, der Fennec, in Höhlen; ein nächtliches Thier, das sich durch große, fledermausartige Ohren, nicht kleiner wie der ganze Kopf, und große Augen, weichen Balg und zottigen Schwanz auszeichnet.

Auflösung des Räthsels in No. 26.: „Kreuzschnabel.“

Charade.

Mein Erstes ist uns zwar nicht klar;
Doch macht sich's durch's Leben uns offenbar.
Ob es, dem irdischen Sein entrückt,
Auch dann noch mit Bewußtsein beglückt,
Erfleht man auf Erden wohl nimmer;
Doch strahlender Hoffnungsschimmer
Beruhigt den zagenden Sterblichen hier
Und macht mein Erstes zur Schöpfungszier.
— Mein Zweites, dem grauen Alterthum
Entstammet aus tapferer Krieger Ruhm,
Ist durch die Zeit nun entartet;
Es windet, für verlornen Glanz,
Zum Schmuck aus Stolz sich einen Kranz;
Auf trübere Zeiten es wartet.
— Mein Ganzes, erhaben in Glück und Noth
Ueber Niedriges und Gemeines,
Fürcht't Drohen der Menschen nicht und Tod,
Ihr Tadel ist ihm nur ein Kleines.
Es bleibet dem Wahren und Guten nur Freund,
Verzeihet und schonet dem bittern Feind
Und suchet im reinen Gewissen
Zur Ruhe ein seidenes Kissen.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 27.

6. Juli 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Am 1. Juli Vormittags ward unter dem Andrange einer außerordentlichen Volksmenge von nahe und fern das Schützenfest in St. Gallen eröffnet. Morgens um 10 Uhr versammelten sich sämmtliche anwesende Schützen in völliger Rüstung unter ihren Gesellschaftsfahnen auf dem Obstmarkte vor der Stadt, wo die eidsgenössische Fahne durch das St. Gallische Zentralkomite im Logis des Präsidenten des waatländischen Zentralkomite abgeholt sich einfand. Die Schützen wurden militärisch geordnet und der Zug setzte sich durch den obern Theil der Stadt in nachstehender Reihenfolge auf den Schießplatz in Bewegung: 1) die beiden Kadetten-Korps aus dem Stadtgymnasium und der Kantonsschule mit klingendem Spiel, an ihrer Spitze die Artillerie des ersten Korps; 2) ein Peloton Militär; 3) sämmtliche Zeiger, roth und weiß gekleidet, mit einem Fähnlein und einem Tambour; 4) die Markensammler und Schreiber; 5) die Bürgermusik von Rorschach; 6) ein Peloton Schützen als Fahnenbedeckung; 7) die Zentral-Comite von Waat und St. Gallen mit der eidsg. Fahne; 8) ein Peloton Schützen als Bedeckung; 9) eine Blechmusik; 10) die sämmtlichen Schützengesellschaften und Schützen in doublirten Gliedern mit ihren Fahnen; 11) ein Peloton Militär. Als der Zug auf dem Schießplatze anlangte, trat die Wache daselbst ins Gewehr, der Zug aber machte vor dem Fahnenbehälter Halt. Die eidg. Fahne wurde daselbst aufgepflanzt, während die Artillerie eine Salve von 22 Kanonenschüssen abfeuerte. Hierauf wurden die Fahnen der Schützengesellschaften der Reihenfolge nach unter militärischen Ehrenbezeugungen aufgesteckt. Dann ward sämmtlichen Theilnehmern der Ehrenwein zum brüderlichen Willkomm gereicht. Nach eingenommenem Mittagsmahl um 1 Uhr wurde auf das Signal eines Kanonenschusses das Scheibenschießen begonnen. — Den 1. und 2. Juli wurden 722 Doppel gelöst; am ersten Tag 20,000 und am zweiten Tag 26,000 Schießmarken ausgegeben. Auch der Wein mundet sehr wohl, denn in den ersten zwei Tagen wurden 13,434 Bouteillen s. g. Schützenwein getrunken, einige Tausend Bouteillen andere Weine nicht mitgerechnet. Man ist mit der Bewirthung zufrieden, sie ist billig und gut. — Den ersten Becher gewann Hr. C. Ringier in St. Gallen, den zweiten Hr. Bruderer, Schützenmeister von Trogen, den dritten Hr. C. Stäbelin von St. Gallen, den vierten Hr. Herzog von Aarau.

— Da in der Tgsatzung für die Zulassung der schwyz. Gesandtschaft nur 9½ Stimmen waren, dagegen 9½, (Appenzell stimmte nicht, Wallis behielt Protokol offen) so erklärte der Präsident, Schwyz könne nicht sitzen — So muß es stehen, und wird es müd, so soll's liegen. — Es verbreitet sich von Bern aus das Gerücht, als wollten hohe fremde Diplomaten zu Aufrechthaltung der bestehenden Verfassung Schritte thun! — Wird wohl an

Hornaufschnitt sein, dann das geht ja fremde hohe Diplomaten nichts an.

— Es ist wahr, wir Schweizer schreiten in Benennung der politischen Parteien mit der Zeit vorwärts: erst gab es Harte und Linde, dann Patrizier und Patrioten, dann Aristokraten und Radikale, jetzt Horn und Klauen, und, wenn man den freundschaftlichen Ausbrüchen der verschiedenen Parteiblätter gegen einander nachgeht, gar Rindvieh und Esel.

— In einem Weiher in der Nähe von Endfelden bei Aarau setzt ein in unserer Gegend den Landleuten unbekanntes Thier dieselben in Furcht. Es soll nur bei Nachtzeit aus seiner Höhle hervorkommen und schauerliche Töne zum Besten geben. Uns befällt dabei unwillkührlich der Ausruf in Kuhn's Volksliedern: „Herr Jemers, fliehnd, es chunnt e Muus!“ Wenn Ihr dieses Ungethüm nicht schießen könnet, so legt ihm nur ein Tellereisen (Fuchseisen) mit einer frischen Forelle, nicht aber etwa einer gebackenen, und ihr werdet einen artigen Braten mit feinem Balg darin fangen, denn das Thier ist vermuthlich ein großer Fischotter.

— Vor einiger Zeit brachte die Regierung vom Aargau in Erfahrung, daß in Wohlen und Muri 2 Mönche Vikariatsstellen versehen, ohne auf vorschriftmäßigem Wege zu denselben gelangt zu sein. Sogleich wurden beide ins Kloster zurückgewiesen. Nun wollen einige Sünder, die für ihr Seelenheil kräftigere und reizbarere Mittel als andere Leute nöthig haben, für die heimgeschickten Mönche petitioniren, weil sie „gar gute Messen lesen!“

— Sonntags den 24. Juni wurde das Kantonalschießen in Solothurn unter Musik, Trommelnschall und Kanonendonner eröffnet. Unter den anwesenden Schützen zeichnete sich der dreiundneunzigjährige Joseph Böhm aus dem Riedholz aus, der an einem Stabe wankend schon am ersten Tage zwei Stichnummern und eine im Kehr herausschoß. Den 27. kam in alt-bernischer Tracht mit geritzten Schlotterhosen der neunzigjährige Benz Wyß von Messen, es wallten seine grauen Silberlocken unter dem mit Rummern verzierten Dreispitz hervor auf den antik zugeschnittenen halbleinenen Kittel herunter. Eben so schoß der fünfundsiebenzigjährige Baptist Hirt, Badwirth im Attisholz, in der Kantonalscheibe zwei Gaukler und einen im Kehr.

— Am 28. Juni bestätigte das Appellationsgericht von Basel in der Sache des wegen verübter Brandstiftung am älterlichen Hause vom Kriminalgericht zu zwanzigjähriger Kettenstrafe verurtheilten Jakob Vogt von Riehen, in zweiter Instanz das erstinstanzliche Gutachten.

— Am 27. hatten wir in Basel auch ein Müsterchen von der Arroganz, wodurch manche die Schweiz bereisende Söhne Britanniens sich und ihre Nation in Mißkredit bringen. Ein Engländer weigerte sich, von seinem Gepäck auf der Post das Uebergewicht zu bezahlen und vergaß sich zuletzt so weit, die Schweiz ein Räuberland und alle Schweizer Schurken zu nennen, worauf ihm der anwesende Postbeamte sein Gepäck auf die Straße legte und ihn selbst durch zwei handfeste Leute aus dem Postwagen herausheben ließ, der sofort ohne den widerspänstigen Passagier abfuhr. Dieser hatte nun noch die Unverschämtheit, sich über die wohlverdiente Behandlung zu beklagen, fand aber natürlicher Weise nicht Recht.

— Eine aus Auftrag des kl. Rathes im K. Luzern vorgenommene Viehzählung liefert folgendes Ergebniß: 1) Bis auf 1½ Jahr alt: Pferde 948, Hornvieh 13,413. 2) Ueber 1½ Jahr alt: Hengste 75, Stuten 2105, Mönchen 1260, Kühe 23,975, Rinder 5127, Ochsen 6376, Zuchtstiere 334. Eber 134, Mutterschweine 7725, Mastschweine 7865, Schafe 18,077, Ziegen 11,837. In Allem 99,251 Stück Vieh.

— Der gr. Rath von Zürich hat die Käsperli auf 23 ß., Sechsbätzler 14 ß., Dreibätzler 7 ß., die Fünfbätzler 12 ß., 2½ Bätzler 5 ß., die Batzen 2 ß., die Halbbatzen und Groschen auf 1 ß. herabgewerthet.

— Den 24. Juni kehrte Hr. Landammann Nazar Reding mit seiner Familie wieder nach Schwyz zurück. So kriegerisch als vor wenigen Tagen die Berichte aus diesem Heerde der Reaktionärs lauteten, so stille ist es seitdem wieder geworden. Die Parteien haben sich bequemt, die Waffen niederzulegen, und versprechen, den Entscheid der Tagsatzung in Frieden abwarten zu wollen.

— Zwei junge Leute übten sich letzthin zu Vaumy im K. Waat an einem abgelegenen Ort im Scheibenschießen. Ein Fehlschuß traf einen auf seinem in der Nähe liegenden Felde befindlichen Landmann und streckte ihn todt zu Boden. Er war Vater von drei Kindern und seine Frau wird nächstens niederkommen.

— In der Nacht vom 28. Juni ist das Wirthshaus zur Isel zwischen der großen und kleinen Rüfi im Kanton Graubünden mit andern Gebäulichkeiten abgebrannt. Das Feuer brach an drei Stellen zugleich aus, was Brandstiftung außer Zweifel setzt.

— Am 9. und 10. Juni fand in Bellinzona das tessi-

nische Kantonalschützenfest auf eben so feierliche als herzliche Weise statt. Die Gesellschaften rückten von allen Seiten ein mit Musik und fliegenden Fahnen. Der diesjährige Präsident der Kantonal-Schützengesellschaft, Hr. Oberst Luvini-Perseghini empfing dieselben mit Anreden, in denen durchgängig die an ihm gewohnte Kraft und Freimüthigkeit sich aussprachen, und worin er auf den gegenwärtigen traurigen Zustand des Kantons, wo Verrath und Bestechung die Hauptrolle spielen, hinwies. Schützen und Volk stimmten mit unsäglicher Begeisterung den Reden des erprobten Mannes bei, nur gewisse Kantonsräthe verkrochen sich mit dem Fluch des Landes auf der Seele in ihre Löcher; denn das Wort eines freien Mannes ist solchen ein Dorn, Volksfreude ihnen Schmerz.

— Oberst Maillardoz musterte das Kontingent von Wallis, welches diesmal jedoch nicht zusammengezogen, sondern in Ober- und Unterwallis vertheilt worden ist. Man rühmt die Haltung der Walliser Militzen. Im Unterwallis wollten die Schützen die Stutzer nicht wieder in's Zeughaus abliefern, sondern nahmen sie, trotz aller Befehle, mit nach Hause.

— Der kunstsinnige Isenring in St. Gallen hat den glücklichen Gedanken gehabt, auf dem Brühl für die Dauer des Schützenfestes eine Camera Obscura und eine Camera Clara aufzustellen, worin sich die bunte Bewegung auf dem Schießplatze in belebten und getreuen Bildern auf das Anmuthigste abspiegelt. Zugleich sind daselbst sieben Panorama von ausgezeichneten Punkten unserer Gegend zu sehen, welche besonders die Fremden sehr interessiren müssen.

Ausland.

— Der früher in Darmstadt gewesene Untersuchungsrichter Georgi hätte jetzt die beste Gelegenheit, sein inquisitorisches Talent zu zeigen und einen Beweis von der Feinheit seiner polizeirichterlichen Nase abzulegen. In Betreff politisch Verfolgter roch er Alles, war er allwissend; jetzt aber werden wir von Verbrechern geplagt, von einer Bande, die Straße unsicher macht durch Raub und Begehung der unerhörtesten Frevelthaten an Personen jederlei Alter und Geschlechts. An einen Wegweiser wurden zu Verhöhnung der Polizei folgende Worte geschrieben:

Wir sind unserer Dreißig;
Bei Nacht sind wir fleißig,
Am Tag sehn wir zum Fenster hinaus,
Und lachen die Gendarmen aus.

Sollte die Polizei-Behörde nicht ihre Anstrengungen verdoppeln? Auch andere Behörden sollten Hand bieten und namentlich nicht mehr so freigebig in Ertheilung von Branntweinschenk-Bewilligungen sein; denn an der Bergstraße wimmelt es von Branntweinkneipen. Man wird bei dieser Gelegenheit unwillkührlich an eine Räuberbande erinnert, die vor mehrern Jahren um Darmstadt ihr Wesen trieb, und aus — Schulknaben bestand.

— An der Taunus-Eisenbahn sollen nun, da sich keine Maurer-Gesellen finden lassen wollen, östreichische und nassauische Soldaten beschäftigt werden. Sie erhalten die nämlichen 28 kr. Taglohn, wie die Maurer, doch müssen sie diese mit ihren in Garnison zurückgebliebenen Brüdern theilen.

— In Berlin wird es nicht für unmöglich gehalten, daß es noch in diesem Jahr zu einem kleinen Feldzug komme, ohne daß dadurch der europäische Friede erschüttert werde. Wie die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen keinen politischen Widerhall als den in den Zeitungen hervorbrachte, so könnte bald unter Zulassung aller übrigen Mächte ein Theil des deutschen Heeres in den Fall kommen, seine friedlichen Kantonnirungen auf kurze Zeit zu verlassen. — Wohin denn so eilig, ihr Herren Berliner? Doch nicht etwa auf den Flügeln des Windes, noch ehe die deutschen Eisenbahnen fertig sind?

— Frankreich will Algier beibehalten; ob man es aber ausdehnen und wie man es sichern werde, das wissen die Stimmführer der großen Nation noch nicht. Einen Vertilgungskrieg gegen die Araber beginnen hält man für eine gewagte Sache, da das Beispiel der Zirkassier im Osten und das der Seminolen im Westen recht auffallend beweist, daß Männer, denen es um die Freiheit Ernst ist, sich zu vertheidigen wissen, auch wenn sie keine diplomatischen Kniffe verstehen. Die Araber, und namentlich die noch nie unterjocht gewesenen Kabylen aber tragen einen Stolz und ein Selbstgefühl in sich, das wohl eben so viel werth sein möchte als das französische. Dieses wollen nun zwar die Franzosen nicht einsehen, um so weniger, da sie immer noch von den Großthaten der Kaiserzeit träumen; aber gerade weil sie sich stets so lebhaft der Kaiserzeit erinnern, sollten sie auch manchmal an den Kampf Napoleons gegen Spanien denken, und dann eine Geographie zur Hand nehmen, um daraus zu lernen, daß in den afrikanischen Wüsten ein Trunk frischen Wassers mehr werth ist, als das Diamanten-Bouquet, welches der Herzog von Nemours der Königin

Viktoria von England überreicht, das eine Million gekostet haben soll.

— Die Herzogin von Abrantes ist zu Paris im tiefsten Elende gestorben. Während man sie im Leben mit dem bittersten Mangel kämpfen ließ, eröffnet man jetzt nach ihrem Tode eine Subskription, um ihr ein Denkmal zu setzen.

— Jetzt erst erklären die Holländer, welche Schritte sie in Betreff Belgiens zu thun gesinnet sind, die man eigentlich schon 1831 voraus denken konnte. Sie wollen nämlich die Sache mit Ruhe abwarten, ob die Mächte Belgien zur Annahme der 24 Artikel zwingen werden. Geschieht das aber so lange nicht, bis ihnen die Geduld ausgeht, dann wollen sie darauf losschlagen und sollte es ihnen den letzten Pfennig und den letzten Mann kosten. Somit weiß man, in wie weit die Holländer ihre Ruhe verstehen. — In Belgien herrscht die höchste Aufregung, denn man weiß, daß man von London und Paris aus nichts, und hinwieder Alles zu erwarten hat.

— Den Unterthanen des Herzogs von Modena ist gar nicht mehr beizukommen, so sicher sind sie verwahrt. Wie die russische Grenze gegen Preußen, so streng ist ihre Grenze gegen andere Länder abgesperrt, und auch die Seeseite würde es sein, wenn dies zu bewirken wäre. Nicht aber eine Lebensmittelsperre ist eingeführt, in deren Folge man hungern müßte; nein, denn wer im Besitze von Geld ist, kann sich gegen Erlegung des Zolles auch ausländische Produkte erkaufen. Die Sperre gilt diesmal den Geistes-Produkten, den Büchern. Der Durchgang derselben ist aufs Strengste verboten, und wenn man bei dem Oberpolizei-Direktor um die Erlaubniß dazu ansucht, muß man ganz genau angeben, wie viel die Bücher wiegen, was sie enthalten, von wem sie geschrieben und wo sie gedruckt sind, so daß das Anschaffen fremder Bücher direkt an die Unmöglichkeit grenzt und man allein auf die Bestechlichkeit der Behörden einige Hoffnung setzen kann.

— Das Krönungsfest ist in London mit solcher Pracht gefeiert worden und wird zum Theil noch dermaßen gefeiert, daß die kurzen Töne unsers Posthörnchens nicht im Stande sind, dem Publikum alle die Herrlichkeit zu beschreiben. Während sich die hohen Herrschaften beeifern, einer den andern an Glanz zu überflügeln, hängt über Canada das Schwert des Richters, schmachten die unglücklichen Theilnehmer der sogenannten Empörung in finstern Kerkern, seufzen auf den westindischen Inseln Tausende als Sklaven und stöhnen unter den Geißelhieben ihrer unbarmherzigen Peiniger, verhungern in Ostindien Tausende an Tausende, ist in Irland die Armuth und der Pächterzwang ohne Grenzen. Dies ist zwar freilich eine alte Geschichte; aber traurig und entsetzlich ist, wie aus all dem Jammer und Elend solcher Glanz, solche Ueppigkeit erpreßt wird.

— Nach Mittheilungen englischer Blätter steht es mit der verstärkten russisch-kaukasischen Armee wieder sehr schlecht. Bei Sukum-Kaleh sollen die Russen durch die Tscherkessen eine empfindliche Niederlage erlitten haben und zur schleunigsten Einschiffung genöthigt worden sein.

— An vielen Orten in der Türkei erscheinen die Gläubigen in ihrer religiösen Ueberzeugung bereits erschüttert. Zu Antonra haben 16 türkische Familien Unterricht in der katholischen Religion begehrt, und kein Jahr vergeht, daß nicht einige Türken ihre Irthümer abschwören. Den Katholiken von Ancira hat der Sultan erlaubt, sich vier Kirchen bauen zu dürfen.

— Was für traurige Begriffe das Volk, selbst in dem für so aufgeklärt und tolerant gerühmten Nordamerika, von der christlichen Religion hat, beweisen die an mehrern Orten in den vereinigten Staaten statt gefundenen Ereignisse, bei welchen es Kirchen, worin Weiße gemeinschaftlich mit Schwarzen Gottesdienst hielten, aus Haß gegen die Schwarzen ohne Barmherzigkeit in Brand steckte. Wo bleibt da die Liebe?

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 28. 13. Juli 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Fabel.

Ein Spinnelein im Netze saß
Mit ganz vergnügtem Muthe,
Zufrieden mit gefangnem Fraß
Und mit dem Mückenblute.

Sein Netzlein war, bequem und groß,
Im Loch an einer Mauer,
Die einen Hühnerhof umschloß,
Dort war es auf der Lauer.

Ein Füchslein hergeschlichen kam,
Es mocht' die Oeffnung kennen,
Ein Sprung es schnell zum Loche nahm,
Ihm lüsterte nach Hennen.

Des Spinnleins Netz kam nun im Strich
Dem Fuchs in seine Augen,
Das konnte zu dem list'gen Schlich
Nun freilich nicht viel taugen.

Da tadelt unser Füchslein schlau
Das Künstlerwerk der Spinne
Und spricht: Wähl' du die weite Au
Zum Stand dir und Gewinne.

Dort ist für dich der rechte Platz,
Dein Pfuschwerk auszukramen;
Hier könnten Schwalbe leicht und Spatz
Dich haschen: dann wär's Amen.

Gelassen doch das Spinnlein sprach:
„Lern' selbst es besser machen,
„Eh' du in deiner blinden Rach'
„Willst tadeln Andrer Sachen.

„Mir wies der Schöpfer Standort an,
„Er gab dir auch den deinen;
„Geh' du mit Vorsicht deine Bahn
„Und laß mich auf der meinen.“

Liebegg und Trostburg,

oder

Die Macht des christlichen Glaubens.

1. Liebegg.

Fortsetzung.

Man glaubte Anfangs und hatte gehofft, daß die Wunden des Grafen nur unbedeutend und bald wieder geheilt wären; allein es kam eine gefährliche Entzündung dazu, welche die Heilung verzögerte und bei ihm selbst in Zweifel zog. Es war also ganz natürlich, daß er seine Tochter gern versorgt gesehen und seine Erblehen an einen wackern jungen Mann übertragen hätte, weshalb er die Bewerbungen des Sohnes seines Jugendfreundes unterstützte.

Unterdessen hatte sich der Jüngling durch die liebreichen Sitten der gräflichen Familie und ihre Erklärungen der Begriffe vom christlichen Glauben, den Lehren Jesu zugewandt, ohne jedoch durch das förmliche Sakrament der heil. Taufe dazu eingeweiht worden zu sein, und so war es begreiflich, daß er bald von Seite der Tochter sowohl als der Aeltern als förmlicher Bräutigam anerkannt wurde.

Während der Krankheit des Vaters begleitete er oft ganz allein die Tochter auf einsamen Spaziergängen, und besonders war ihnen das aussichtreiche Plätzchen, auf welchem sie zuerst mit einander Bekanntschaft gemacht hatten, zum Lieblingsort geworden, auf welchen sie einen eigenen Werth setzten; und als der Vater ihnen sein Vorhaben kund machte, dem jungen Pärchen eine besondere Wohnung aufbauen zu lassen, schlugen sie diese Stelle dazu vor, was vom Grafen auch alsobald genehmigt und zur Ausführung gebracht wurde.

Hundert Landleute aus der Umgegend arbeiteten unausgesetzt am Bau, und mit unaussprechlicher Freude sahen Dietrich und Gertrud ihren zukünftigen Wohnsitz ehelicher Liebe und häuslichen Glückes jeden Tag merklicher emporwachsen.

Acht Tage nach deſſen Vollendung ſollte der Jüngling feierlich getauft werden und drei Wochen nachher die Vermählung ſtatt finden. Zu dieſem Ende ſchickte man einen eigens dazu beſtellten Boten an Dietrichs Vater, um ihm die Sache melden, auch ihn um ſeine Einwilligung bitten und als Gaſt zu dieſer Feier einladen zu laſſen.

Seit einigen Tagen kamen aber mehrere fremde ſowohl als verwandte Gäſte zum Grafen, hielten geheime Unterredungen mit ihm, warfen den jungen Leuten ſcheele Blicke zu und thaten gar zurückhaltend, ohne daß weder dieſe noch die Gräfin die Bedeutung davon errathen konnten, bis eines Abends Landolus die Seinigen vor ſein Lager beſchied und ſie folgendermaßen anredete: „Meine Geliebten! ich fühle in meinem Körper eine Schwäche, die mir meinen nahen Hinſcheid verkündet; deshalb finde ich mich zu einigen Eröffnungen veranlaßt. Hiermit übergebe ich dem jungen Paar die vom König aus beſtätigte Schenkung der neu erbauten Burg, die ich nach Gertrud's Wunſche Liebegg benenne, mit dazu gehörigem Land und Gefällen zu erblichem königlichem Lehen. Die Grafſchaft Nore fällt mit meinem Abſterben meiner Gattin und ſomit dem Hauſe Habsburg anheim. Gertrud iſt nicht unſere leibliche Tochter, ſondern eine von Dietrichs Vater mir zur Pflege anbefohlene Waiſe, welche ich zwar an Kindesſtatt angenommen hatte, für die ich aber bei nunmehrigen Verhältniſſen nicht mehr thun kann. Ich ſcheide nun von euch und dieſem Erdenleben; weinet aber nicht um mich, ihr Theuern! Ich gehe hinüber in ein beſſeres Land zum ewigen Vater, mit dem feſten Bewußtſein und der troſtreichen Zuverſicht, daß wir uns dort einſt verklärter wiederſehen werden. Liebet euch einander, bleibet der Gottesfurcht und Tugend treu in dieſem Leben, ſo könnet ihr einſt ruhig ſein im Sterben, das euch zum ewigen Leben und zur himmliſchen Glückſeligkeit ruft.“

Dann reichte er noch Jedem die Hand, ſenkte darauf ſein Haupt und legte ſich nieder. Von dieſer Stunde an kam der Graf nicht wieder zu Beſinnung, und drei Tage nachher verſchied er ruhig und ſanft.

Nachdem die Kunde vom Tode des Grafen im Lande erſchollen, kamen die Verwandten herbei, um, wie ſie ſagten, ihr Beileid zu bezeugen. Der alte Graf von Habsburg bezeigte ſich alſogleich als Herr und Meiſter, ordnete der Wittwe einen Vogt an, beſtätigte die Schenkung des Neubaues, befahl die Beſchleunigung der Hochzeit der jungen Leute, erlaubte ihnen aber, bis zur völligen Vollendung und Ausſtattung ihres Wohnſitzes bei der Wittwe in der Burg Nore bleiben zu dürfen.

Nicht, wie früher verabredet worden, mit großer Feſtlichkeit, ſondern einfach und ſtill fand die Feierlichkeit von Dietrichs Taufe in Windiſch ſtatt, zwar unter den Augen einer Menge Volkes, da dieſe Handlung der gerade zu geiſtlichem Gericht anweſende Biſchof von Konſtanz verrichtete, doch ohne daß jene wußten, wer der neue Täufling ſei.

Drei Tage nachher übernahm der Biſchof, nach dem Willen des Grafen von Habsburg, auch ihre eheliche Einſegnung, ohne die Ankunft von Dietrichs Vater abzuwarten, die dieſer durch den zurückgeſandten Boten auf die beſtimmte Zeit hätte anſagen laſſen.

Bei der Trauung fiel der große goldene Ring von Gertruds Finger, das Schildchen ſprang in zwei Stücken, und aus dem Innern glänzte hell ein feines winziges Miniatur-Gemälde, das bei näherer Betrachtung das Bild Gertruds in der täuſchendſten Aehnlichkeit darbot.

„Das kann Niemanden anders, als meine leibliche Mutter vorſtellen!“ ſagte Gertrud.

Bange Ahnungen befielen das junge Paar; eintönig, von allen raſch auf einander folgenden Vorfällen im Gemüth ermattet, traurig und ſtill zogen ſie wieder in Nore ein. Unterdeſſen wurde der Bau von Liebegg beendet und zum Bezug eingerichtet, als auch der langerſehnte väterliche Gaſt ankam. Freudig bewillkommte man ihn und Dietrich ſtellte ihm, wegen übereilter Trauung ſich entſchuldigend, Gertrud als ſeine nunmehrige Gemahlin vor.

Statt aber ſich mit zu freuen, gerieth der Alte in gewaltiges Entſetzen, ward bald blaß und bald roth, warf die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „Ach ihr Götter, zürnet dem Frevel nicht! Es ſind ja beide meine Kinder!“

Man konnte ſich ſein Benehmen nicht erklären und war nicht weniger erſchrocken und erſtaunt. Er forderte endlich den Ring, drückte das Schildchen auf und hielt Gertrud das Bildniß vor: „Dieſes iſt deine Mutter, ich bin dein Vater und Dietrich iſt dein Bruder. Nach dem Tode ſeiner Mutter gewann die deinige meine Liebe, du warſt derſelben Frucht, aber ungünſtige Verhältniſſe verhinderten unſere Verehelichung und geboten Geheimhaltung ihrer Niederkunft, weshalb ich dich dem Grafen von Nore unter dem Namen einer Waiſe eines verſtorbenen Freundes übergab!“

So ſprach Guntram.

(Fortſetzung folgt.)

Das Antoniuskloſter auf dem Libanon.

Auf hohen Bergen werden unſere Betrachtungen hehr und erhaben, angemeſſen den großen Gegenſtänden, die durch das Auge auf uns wirken, und ſie ſind mit einer unnennbar ſtillen Freudigkeit verbunden, die nichts Unangenehmes und nichts Sinnliches hat. Die gemeinen und irdiſchen Empfindungen bleiben zurück in dem Maße, als man ſich über die Wohnungen der Menſchen erhebt. Darum ſuchte der Schmerz und der Kummer von jeher ſo gern Erleichterung und Troſt auf den Höhen. Schon die Bibel erzählt, daß große Unglückliche, David, die Propheten, der Heiland

selbst, sich in den Tagen der Trübsal in die Gebirge zurückgezogen. „Ich will auf die Berge steigen," sagt Jeremias, „um zu weinen und zu klagen", und auf dem Oelberge trank Jesus Christus den Kelch der Schmerzen.

Aus gleichem Grunde waren sie stets eine Zuflucht der Menschen, die in der Abgeschiedenheit von der Welt Vergessenheit aller irdischen Sorgen suchten, um der Selbstbeschauung und der Andacht sich zu weihen. In des Christenthums ersten Jahrhunderten zogen sich Tausende in Gebirge zurück, um zu einer ruhigen Betrachtung der neuen Lehre zu gelangen, wozu sie im Gewühle des Alltagslebens nie kommen konnten. Die Ruhe des neuen Wohnorts ging unvermerkt in ihre Seele über, sie fanden Friede und Freude in den öden Felsen und in der Heimath der Ungewitter den heitern Seelenhimmel, aus dem sie nur mit Grausen auf das Treiben in der Tiefe zurückdachten. Sie blieben, und so wurden aus ihnen Einsiedler, Bußprediger und Heilige. — An den Orten, welchen ihr Aufenthalt Weihe gegeben hatte, baute in spätern Zeiten die fromme Einfalt Kapellen, Kirchen und Klöster, und daher kommt es, daß sich zuweilen in den unwirthbarsten Gegenden, auf den höchsten Gebirgen, noch jetzt die prächtigsten und größten religiösen Gebäude vorfinden, während eine weit größere Anzahl ihr einstiges Vorhandensein durch malerische Trümmer verkündiget.

Auf diese Weise entstand auch, nahe am ewig beschneiten Hochrücken des Libanon, in der schauerlichsten Einöde, das berühmte Maronitenkloster, welches dem heiligen Antonius geweiht ist. — In den Klüften der Felsen, auf denen dieses festungsähnliche Gebäude steht, das einer der besuchtesten Wallfahrtsorte des Morgenlandes ist, lebte nämlich der Klausner Antonius im dritten Jahrhundert, einer der gefeiertsten Lehrer und Heiligen der christlichen Urzeit. — Die Anzahl der Mönche, die im Kloster wohnen, ist gegenwärtig zwischen achtzig und neunzig; dreißig andere leben in den Felsschluchten der Nähe, nach der Weise ihres Meisters, in Kasteiung und Gebet. Die meisten Zellen, die Kirche selbst, sind mit unsäglicher Mühe aus den Felsen gehauen, an welcher Arbeit, der Sage nach, 20,000 Pilger geholfen haben sollen. Zehn Stunden jeden Tages sind dem Gebete gewidmet. Da die Mönche es stehend verrichten müssen, so trägt jeder zwei Krücken, um sich darauf zu stützen und so stehend zu ruhen. In dieser Stellung die ganze Congregation in unterirdischer Kirche bei'm Scheine des Kerzenlichts — im Gebete und unbeweglich wie Marmorstatuen — zu sehen, ist ein seltsamer Anblick.

Bei der weiten Entfernung des Klosters von jedem andern Wohnort der Menschen müssen die Mönche alle Handwerks-Arbeiten selbst verrichten, und jeder hat etwas Gewisses für den ganzen Verein zu besorgen. Der Eine ist Schuster, der Andere Schneider, der Dritte Tischler, der Vierte Schlosser u. s. w. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die Buchdruckerei, die älteste des Morgenlandes, und für zwei Jahrhunderte die einzige Syriens, welche die Christen dieses Landes mit Religionsbüchern in der arabisch-syrischen Mundart versorgt. Das Papier erhalten sie von Venedig, die Lettern verfertigen sie in ihrer eigenen Schriftgießerei. Selbst eine Steindruckerei besitzen seit mehrern Jahren die industriösen Mönche, womit sie Heiligenbilder hervorbringen, welche im Morgenlande gerne gekauft werden.

Ein anderer nicht minder einträglicher Erwerbszweig derselben ist das **Austreiben böser Geister**, ein unveräußerliches Erbe des heiligen Antonius. Selbst die türkischen Behörden fröhnen diesem Aberglauben und schicken jährlich eine Menge Verwirrte dorthin, welche in der vermeintlichen Höhle des Heiligen an den Felsen geschmiedet und täglich sechsmal gegeißelt werden unter Gebeten und Bannsprüchen der Mönche. Diese rohe Kur ist zuweilen von Erfolg, indem die Kranken binnen wenigen Wochen oft zum Gebrauche ihrer Vernunft kommen, und Manche hat schon der erste Tag geheilt. Wenn aber die Kur mißlingt, dann setzen es die Mönche auf Rechnung der Ungläubigkeit ihrer Patienten und nicht selten pfuscht ihnen auch der Tod in ihr zauberisches Handwerk.

Gruß der Glarner Schützen

beim Einzug zum Freischießen in St. Gallen.

Sei mir gegrüßet, Fahnenweih',
Da tausend lichte Banner wehn!
Ich bin der Schütz vom Glärnisch, hei!
Muß zu den freien Schützen stehn!

Mir träumte froh von diesem Fest,
Die Waffen klirrten an der Wand:
Es tönt laut von Ost und West
Ein Waffenlied durch's ganze Land.

Mir träumte froh von alter That,
Von Winkelried, vom Schützen Tell.
Wo man den Tell verborgen hat?
Komm' ich zu fragen; sagt es schnell!

Habt Ihr ihn wohl in Eurer Mitt' —
Vielleicht in's tiefe Herz gebannt?
So zeiget ihn nach Schweizersitt'
Und schlaget freudig Hand in Hand!

Gieb mir die Rechte, Eidgenoß;
Schau Du ins Aug', ins treue, mir!
Ich seh': Du bist vom Tellensproß;
Wir sind an guter Stelle hier.

So gebe Gott und Tell das Glück,
Er geb' Gelingen aller Ort!
Er gebe Muth und festen Blick,
Er sei voll Huld des Schützen Hort! Freienstein.

(Gl. Ztg.)

Naturgeschichte.

Die große Meerschildkröte.

Sechs bis sieben Fuß lang und oft an acht Zentner schwer. Mit ziemlich glatter, grüner, aus dreizehn Schuppenschildern bestehender Oberschale, die sich bloß mit den Rändern berühren und in der Mitte Sechsecke bilden. Ihre Füße oder Pfoten sind ziemlich lang, mit zu einer Floße verbundenen Fingern. Sie kann weder Kopf noch Füße unter die Schale zurückziehen. Die Unterschale bildet kein zusammenhängendes Ganzes, sondern ist verschiedentlich gezähnt und hat große, nur mit Knorpel ausgefüllte Zwischenräume. Die Oberschale ist eiförmig, etwas flach.

Sie lebt in allen Meeren der heißen Zone, und weidet in großen Truppen das Seegras auf dem Boden des Ozeans ab; es sind völlig harmlose Geschöpfe, da sie an ihrem Wohnplatz keine Feinde und hinlängliche Nahrung haben, um sich selbst nicht dieselbe streitig zu machen. Auf der Oberfläche schwimmend, strecken sie nur den Kopf und einen kleinen Theil des Rückens hervor, können aber auch lange Zeit ohne zu athmen in der Tiefe aushalten. In den heißesten Monaten nähern sie sich der Küste und steigen da, wo sie sich am wenigsten beunruhigt glauben, an's Land. Man sieht häufig die Spur zweier paralleler Furchen, welche von den vier Floßenfüßen entstanden sind. Folgt man einer solchen Spur etwa 30 bis 40 Schritte weit auf die Höhe des Sandufers, so wird man das große Thier finden, wie es unbeweglich in einem nur wenig vertieften Kessel sitzt, den es durch kreisförmiges Herumdrehen gebildet hat. Hier läßt es sich von allen Seiten betasten und beschauen, ohne sich merklich zu bewegen. Ein Schnauben oder Blasen, wie eine auf dem Neste sitzende Gans, ist Alles, womit das Thier seinen Unwillen zu erkennen gibt. Man kann es demnach dann ohne Mühe tödten, welches auch die Wilden und andere Jäger nicht zu thun versäumen, ja selbst die Tigerkatzen sollen sich derselben hier zu bemächtigen wissen.

Hat eine Schildkröte auf diese Weise sich ein Lager bereitet, so höhlt sie darin mit den Hinterfloßen ein tiefes, zylinderförmiges Loch aus. Um dieses zu bewerkstelligen, bewegt sie ihre hinteren Floßenfüße einen nach dem andern schräg einwärts gegen den Sandboden, schöpft damit eine Portion Sand, führt die Floße durch eine Seitenbewegung wieder nach außen und schüttet, indem sie den Fuß schnell umdreht, den Sand aus, sobald derselbe am Rande des Kessels angelangt ist. Auf diese Art arbeiten beide Füße regelmäßig fort, bis ein etwa 1½ Fuß tiefes Loch entstanden, welches gerade weit genug ist, um einem der Füße Eingang zu gestatten. Jedes Mal, bevor das Thier eine Hinterflosse in das Loch senkt, um wieder Sand herauf zu holen, bewegt es dieselbe immer ein wenig vorwärts, um den neben der Grube etwa aufgehäuften Sand bei Seite zu schieben, damit er nicht wieder in dieselbe zurückrutschen könne. Ist auf diese Art das glatte runde Loch zu Stande gekommen, so legt die Schildkröte in Zeit von 10 Minuten bei hundert mit einer lederartigen, biegsamen weißen Haut bedeckte Eier, scharrt dann von beiden Seiten den Sand zusammen, tritt ihn fest, und begibt sich langsam und bedächtig auf derselben Spur, auf der es hergekommen, wieder in sein Element zurück.

Man behauptet, sie lege gewöhnlich dreimal im Jahr, jede Brut 14 Tage bis 3 Wochen nach der vorigen. Die Eier haben etwa 2 Zoll im Durchmesser; sie werden von der Sonnenhitze in 20 bis 25 Tagen ausgebrütet. Die jungen Schildkrötchen sind dann nicht größer als etwa ein halber Kronenthaler, von Farbe noch weiß, und schleppen sich langsam nach dem Gestade hin, wo sie aber zum größern Theil wieder von den Wellen zurückgeworfen werden. Hier warten ihrer allerlei große Seevögel, Störche und Reiher, oder noch mächtigere Raubthiere und im Meere Haifische, denen sie leicht zur Beute werden. Man rechnet, daß sie erst mit 20 Jahren ganz ausgewachsen sei. Die Alten sollen bei Nachtzeit, zumal bei Mondschein, in großen Haufen an's Land kommen, die Weibchen in der Mitte, die Männchen, die etwas kleiner sind, an den Seiten. Bei einem solchen Zuge hört man das Wetzen ihrer Schilder an einander, das dem Gerassel der Wägen gleicht.

Man fängt die Alten entweder, wie bereits oben gesagt, wenn sie ans Land gestiegen sind, oder auch durch Taucher. Diese lassen sich auf den Boden des Meeres neben eine Schildkröte hinab, ergreifen sie beim Schwanz und ziehen sie in die Höhe; durch die Bewegungen des Thieres bleibt dasselbe von selbst auf der Oberfläche und kann ergriffen werden. Da die Meerschildkröten sämmtlich gern nach den Mündungen der Flüsse gehen, des Süßwassers willen, und überhaupt die Küsten vorziehen, so sind sie in keiner zu großen Tiefe.

Das Fleisch der Meerschildkröten ist, wie ihr Fett, grün; eine einzige gibt des letztern an 30 Maß zu Brennöl. Die Eier haben einen schwachen Fischgeschmack und liefern gestoßen ein schätzbares, leichtes Oel, 200 eine Flasche.

Diese Thiere sind nun durch ihr sehr schmackhaftes Fleisch und die Eingeweide berühmt, daher die aus denselben mit allerlei Gewürz zugerichteten Suppen zu den kostbarsten Leckerbissen gehören. Man hält sie in Parks und Teichen und bezahlt die lebendig nach England gebrachten indianischen sehr theuer. Auf langen Seereisen und bei der Landung an öden Küsten sind sie deshalb auch ein schätzbarer Fund. Man bedient sich dabei der Oberschale sogleich als des Kessels, um den Inhalt darin über Feuer zuzubereiten. Nächstdem besteht bekanntlich der Werth derselben auch noch in der Benutzung ihrer Schale.

Da ihr Gehirn sehr klein ist und sie durch das Schild ohnehin ziemlich vor äußeren Anfällen geschützt sind, so erklärt dies ihre geringe Leidenschaftlichkeit und große Gemüthsruhe. Man muß eine Schildkröte außerordentlich reizen, ehe man sie zu Aeußerungen von Heftigkeit veranlassen kann. Sie haben ein sehr zähes Leben, und bewegen sich noch wochenlang nach abgehauenem Kopf; verlangen nur wenig Nahrung und können Monate ohne solche zubringen.

Auflösung des Räthsels in No. 27.: „Seelenadel.“

Charade.

Mancher bebt, wenn ihm die Sonne sinkt
Und mein Erstes ihm zur Ruhe winkt;
Doch er schläft in Frieden und geborgen,
Bis ihn weckt der schöne Frühlingsmorgen;
Gram und Sorgen, alle Erdenfieber
Gehen ihm in bloße Träume über.

Mein Zweites tritt man meist mit Füßen,
Doch muß es das nicht schmerzhaft büßen,
Nur der büßt es, der darauf fällt.
Man hält es auch gar hoch in Ehren,
Und, müßte man es ganz entbehren,
Wär' Manches nicht in dieser Welt.

Ganzes, was bedeckst du wohl?
Deckst du Schwermuth — Heuchelei?
Wollust oder Schmeichelei?
Finstre Habsucht, Eitelkeit?
Oder Tugend — Fröhlichkeit?
Mahnst du wohl an zarte Sinne?
An die glücklich treue Minne?
Was du deckst, gibt's die ihm fluchen?
Oder dich mit Schmerz besuchen?
Doch, was es auch immer sei:
Aus ist's jetzt und ist vorbei.

No. 28.

DAS POSTHÖRNCHEN.

13. Juli 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

A 1838 A Ruppen

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Das Schützenfest in St. Gallen ist ein wahres schweizerisches Nationalfest geworden. Jeder Tag brachte neue vaterländische Freuden, neuen Genuß. Der Einzug der Glarner war herzerhebend; der Abschied der Graubündner, die, weil man ihnen die bündnerische Fahne verweigerte, mit eidsgenössischen Fahnen eingezogen waren, wurde durch den Lebewohltoast des Pfarrers Bion von Marbach rührend und herzergreifend. Die Schützen aus allen Gauen loben die gute Anordnung des Festes, die gute Bedienung des Speisewirths, die genaue und redliche Ordnung auf dem Absendbüreau. Bedeutungsvoll war es, daß der Festzug eröffnet war von der Hoffnung des Vaterlandes, nämlich von den Schülern der reformirten Stadtschule und der katholischen Kantonsschule. Zum ersten Male sah man sie festlich vereinigt; möge dies ein Vorzeichen künftiger Tage sein! Voran ließ man sie ziehen, denn in ihnen ruht Wohl und Weh der Zukunft. Knaben und Jünglinge, denket täglich daran, daß Ihr berufen seid, in der Zeit eures männlichen Alters den schönen Traum einer einigen, starken, freien Eidsgenossenschaft in's Leben zu rufen! Fliehet rohen Trotz gleichwie verzärtelte Weichlichkeit, fliehet einfältigen Stolz gleichwie niedrige Feigheit! vereiniget euch in brüderlich herzlicher Eintracht mit Freuden zu dem männlichen Spiele der Waffen, das jeden ächten Schweizer ziert, das nur der Feigling scheut und der Herrschling fürchtet, und bedenket, daß nur Biedersinn, Eintracht, Gewandtheit und Kraft uns frei machen, damit die Gefühle und Worte, die aus dem Schützenfeste hervorsproßten, von euch einst in Thaten übersetzt werden! — Viele, viele der anwesenden waren tief ergriffen von der schönen Haltung der kleinen Studenten-Armee; möchte das, was es in uns geweckt und hervorgerufen, nie wieder verklingen! Nun ist das Fest vorbei, aber es hat so schön geendet, als es begonnen. Alles ist vor Freude außer sich über das Gelingen des Ganzen. Wir hoffen aus diesem wirklichen Nationalfest Gutes für die ganze Eidsgenossenschaft entkeimen zu sehen, und erwarten, daß die vielen schönen Worte zu Tausenden von Bundesbrüdern gesprochen, nicht leer verhallen, sondern Früchte bringen und aus der redenden Schweiz auch eine handelnde werde. — Eine ganze Beschreibung des Festes zu geben ist uns unmöglich, wir geben deswegen nur einige interessante Notizen, welche von der Großartigkeit des gehaltenen Freischießens zeugen: — Doppel wurden in den 7 Tagen gelöst 2357; Schüsse fielen in die Kehrscheiben 132,592, in die Stichscheiben 16,499, also im Ganzen 149,091 Schüsse. In der Speisehütte speisten an der Tafel am 1. Juli 1251, am 2. 1446, 3. 1002, 4. 1417, 5. 2425, 6. 1601, 7. 1130, und am 8. 616, zusammen 10,888. Sogenannter Schützenwein wurde in diesen Tagen getrunken 55,000 Bouteillen, andere Weine etwa 12,000 B. Die wichtigsten Ehrengaben gewannen: die Hechelmaschine im Werth von 1500 fl. Balthasar

Buttler von Hünenberg, K. Zug; den eidsg. Becher mit Baarschaft und einer Fahne, Jos. Hartmann von Brunnadern, K. St. Gallen, und Heinrich Wolf von Altstädten, welche beide gleich gute Schüsse hatten und darum loosten, wonach der Erstere den Becher behielt; die Jagdflinte Louis Napoleons, im Werth von 13,000 fl. Balthasar Becker von Glarus; erster silberner Becher mit einer Fahne, im Werth von 180 Fr., Schützenpräsident Breny von Rapperschwyl; zweiter Becher, Johann Baptist Sauter von Appenzell; dritter, Hauptmann Brunner von Brunnadern; vierter, Joh. Jak. Müller von Neukirch, K. Schaffhausen; fünfter, Ulrich Schläpfer von Speicher, K. Appenzell; sechster silberner Becher mit einer Fahne, Werth 120 Fr., Joh. Ulrich Strauß von Winterthur, u. s. w.

— Die Tagsatzung hat am 7. d. folgenden Beschluß gefaßt: 1) Die verfassungsmäßige Ordnung im K. Schwyz soll hergestellt werden. 2) Eine neue Landsgemeinde unter dem Schutz von eidsg. Repräsentanten soll zum Behufe der Wahlen gehalten werden. 3) Diese Landsgemeinde soll spätestens den 22. Juli am Rothenthurm unter Leitung der am 6. Mai vorgestandenen Beamten gehalten werden. 4) Nach diesem sollen auch die Bezirksgemeinden auf gleiche Weise abgehalten werden. 5) Alle gerichtliche Untersuchung und Verfolgung wegen der Ereignisse vom 6. Mai und der seitherigen Handlungen sollen aufhören; aber alle gegen die Verbote der eidsgenöss. Kommissarien sind als ungültig erklärt. 6) Die Tagsatzung wählt aus ihrer Mitte eidsg. Repräsentanten, die in ihrem Namen den Kantons- und Bezirksgemeinden beiwohnen sollen. 7) Der Vorort ist mit Ausführung dieses Beschlusses beauftragt.

— Hr. Montebello hat die Feierlichkeit der Tagsatzungs-Eröffnung auf eine unanständige Weise gestört. Ungeachtet die fremden Gesandten auf 9 Uhr in die Kirche geladen waren, kam jener erst um halb 10 Uhr, als der Bundespräsident schon zur Hälfte mit seiner Rede vorgerückt war; Trommelschlag und Oeffnung der Kirchenthür hatten einen ärgerlichen Eindruck gemacht.

— Die Gesandtschaft von Schwyz hat dem Bundespräsidenten folgende Erklärung eingereicht: 1) daß sie die Abstimmung der Tagsatzung vom 3. Juli, betreffend ihre Nichtzulassung, als ungültige Schlußnahme betrachten; 2) weichen sie einstweilen der angedrohten Gewalt, protestiren aber feierlichst gegen einen so unerhörten Akt; 3) werden sie fernere Instruktionen bei ihrer Regierung holen und sich die ferneren Erklärungen vorbehalten.

— Am 24. Juni hielt ein mit seiner Gemeine es wohlmeinender Geistlicher im K. Schwyz folgende Anrede an dieselben: „Meine lieben Pfarrkinder! So eben ist mir zuverlässige Nachricht eingegangen, daß unser Kanton militärisch soll besetzt werden, wenn er dem hohen Vorort nicht Folge leistet. Ich bitte und ermahne Euch, seid still und ruhig, werdet eines Sinnes, hasset einander nicht wegen politischen Meinungen, verzeihet einander, wenn Beleidigungen geschehen, machet euch nicht noch selbst unglücklich — wir haben Unglück schon genug in unserm Kanton. — Glaubet nicht etwa Großes durch eure Stärke und Wuth zu verrichten. — Fraget die Alten, wie es in der ersten Revolution, im Hirtenhemderkrieg gegangen — die am mehrsten wütheten, wurden das Opfer ihrer eigenen Wuth. Werdet eines Sinnes nach der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie es unsere heilige Religion lehret, so wird euch Gott vor aller Gefahr behüten.“ Kaum hatte er dieses gesprochen, so verklagte ihn ein Dienstfertiger aus der Hornpartei und alsobald erhielt er folgende Vorladung: „Hochwürdiger Hr. Pfarrer! Hiermit befehle ich Ihnen, sich unverzüglich auf diesen Abend 5 Uhr im bischöflichen Kommissariate bei mir zur Verantwortung zu stellen, widrigenfalls aber ich genöthiget wäre, gegen Sie andere unangenehme Maßregeln zu ergreifen. Schwyz, den 25. Juni 1838. Mit Achtung, Georg Franz Suter, bischöflicher Kommissär.“

— Es verlautet, daß im Kloster Einsiedeln unter den Patres selbst bedeutende Uneinigkeit der Schwyzerwirren wegen ausgebrochen seien. Der Unwille soll gegen die Vorsteher gerichtet sein, welche über Verschleuderung ungeheurer Summen in der letzten Zeit, welche in die Hände der Regenten zu Schwyz gewandert, sich nicht zu rechtfertigen vermögen. — Der Unwille dürfte sich noch steigern, wenn einst die Früchte der ruchlosen Saat reif werden.

— Das zum Bundeslager in Sursee bestimmte Tessiner-Bataillon ist in Bellinzona versammelt, um dort die Vorbereitungs-Uebungen zu machen. Ein in der Schweiz vielleicht einziger Umstand ist der wegen Auswanderung ungeheure Mangel an Soldaten. Gemeinden, die 10 und 12 Rekruten stellen sollten, waren kaum einen zu stellen im Stande, weshalb die Regierung das genannte Bataillon aus andern zu ergänzen genöthigt war.

— Am 3. Juli wurde in der Aar beim Rechen bei Lüslingen, K. Solothurn, der Leichnam eines kaum ein paar Tage alten Kindes gefunden, dem mehrere Stichwunden beigebracht waren. Hoffentlich wird es bald gelingen, die unmenschliche Mutter zu entdecken.

— Am 6. Juli wurde die einzige Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers in der Nähe von Solothurn am hellen Tage entführt. Ihre Kostbarkeiten und Kleidungsstücke flogen mit davon. Der Vater, der den Raub seines Kindes erst ein paar Stunden später vernahm, war darüber höchst entrüstet. Die schwache Hand der Mutter, die während der Frevelthat zu Hause war, konnte die Ausführung nicht hindern. Oder sollte sie etwa, wie böswillige Zungen munkeln, selbst von den Reizen des Verführers so eingenommen gewesen sein, daß sie der Neigung ihrer Tochter nichts in den Weg legen wollte?

— Vor einigen Wochen wurde in der Gegend von Neuenegg 12 Schuh unter der Erde in Tuff das Skelett eines Menschen ausgegraben. Die Zähne waren ganz schön erhalten.

— In dem Zimmer einer Näherin in Bern fand man während ihrer Abwesenheit in einem Kistchen den Leichnam eines neugebornen Kindes, worauf sie bei ihrer Heimkunft alsogleich verhaftet wurde. — In den Aemtern Burgdorf und Aarberg zeigen sich Spuren der Maul- und Klauenseuche unterm Hornvieh. — Im Amte Nidau sind kürzlich wieder zwei gebissene Hunde toll geworden; ein Mann, der in Pruntrut gebissen wurde, befindet sich sehr übel. — Joh. Heimann, Wirth zu Gadmen, ist auf seiner Heimreise aus dem K. Uri auf dem Sustenberg durch den Schnee in einen Graben gefallen und hat dabei seinen Tod gefunden.

— Man erinnert sich in Lausanne noch lebhaft jener Versprechungen, welche der König von Sardinien mehreren Offizieren gegeben: sie mit einem höhern Range bekleiden zu wollen, wenn sie dem spanischen Kronprätendenten Don Karlos ihre Dienste widmen würden. Unter den Offizieren, die sich von diesen lockenden Anerbietungen verleiten ließen, befindet sich der Sohn des eidsg. Obersten Guiguer, der in Spanien mit der Expedition von Negri gefangen und von den Christinos nach Burgos abgeführt wurde. Der Vater ist wegen dieses Vorfalles bestürzt und fühlt sich geistig und körperlich sehr angegriffen, weshalb er im Begriffe steht, bei der Tagsatzung um seine Entlassung einzukommen.

— An der Errichtung der zweiten Eisendrathbrücke in Freiburg wird mit Eifer gearbeitet; sie wird nicht so lang, aber höher und romantischer werden als die erste; von beiden Seiten werden bereits die Straßen gebaut.

Ausland.

— Vor einigen Tagen hat man von Darmstadt aus Kreuzzüge gegen die Verbrecher begonnen, welche in der Umgegend namentlich an Mädchen unerhörte Schandthaten verübten. Man hat eine nicht unbedeutende Anzahl scheinbarer Missethäter eingefangen; aber ganz in der Stille wird behauptet, daß diese doch wohl nicht eigentlich die Ausüber jener Frevel seien, sondern bezeichnet ganz andere Personen als in diese Bosheiten verwickelt.

— Man sagt, die Polizei in München spüre selbst bei Privaten den wenigen vorhandenen Exemplaren der neulich in Regensburg erschienenen Schrift über den unglücklichen Kaspar Hauser nach.

— Im Mai verstarb zu Liegnitz in Schlesien der Erzpriester und katholische Stadtpfarrer Ober in seinem fünfzigsten Lebensjahr. Achtung und Liebe hatte der würdige Mann durch seinen in Wort und That sich kund gebenden, ächten Christensinn bei seinen Glaubensgenossen sowohl als bei den evangelischen Mitbürgern im Leben gefunden, die sich auch auf eine ausgezeichnete Weise nach seinem Hinscheiden zu erkennen gaben. So wie die Glocken der katholischen Kirche der Gemeine den Hinscheid ihres treuen Seelenhirten bekannt machten, stimmten die Glocken von den Thürmen der evangelischen Stadtkirchen in das Trauergeläute ein, und diese erhebende Todtenfeier wurde bis zum Tage der Beerdigung an jedem Morgen wiederholt. Lange hatte man in Liegnitz keine so zahlreiche Leichenbegleitung gesehen, wie die Seinige war. Dem Leichnam folgten etwa 40 Geistliche; zwischen je 2 katholischen ging ein evangelischer. An sie schlossen die Glieder der Regierung und der städtischen Behörden sich an, und ein Zug von 35 Wagen machte den Beschluß. Am Grabe sprach ein Freund des Verstorbenen erbaulich für Christen jeden Bekenntnisses, und unter Gesang ward die Leiche zu ihrer Ruhestätte hinabgelassen. — Möge Liegnitz ein leuchtendes Exempel werden für die gesammte Christenheit! und was in Liegnitz geschehen, von Priestern aller Konfessionen in aller Welt an's Tageslicht gerufen werden!

— Kaum hatte der König von Hannover erfahren, daß sich die Stände in die Berathung der Verfassung einlassen wollen, so geruht er alsogleich, dieselben bis auf

Weiteres zu vertagen. „Auf Weiteres vertagen“ enthält einen so unendlich weitläufigen Begriff, daß der Tag, an welchem die Stände wieder zusammenkommen werden, gar nicht abzusehen ist. Sollte vielleicht in bildlichem Sinne der jüngste Tag darunter verstanden werden, so wäre „bis auf weiteres vertagen“ mit „gänzlich auflösen“ völlig gleichbedeutend.

— Die niederländische Steinkohlengrube zu Seraing war am 22. Juni der Schauplatz einer schrecklichen Katastrophe. Eine bedeutende Gasentzündung fand in einem Theil derselben statt. Es sollte eben die Nachtarbeit beginnen, als der Arbeitmeister beim Hinabsteigen eine Art Rauch aus dem Tagschacht gegen sich aufsteigen sah. Er vermuthete sogleich Unglück und ließ schnell die großen Körbe hinab. Aber schon waren 56 Menschen getödtet, nur 7 Personen stiegen theils verwundet und angebrannt aus der Grube. Ein unverletzt herausgezogener Arbeiter hatte den Muth, von Neuem hinab zu steigen, um seinen Gefährten Beistand zu leisten; so brachte er mit Hilfe des Arbeitsmeisters noch acht Personen heraus. Ein Familienvater fand unter den Verunglückten die Leichen dreier seiner Kinder.

— In Antwerpen bessert man mit der größten Thätigkeit die Festungswerke des Forts St. Laurent aus, und zahlreiche Arbeiter sind mit der Aufrichtung der Mauer beschäftigt, welche an die Nordseite des kleinen Bassins stößt. — Die Holländer befestigen Mästricht, besonders auf der Seite des rechten Ufers. — Am 30. Juni fuhren bei Mästricht zwei von Lüttich kommende und nach Venlo bestimmte Schiffe mit 15,000 Kanonenkugeln und 7000 Bomben, so wie einer Anzahl Mörsern, vorbei. — Die Pulvermühle zu Wetteren ist seit einiger Zeit in größter Thätigkeit. Ganze Schiffsladungen Pulver sind schon nach mehrern Festungen abgefahren, und alle Vorbereitungen künden an, daß die belgische Regierung die nöthigen Maßregeln ergreift, um des Landes Unabhängigkeit würdig vertheidigen zu können.

— Die Brigg Jeune Auguste, die unter Kap. Landumier am 26. Febr. von Port au Prince abgesegelt war, ist gänzlich von den Flammen verzehrt worden. Man schreibt diesen Unfall der natürlichen Entzündung der Baumwolle zu, mit welcher das Schiff beladen war und die durch Feuchtigkeit erhitzt worden war. Die Mannschaft konnte sich nach 30 angstvoll durcharbeiteten Stunden auf die Fregatte Nereide retten. Man fürchtet, es möchten mehrere andere Schiffe dasselbe Schicksal gehabt haben.

— Ein Brand, den man der Bosheit zuschreibt, hat das große Stallgebäude Bab-el-Uel in Algier verzehrt, in welchem die Zugpferde standen, die Steine und Felsenblöcke zu Vergrößerung des Molo's zu transportieren hatten. 34 dieser Thiere sind in den Flammen umgekommen. Die Menge des dort angehäuften Futters hat den Brand so schnell verbreitet, daß jede Hülfe unmöglich war. Man schätzt den Verlust auf 60,600 Fr.

— In Rouen hatten einige Unordnungen statt wegen der Hartnäckigkeit einiger Geistlichen, die sich weigerten, die Leichname zweier bei Brandunglück umgekommener Kinder mit gebräuchlichem Gottesdienst zu beerdigen, welches zwar das Volk nun erzwang, aber mit wenig Andacht gehalten wurde. — In vielen Städten Frankreichs beklagen sich die Offiziere, daß man wieder anfängt, wie vor der Revolution 1830, das Militär zu allerlei geistlichen Spielereien zu mißbrauchen.

— In Paris ist eine nahe an 60 Mitglieder zählende Diebsbande entdeckt worden. Viele sind eingebracht. Vor einigen Tagen machte man einen Fang an einer aus Vater, Mutter, 3 Söhnen und 2 Schwiegertöchtern bestehenden Diebsfamille, die in verschiedenen Theilen der Stadt Niederlagen von geraubten Uhren, Juwelen, Kleidern u. s. w. hatten.

— Auf Veranlassung der Berichte des Generals Grabbe, Oberbefehlshabers im westlichen Kaukasus, und des Befehlshabers der Kosaken am schwarzen Meere, hat die russische Regierung die Ueberzeugung gewonnen, daß sie die zirkassischen Stämme nicht so leicht werde unterwerfen können. Deshalb hat man den bisher in russischen Diensten gestandenen Zirkassier Mehlli-Kuhli, Khan von Karabah, an seine Landsleute abgeschickt, um mit ihnen wegen des Friedens zu unterhandeln.

— Am 8. Juni starb der Kriegsminister Sr. Heiligkeit in einer Kutsche. Auf dem Wege zum Papste bemerkte der Kutscher ein Geräusch im Wagen, und als er nachsah, war sein Herr vom Schlag getroffen und tod. Was wird nun St. Peter, der schlichte Bote Jesu, der Bote der Liebe und des Friedens, sagen, wenn dieser vor der Himmelspforte klopft und ruft: Laß mich ein, ich bin der Kriegs-Minister deines Statthalters auf Erden?

— Die Stadt Monrovia im amerikanischen Staate Alabama ist am 16. Mai gänzlich abgebrannt. Der Kassier der dortigen Bank, der bedeutende Summen unterschlagen hatte, soll das Feuer angelegt haben.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau

N°. 29. 20. Juli 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Altes Kilter-Lied.

Hans.

Hollah! hollah! wach auf mein Kind,
Schließ auf in stiller Nacht!
Es schläft der Hund, es saust der Wind
Und keine Seele wacht.

Elsi.

Wohl schläft jetzt Alles; aber mein
Gewissen schläft doch nicht.
Ich schaute dir, ließ ich dich ein,
Nie dreist mehr in's Gesicht.

Hans.

Warum, mein Herzchen, riethe dir
Doch dein Gewissen ab?
Nur reine Liebe flammt in mir
Und leuchtet bis in's Grab.

Elsi.

Wohl sucht dein Herz voll Lauterkeit
Gewiß nicht meine Schand';
Doch gibt auch die Gelegenheit
Verführung an die Hand.

Hans.

O nein, mich macht sie wahrlich nicht
An dir zum Ehrendieb.
Da bist du, die so freundlich spricht,
Mir dennoch viel zu lieb.

Elsi.

Bin ich dir lieb, so sei auch fein
Auf meinen Ruf bedacht.
Geh' heim, und meide bösen Schein,
Denn die Verleumdung wacht.

Hans.

Sei rein und kalt, wie Schnee und Eis,
Sperr' dich in's Kloster ein:
Verleumdung schont um keinen Preis,
Es muß getadelt sein.

Elsi.

O, laß sie schmähen! Halt' ich mich
Nur rein von böser That:
So wird, das glaube sicherlich,
Wohl auch der Lüge Rath.

Hans.

Ha! rede nichts von Trug der Welt,
Von bösem Ruf und Schein!
Ein Andrer ist für dich bestellt,
Drum soll ich nicht hinein.

Elsi.

Ach! ewig dein und dir verspricht
Mein Herz sich, meine Hand;
Nur opfre meine Tugend nicht
Als Liebes-Unterpfand.

Hans.

Es sei, mein Kind! Zur guten Nacht
Schlaf wohl und liebe mich.
Dein Engel, welcher dich bewacht,
Sprach dieses Wort durch dich.

Elsi.

Schlaf wohl, mein Schatz, schlaf sanft und warm!
Geh' hin und bleibe mein!
Dann schlummern wir bald Arm in Arm
Am Hochzeit-Abend ein.

Szenen aus Paris vom fünfzehnten Jahrhundert.

Franz der Erste, ehemaliger König von Frankreich, liebte sein ganzes Leben hindurch; das Kosen und Küssen, das Umarmen nahm, selbst unter den Augen der Hofleute, bei ihm kein Ende. Dabei sah man ihn aber nicht etwa schmachten und weinen, wie andere Liebende oft zu thun pflegen; nein, das wäre für einen König eine Unnatur! Das Weinen überließ er seinen Geliebten; er selbst lachte und vergnügte sich nur.

Triboulet, des Königs Hofnarr, war klug, boshaft wie alle Hofnarren, und hatte einen Buckel. Er haßte heimlich den König, weil er König war; die Hofleute, weil sie vornehm, und alle andern Leute, weil sie nicht, wie er, verwachsen waren. So oft Triboulet aufspürte, daß einer der Hofleute in Paris eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hatte, ward es dem König verrathen. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel: denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten, machte wenig Umstände. Er ging sogar selbst auf nächtliche Abenteuer aus, besuchte die Weinschenken und garstigen Häuser, und taumelte betrunken singend und pfeifend wieder in sein Louvre zurück.

Die Hofleute aber haßten den Triboulet, weil er sie Alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche spielen durfte. Da machten sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nichts anders sein, meinen sie, Triboulet habe eine Geliebte, und sie nehmen sich vor, das lustige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderem die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich darüber fast todt lachen.

Eines Abends im Dunkeln machte Triboulet seinen gewohnten geheimnißvollen Gang und schlich sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hatte. „Wir wollen ihm nachschleichen," sagten sie; „es muß schön sein zu sehen, wie der bucklichte und tückische alte Narr liebelt." Schön war es auch, nur ganz anders, als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzte er sich im Hofe, der das Haus umgibt, auf eine Bank nieder und weinte. Doch weinte er nicht aus Schmerz, er weinte aus Lust; das war sein Feierabend und hier vergoß er alle die Thränen, die er als Hofnarr den Tag über zurückhalten mußte. Er trat dann in's Haus: ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß, wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist, das er und das ihn liebt; wenn er sonst überall Haß, Spott und Verachtung einnimmt und austheilt: — wie dann ein Vater seine Tochter liebe, das kann nur der sagen, welcher in solchen Verhältnissen lebt. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kannte die Welt nicht, kannte nicht einmal die Stellung, die ihr Vater darin hatte.

Er verließ dann wieder das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in's Freie zu wagen. Auf der Straße hörte er Geflüster von Menschen, horcht und erkennt in den Stimmen ihm wohlbekannte Hofleute. Er tritt zu einem und fragt ihn, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an: sie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behülflich zu sein. Alle waren vermummt, man legt ihm auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt, ihm zugleich mit einem Tuche Augen und Ohren zu verbinden. Man gibt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelehnt, hinter welcher Tribouletś Tochter wohnt, diese geraubt und Triboulet allein stehen gelassen. Er wird ungeduldig, reißt Maske und Binde ab, sieht nun die Leiter an seinem Hause und findet den Schleier seiner Tochter zu seinen Füßen liegen. Die Räuber waren weg; sie hatten die arme Taube in ihres Königs Küche gebracht, aus der sie der unglückliche Vater erst des andern Morgens gerupft wieder bekam.

Er eilte schnell in Louvre, zeigte sich heiter, wie immer, aber er lauerte. Das Flüstern und Lachen der Höflinge zeigte ihm immer deutlicher, daß seine Tochter beim Könige sei. Er weint, fleht und droht: man solle ihm sein Kind zurückgeben; und da ihn die Höflinge verlachen, wendet er sich der Reihe nach mit Grimm an diese: „Was wollet ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hatte sie Alle schon. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten Familien des Landes; Triboulet nennt sie alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen bezeichnet er die Familie, von welcher die Bourbons alle herstammen.

Bald stürzt Tribouletś Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt, unter Todesblässe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Er führt sie fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rath, wie vorher, sinnt aber im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreite. An diesen wandte er sich. Der Bandit hatte zwei Manieren, zu morden: entweder auf freier Straße, oder in seinem Hause, je nach Umständen. Für das Haus hatte er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin; welche die Schlachtopfer anlockte und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders auslieferte. Triboulet hatte erfahren, daß der König verkleidet und ungekannt öfter die schöne Zigeunerin besuche. Er kaufte seinen Tod, bezahlte die eine Hälfte des Preises voraus und ward auf Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einen Sack gesteckt ausgeliefert werden sollte, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führte er seine Tochter Blanche vor das Haus des Banditen und gab ihr zu verstehen, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Sie bat ihren Vater um Schonung,

schilderte ihm die Liebe des Königs zu ihr, und wie er ihr das wiederholt in schönen, gemüthlichen Worten zu erkennen gegeben. Triboulet zeigte ihr durch die noch unverwahrten Fenster, was im Innern vorging. Da sah die enttäuschte unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen und hörte, wie er dem Mädchen die nämlichen schönen und süßen Worte schenkte, die er ihr selbst gegeben. Das betrübte sie, jammernd willigte sie in die Rache ihres Vaters. Er hieß sie nach Hause eilen, sich in Mannskleider werfen, zu Pferde setzen und flüchten, wonach er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle.

König Franz saß im Hause, scherzte und tändelte mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangte er endlich ein Bett um auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer, wo er einschläft, während unten der Bandit Vorbereitungen zum Morde trifft. Die Zigeunerin, sonst gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bat dieses Mal um Schonung, denn der Offizier, von so seltenem edelm Anstande, hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit wies sie anfangs zwar kalt zurück, indem er für den bereits erhaltenen Lohn den versprochenen Dienst leisten zu müssen meinte; doch ließ er sich zuletzt so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er an dessen Stelle ermorden und im Sacke ausliefern könnte.

Unterdessen hatte Tribonlets Tochter über die dunkeln, drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da ward ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück, wo sie beobachten will, was sich darin zutrage. Sie findet die Fensterladen verschlossen, horcht ängstlich, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin und entschließt sich, für den König zu sterben. Sie klopft an die Thür, die alsobald geöffnet wird, und sobald sie eintritt, fällt sie durch das Messer des Banditen.

Bald darauf kam Triboulet, zahlte diesem die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfing den Sack mit der Leiche. So zog er damit fort, und trunken durch den vermeinten Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn den Wellen übergiebt. Er öffnet den Sack und erkennt beim matten Schimmer des Mondes das Antlitz seiner Tochter. Schreck und Verzweiflung übernahmen ihn und am andern Morgen fand man seinen Leichnam erstarrt neben dem ihrigen am Ufer der Seine.

Anekdote.

In einer Reichsstadt Deutschlands starb im vorigen Jahrhundert ein durch seine Talente und Tugenden ausgezeichnet verdienstvoller Mann; der großen Sommerhitze wegen mußten ihn seine Verwandten des Nachts und ehe noch die damals üblichen Zurüstungen zu seiner Begräbniß gemacht waren, beerdigen; hernach aber wurde dieselbe nach dortigem Gebrauch mit aller Feierlichkeit begangen. Ehe die Leichenpredigt anfing, mußte der Küster die Bahre in die Kirche stellen, worauf er diesmal einen leeren Sarg setzen sollte, um Alles so anzuordnen, als wenn der Verstorbene wirklich da läge. Zum Unglück aber hatte er den Sarg zu bestellen vergessen. Seine Frau hatte diesen Morgen eben gebacken, und noch stand die mit frischem Taig beklebte Mulde da, als es in seiner Noth dem Küster einfiel, diese zur Aushülfe zu benutzen. Wie sie war, stellte er die Mulde umgekehrt auf die Bahre und deckte das Leichentuch sorgfältig darüber. Während nun die Zuhörer kein Auge von ihrem Prediger wandten und seiner Rede mit aller Andacht zuhörten, hatte sich ein Hund, von dem frischen Taige angezogen, unbemerkt unter das Leichentuch geschlichen und dasselbe hin und her bewegt. Ohne die Ursache davon zu kennen wird diese Bewegung von den Anwesenden bemerkt; man glaubt, der Geist des Verstorbenen sei wieder gekommen und Schrecken und Entsetzen bemächtigte sich Aller; man läuft und drängt sich, Jeder will zuerst zur Kirche hinaus und glaubt den Abgeschiedenen schon auf seinem Nacken; selbst der Pfarrer auf der Kanzel ward unruhig, bis der in großer Verlegenheit sich befindende Küster den Muth faßte, nachzusehen und zur Beruhigung und großem Gelächter der Zurückgebliebenen das Geheimniß aufzudecken.

Aetti.

Hau nid so streng uf d'Stiere-n ine,
Sie händ scho ohnidees gar schwer;
Du fahrst i-n euses Dörfli ine,
As hätte sie der Wage leer.
Weiß nid was i zue dir söll säge,
Daß d' gar nid mit der Geisle ruehst!

Bueb.

So thue du dini Stiere träge,
Wenn d' nume räseniere thuest.

Aetti.

Wär i mim Aetti de Weg cho
Und hätt ihm setig Sache gseit:
Er hätt' mi by de-n Ohre gnoh
Und hätt mir wacker d'Ohre treiht.

Bueb.

Du schreist mir eister vo dim Aetti,
's wird au en rechte Göhl gsi sy!

Aetti.

Er ist by miner Seel, so wett' i,
No gschyder as wie dine gsy.

Naturgeschichte.

Die Milbe.

Die kleinsten aller Landthiere, viele bloß durch's Mikroskop sichtbar, zart, weich, unbeliebige Schmarotzer, die sich von den Säften

anderer Thiere und Pflanzen nähren, und unter das Ungeziefer zu rechnen ſind. Ungeachtet ihrer ausnehmenden Kleinheit ſind ſie meiſt ſehr hurtig und lebhaft, und können daher leicht unbemerkt an Menſchen und Thiere kriechen, und ihnen läſtiges Jucken, Schmerz und andere Uebel verurſachen. Sie bilden eine zahlreiche Gruppe, die mehrere hundert verſchiedene Arten zählt.

Sie leben ſowohl an und in der Erde, unter Baumrinden und Steinen, im Moos der Wälder oder auf Kräutern, andere dagegen auf thieriſchen, todten wie lebenden Körpern; auch gibt es einige auf das Waſſer angewieſene Gattungen.

Die ſogenannte Läuſeſucht rührt von Milben her; die Krätzmilbe macht ſich Kanäle unter der menſchlichen Haut, eine andere Gattung eben ſo an den Pferden. Eine kleine Milbe, nicht größer wie eine Nadelſpitze, hängt zu Tauſenden in den Antillen und in Braſilien an Gräſern, und klebt, wenn Menſchen daran ſtreifen, ihnen an, wo ſie dann ein Jucken von unerträglicher Pein erregt. Käfer und ſogar Milben ſelbſt ſind wieder von kleinern Milben geplagt; die Mehlmilben ſind in Mehl, auf gedörrtem Steinobſt und Weinbeeren, andere Gattungen in Löchern, einige überſpinnen und tödten die Pflanzen in Gewächshäuſern u. ſ. w.

Sie haben keinen gegliederten oder geſtielten Körper, ſondern Alles iſt in eine Maſſe verſchmolzen. Nur hie und da ſieht man noch die Unterſcheidungsfurche des Kopfes. Eine löffelförmige ſcheidige Unterlippe ſchließt die Freßwerkzeuge ein. Die Füße beſtehen im Allgemeinen aus ſieben Gliedern.

Rothe Milbe. Hat nebſt den Fühlern noch Krallen, die zwei Augen ſitzen auf kleinen Stielchen; ſcharlachroth, der Körper faſt viereckig, nach hinten ſchmäler; der Rücken flach, hinten mit knopfförmigen Wärzchen beſetzt, daß er wie ſammetartig ausſieht. Im Frühling gemein in Gärten, an den Beinen der Weberknechte (eine Spinne) und der Fliege. Bei einem ſolchen Weberknecht, die ſonſt am Tage gewöhnlich ganz ruhig ſind, fand ich um den Hintertheil des Bruſtſtückes bei 20 ſolcher Milben; die Spinne war, obwohl ſie von dem Blutverluſt ermattet ſchien, äuſſerſt unruhig. Ich faßte ſie an den vordern Beinen, löste ihr mit einem Dorne die Milben ab, und ſetzte ſie wieder in ihr Netz; ſie begab ſich ſogleich an ihre Lauerſtelle und war ruhig. Eine viel größere rothe Milbe in Oſtindien liefert eine rothe Farbe.

Die gemeine Spinnlaus. Haarig, blaßgelb, röthlich, grünlich ꝛc. mit Webfüßen. Findet ſich leider nur zu oft auf den Blättern, in den zu ſehr geſchloſſenen Gewächshäuſern, aber auch im Freien, auf Roſen, Linden u. ſ. w., deren Blätter ſie auf der Unterſeite überſpinnt, und ſo die Pflanze krank macht; die Blätter magern ab, ſehen roſtgelb und ziegelroth gefleckt aus, und die Pflanze ſtirbt. Das Thierchen iſt ſo klein, daß man es kaum mit bloßen Augen erkennt. Sie legen ziemlich große Eier, aus welchen eine ziemlich große Larve hervorgeht, die ſich nach der Häutung erſt, wie bei allen, in ein achtfüßiges Thier vervollkommnet.

Die Vogelmilbe. Der Körper platt, keine ſichtbaren Augen, die Füße mit langen Krallen; dunkel weinroth, an der Kopfgegend mit einem hellen, dreieckigen Flecke, dahinter zwei Punkte, und zwei weißen, bogenförmigen Flecken auf dem Rücken. Die Füße weiß. Der Körper iſt hinten ſackförmig erweitert und an den Seiten ein wenig eingedrückt. Farbe abweichend. Dieſes Ungeziefer findet ſich zu jeder Jahreszeit in Schwalbenneſtern, Hühnerſtällen, Taubenſchlägen und Vogelkäfigen. Um ſie aus letztern wegzuſäubern, mache man hohle Springſtäbe von Schilfrohr, in welche ſie ſich den Tag über zurückziehen, und reinige dieſe eine Zeitlang täglich. In jenen Röhren wird man auch ihre Eier finden, welche ſich, wie die der Spinnen, nur allmälig vergrößern und endlich Beine bekommen.

Die Käfermilbe. Eiförmig, weißlich, gelb, rothbraun, mit weißlichem After. Der Rücken mit zwei hellen, durch eine Querfurche geſonderten Schildern, das hintere dreieckig. Auf dem Auswurf der Ochſen und Pferde, von wo ſie ſich in Menge an die darin lebenden Käfer heftet, und ſie ausſaugt. Oft findet man die großen Miſtkäfer und Todtengräber ganz mit ihr beſetzt und hat ſich vorzuſehen, daß man ſie nicht ſelbſt an ſich bekomme, da ſie Jucken erregen. Sie laufen ſehr ſchnell.

Die Krätzmilbe. Mit plattem, rundlichem, aber ungleichen, ſchildkrötenartigen Körper, auf dem Rücken mit ſteifen Wärzchen beſetzt, die acht Füße braunroth, die vier hinteren nur in eine einfache Borſte endigend. Schon ſeit undenklichen Zeiten wußten die ſüdlichen Völker, nicht minder aber auch die Grönländer, daß die Krätze mit einem Inſekt vergeſellſchaftet ſei, das auch ſeinen eigenen Namen hatte, und welches die Weiber mit einer Stecknadelſpitze auszuziehen verſtanden. In den letztvergangenen Jahrhunderten, die die Urſache aller menſchlichen Uebel oft lieber in Hexerei, als in ihrer Natürlichkeit ſuchten, bezweifelte und läugnete man dieſes Thierchens Exiſtenz. Endlich theilte ein junger Mediziner aus Corſika in den akademiſchen Vorleſungen zu Paris mit, daß man ſowohl auf dieſer Inſel, als in Spanien und Neapel, dieſes Thier wohl zu finden wiſſe. Es bohre ſich nämlich einen Kanal ſo fein wie ein Menſchenhaar unter der Haut, und wenn man am Ende desſelben einen weißen Punkt bemerkt, ſo dürfe man nur mit einer Nadel daſelbſt einſtechen, um es ſtets unverſehrt herauszuholen, da es eine harte Haut beſitzt. Bei näherer Nachſuchung fand man ſeine Angabe für ganz richtig.

Die Pferd-Krätzmilbe. Größer als die vorige, mit glattem Oberſchild. An krätzigen Pferden, Schafen, Rindern, Füchſen, Hunden, Katzen, Kaninchen u.ſ.w. Man vermuthet, daß ſolche Thiere die Milbe auch auf andere, ſo wie auf den Menſchen übertragen können. Schwefel tödtet dieſe Milben und iſt ſomit das Hauptmittel zur Kur dieſer ekelhaften Krankheit. Verſuche haben erwieſen, daß bloß durch Uebertragung trächtiger Weibchen eine andauernde Räude, oder beim Menſchen eine wirkliche Krankheit erzeugt wurde, außerdem nur eine vorübergehende Entzündung.

Die Mehlmilbe. Mit ſteifen Haaren beſetzt, röthlichem Kopf und Füßen. Oft in unſäglichen Mengen in altem Mehl, wo man ſie an deſſen Beweglichkeit, ſo wie an etwas gewürzhaftem Geruch, bemerkt, oder daran, daß durch den Staub desſelben ganz gerade Linien, wie mit einer Stecknadel, gezogen ſind. Den Vogelliebhabern gerathen ſie gern in die Mehlwürmtöpfe und zerſtören die junge Brut der Würmer. Sie verurſachen auch Kitzeln und Jucken, wenn man ſie an die Hände bekommt.

Auflöſung des Räthſels in No. 28.: „Grabſtein.“

Räthſel.

Ich hab' für fremde That
Ein äußerſt ſcharf Geſicht,
Weiß Jedem einen Rath,
Nur für mich ſelbſten nicht.
Nie hört man rühmen mich
Was Andere gemacht,
Und hält es dennoch Stich:
Laß ich's mit Spott belacht.
Man haſſet meine Brut;
Doch wer mich je beſitzt,
Der kämpft für mich mit Muth,
Ob es ihn gleich nichts nützt;
Denn er erkämpft mit Hohn
Was Andere nicht wollen:
Verachtung iſt der Lohn,
Den ihm Bekämpfte zollen.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 29.

20. Juli 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Am 17. wurde in Aarau das Jugendfest mit gewohnter Feierlichkeit, begünstigt vom heitersten Wetter und unter dem Zudrange einer Menge Volkes, gehalten. Es ist für den Jugendfreund jedesmal ergreifend und erheblich, diese stattlich ausgezierte Schaar der Kleinen in munterer Fröhlichkeit einherziehen zu sehen. Besonders unterhaltend aber manövriren unter guter Anleitung und Aufsicht die Kadetten (Schüler der Kantons- und Stadtschulen) mit einer Taktmäßigkeit und Gewandtheit, die den Milizen nicht Unehre machen würden. Mit vielem Eifer kämpfen diese in zwei feindliche Parteien getheilten jungen Militärs und lassen auf zukünftige wackere Vertheidiger des Vaterlandes hoffen. — Eine ernstere Feierlichkeit aber hatten die Kantonsschüler am folgenden Tage: es war das unter zahlreichem Gefolge begangene Begräbniß eines am 15. während dem Vormittags-Gottesdienst beim Baden in der Aar ertrunkenen Mitschülers (Leutzinger von Glarus). Allgemein spricht sich der Wunsch einer bessern Beaufsichtigung dieser jungen Leute aus, indem von da und dort Klagen über Jünglingen so übel anstehende Frechheit und Ungebundenheit laut werden, deren Grund man hier einem Umstande beimißt, den zu erörtern wir vielleicht später Gelegenheit finden werden.

— Die berühmte und große Menagerie des Herrn van Aken verweilte auf ihrer Durchreise auch einige Tage in Aarau. Wir sahen diese durch die Anzahl und Schönheit der Thiere, durch musterhafte Ordnung und Reinlichkeit ausgezeichnete Menagerie mit vielem Vergnügen. Ein stattlicher Löwe lebt, zu großer Verwunderung aller Naturkenner, in zärtlicher Eintracht mit einer prächtigen Tigerin, die gegenwärtig zum zweiten Mal von ihm trächtig ist. Außerdem erblicken wir noch mehrere Tiger und Leoparden (einige gezähmt), die amerikanische Löwin, die Hyäne, verschiedene Bären (Vielfraß, Rüsselbär, Leichengräber), viele possierliche Affen in munterer Lebendigkeit, ein junger Schakal, ein Ameisenbär, der weiße Hase (nicht Kaninchen), eine Büffelkuh, das arabische Schaf, ein Gemsbock, mehrere schöne Kasuare, den großen ägyptischen Geier, den Pelikan; dann eine äußerst zahlreiche Sammlung von Papageien, besonders aber von amerikanischen Singvögeln, allerliebste Thierchen, unter denen sich der Kardinal auszeichnet, und die den Liebhabern viel Freude gewährten. Alle sind sorgfältig erhalten und sehr munter.

— In kurzer Zeit sind zwischen Küßnacht und Arth am Gestade des Zugersees an ungefähr gleicher Stelle drei männliche, ganz fremde Leichnamen aufgefunden worden. Die schnelle Aufeinanderfolge der Ereignisse und die vergebliche Nachfrage über einige mangelnde Kleidungsstücke ꝛc. erregten allgemein den Glauben, es sei in dieser Gegend Nachts unheimlich wegen Bösewichtern.

Lachen, den 15. Juli. Heute war Schützengemeinde in Siebnen. Landammann Schmid zog mit Holzflößern aus dem Weggithal und andern Hornmannen, welche eine rothe Fahne trugen, dorthin und lagerten sich, wo die Schützen sich versammeln mußten, luden die Schützen ein, ihre Fahne neben der Blutfahne aus dem Weggithal aufzustecken. Als sie darüber ihren Unwillen ausdrückten, fingen die Knüttelmänner sofort eine Schlägerei an, wobei sie jedoch den Kürzern zogen. Sie stiegen wieder auf ihren mit drei Pferden bespannten Karren und pflanzten, statt der nun zerrissenen rothen Fahne, eine schwarze auf, Schmid fuhr in einem Chaischen hintendrein. Unter Scheltungen fuhren sie nach Lachen zurück, Schmied stieg mit-

ten auf dem Platz aus seiner Chaise, forderte mit brüllender Stimme die Freisinnigen heraus, ihn anzugreifen, wenn man es wage. Da trat ein Schreiner hervor, ihm sein unkluges Benehmen zu verweisen. Sogleich schlugen diesen seine ihn umgebenden mordlustigen Kerls nieder. Nun eilten die Freisinnigen aus ihren Häusern und jagten die Horde vor sich her in das Haus des Ochsenwirths. Dieser ließ nach Altendorf, Schübelbach, Wangen und Tuggen Boten laufen, um Zuzug nach Lachen zu bringen, welcher auch nach und nach anrückte, aber zurückgepeitscht wurde, bis auch die Tuggener und Wanger, an ihrer Spitze Bezirkslandammann Bruhin, heranzogen. Hauptmann Marti forderte sie auf, sich zurückzuziehen, was sie ausschlugen. Die Freisinnigen rückten aus, und nun begann ein Kampf, in welchem Bruhin und einige andere erschlagen, Viele verwundet, auch Marti, und die Hornmannen zurückgeworfen wurden. Auf einer andern Seite warf ein Haufe Hornmannen Steine in die Fenster des Wirthshauses zum Löwen und schoß in dieselben; die Schüsse wurden von den darin befindlichen Klauenmännern erwiedert, man stürzte heraus und verjagte die Hornmänner, wobei ebenfalls einer todt weggetragen wurde. Auf diese Vorfälle hin ergriff man in Einsiedeln, Küßnacht und Arth wieder die Waffen. — Die Baseler Zeitung und andere dergleichen haben die Sache umgekehrt dargestellt.

— Auf solche Nachrichten hin beschloß die Tagsatzung: 1) Befehl, die Waffen niederzulegen; 2) die Militärkommission in Küßnacht ist für die Wiederergreifung und ihre Folgen verantwortlich gemacht; 3) die HH. Schmid von Uri und Kern aus Thurgau sollen als Repräsentanten den Befehl überbringen; 4) sie werden sich auch nach Schwyz begeben, um sich zu versichern, daß dort keine Bewaffnung beabsichtigt werde.

— In den eidsg. Justizstab wurden von der Tagsatzung erwählt: 1) mit Oberstrang, zum Oberauditor Dr. Keller von Zürich, zum Großrichter Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern, zum ersten Kassationsrichter Jayet von Wadt; 2) mit Oberstlieutenantsrang, zum zweiten Kassationsrichter Dr. Kern von Thurgau, zum Großrichter, Lützelschwab vom Aargau, zum dritten Kassationsrichter Dr. Barmann von Wallis.

— Die Tagsatzung hat nun die neue Militärorganisation als verworfen erklärt, dagegen die im vor. Jahr festgestellte Geldskala angenommen, so wie den Grundsatz, die Beiträge zum Bundeskontingent auf drei Mann von 100 Seelen zu stellen. Es wurde nun fast von allen Ständen die Ansicht geäußert, es sei jetzt um so kräftiger am Militärreglement von 1817 festzuhalten, jedoch sollte die eidsg. Militär-Aufsichtsbehörde eine bessere Organisation und ausgedehntere Befugnisse erhalten, und durch tüchtigere Bildung der Offiziere eine übereinstimmendere Instruktion der verschiedenen Kantonstruppen herbeigeführt werden.

— In Rodersdorf, K. Solothurn, lebt ein ehrwürger, alter, kränkelnder Pfarrer, der genöthigt ist, einen Vikor zu halten. Obwohl sein Einkommen nur mittelmäßig war, verlor er doch beim Zehntloskauf so viel, daß ihm kaum für seine Person das Erforderliche blieb, um sich anständig durchzubringen. Hätte nicht ein kleines Erbe ihm nachgeholfen, würde er seinen Vikar unmöglich erhalten können. Aus Mitleid bringen ihm die benachbarten Elsäßer Geld für Messen, und was der redliche Greis früher zurückwies oder ärmern Geistlichen überließ, ist er nun gezwungen, selbst anzunehmen. Ist man in unsern Tagen konsequent, wenn man einerseits gegen Aberglauben kämpft, andrerseits Geistliche zwingt, sich durch denselben ernähren zu müssen?

— Die Näherin, in deren Wohnung in Bern man ein todtes Kind fand, hatte schon zum vierten Mal geboren, und heißt Anna Moser, von Gambach. 1834 gebar sie ein noch jetzt lebendes Kind, 1835 eine Fünfmonatgeburt, 1836 wieder unzeitig, und die diesjährige reife Geburt eines lebensfähigen Kindes veranlaßte die Untersuchung. Man fand alle drei Leichen, und sie sagte: sie habe es nicht über's Herz bringen können, sich von den irdischen Resten ihrer Kinder zu trennen, die Mutterliebe hätte über den Verwesungsgeruch den Sieg davon getragen, und in dem abgelegenen Zimmer, das nur von ihr betreten wurde, seien dadurch keine fremden Nasen beleidigt worden. Der Schw. Beobachter hält ihre Liebesabenteuer für ein Staatsgeheimniß.

— Die Regierung von Bern hat für die Vermessung und die ersten Vorarbeiten zum Bohren eines Tunnels beim Montterrible zwischen Delsperg und Pruntrut einen Kredit von 2000 Fr. bewilligt.

— Vorige Woche ertranken wieder vier Personen beim Baden an der nämlichen Stelle im Zürichsee, wo Hr. Lieutenant Egli verunglückte; nun hat die Stadtpolizei das Baden an dieser gefährlichen Stelle verboten und eine Wache hingestellt. Ueberdies ertranken letzten Sonntag zwei Personen und Montags eine beim Baden in der Sihl, und Sonntags drei Buchdrucker bei einer Spazierfahrt auf dem See; das Schiffchen schlug mit neun Personen um, sechs konnten sich theils durch Schwimmen, theils durch Anklammern am Schiffchen retten.

— Das Freischießen in St. Gallen lief doch nicht ganz ungetrübt ab. Hr. Dr. Kündig von Bauma, K. Zürich, welcher bereits einen Stichschuß gethan hatte, trank jählings in die Hitze Wasser, worauf er plötzlich erkrankte und nach Beendigung des Festes hier starb. Seine Leiche wurde von einem Peloton Schützen militärisch zur Ruhestätte begleitet.

— Am 3. wurde die St. Gall. Gemeinde Kaltbrunnen schwer heimgesucht, indem der dortige Dorfbach abermal seine festen Wehren durchbrochen hat und über seine Ufer getreten ist. Mehrere Häuser drohten dem Einsturz und das eines armen Handwerkers ist ganz verschwunden. Seine Frau und Kinder konnten nur mit großer Mühe und Gefahr gerettet werden. Die schönsten Wiesen und

Gelände sind mit Schutt und Trümmern bedeckt. Der Schaden ist sehr bedeutend.

— Um die dem freien Volksleben so heilsamen Grundsätze und frommen Lehren des Jesuitismus tiefer in die menschliche Gesellschaft der Schweiz einzupflanzen und zu vermehren, haben die ehrwürdigen Väter des Hauses Jesu in Freiburg den aufopfernden Gedanken zur Wirklichkeit gebracht, auch arme Zöglinge unentgeldlich ihren lehrreichen Unterricht genießen zu lassen, indem sie bereits für das nächste Schulsemester ein besonderes Lokal für 50 bis 60 solcher Zöglinge eingerichtet haben!!! †††

— Den 16. Juni starb in Freiburg Hr. Melier von Bezez, K. Neuenburg, seit der Neuenburger Revolution hier angesessen, der als ein ächter Familienvater gelebt. Einer seiner Freunde begab sich im Namen der Wittwe zum Stadtpfarrer in Stäfis, Knt. Freiburg, um dem Verblichenen nach seinem Wunsche die Erlaubniß zur Beerdigung im dortigen Friedhof auszuwirken. Der Pfarrer antwortete, daß hinten am Kirchhof ein ungeweihter Platz sei, wo man ihn hinlegen könne, aber läuten werde man nicht, denn die Glocken seien geweiht und zwar bloß für Katholiken; es soll auch kein Katholik die Leiche begleiten. Nun gingen mehrere Protestanten zum Stadtammann Grangier und erzählten ihm den Vorfall. Dieser war darüber sehr aufgebracht und befahl, daß man zur Begräbniß läuten und die Todtengräber zur Zeit an gehörigen Orte sich einfinden sollen. Zur Begräbnißstunde waren viele Männer, sowohl Katholiken als Protestanten, vor dem Hause des Verstorbenen versammelt, um ihn zu Grabe zu begleiten, aber kein Glockenlaut ward vernommen. Die Pfaffen hatten dem Wächter das Läuten unter Androhung der Exkommunikation und bei dem Zorne des Himmels verboten. Dieser wollte sich zwar nicht abschrecken lassen, allein sie fingen einen gewaltigen Lärm an, stiegen auf den Kirchthurm mit dem Ausruf: „wer ein guter Katholik sei, soll ihnen folgen.“ Mehrere einfältige Männer und ein Haufe unsinniger Weiber folgten ihnen nach. Letztere ergriffen die Glockenseile und schlangen sie um ihre Leiber, so daß man nicht im Stande war, zu läuten. Die Beerdigung wurde aufgeschoben. Der Stadtammann schickte den Pfaffen den Weibel und als dieses nichts half, machte er Anzeige beim Oberamtmann; aber auch dieser richtete nichts aus, sondern sah sich genöthigt, die Sache an den Staatsrath zu berichten und befahl deshalb, die Beerdigung bis zum Entscheid desselben aufzuschieben. Die Pfaffen sandten ebenfalls einen Bericht an den Staatsrath und dieser entschied — im Sinne der Pfaffen! — Als man den Ausspruch des Staatsraths vernahm, begann ein Zusammenlaufen von Weibern vor dem Hause des Verstorbenen, die mit Kesseln und Pfannen Charivari machten und riefen: „Der Schinder solle den Kalb und Ketzer holen!“ sie zogen so durch die Stadt, vor den Häusern der Reformirten machten sie Halt und verdoppelten ihre Heiden- und Kannibalenmusik. Tags darauf kam aus Auftrag seines Stadtraths der Weibel von Peterlingen mit Briefen an den Oberamtmann und Stadtammann, daß sie erlauben möchten, den Leichnam ihres verstorbenen Mitbruders nach Peterlingen abholen zu dürfen, was auch unter dem Begleite von mehr denn 200 der Vernünftigern geschah, zu denen freilich der Staatsrath nicht gehört, an welchem so wenig als an unsern Religionslehrern ein Fünkchen Christensinn zu finden ist.

— Der König von Preußen hat durch eine Kabinetsordre die Gefängnißstrafe, welche Friedrich Rösinger von Neuenburg in der Festung Wesel abzuhalten hätte, in lebenslängliche Verbannung von den preußischen Staaten und dem K. Neuenburg verwandelt, nachdem Jener sich verpflichtet hatte, sich niemals der Grenze auf weniger als 10 Stunden zu nähern.

— Am 7. sind zwei junge Eheleute von Hausen, K. Aargau, durch den Blitz getroffen um's Leben gekommen. Die Gefallenen waren arme Aeltern zweier Kinder, die für lange Zeit fremder Hilfe und Sorgfalt bedürfen. Mildthätige Beiträge zu Erziehung einer christlichen Erziehung und Berufsbildung derselben können an Herrn Pfarrer Amsler in Windisch, oder Herrn Alex. Vogel in Aarau eingesandt werden.

Ausland.

— Ein sinniges Fest wurde am 6. Juli in Heidelberg gefeiert. Unter dem Jubel der Bevölkerung ward am Morgen das erste zehntfreie Getreide in die Stadt gebracht. Ein Sechsgespann mit Blumen bekränzter stattlicher Rinder zog den mit Fahnen, Bändern und Blumenguirlanden geschmückten Wagen, voran eine Musik, durch die Hauptstraße zum Amthause und von da zur Wohnung des Landtagspräsidenten, Geheimenrathes Mittermaier, der den herzlichen Zuruf der Menge freundlich erwiederte, und mit vollem Rechte Land und Leute glücklich pries, die die Produkte eines in jeder Beziehung gesegneten Himmelsstrichs ungeschröpft unter ihr Dach bringen können.

— Wer sich in Bayern über die Regierung in so fern beklagen wollte, daß sie zu wenig Sorge trüge über das geistige und körperliche Wohl derer, über die sie zu regieren hat, würde in der That das größte Unrecht begehen. Eine thätigere und umsichtigere Verwaltung läßt sich kaum denken, und um diesen Ausspruch als wahr darzuthun, machen wir bloß darauf aufmerksam, daß erst vor Kurzem wieder vier von Geistlichkeit und Regierung für schädlich gehaltene Bücher mit Beschlag belegt und den Händen des Publikums entrissen worden sind, während man dagegen die strengsten Befehle gegeben hat, nicht nur gutes, sondern ganz ausgezeichnetes Bier zu brauen. Auf diese Weise kann man sehr leicht den Verlust sogenannter geistiger Genüsse verschmerzen, oder vielmehr man merkt ihn nicht, da ausgezeichnetes Bier auch einen geistigen Genuß gewährt.

— Während man allen Grund zu haben glaubte, die Zwistigkeiten der preußischen Regierung mit dem Erzbi-

schof von Posen recht bald friedlich beigelegt zu sehen, ist wider Erwarten aus Berlin der Befehl in Posen eingetroffen, daß sofort die Kriminalunterſuchung gegen den Erzbischof eingeleitet werde.

— Während alle Regimenter des preuſſiſch-rheiniſchen Armeekorps ihre Beurlaubten und Reserviſten einberufen haben und dieſe Regimenter an der belgiſchen Grenze eine kriegeriſche Stellung einzunehmen beſtimmt ſind, werden die Rhein-Feſtungen alle neu verproviantirt und die mangelhaften Vorräthe ergänzt.

— In Berlin iſt mehrern kathol. Familien, die ihre Kinder in der evangel. Konfeſſion erziehen laſſen, von der kath. Geiſtlichkeit Abendmahl und Abſolution verweigert worden. In Bromberg verſtarb ein Stadtrath, der wegen ſeiner Verdienſte um die Bürgerſchaft mit dem Orden beehrt worden war; als guter Chriſt hatte er die Tröſtungen der Religion vor dem Tode empfangen, aber weil er ſeine Kinder nicht katholiſch erziehen ließ, wurde ihm das Begräbniß auf dem kath. Gottesacker verweigert. Die irdiſchen Ueberreſte des verehrten Mannes wurden hierauf auf dem evangeliſchen Friedhofe unter dem Geleite ſämmtlicher, ſowohl katholiſcher als proteſtantiſcher Bürger feierlich zur Erde beſtattet.

— Die weſtliche Grenzgegend Böhmens leidet gegenwärtig an einer neuen Plage unſerer Zeit, nämlich an ſehr ſchädlich gefärbtem Kaffe, nach deſſen Genuß ſich Durchfall und Magenkrampf einſtellt. Wenn man ſolchen auffallend grünen Kaffe in ein Glas voll reinen Brunnenwaſſers thut, ſo zeigt ſich bald eine lichtgrüne, ſpäter dunklere Flüſſigkeit, die oft ſogar in's Grasgrüne übergeht, eine dunkle Haut an der Oberfläche abſetzt und übelriechend wird. Dieſe Färbung ſoll höchſt wahrſcheinlich mittelſt eines Metallſalzes in den ſächſiſchen Grenzſtädten betrieben werden. Auch in Süddeutſchland ſoll ſolcher Kaffe gegenwärtig im Handel ſein.

— Zur Verherrlichung der bevorſtehenden Krönung des Kaiſers von Oeſtreich in Mailand werden aus allen angrenzenden Provinzen Truppen zuſammengezogen, ſo daß in und um Mailand eine Beſatzung von beiläufig 28,000 Mann ſich wird aufſtellen können.

— Unter den zu London befindlichen fremden Prinzen ſoll eine raſende Eiferſucht herrſchen, deren Gründe zwar nicht angegeben, aber leicht zu errathen ſind. Mit beſonderer Aufmerkſamkeit wird der Prinz Chriſtian von Holſtein-Glücksburg behandelt, worüber ſich das Haus Coburg und der Herzog von Nemours eben nicht ſehr freuen. Man iſt begierig, wer dem andern den Rang ablaufen wird. Ohne Zweifel haben ſich auch engliſche Prinzen zu dieſem Kronen-Rennen eingeſtellt, und da die engliſchen Renner für die beſten gehalten werden, ſo dürfte wohl einem von ihnen auch die „Victoria“ nicht entgehen.

— Die Tuilerien ſollen neue Blitzableiter erhalten, um bei der immer ſtärker werdenden Elektrizität der Luft, namentlich in und um Paris, mehr geſchützt zu ſein. Die Vorſicht iſt zu loben, denn im Juli pflegen die Tage ſehr ſchwül zu ſein, manchmal auch im Auguſt, und an ſchwülen Tagen iſt man vor Gewittern nicht ſicher.

— Der Redakteur des Journals „le Temps“, welcher einen Bericht von der geheimen Berathung des Pairshofs in der Laityſchen Angelegenheit gegeben hat, iſt zu einem Monat Gefängniß, den Gerichtskoſten und 500 Franken Strafe verurtheilt worden.

— Der Laityſche Prozeß ward mit Dampf angefangen und mit Dampf beendet. Laity iſt verurtheilt und wenn er Geld hat, kann er jetzt grade ſo viele Franken los werden, als Exemplare ſeiner ſo übel aufgenommenen Erläuterungs-Schrift über das Straßburger Attentat gedruckt worden ſind, nämlich 10,000; und wenn die Entbindung der Herzogin von Orleans nicht glücklich von Statten geht, und ſie ihren Schwiegerpapa nicht mit einem geſtiefelten und geſpornten Prinzen aufwarten kann, ſo bleibt dem Verurtheilten keine Hoffnung übrig, ſich einer fünfjährigen Haft zu entledigen.

— Die ſpan. Carliſten ſind am 25. vor. Monats auf franzöſiſches Gebiet eingedrungen, und haben in einigen Gemeinden an 800 Schafe, viele Kühe und eine große Menge Käſe geraubt; auch haben ſie zwei Hirten mitgeſchleppt, die ihre Freiheit wohl nur durch ein ſchweres Löſegeld erkaufen können. Eben ſo drangen ſie am 4. d. in der Gegend von Valcarlos auf franzöſiſches Gebiet und raubten zwei Schafheerden und den Hirten ihr Geld. Die gegen ſie geſchickte franz. Beſatzung kam mit ihren Flintenſchüſſen zu ſpät, und ſah ſie nur von Weitem mit dem Geraubten über die Grenze fliehn.

— In der Nähe von Petersburg ſoll ein Etabliſſement gebildet werden, um Seidenwürmer ohne Maulbeerblätter zu erziehen und eine Seide zu gewinnen, die nach den Aeußerungen der Unternehmer der piemonteſiſchen gleichkommen ſoll. Die Anſtalt erbietet ſich, Lehrlinge von Gutsbeſitzern mit dem neuen Verfahren bekannt zu machen.

— Es gibt im Innern Braſiliens ganze Dörfer und Landſchaften meiſtens im Elend; neulich kamen in Rio Janeiro wieder 300 mit einem Schiff aus Hamburg an, die der Schiffskapitän einem dortigen Handelsmann verkaufte, und welche man gleich nach ihrer Ankunft in ein Koloniſtenhaus einſperrte, und nach allen Seiten hin verkaufte; ſie bleiben ſo lange Sklaven, bis ſie die vom Käufer entrichtete Ankaufsſumme wohl abverdient haben. Dieſes dauert je nach der Rechtlichkeit des Beſitzers oder der Arbeitsfähigkeit des Sklaven oft bis ſechs Jahre; unterdeſſen iſt der Vater an einem Ende des Landes, die Mutter am andern, die Kinder ſind zerſtreut, und bis jene Zeit verfloſſen iſt, iſt oft die Hälfte der Familie geſtorben, die Uebrigen finden ſich nicht wieder. Man kann ſich ſomit einen Begriff machen, wie ſich Leute, die ohne die gehörigen Hülfsmittel nach Amerika auswandern, in's Unglück ſtürzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 30. 27. Juli 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Zur Aernte.

Singe, o Seele! des Weltalls hochheiligem Hüter,
Der von oben herab reichet uns himmlische Güter,
Der uns gebeut,
Segen und Wonne uns streut!
Preiset Gott, feiernde Lieder!

Alles, was athmet in Feldern und Fluren und Auen,
Soll unsers Gottes Herrlichkeit fühlen und schauen;
Denn Er erhält
Schützend und segnend die Welt:
Seinem Arm lasset uns trauen!

Himmel und Erde und Berge und Meere, sie beugen
Sich vor des Unendlichen Herrscherthrone und — schweigen.
Nahe und fern'
Lobsinget fröhlich dem Herrn:
Nimmer wird seine Macht weichen!

Ja, Dasein und Leben hat uns der Vater gesendet,
Liebe und Frieden zu allen Bewohnern gewendet:
Wer Ihm vertraut',
Auf Seinen Namen gebaut,
Dem hat Er Hülfe gesendet.

Uns glänzt Seiner Allmacht und Liebe himmlischer Segen
Des Lenzes, des Sommers, des Herbstes lieblich entgegen,
Garten und Land
Preist Gottes liebende Hand,
Die Thau geboten und Regen.

Lasset uns gleichen den Feldern und fruchtbaren Bäumen,
Daß nach des irdischen Daseins verfliegenden Träumen
Schöner wir blüh'n
Und für das Gute erglüh'n,
Das wird dem Himmel entkeimen.

Sind wir einst reif für der Ewigkeit rosig' Gefilde,
So sammelt der friedliche Tod — im himmlischen Bilde
Garben uns ein
Zu jenem Geisterverein
Unter des Allvaters Milde.

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

1. Liebegg.

Fortsetzung.

Unbeschreibliche Bestürzung überfiel bei diesen Worten alle Anwesenden, besonders aber Dietrich und Gertrud; nicht deswegen, weil sie zärtliche Gattenliebe nun in Geschwisterliebe verwandeln sollten, sondern die durch ihre eheliche Weihe begangene, vermeinte Sünde gegen Gott zerriß in namenlosem Schmerz ihre Herzen.

Die Gräfin von Rore erholte sich zuerst und sprach: „Seid ruhig, meine Kinder, und ermannet euch! Was geschah, war nicht eure Schuld; was nicht mit Wissen und Vorsatz gefehlt wird, das rechnet Gott dem Menschen auch nicht zur Sünde an; und gälte es auch wirklich als Sünde: so habt ihr auf die von Christo verheißene Vergebung zu hoffen, indem ihr das Vorgefallene bereuet. Suchet durch christlich sittsamen Lebenswandel euch Gott wohlgefällig zu machen, genießet bescheiden und dankbar, was euch der Herr gegeben, und bannet im Vertrauen auf ihn den Gram aus euern Herzen: so wird er durch die Zeit die euch vom Schicksal geschlagene Wunde heilen.“

— Du hast klug gesprochen, liebe Schwester, sagte der Graf von Habsburg; Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist. Die neue Herrschaft soll ihr Eigenthum bleiben; das Völklein ist noch jung; es soll sich darauf vertragen, bis dem Einen oder dem Andere eine schicksliche Verbindung zu Theil wird.

Die Worte der alten Gräfin hatten ihren Zweck nicht verfehlt. Die jungen Leute beruhigten sich, man dankte dem Grafen von Habsburg für seine Güte, und zog in den neuen Wohnsitz ein mit dem Vorsatz, daselbst in gottseliger Frömmigkeit, häuslicher Stille und Zurückgezogenheit die

Tage mit einander zuzubringen, ohne ſich je wieder zu trennen und verehelichen zu wollen, über welch letztern jugendlichen Vorſatz aber die Alten das Lächeln nicht erwehren konnten.

Unter liebreichen Glückwünſchungen ſeiner Kinder nahm bald darauf der noch rüſtige Vater Gutram Abſchied und reiste wieder in ſeine Heimath, nachdem er dieſelben dem ferneren Wohlwollen und der väterlichen Sorge des Hauſes Habsburg empfohlen hatte.

Da begab es ſich, daß ein junger Freiherr von Rynach, deſſen väterliche Burg einige Stunden von Liebegg entfernt lag, von ſeinen Abenteuern aus dem Heere des fränkiſchen Königs Clodoväus zurückkehrte. Dieſes vernahm Dietrich, der früher ſelbſt dorthin zu ziehen Willens geweſen war; um ſeine Neugier zu befriedigen, ſtattete er dem Zurückgekehrten einen Beſuch ab, und ließ ſich von demſelben allerlei Vorfälle und Begebenheiten aus dem Kriege berichten, wogegen er ihm die ſeinigen erzählte und ihn zu einem Gegenbeſuch auf Liebegg einlud.

Dieſer Einladung wurde von demſelben auch bald Folge geleiſtet, und als der junge Ritter die jugendlich ſchöne Schweſter des neuen Freundes ſah, entbrannte in ihm die Flamme der Liebe zum lodernden Feuer. Er erbat ſich die Erlaubniß zu öfterem Beſuch, die man ihm, ohne ſeine glühende Leidenſchaft zu ahnen, mit Freuden ertheilte.

So lebte man in vertrauter gegenſeitiger Freundſchaft, bis ſich der junge Freiherr Theodorich ernſtlich um Hand und Herz der ſchönen Getrud bewarb und dadurch die unbefangene Fröhlichkeit auf Liebegg für eine Zeit lang ſtörte. Er hatte zwar während ſeiner Bekanntſchaft mit Gertrud ihre freundſchaftliche Liebe aus vollem Herzen gewonnen; da ſie ſich aber in Folge der Ereigniſſe entſchloſſen hatte, unverehlicht zu bleiben, machte ſie ihm als Antwort dieſen Entſchluß mit allen dazu gehörigen Umſtänden kund, bat ihn aber zugleich, deſſen ungeachtet noch fernerhin ihr ſeine Freundſchaft zu ſchenken, in deren Beſitz ſie ſich glücklich ſchätze. Der Jüngling wandte alle mögliche Beredtſamkeit an, um ſie von ihrem Vorhaben ab und ſich in die Arme zu bringen; aber umſonſt: ſie beharrte auf ihrem Entſchluß.

Dieſe mit Feſtigkeit ausgeſprochene Zurückweiſung ſchmerzte ihn tief. Traurig und in Gedanken verſunken kehrt er von ſeinem Beſuche ſeufzend in die väterliche Burg zurück, ward von nun an ganz ſchwermüthig, blieb einſylbig und ſuchte die Einſamkeit, ſo daß die Aeltern um ſeine Geſundheit ſehr bekümmert wurden. Der Vater, deſſen Erlaubniß zur Brautbewerbung er ſich vorher erbeten hatte, ahnte dieſen Ausgang der Sache und lockte ihm das Geſtändniß ab.

Unterdeſſen ermangelte man auf Liebegg ſeine Beſuche und Dietrich kam daher bald auf Rynach, um ſich nach dem Befinden ſeines Freundes zu erkundigen, den er aber nicht zu ſehen bekam. Der Vater erklärte ihm etwas empfindlich, ſein Sohn ſei unpäßlich und müſſe ungeſtört bleiben, auch gab er ihm ziemlich deutlich die Urſache davon zu verſtehen.

Dietrich brachte ſeiner Schweſter dieſe Kunde, die das Mädchen ſchwer zu Herzen nahm. Auch ſie verfiel in einen kränkelnden Zuſtand, verlor ihre geſunde, blühende Farbe, der Schlaf wich von ihrer Seite und die kurzen Augenblicke des Schlummers wurden ihr durch ängſtliche Träume verbittert. Man war um ihr Leben beſorgt.

Da kam die Gräfin von Rore auf Liebegg. Ihr war der ganze Sachverhalt wohlbekannt, weshalb ſie Gertrud mit ſanften Worten von ihrem thörichten Eigenſinn, der ſie ſelbſt verzehre, abzumahnen ſuchte, ohne etwas bei ihr auszurichten.

Als ſich die Kranke wieder allein befand, hob ſie ihre Hände gen Himmel und bat Gott um Erleuchtung und Erlöſung aus dieſem Zuſtande, und verſank dann ermattet in einen Schlaf, aus dem ſie nicht wieder aufwachen zu wollen ſchien. Ihr lächelndes Antlitz und ſanfter Athem verriethen eine wohlthätige Ruhe. Im Traume trat der nämliche goldlockige Knabe wieder vor ſie, der ihr früher ſchon einmal erſchienen war; er führte den jungen Theodorich von Rynach an der Hand, legte deſſen Rechte in die ihrige und ſang:

Gut es Mädchen, in der Welt
Geht's gar ſonderbar:
Manches wird, wie's Gott gefällt,
Uns oft gar nicht klar.

O, verbanne deinen Schmerz,
Frohſinn ſei dir Zier!
Schenke du dein liebend Herz
Dieſem Jüngling hier.

Liebe prägte Gott einſt ein
Tief in die Natur;
Auf der Liebe Pfad allein
Iſt des Lebens Spur.

Iſt dir Leid und Leben lieb,
Das der Schöpfer gab:
Folge dieſem ſchönen Trieb,
Laß vom Trübſinn ab.

Frohſinn nur gefällt dem Herrn,
Gram iſt ihm ein Dorn;
Und den Frohen führt er gern
Zu des Lebens Born.

Liebe, Liebe nur allein
Führt an zarter Hand
In des Höchſten Reich uns ein,
In der Wahrheit Land.

Als ſie nach achtundvierzigſtündigem Schlaf erwachte, war ſie ſehr geſtärkt und heiter. Was die Bitten eines Liebenden, alle Zureden des Bruders und die wohlgemeinten Ermahnungen der Pflegemutter nicht vermocht hatten, das vermochte nun der Traum. Sie erklärte: im Fall ſich ihre körperlichen Umſtände verbeſſerten und Theodorich an ihrer

Person noch etwas legegen wäre, sie ihm ihre Hand nicht länger versagen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Leiden eines Staatsgefangenen in Brünn.

Ein junger Italiener, Namens Maronelli, ward wegen eines Briefes angeklagt, den er seinem Bruder geschrieben, einem jungen Arzte, der von Griechenland, wo er den Hellenen seine Kunst angeboten, zurückgekehrt war. Das geheime Tribunal von Mailand glaubte darin unter einer sinnbildlichen Form den Ausdruck eines versteckten Wunsches für die Freiheit zu erkennen. Der junge Patriot wird arretirt, vor Gericht gestellt und auf das Zeugniß dieses einzigen Briefes zum Tode verurtheilt. Die Gnade des Landesfürsten verwandelte die Todesstrafe in zwanzigjähriges, hartes Gefängniß. Maronelli wird mit vier seiner Freunden nach der Festung Brünn geführt, wohin zwanzig andere Patrioten ihnen bald nachfolgen. Eine mit Unschlitt zubereitete Suppe, zwei kleine Stücke Brod von Fingersdicke, und ein Lappen verdorbenes Fleisch machten die tägliche Nahrung der Gefangenen aus. Vergebens erbaten sie sich als eine Gnade, daß man aus ihrer ekelhaften Suppe wenigstens den Talg weglasse; man antwortete ihnen: das sei die Nahrung von mehr denn zweihundert Züchtlingen, man könne für sie keine Ausnahme machen. Von dem Gelde, das ihnen ihre Familien schickten, erhielten die Gefangenen keinen Kreuzer.

Das Gefängniß war vollgepfropft und man entschied, daß der jüngste in den Keller gesperrt werden soll. Hier, auf feuchter Erde, bringt Maronelli ohne Verbindung mit irgend einem Menschen ein ganzes Jahr zu. Er war dem Tode nahe, als ein anderer Verurtheilter, der sein Kerkerloch mit einem Leidensgenossen theilte, starb. Maronelli kommt an seinen Platz; er hat endlich einen Freund zur Seite, aber seine körperlichen Leiden haben nicht aufgehört. Seine zerrüttete Gesundheit erschwert sich durch steife Glieder; sein linkes Bein, durch den schweren Ring, der zwanzigpfündige Ketten zusammenhält, eng umschnürt, schwillt auf eine fürchterliche Weise auf; bald zeigt sich der Brand, man muß das Bein abschneiden! Aber der Gouverneur sagt kalt, indem er das kranke Bein, dessen geschwollenes Fleisch den eisernen Ring ganz verdeckte: „Man muß erst nach Wien berichten und um die Gnade der Operation bitten.“ Jede Verzögerung konnte den Tod herbeiziehen; dennoch ließ die Antwort, die am zweiten Tage hätte zurück sein können, vierzehn Tage auf sich warten. Endlich wird die Operation im Kerker, wo der Gefangene so lange geschmachtet hat, vorgenommen. Der Gefängniß-Barbier nimmt das verfaulte Bein über dem Knie ab, und einige Zeit darauf wird Maronelli in Freiheit gesetzt. Der junge Patriot, auf zwei Krücken gehend, kehrt nach seinem Vaterlande zurück, wird aber hinausgestoßen. Er wendet sich nach Rom, dort wird ihm der Aufenthalt verweigert. Der Großherzog von Florenz will ihn dulden, aber der österreichische Gesandte läßt ihn fortjagen. So blieb ihm nichts übrig, als sich in Frankreich eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Von den fünfundzwanzig Verurtheilten, die nach und nach mit ihm den Kerker theilten, sind Vicomte Oraboni und Vicomte Villa vor Hunger gestorben.

Gegenwärtig befinden sich noch neun Italiener in Brünn, worunter der Graf Gonfalonieri, der an jedem Jahrestage seiner Verurtheilung fünfundzwanzig Stockschläge erhält.

Abschied der Glarnerschützen
von St. Gallen.

Leb' wohl, leb' wohl du segenreiches Thal!
Leb' wohl du jugendfrohe Schweizerstadt!
Die uns geladen zu dem Bundesmahl —
Uns da den Palmenkranz gewunden hat.

Leb' wohl du treu geprüfter Bundgenoß,
Den mit uns einte diese Blüthenzeit —
Wo nie gekannte Wonne uns durchfloß
Und nie gekannte Heimathlieblichkeit.

Der Schütze suchte mit dem Freigeschoß
Das Eine Ziel und traf mit fester Hand.
Nach Einem Ziel aus Einem Sinn ergoß
Sich Lied und Wort für's freie Vaterland!

Wir glauben froh — wir halten jenes Wort:
„Es sei und bleib' der Eidgenossen Sach'
Des Landes Sache immerdar und fort“
Und schwören dies den alten Helden nach!

Und Eine Sach' und Eine freie Schweiz!
Das sei das Losungswort der neuen Zeit.
Fühlst du der Freiheit namenlosen Reiz:
So halte dich zum Kampfe stets bereit!

Bereit für dein — der Freiheit Heimathland
Mit Leib und Hab' und jedem Tropfen Blut!
Bereit mit Gott! zu wehren seine Schand'
Und anzufachen seine Ruhmesglut!

Steh' fest zusammen, Schütze, bleibe treu!
Bald scheint die Sonne durch den Pulverdampf,
Das Leben taget festem Muth auf's Neu'
In Spielesernst, in trübem Todeskampf.

Seid einig, wie der Eidgenosse soll!
Und denkt an uns, die wir von hinnen gehn!
Nehmt diesen Handschlag, Schützen, lebet wohl,
Bis in den Waffen wir uns wiedersehn!

(Gl. Ztg.)

Naturgeschichte.

Die Grundel.

Ein langgestreckter Fisch mit kleinem Kopf, wenig gespaltenem Maul mit Saugliven und Bartfäden. Die Bauchflossen weit hinten, ihnen gegenüber eine kleine Rückenflosse. Die untern Schlundknochen stark gezahnt. Die kleine Schwimmblase ist in ein zweiklappiges Knochenfutteral eingeschlossen, der Körper mit Schleim überzogen.

1) Der Schlammbeißer. Schwarz, mit rothgelbem Bauch, schwarz punktirt und gelben Längsstreifen. Sechs Bartfäden an der obern, vier an der untern Lippe. Ueber den Augen ein Stachel. Er wird 8 bis 10 Zoll, auch wohl 1 Fuß lang. Der Kopf ist stumpf, die Mundöffnung länglich, in jeder Kinnlade 12 kleine Zähne, wovon der dritte bis fünfte hervorstehen. Backen und Kiemenhaut sind gelb mit dunkelbraunen Flecken. Die Bauch- und Afterflosse gelb, ungefleckt. Dieser Fisch findet sich überall, in Flüssen, Landseen und andern süßen Gewässern. Im Schlamm der Moräste lebt er am häufigsten und gräbt sich daselbst im Winter ein, so daß er lange unversehrt darin aushalten kann, selbst wenn der Teich bis auf den Grund gefroren oder ausgetrocknet ist. Bei stürmischem Wetter kommt er an die Oberfläche, bewegt sich und trübt das Wasser, wird es aber kalt, so zieht er sich in den Schlamm hinunter. Man hält ihn deswegen als Wetterprophet in Gläsern, die man mit Teich- oder Flußwasser füllt, in den Boden etwas fetten Schlamm mit Flußsand vermengt thut und das Wasser im Winter wöchentlich einmal, im Sommer zwei- und dreimal, und in der größten Hitze auch täglich erneuert. Im Winter darf aber das Glas nicht nahe am Ofen stehen. Bei stillem, heiterem Wetter liegt er ruhig auf dem Boden; vierundzwanzig Stunden vor Stürmen und Gewittern steigt er unruhig auf und ab und trübt das Wasser. Er gibt einen knurrenden Laut von sich. Seine Nahrung besteht in Schlamm und Insekten. Obschon sein Fleisch moderig schmeckt, wird es doch an manchen Orten gegessen.

2) Der Schmerl. Um die Hälfte kleiner als der vorige; auf gelblichem Grunde braun punktirt und gewölkt, zu jeder Seite des Mundes drei Bartfäden. Obenher ist er dunkelgrün, mit schwarzen geschlängelten Streifen, der Bauch hellgrau. Ohne Stacheln am Kopf. Dieses Fischchen sieht schnell ab, wenn es aus dem Wasser kommt. Man ißt ihn ganz; sein Fleisch schmeckt vortrefflich, zumal in Wein oder Milch geworfen. Da er eine gewöhnliche Beute der Raubfische wird, so legt man, um ihn häufig zu haben, eigene Schmerlgruben an, welche weiter nichts sind als bretterne Einfassungen der Bäche, in welchen sich ein sandiger Grund befindet, und worin durchlöcherte Bleche angebracht sind, damit das Wasser des Baches ungehindert hindurchfließen kann. Auf diese Weise sind sie vor den Raubfischen geschützt und vermehren sich so stark, daß sie oft nicht mehr Platz genug haben. Man füttert sie mit Schafmist, Leinkuchen, Mohnsamen und dergl. Sie werden mit engmaschigen Fischgärnchen gefangen und sind ein vorzüglicher Köder für die Aale. In der Aar soll es die größten geben.

Der Hecht.

Ein sehr gefräßiger Raubfisch, ohne Fettflosse; die einzige Rückenflosse steht der Afterflosse gegenüber. Der Rand der Oberkinnlade, vom Zwischenkiefer gebildet, ist mit kleinen spitzigen Zähnen besetzt; die Backenknochen zur Seite ungezähnt; Pflugschar, Gaumenknochen, Zunge, Schlundknochen und Kiemenbögen mit hechelförmigen Zähnen besetzt; an den Seiten der Unterkinnlade eine Reihe langer, spitziger Zähne. Die Schwimmblase ist groß. Der Kopf oben platt, krokodilartig, mit breiter Schnauze. Grau, gelb gefleckt, mit schwärzlichem Rücken. Er hat selten seine ganz vollendete Größe, die bis neun Fuß soll erreichen können, jedoch bei uns nicht leicht eine Elle übersteigt. Er ändert nach dem Alter die Farbe: der ein- und zweijährige sieht ölgrün aus und heißt Grashecht; gelb und schwarz gefleckt heißt er Hechtkönig. Seine Laichzeit fällt in den Februar bis Monat März; er hat eine erstaunliche Menge Rogen in sich.

Bekanntlich nennt man ihn den Tyrannen unter den Fischen, denn er ist der gefräßigste und verwüstendste aller Raubfische, der Alles verschlingt, was ihm vorkommt, weder Seinesgleichen noch andere Fische von seiner Größe verschont, auch eben so wenig Kröten, Frösche, Schlangen, Ratten, junge Gänse und Enten; einem den Kopf untertauchenden Schwane soll einmal ein Hecht denselben augenblicklich abgebissen haben; in einen Ziehbrunnen gesetzt, reinigt er denselben von allen Wasserinsekten und anderm Lebendigen in ganz kurzer Zeit. Ein einziger großer Hecht kann so ziemlich einen Teich entvölkern, doch weiß er die ihm schädlichen Dinge sorgfältig zu vermeiden. Man pflegt auch immer die größten wegzufangen oder in mit geringen Fischen besetzten eigenen Teichen zu halten, die aber schattig sein müssen und wobei man zu sorgen hat, daß sie genug junge Brut von Karpfen, Rothfedern ꝛc. zur Nahrung erhalten.

Man fängt ihn gewöhnlich mit der Angel, an welcher kleine lebende Fische befestigt sind. Der Hecht findet sich in ganz Europa, im mittlern Asien und in Nordamerika. Sein festes weißes Fleisch ist bekanntlich sehr schmackhaft und seine Leber wird geschätzt.

Zuflucht.

Ich trat hinaus in's rasche Leben
Mit einem Herzen rein und gut!
Nach Edlem, Großem ging mein Streben
Mit kühnem Geist und festem Muth!

Mir waren alle Menschen theuer,
Ich gab mich jedem arglos hin:
Doch ach! ich fand nur Ungeheuer
Mit Natternhaut und Tigersinn!

Ich suchte Wahrheit, Freundschaft, Liebe!
Mich traf der Falschheit Schlangenbiß!
Mir blieb, statt hehem glüh'ndem Triebe,
Nur Wehmuth, die mein Herz zerriß!

Die Strahlenbilder sind zerronnen,
Die meiner Hoffnung Traum erhellt!
Zerstoben die geträumten Wonnen,
Die einst des Jünglings Brust geschwellt!

Was soll ich noch im trüben Leben?
Was in des Daseins düst'rer Nacht?
Wer kann dem Armen Friede geben,
Wenn keine Freude mehr ihm lacht?

Du, die stets unverfälscht geblieben,
Erhab'ne heilige Natur!
Lehr' du mich meinen Schö'fer lieben,
Führ' mich ihm nah auf deiner Spur!

O! laß mich ruh'n an deinem Busen,
Den Frühverwaisten, der dich sucht!
Laß mir getreu die holden Musen,
Wenn meiner Feinde Haß mir flucht!

(Volksbote.)

Auflösung des Räthsels in No. 29: „Tadelsucht.“

DAS POSTHORNCHEN.

No. 30.

27. Juli 1838.



Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die Kantonsgemeinde von Schwyz wurde von Holdener und Bürgermeister Heß eröffnet. Man schritt zur Wahl der Stimmenzähler. Da sich nach dreimaliger Abstimmung noch kein entscheidendes Mehr herausfinden ließ, wurden alle Stimmenden gezählt, wobei sich ergab, daß 4478 Hornmänner und 4000 Klauenmänner anwesend waren, somit die Erstern das Mehr hatten. Als dieses Ergebniß bekannt wurde, verließen die Klauenmänner den Platz und die Wahlen gingen in hornmännischem Geiste vor sich, so daß Abyberg, Düggelin und Fischlin bei ihrem am 17. Brachmonat ihnen ertheilten Aemtern bestätigt wurden. — Heß sagt: daß er bei dieser Landsgemeinde neuerdings die Ueberzeugung gewonnen, daß eine gegenseitige, unselige Erbitterung beide Parteien von einander trenne, und daß das Resultat dieser Landsgemeinde den theuren Frieden in die gereizten Gemüther nicht bringen werde.

— Es fanden auch diesmal im Bezirke Schwyz wieder Geldspendungen statt, ungeachtet des Verbots von der Tagsatzung, auch trieb die Geistlichkeit wieder ihr antichristliches Spiel. Viele Klauen wagten aus Hasenfüßerei nicht, für ihre eigene Sache zu stimmen und blieben zu Hause. Diejenigen des innern Landes wurden von denen des äußern Landes verlassen. Den Klauenmännern mißfiel das höfische Benehmen von Bürgermeister Heß gegen Abyberg. Als der Eid auf die Verfassung am Rothenthurm beschworen werden sollte, verließen auch die dreißig noch übrig gebrig gebliebenen Klauenmänner den Platz. Abyberg grinste ihnen nach: „geht nur, ihr hättet doch nicht gehalten, was ihr geschworen.“

— Die Tagsatzung hat beschlossen, daß für die Bezirksgemeinden in Schwyz acht Repräsentanten ernannt werden, und daß unter diesen die fünf frühern ohne weitere Wahl funktioniren sollen. Da aber die HH. Heß und Näff erklärten, daß sie wegen anderweitiger Geschäfte nicht an die Bez. Gemeinden gehen könnten, wurden zu den Herren Schmid, Nagel und Kern noch gewählt, die HH. Kohler von Bern, Weiß von Zürich, Burkhardt von Basel, Monnard von Wadt und Dürrholz von Solothurn.

— Eine Note Oestreichs zu Gunsten der schweizerischen Klöster ist bei der Tagsatzung angelangt. Wenn Spanien Jahrzehnte lange verheerende Bürgerkriege führt, räuberische Einfälle auf die Nachbarstaaten macht, Klöster verbrennt und die Mönche dem Elend preis gibt, wird von Außen ruhig zugeschaut; wenn man aber in der Schweiz unruhigen und finstern Geistlichen ein wenig auf die Finger sieht, oder einem verfolgten Fremden Herberge leiht, gleich erschallt ein Getöse über die Grenze, es hagelt Noten und wir kommen in Gefahr, daß uns sogar die Luft zum Athmen abgesperrt wird.

— Die Horn- und Klauenmänner sollen sich auf die letzte Landsgemeinde bei einem Baseler Hause eine Sen-

bung spanischer Rohrstöcke bestellt haben, um sich besser dabei verständigen zu können. Die Baseler Rohre aber fürchteten eidsgenössische Musik und tanzten nicht, weshalb die Beschlüsse sehr einseitig ausfielen.

— In der General-Versammlung der eidsg. Schützen zu St. Gallen wurde auf Ansuchen der Schützengesellschaft von Solothurn beschlossen: das eidsgenössische Freischießen auf das Jahr 1840 in Solothurn zu halten.

— Es heißt, man wolle den jetzigen günstigen Zeitpunkt benutzen, um den Trappistenorden wieder in Valsainte herzustellen. Was Spanien verliert, das gewinnt der Kanton Freiburg, dieses gelobte und geheiligte Land, an Mönchen und Nonnen aller Formen und Farben.

— Der suspendirte Pfarrer Tschudi von Glarus hat den hochw. Pater Augustin, Professor in Näfels, wegen seiner am Feste des heil. Fridolin in Glarus gehaltenen Predigt beim Bischof Bossi als unkatholisch verklagt, in Folge dessen der genannte Professor von seinem Provinz-Obern, dem derzeitigen Provinzial der schweizerischen Kapuziner-Provinz, Pater Sigismund, zur Rede gestellt wurde. Darüber ganz unerschrocken überreichte der Pater Augustin dem Provinzial die gedachte Predigt, welcher ihm dieselbe als unanstößig befunden wieder zurückgab.

— Am 3. d. M. hat die Kirchgemeinde Näfels einhellig beschlossen: unverweilt eine die schreckliche Lage der Katholiken und ihrer verfolgten Geistlichen darstellende Petition der h. Regierung einzugeben, und wenn sie nicht beachtet werden sollte, sofort damit vor die Tagsatzung zu marschiren. Ehre einer solchen Vorsteherschaft, die sich in ihrem frommen Eifer nicht durch den gottlosen Zeitgeist irre machen läßt!

— Der 24. Juni war für die Stadt Sitten ein Tag des Festes, das die Religion und die Vaterlandsliebe in herrlichem Einklange feierten. Seine Gnaden, der allerhochwürdigste Herr Bischof Mauritius Fabian Roten, umgeben von seiner Geistlichkeit, legte unter feierlicher Einsegnung den Grundstein zu dem Pensionate der Ursulinerinnen, in Gegenwart der respektiven Mitglieder der hohen Regierung, des Stadtraths und einer großen Menge gläubigen Volkes. Auf jedem Gesichte konnte man während dieser wahrhaft rührenden Handlung den Ausdruck der innigsten Theilnahme lesen. Dieses sprechende Zeugniß der öffentlichen Meinung beurkundete den herrlichen Geist, die glückliche Harmonie, welche in diesem Lande zum Wohle des Volkes zwischen Kirche und Staat herrschen. Diese so nützliche Erziehungsanstalt soll in der Folge eine Pflanzschule von Lehrerinnen werden, welche für eine nur geringe Belohnung der Jugend gute Grundsätze einflößen.

— Die Jesuiten scheinen ihre Aerme immer mehr nach dem Walliser Thalgelände ausstrecken und dasselbe zu einer Pflanzschule ihres Unkrautes umgestalten zu wollen, da sie für die Grundlegung eines Klostergebäudes für die Ursulinerinnen, die in Freiburg nicht mehr Raum genug finden, sorgten. Die schlauen Füchse kennen ihre Mittel, mit denen sie ihrem Ziele zusteuern, — durch Einschmeichlung beim weiblichen Geschlechte haben sie sich in Freiburg eingeschmuggelt, durch Einwebung in die innersten Familiengeheimnisse der bedeutendsten Familien, durch die Weiber haben sie sich einen festen Sitz gegründet; die in Freiburg erprobten Mittel sollen nun auch anderwärts zu spielen beginnen.

— Ein lombardischer Maler, Paul Poro, wurde in Astano, Kt. Tessin, von einem angeblichen Freunde besucht und verlockt, ihn an den kleinen See von Astano, nahe an die lombardische Grenze zu begleiten. Als Poro Abschied nehmen wollte, gab der Verräther ein Zeichen, und es sprangen zwei Männer, ein Tessiner und ein lombardischer verkappter Landjäger, hervor, ergriffen den Maler und führten ihn unter den abscheulichsten Mißhandlungen über die Grenze nach Dumenza, wo er verhaftet wurde.

— Der Dampfschifffahrtsgesellschaft ist in Flüelen das Schiff, auf welchem die Landungsbrücke stand, durchbohrt worden, so daß sie untersank und das Schiff keinen sichern Landungsplatz mehr hat.

— Die Regierung von Obwalden hat sich an diejenige von Luzern gewendet um eine Entschädigung von der Dampfschifffahrtsgesellschaft für die Schiffleute von Alpnacht, und nicht entsprechenden Falles gedroht, dem Dampfschiffe die Landung zu verweigern.

— In den Verhandlungen des kl. Rathes von Trogen vom 3. Juli finden sich folgende Straffälle: Einfaches Unzuchtvergehen 10 fl.; Unzucht im ersten Rückfall von einer Weibsperson 20 fl., einem Mann 25 fl.; Aufreizung zu selbst erlittener Mißhandlung hatte ein noch nicht 14 Jahr alter Knabe mit 3 fl. und ein östreichischer Zimmergesell, ungeachtet ihm der Sonntag als Erschwerung angerechnet wurde, ebenfalls mit 3 fl. zu büßen; zweimaligen Angriff auf die Person des oben erwähnten Gesellen hatte sein gereizter Meister mit 6 fl. zu büßen; dagegen wurde ein Mann, der eine im nämlichen Hause

wohnende Frau und deren ihr zu Hülfe eilenden Mann schlug, auch nur um 6 fl. bestraft; hinwieder wurde der gereizte Nachbar des besagten Knaben, weil er diesen mit bewehrter und unbewehrter Hand mißhandelte, um 8 fl. und der ältere Bruder des Knaben, der ihm zu Hülfe kam, um 15 fl. gestraft; militärischen Ungehorsam hatte Einer mit 8 fl., und eine St. Gallerin das Hausiren ohne Patent mit 2 fl. zu büßen.

Ausland.

— Die deutschen Fürsten werfen den Schweizern immer unruhigen Revolutionsgeist vor, während gerade sie selbst am mehrsten damit behaftet sind. Der schweizerische Souverän, das Volk, sieht ruhig und gelassen zu, wenn die Tagsatzung um schweres Geld die Zeit mit leerer Phrasenschneiderei vertreibt, während deutsche Souveräne ihre Stände, wenn sie wirksam sein wollen, entweder auf unbestimmte Zeit vertagen (heimschicken), wie in Hannover, oder gar unbedingt entlassen (heimjagen), wie jetzt in Kassel, weil sie die Einnahme aus einem dem Staate zugefallenen Gebiete auch zum Vortheile des Staats verwendet wissen wollen.

— In Bayern will man jetzt den Geist zu großen Unternehmungen der Jugend gleichsam mit der Muttermilch eintrichtern, weshalb sich in München und Augsburg die Mütter und Kindermädchen angewöhnt haben, zu weinenden Kindern zu sagen: „Böt, sei still; wenn du brav bist, wirst du groß, und dann sollst du auch einmal, wenn die Eisenbahn fertig ist, darauf fahren.“

— Mit einiger Spannung sehen jetzt die Völker und Fürsten Europa's nach Töplitz, der berühmten böhmischen Heilquelle, wo nun eine Menge Diplomaten sich versammelt haben, um die berühmten 24 Artikel über die niederländischen Angelegenheiten auszuwaschen, damit sie für die Belgier annehmbarer in die Augen scheinen und dem europäischen Frieden kein unsauberes Gesicht zeigen. — Manche hingegen meinen auch, diesen 24 Artikeln soll das Bad Stärkung verleihen, damit sie nachher desto kühner auf der Londoner Konferenz auftreten können.

— In Wien hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Königin von Portugal auf die Krone Verzicht leisten, sich mit ihrem Gemahl in der österreichischen Kaiserstadt niederlassen und dort von ihrem ersparten Vermögen leben wolle.

— Am 5. Juli ist eine von Neuhaus kommende Plette an der Passauer Innbrücke schief angefahren, und mit einer Ladung von 80 Scheffel Waizen untergegangen. Von den 4 Schiffknechten wurden 3 gerettet.

— Marschall Soult soll den Befehl erhalten haben, sich schleunigst von London nach Paris zurück zu verfügen, um sich zum Kriegsminister ernennen zu lassen, damit er mit seinem kriegerischen Ruf und seinem ruhmvollen Namen der Absendung dreier Armeen an die belgische Grenze, den Rhein und die Alpen einiges Gewicht verleihen könne.

— Man wundert sich in Paris gar nicht, daß die Pairskammer eine solche Gewandtheit in der Führung von Hochverraths- und Meineidsprozessen an Tag legt, denn die meisten Mitglieder sind selbst schon sechs Regierungen, denen sie Treue geschworen hatten, abtrünnig geworden. Wie überall, macht auch hier Uebung den Meister.

— Seit langer Zeit ist in Paris der gallischen Blouse und dem Wamse des Arbeiters der Zutritt in den Tuilerien-Garten und in den Umkreis des Carousselplatzes untersagt; die Hofetikette wird immer strenger, und die Schildwachen begünnen sogar den kurzen Röcken, welche die Uebertreibung der Mode der Gefahr aussetzt, für Wämser gehalten zu werden, den Zutritt streitig zu machen. Auch die Schirme sind von diesem Ostracismus bedroht und werden sehr ungern in den Tuilerien gesehen, während man doch hätte glauben sollen, sie würden hierdurch die historische Erinnerung an den berühmten Schirm im Julushonigmonat ewigen Schutz genießen.

— Am 4. Juli überreichte der preußische Geschäftsträger in Rom, Legationsrath Baron v. Buch, in einer Audienz Sr. Heiligkeit ein Schreiben seines Monarchen, wonach der bisherige Minister beim heil. Stuhle, geheimer Legationsrath Bunsen, abberufen ist, um anderswo einen Wirkungskreis zu erhalten. Seine Stelle wird einstweilen nicht wieder besetzt. Baron v. Buch wird interimistisch als Geschäftsträger fungiren, was er durch seine Papiere auch dem Kardinal-Staatssekretär bereits mitgetheilt hat. Leider müssen wir dabei berichten, daß dieser Kardinal an einem bösen Halsübel leidet, das ihm das Sprechen fast unmöglich macht.

— In Sizilien dauern die Verhaftungen fort und dabei steigt die Erbitterung besonders gegen den Polizeiminister mit jedem Tage. Die neapolitanischen Zeitungen, welche die dortige Ruhe so schön schildern, lügen dabei eben so sehr, als der Waldstätterbote, wenn er die Rechtlichkeit des Schmid von Lachen oder die Aufrichtig-

keit und Wahrheitsliebe der Jesuiten rühmt; oder eben so sehr als englische Blätter lügen, wenn sie die kanadische Insurrektion als unterdrückt angeben, während es Thatsache ist, daß Lord Durham zu deren Bekämpfung 10,000 Mann frische Truppen verlangt hat, weil seine Engländer von den Canadiern beim Niagara eine ganz respektable Schlappe erhalten haben. Die Engländer schildern zwar die Kanadier eine bloße Räuberbande; diese Bande muß aber ziemlich stark sein, wenn der edle Lord zu den 12,000 Mann mit sich genommener Truppen noch weitere 10,000 braucht, um die Räuber zu bezwingen.

— Endlich wird einmal in Spanien ein ziemlich interessanter Stoff zur Belustigung geboten, und statt der ohnmächtigen Bestrebungen der christinischen Regierung, der Rotomontaden vom Kriegsschauplatze, der Noth und Zweitracht der Karlisten, kann man sich über den neuen französischen Botschafter zu Madrid, den Herzog von Fezensac, unterhalten. Wenn er mit spanischen Diplomaten spricht, spielt er wie ein Kind mit seiner Tabaksdose, wirft sie in die Höhe und fängt sie wieder; hochbetagte Männer fragt er, ob sie gern tanzen; Spaniern, die keine Sylbe französisch verstehen, erzählt er lange Geschichten in dieser Sprache, und dem Rathe seines ihm beigegebenen Gesandtschafts-Sekretärs schenkt er kein Gehör. Ganz Madrid belustigt sich über diese Kindereien, und man kann nicht begreifen, wie der Juli-König einen so beschränkten Geist zum Gesandten machen konnte. Viele erblicken darin eine Verhöhnung von Seite Frankreichs, und der Einfluß, den Ludwig Philipp sonst in Madrid hatte, ist durch die Thorheiten des Herzogs von Fezensac so gut wie vernichtet. — Diese Geschichte lehrt, daß es sogar unter dem vornehmen Adel Leute geben kann, die auf den Kopf gefallen sind.

— Die Zeitung von Sidney meldet den Tod eines Verurtheilten, Namens San Terry, der vor 50 Jahren nach Neusüdwales deportirt wurde, und jetzt seinen Hinterbliebenen ein Vermögen von mehr als 10,000 Pf. St. Einkünfte als Frucht seines Fleißes hinterläßt.

Anagramm.

Viele Menschen kennen mich, doch nur dem Namen nach;
Sie dürften nicht nach mir — ja selbst sie meiden
Mich, und kommt auch endlich ein erwünschter Tag,
So ist ihr Wahlspruch: „Nein! und lieber leiden.“
Wogegen Andere oft sinnend nach mir streben
Und freudig haschen nach Gelegenheit,
Die führt zum Zwecke — o, man möchte beben
Vor solcherlei Erscheinungen der Zeit.
— Ein Bau war ich, und wenn auch längst verschwunden,
So ist gewiß mein Name dir bekannt;
Ich werde nirgends, nirgends mehr gefunden,
Und doch weiß Jedermann, wie man mich hat genannt.

(Ft. Schw.)

Jemand wünscht zu verkaufen: eine Sammlung von etwa fünfzig einheimischen, in natürlichen Stellungen ausgestopften, schönen und wohl erhaltenen Vögeln aus allen Klassen, worunter einige seltene Exemplare sind. Um sehr billigen Preis. Beim Verleger dieses Blattes zu vernehmen.

Um Nachfragen zu begegnen, diene zur Nachricht, daß von den früheren Quartalen des Alpenhorns und Posthörnchens noch einige ganze Exemplare, so wie einzelne Nummern abgegeben werden können.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 31. 3. August 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der neue Erdenbürger.

Sei mir gegrüßt auf unsers Eilands Rande,
Du sanfter Sprößling der Vergänglichkeit!
Dem Unerschaffenen, der uns dich sandte,
Sei heiß durchglühter Dank geweiht!

Du schlummertest in jenem Reich verborgen,
Wohin kein sterblich Auge noch geblickt;
Und du erwachtest zu des Lebens Morgen,
Der Tausende hienieden schon beglückt.

Du meldest mir den Eintritt in das Leben,
Dein Ruf bürgt deines Daseins Rosenspur;
Anbetung dem, der dir den Hauch gegeben
Mit allen Wesen auf der weiten Flur!

Der Liebe Hand weiht dich dem großen Bunde,
Den Jesus Christus dieser Welt gesandt;
Wir weihen dich mit frohem Herz und Munde
Dem ewigen Verein im Sternenland.

Noch ahnst du nicht des großen Schöpfers Milde,
Die dich zum Sein und höh'ren Leben rief,
Dich schützte, als dem schöneren Gebilde
Das wonnevolle Aug' entgegenschlief.

Dich pflegen sorgsam deiner Mutter Hände,
Dich drückt die Liebe heiß an ihre Brust;
Der Himmel sei's, der jeden Unstern wende
Von deinem Haupt und deiner Jugend Lust.

Entsprieß der Erde, gleich der üpp'gen Pflanze,
Die wuchert in dem blumenreichen Thal;
Zeig' dich in deines Lenzes Sonnenglanze,
Trag' deinen Ruhm zum hohen Sternensaal.

O weihe dich der Göttlichkeit hienieden:
Dem Himmel ist der Erdensohn verwandt,
Um dich erglänzt des Jenseits reiner Frieden;
Dem Staube huldigt niedrer Freuden Tand.

Dein Alter sei, wie deine frische Jugend!
Pflanz' Redlichkeit in That und mildem Wort:
Wer diesseits liebet engelreine Tugend,
Lebt hochbeglückt einst auch noch jenseits fort!

Die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

Es gab eine Zeit, wo eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu dem Lebensschmucke eines rechtgläubigen Christen gehörte. Wie man die Gläubigen Mahomeds noch heute lehrt, daß eine Wallfahrt nach Mekka und Medina die Pforten des Paradieses öffne, so versicherten im Mittelalter die Priester der Christen: Gebet und Opfer an den Leidensstätten des Heilandes sei der Preis für die vollkommenste Vergebung der Sünden, für die sicherste Erlangung der himmlischen Seligkeit. Damals waren oft über eine halbe Million christlicher Pilger in einem Jahre auf der Wanderung nach Jerusalem begriffen, und zahlreiche Flotten dienten diesen Prozessionen aus dem Westen nach dem Orient zur Ueberfahrt.

Jene Zeit ist längst vergangen. Jenes Priesterthum, das die Leichtgläubigkeit und Dummheit der Nationen mißbrauchte, um sie zu unterjochen, ist nicht mehr, und sein Schatten, der noch seinen Namen trägt, ist zum Theil machtlos geworden. Der Groß-Handel mit der Gnade und Verzeihung des Allmächtigen und mit der Seligkeit des künftigen Lebens ist zur Klein-Krämerei herabgesunken oder hat an manchen Orten ganz aufgehört, und die Gebete für die Seelen der Todten finden nicht mehr, wie früher, immer bereite Käufer unter den Lebendigen. An die Stelle des Aberglaubens ist der Unglaube getreten, das geschändete Vertrauen löste sich in Zweifel auf und bittere Enttäuschung folgte dem im Heiligenscheine prangenden Betruge. Die Kapellen auf den Höhen verfallen, die Gnadenbilder stehen verlassen und die Züge der Gnadesuchenden nach den berühmtesten Wallfahrts-Orten werden dünner von Jahr zu Jahr. So auch der sonst so breite und gewaltige Strom von Pilgern zum heiligen Grabe, in den sich ehemals alle Christenvölker der Welt ergossen, ist nun ein unscheinbarer Bach, und die ihm zufließenden Quellen der Abendländer vertrocknen.

Die meiſten der heutigen Wallfahrer ſind Ruſſen, Griechen, Spanier und Italiener; doch ſelbſt aus proteſtantiſchen Ländern kommt noch alljährlich eine kleine Zahl, meiſtens Leute von guter Erziehung und aus den höhern Ständen, welche irgend ein Gelübde zum Grabe des Erlöſers führt, oder Unglückliche, die im brünſtigen Gebet Verſöhnung mit ſich, oder Ausſöhnung mit Gott und ihrem Schickſal ſuchen. Ihre Anzahl überſtieg im letzten Jahrzehend jährlich nicht mehr anderthalbtauſend. Leider finden dieſe in der Regel niemals, was ſie ſuchen, und die roheſte, ſchmerzlichſte Enttäuſchung iſt der einzige Gewinn ihrer langen Pilgerfahrt.

Die Kirche des heiligen Grabes, das erſehnte Ziel ſo Vieler, umſchließt nicht bloß die Grabſtätte Jeſu, ſondern auch andere Orte ſeiner Leidensgeſchichte: Golgatha, den Platz, wo Chriſti Leichnam geſalbt wurde, der, wo die heilige Helena das wahre Kreuz gefunden haben ſoll u. ſ. w.; auch viele Reliquien: die Säule, woran man Chriſtus band, um ihn zu geißeln, den Stuhl des Pilatus ꝛc. ꝛc. Für die Verehrung der meiſten ſind beſondere Kapellen gebaut, und dieſe durch Kreuzgänge und Hallen mit einander verbunden. Dieſe ganze unregelmäßige, einen Hof umgebende Gebäudemaſſe iſt es, was man unter der gemeinſchaftlichen Benennung „Kirche des heiligen Grabes“ begreift.

Die Kirche wird nur an gewiſſen Tagen den Gläubigen geöffnet; eine läſtige Einrichtung, welche den Zweck hat, die Wallfahrer zu einer längern Anweſenheit in Jeruſalem zu nöthigen. Schon beim Eintritt in den Vorhof ſieht der Chriſt ſo Manches, was ihn betrüben und ſein religiöſes Gefühl auf das Empfindlichſte kränken muß. Die Mauern geſchwärzt von Rauch, tragen überall noch die Spuren neuerlicher Verwüſtung durch das Feuer (die Kirche brannte 1807 aus), und die gemachten Außbeſſerungen ſind dürftig und geſchmacklos. Der ſchöne Thurm iſt eingeſtürzt und nur noch zur Hälfte übrig. Schutt, Schmutz und Koth liegen in jedem Winkel umher. Den Hofraum füllen Scherbet-Verkäuferinnen*), mit denen Pilger und ſchmutzige Mönche ſchmutzige Scherze treiben, und die Habſucht kreiſcht die auf Teppichen oder breiten Steinen ausgelegten ſogenannten heiligen Waaren, Roſenkränze, Heiligenbilder, geweihete Palmenzweige, Kruzifixe u. ſ. w., meiſtens von ordinärer Nürnberger Arbeit, zu prelleriſchen Preiſen, mit gellender Stimme zum Kauf aus. Türkiſche Wachen ſpotten über die Eintretenden, und an der Eingangspforte iſt ein furchtbares Gedränge, Zanken und Stoßen um Einlaß; Lachen, Lärmen und Schreien von Wallfahrern beider Geſchlechter: — ein Gewühl, das auch die frömmſte Begeiſterung abzukühlen im Stande iſt. Soldaten ſtehen an der Thür, die nicht unmittelbar in die Kirche, ſondern in eine Art Stube führt, in welcher türkiſche Unterbeamte ſich aufhalten, die von jedem Chriſten für die Erlaubniß, in die Kirche treten zu dürfen, ein Kopfgeld erheben. Dieſe Zöllner begegnen den Tributpflichtigen mit der übermüthigſten Inſolenz und räuberiſcher Willkühr. Wagt ein Pilger die geringſte Vorſtellung gegen eine allzu unbillige Forderung, ſo erwartet ihn thätliche Mißhandlung. — In der Kirche drängen ſich Andächtige und Andachtloſe in wunderlichen Gruppen durch einander. Bewegungslos das Geſicht auf die Steinplatten gedrückt und die gefalteten Hände vor ſich ausſtreckend, liegen Viele am Boden; Andere ſtottern in mancherlei Sprachen, knieend und ſich kreuzigend, Gebete; in den Kreuzgängen wogen, mit Kerzen und Fahnen, Hymnen ſingend, Prozeſſionen, angeführt von Prieſtern der chriſtlichen Hauptſekten, auf und nieder, und dazwiſchen bewegen ſich fluchend und ſchimpfend zur Aufrechthaltung der Ordnung hergeſandte Wachen oder neugierige, müßig gehende Türken. Die Prozeſſionen wandern von Kapelle zu Kapelle, und gar häufig geſchieht, daß ſie, bei dem Mangel an Uebereinſtimmung, Verabredung und Ordnung, irgendwo auf einander treffen und dann keine der andern weichen will, wodurch die ärgerlichſten Auftritte entſtehen. Die Heiligkeit des des Orts iſt nicht vermögend, den Sektenhaß der Prieſter zurückzuhalten; ſie ſchimpfen ſich gegenſeitig Ketzer, Betrüger und Gottesläſterer, und beladen einander mit den gräßlichſten Verwünſchungen. Die Pilger nehmen dann für und wider Partei, und zuletzt endigen ſolche Szenen in Handgemenge und Schlägerei. Mord und Todſchlag würden den Ort entweihen ohne die Dazwiſchenkunft der türkiſchen Wachen, welche nun den ſtreitenden Parteien mit Prügeln und Peitſchenhieben Chriſti Lehre von der Friedfertigkeit ſehr wirkſam erklären.

Die religiöſen Zeremonien, zu deren Theilnahme die Pilger von den Prieſtern eingeladen werden, ſind ſelten der Art, daß ſie den Frommen erfreuen können; meiſtens ſcheinen ſie nur auf die Täuſchung der gröbſten Unwiſſenheit und des dümmſten Aberglaubens berechnet. Die griechiſchen Prieſter geben jedem der Pilger eine Fackel in die Hand, laſſen ſie dann um die Grabkapelle treten, und ſie ſelbſt gehen in dieſelbe hinein. Unter einer Fenſteröffnung liegen im Innern der Kapelle in Weingeiſt getränkte Asbeſtdochten, welche ſie anzünden und dann den Pilgern als die dem Grabe des Herrn entſtiegene Flamme des Glaubens verkündigen. Jeder muß ſich hierauf dem Fenſter nahen und ſeine Kerze anzünden am heiligen Feuer. Für dieſes Taſchenſpieler-Stückchen erheben die Prieſter von jedem Theilnehmenden einen Piaſter. Die lateiniſche Kirche führt ein noch widerwärtigeres Schauſpiel auf. Eine Holzfigur, die den Erlöſer vorſtellen ſoll, ſchleppen die Prieſter unter Klaggeſang der Gläubigen nach Golgatha, entkleiden ſie da und nageln ſie an's Kreuz. Das Kreuz wird unterm Hurrah

*) Scherbet iſt ein angemachtes, türkiſches Getränk.

der Menge aufgerichtet, einer der Henkersknechte reicht der Puppe auf einer Lanze den Schwamm mit Wermuthwasser, und während des Sterbeaktes verkaufen die Priester die Kleider des Bildes fetzenweise an die Wallfahrer. Darauf wird das Bild wieder herabgenommen und die sorgfältig ausgezogenen Nägel werden den Meistbietenden überlassen; eben so der Schwamm und das Gefäß mit dem Wermuthwasser. Der hölzerne Heiland wird in ein weißes Tuch gewickelt und in Prozession fortgetragen zu einer langen Marmortafel, vermeintlich dem nämlichen Stein, auf welchem Christus gesalbt worden ist. Dort reibt man die Gestalt mit wohlriechendem Oel ein, dessen Rest die Pilger abermals kaufen. Dann wird sie zur Gruft getragen. Bei jedem Akt dieser Komödie halten die Priester nach einander kurze Reden in arabischer, italienischer und spanischer Sprache zur Erbauung der Versammelten. Das Ganze aber endiget, wie es begonnen hat, mit einer Opferforderung.

In solchen, alles edlere Gefühl im Menschen beleidigenden Geiste niedriger Habsucht, der Unduldsamkeit und Ausschließung aller Begriffe von wahrer Andacht, alles Anstandes sogar, verehrt man hier den Allmächtigen, ehrt man hier, wo der erhabene Verkündiger von Gottes Wahrheit den Märtirertod für seine Lehre starb, den Heiland.

Lord Nelson und die Eidechse.

In den heißesten Gegenden von Amerika, Afrika und Ostindien lebt eine Gattung Eidechsen, die man Warner nennt. Das Eigenthümlichste an ihnen ist, daß sie auch den verborgensten Aufenthalt giftiger Schlangen und Krokodile aufdecken und durch ein heiseres Pfeifen verrathen. Ein Vorfall dieser Art ereignete sich mit dem berühmten englischen Admiral Nelson. Als dieser im Jahr 1781 noch Kapitän war, hatte er eine Kriegsunternehmung gegen San-Juan zu leiten. Während er eines Tages äusserst ermattet auf dem Lande in seiner Hängematte schlief, schlüpfte ihm eine solche Eidechse über das Gesicht hinweg. Sobald dies die in der Nähe befindlichen Eingebornen bemerkten, weckten sie den Kapitän mit großem Geschrei. Aus dem Schlafe auffahrend warf dieser erschrocken die Decke von sich, und gewahrte nun zu seinem Entsetzen eine der giftigsten Schlangen dieser Gegend zu seinen Füßen. Die Eingebornen schrieben diese augenscheinliche und wunderbare Rettung einem besondern Schutze ihrer Götter zu, und dieser Umstand erleichterte es Nelson sehr, sich das Vertrauen derselben zu gewinnen und sie seinen Planen geneigt zu machen.

Alt und Neu.

Soll man, was dem Jetzt ergeben,
Schelten? — nur mit Lob erheben
Die verflossne Zeit?
Soll man stolz die Vorwelt schelten?
Soll nichts wahr sein, soll nichts gelten
Als die Neuigkeit?

Keins von Beiden! — Mitten inne
Fährt man gut. Vom Anbeginne
Herrschte Trug und Wahn.
Ach! verblendet fand die Menge
Wahrheit, Tugend stets zu strenge;
Schön des Irrthums Bahn.

Von den Herrschern ausgesogen,
Von den Priestern ward betrogen
Alt' und neue Zeit.
Götzen hat man einst verehret,
Und nun ist die Welt bethöret
Von der Ueppigkeit.

Alles Gute werth zu halten,
Komm's vom Neuen oder Alten,
Soll mir Wahlspruch sein.
Wer kein Vorurtheil gefasset,
Alt' und neue Thorheit hasset,
Handelt frei und rein.

Naturgeschichte.

Die Ohreule.

In dem großem runden Kopfe dieser Nachtraubvögel funkeln zwei höchst empfindliche Augen, die dadurch, daß sie vom Tageslicht geblendet werden, eben nicht Schwäche, sondern nur größere Reizbarkeit verrathen, und beweisen, daß sie ihrem kunstvollen Baue nach einen geringen Grad von Licht bedürfen, um scharf zu sehen. Die Morgen- und Abenddämmerung und mondhelle Nächte sind die Arbeitszeit der Eulen; unermüdet jagen sie dann ihrer Arbeit nach, bis der Aufgang der Sonne sie in ihre Schlupfwinkel scheucht; daß sie aber am Tage gar nichts und bei stockfinsterer Nacht gut sehen, ist grundlos. Ihr Augapfel ist unbeweglich; sie müssen also, um nach verschiedenen Richtungen zu blicken, den Kopf bewegen, und dazu ersetzte ihnen der Schöpfer jenen scheinbaren Mangel durch die äusserste Beweglichkeit des Rumpfes. Die Eule hat ein sehr feines Gehör: das leiseste Geräusch erweckt sie, und der unmerkbare Fußtritt eines Mäuschens, das stille Rauschen des Baumblattes, bei dem andere Vögel sorglos fortschlummern, entgeht ihr nicht; aber sie besitzt auch, um die weite Oeffnung ihrer Ohrmuschel aufmachen und schliessen zu können, den Augenliedern ähnliche Federdeckel. Nie wird den etwas wälzenden Flug der Eulen ein Geräusch verrathen; die weichen Fahnen an den Schungfedern und die feinen Flocken an den übrigen Spulen machen ihn so leise, daß die ruhige Stille der Nacht dadurch nicht im Geringsten unterbrochen wird. Hasen, Kaninchen, Fleder- und alle andern Mäusearten, Vögel ꝛc. sind ihre Nahrung; zuweilen fressen sie sich auch selbst auf. Der hackenförmige Schnabel, den sie sehr weit aufsperren können, ist mit vorwärts liegenden Federn bewachsen. Die äußerste der drei Vorderzehen ist nach vorn und hinten beweglich. Die Flügel durchkreuzen sich über dem kurzen Schwanze; am Tage ist ihr Flug taumelnd und ungewiß, weshalb sie in dieser Zeit mehrstens ruhig sitzen bleiben; da versammeln sich oft die kleinern Vögel in großen Schaaren um sie, necken und betupfen sie und treiben Spott mit ihrer Unmacht, zuweilen mischt sich

ein grober Rabe darein und reißt dem Uhu ein Büschel Federn aus, aber bei allem dem vermag dieser nichts, als wie hingepflanzt auf seinen Ast possierliche Geberden zu machen: er fährt zusammen, wendet Kopf und Hals nach allen Richtungen, blinzt mit den Augenliedern, knackt mit dem Schnabel, wechselt unaufhörlich mit der Stellung seiner Zehen und sträubt die Federn; allein er wehrt sich nicht gegen seine kleinen Plagegeister, die sich für ihre nächtlichen Sorgen rächen; so wie aber die Dämmerung einbricht, fliehen diese Spötter. Der Mensch weiß indeß ihre Spottlust gut zu benutzen: er stellt zu seinen Leimruthen eine Eule hin; nun versammelt sich Alles zu dem gewohnten Spaße, den man diesmal mit Freiheit und Leben bezahlen muß. Die Eulen wandern nicht; die Natur versah sie mit einem warmen Pelze und schuf Mäuse und dergl. genug, um sie die Kälte einer für andere Thiere nahrungslosen Jahreszeit glücklich überstehen zu lassen; doch behaupten Einige, die kleine Ohreule ziehe den Wachteln nach, die ihrer Fettigkeit wegen bei Nacht reisen und den Tag über im kühlen Schatten ruhen.

Die größte unter den Ohreulen ist der Uhu. Mit ausgespannten Flügeln mißt er 5 Fuß, sonst ist er so groß wie eine Gans. Die als Ohren emporstehenden Federn sind schwärzlich, der Rücken ist rothgelb, schwarz und weiß gesprenkelt, der Unterleib weißgelb mit länglichen schwarzen Flecken; ein gelber Ring umgibt seine großen schwarzen Augäpfel, seine Flocken bedecken sein Gesicht, und lange, röthlich braune Federn seine Füße, die starke Krallen haben; das Weibchen ist von dunklerer Farbe. Er ist so stark, daß er den Adler bezwingen kann. Mit fürchterlicher Stimme ist Huihu Huhu, wenn sonst tiefe Stille im Walde herrscht, sein Feldgeschrei, womit er die Waldbewohner unsanft genug aus dem Schlafe weckt. Auf hohen Felsen und Thürmen zerstörter Schlösser wohnt er. Ihm zur Beute werden junge Hirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen, Ratten, Schlangen, Kröten, Eidechsen, sogar auch Hirsch- und Maikäfer. Sehr zärtlich versorgt dieser Unhold seine Jungen mit einer wohlversehenen Speisekammer: oft liegt in seinem Neste ein Vorrath von Wildpret aller Art. Der Uhu ist sehr glücklich im Raube, sein weniger empfindliches Gesicht erlaubt ihm Abends etwas früher auszufliegen und Morgens etwas später heimzukehren, als andere Eulen. Sein in Steinklüfte gebautes Nest hat 3 Fuß im Durchmesser und besteht aus Reisern, die mit biegsamen Wurzeln zusammengeflochten und mit Blättern gefüttert sind; hier legt das Weibchen 3 fast ganz runde, schneeweiße Eier, die etwas größer als Hühnereier und von starker Schale sind; schon die Jungen zeigen frühe ihren Muth: wenn man sie packen und aus dem Neste nehmen will, setzen sie sich zur Wehre und blasen laut und gewaltig, fast wie ein schnarchender Mensch. Oft stürzt ein ganzer Schwarm von Krähen mit entsetzlichem Geschrei auf den Uhu zu, er aber überschreit sie alle und der Kampf endigt sich meistens damit, daß eine der Krähen ihren kühnen Angriff mit dem Leben bezahlt, welch trauriges Beispiel dann die übrigen verscheucht. Um den Geier herbeizulocken, bedienen sich die Jäger eines Uhu's: sie machen seine ohnehin schon seltsame Gestalt dadurch noch abenteuerlicher, daß sie ihn mit einem Fuchsschwanz zieren; der Geier erblickt von ferne den ihm ganz fremden Waldbewohner, Vorwitz treibt ihn näher und er bleibt so lange in Betrachtung verloren, bis ein Schuß des Jägers ihn seine Neugier zu spät bereuen läßt. Bei Fasanerien hält man den Uhu gern in einem Käfich, um die die Fasanen öfters beunruhigenden Krähen herbeizulocken, welche dann mit Windbüchsen geschossen werden. In Italien findet man einen Uhu mit schwarzen Flügeln und einen kahlfüßigen.

So schädlich der Uhu der Wildbahn wird, so nützlich ist hingegen dem Menschen die mittlere Ohreule durch Verminderung der Wasserratten, die den jungen Fischen und Wurzeln so großen Schaden thun. Ihre kurzen Federbüsche bestehen aus 6 bis 10 Federn; sie ist oben rostgelb braun gefleckt und aschgrau bespritzt, unten blaßgelb mit dunkeln Streifen, und hat dunkelbraune und rostfarbene Schwungfedern und einen aschgrauen und dunkelbraun gestreiften Schwanz; in der Größe gleicht sie einer Nebelkrähe, hat funkelnd gelbe Augen und einen schwarzen Schnabel. Noch nie hat man ein Nest von ihrer Arbeit gefunden: zu bequem, sich selbst eins zu bauen, sucht sie ein verlassenes von Weihen, Krähen, Aelstern oder Eichhörnchen, worein das Weibchen 4 bis 5 weiße rundliche Eier legt; die hervorkriechenden Jungen tragen in den ersten 14 Tagen ein ganz weißes Jugendkleid. Im Winter sieht man diese Ohreule öfter, als im Sommer; waldige Gebirge, Felsenklüfte und hohle Bäume sind ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wehrt sich mit ihren krummen Klauen an den Füßen tapfer ihrer Haut, wenn man sie angreift, und auch sie wird zum Herbeilocken anderer Vögel gebraucht.

Eine noch kleinere Gestalt, die der Drossel gleich kommt und die bloß aus einer Feder auf beiden Seiten bestehenden Ohren machen es sehr leicht, die kleine Ohreule von den beiden vorigen Arten zu unterscheiden; wenn sie todt ist, legen sich die beiden emporstehenden Federn, mit denen sie bei Leben allerlei Bewegungen macht, so fest an den Kopf nieder, daß man das Thier für eine glattköpfige Eule halten möchte; seine Farbe ist eine Abwechslung von Roth, Grau, Braun und Schwarz. An manchen Orten bleibt sie das ganze Jahr, in andern Gegenden zieht sie den wandernden Mäusen nach, und erscheint oft da plötzlich in großer Menge, wo jene Landplage die Bewohner einer Gegend mit Entsetzen erfüllt, und richtet dann große Niederlagen unter den Feldmäusen an; auch Mai- und Roßkäfer und Nachtschmetterlinge dienen ihr zur Nahrung.

Auflösung des Räthsels in No. 30.: „Nache. Arche.“

Buchstabenräthsel.

Wer weiß der Zeichen sechse mir zu nennen,
Die bilden ein so wicht'ges Wort,
Daß alle Menschen auf der Welt es kennen,
Da es sich findet fast an jedem Ort.
Man sieht es im Palast wie in der Hütte,
Wo's mannigfachen, großen Nutzen bringt.
Nicht schrecklich wär' es, wenn's nicht überschritte
Die Grenz', in die es Kraft und weise Vorsicht zwingt.
Wie unbedeutend es uns wohl erscheinet,
So furchtbar groß ist's oft — ein andres Meer;
Zu einer Zeit man sich darum vereinet,
Zur andern fällt es unerträglich schwer.
Wohl einem Ungeheuer ist es zu vergleichen,
Drum nimm ihm Kopf und Fuß schnell ab:
Ihm ganz entgegen bilden dann die Zeichen
Ein Thier, das noch nichts Falsches von sich gab.
Doch besser ist's, mit Menschen umzugehen,
Drum nimm den Kopf auch diesem schnell,
Gib ihm den Fuß zurück: du wirst gestehen,
Ein Mensch tritt vor dich hin zur Stell.
Dieweil's verpönt, vom Menschen abzutrennen
Das Haupt, so fang' ich's anders an:
Das Wort les' ich zurück, damit dir's kann
Mit süßem Klang viel holde Mädchen nennen.

Fr. Schw.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 31.

3. August 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Schon seit geraumer Zeit läßt sich alljährlich in der Schweiz ein Thier sehen, an dem man bisher nicht entdecken konnte, zu welcher Klasse es zu zählen sei. Ein Naturforscher will aber jetzt die Entdeckung gemacht haben, daß es zu den Wiederkäuern gehöre und neunzehn ganze und sechs halbe, große und kleine Magen habe.

* Die Bezirksgemeinde in Einsideln ging ruhig vorüber und die Wahlen fielen zu Gunsten der Klauen aus; eben so in Wollerau, obschon dort die Parteien ziemlich gleich stark und die Gemüther gereizt waren. In Küßnacht sind zwar einige unbedeutende Unfugen vor-, die Wahlen aber klauenmännisch ausgefallen. In Pfeffikon sind mit großem Mehr Hörner gewählt worden und natürlich in Schwyz auch, von wo aus die über Arth zurückkehrenden Hornmänner daselbst eine derbe Prügelei verursachten. In Gersau war die Mehrheit klauenmännisch und in der March behielten die Hörner die Oberhand.

* Hr. Kern, eidsg. Repräsentant in Wollerau erklärt den Bericht der Regierung von Schwyz an die Tagsatzung über die Wollerauer Vorfälle für Unwahrheit.

* General Guiguer hat von der Tagsatzung seine Entlassung nach eigenem Wunsch erhalten. Oberst Hirzel ließ sich zu Beibehaltung seiner Stelle bereden.

* Den 25., 26. und 27. Juli erschien vor den Schranken des Kriminalgerichts in Solothurn der vorgebliche Graf von Tattenbach, vom baierischen Gerichtshof zu München anerkannte Deserteur Sieber, angeklagt der Verfälschung von Wechseln. Er wurde zu dreijähriger Kettenstrafe verfällt, hat aber die Appellation ergriffen.

* Auf die von der Regierung des K. Bern erhöhte Hundstaxe hin halten die Hundebesitzer da und dort Versammlungen und beschließen, die Taxe nicht höher als wie bisher mit 20 Bz. zu entrichten, während Andere kürzeren Prozeß machen und ihre bisher treuen Lebensgefährten versäufen.

* Die Schützengesellschaft von Luzern wird vom 14. bis 21. August ein Freischießen von 14,530 Franken abhalten.

* In Burg, K. Thurgau, wurden verflossene Woche vier Häuser mit Scheunen bei heftigem Sturmwinde ein Raub der Flammen, wodurch 20 Menschen von allen Habseligkeiten entblößt wurden.

* Am 30. Juli ertrank in St. Fiden ein Kind in einem Brunnentrog, als es Wasser trinken wollte, ohne daß es von Jemanden gesehen und gerettet werden könnte.

* Am 24. Juli verzehrte in Weinfelden eine mit großer Schnelligkeit um sich greifende Feuersbrunst mehrere Häuser.

* In Bierre, K. Wadt, wird von 2 Batallionen Infanterie, 2 Schwadronen Kavallerie und 2 Scharfschützen-Kompagnien ein jährliches Uebungslager bezogen.

* Das Vermissen zweier Kinder führte kürzlich auf die

Entdeckung eines Adlerhorstes im Wallis. Dieser wurde von einigen Jägern umstellt und einer derselben hatte den Muth, auf den Felsen zu klettern. Zum Glück waren die Alten ausgeflogen, aber der Jäger fand 2 Junge und die Gebeine der Kinder, mit welcher sämmtlichen Beute er wieder herabkletterte.

* Jener Mensch, der das eidsgenöss. Freischießen in St. Gallen auf höhnisch-hämische Weise bis in's kleinste Detail in der Allg. Schweizerzeitung zu kritisiren sich unterfangen hat, muß in der That ein Querkopf sein, oder gehört jener Klasse von Misantropen an, die für den Genuß vaterländischer Freuden und Festlichkeiten weder Empfänglichkeit noch Fähigkeit besitzen, sondern gewohnt sind, mit Neid und Scheelsucht Honig in Galle zu verwandeln. Solche Menschen wären am besten versorgt in Königsfelden.

Ausland.

† Die Jesuiten und andere Herren in München, die gern selbst die Erdarbeiten ausführen würden, wenn eine Eisenbahn nach Rom zu Stande käme, feierten einen großen Triumph, als sie den Entschluß der Benediktiner vernahmen, wieder nach Oestreich, woher sie vor drei Jahren kamen, zurückzukehren. Dieser Orden zeichnete sich durch wissenschaftliches Streben aus und war daher unsern Römlingen zu freidenkend und ein Dorn im Auge. Nach ihrer Entfernung soll der Jugendunterricht den Jesuiten eingehändigt werden.

† Aus den amtlichen Anzeigen des Frankfurter Journals erfahren wir, daß die Polizei daselbst eine Gans eingefangen hat. Haben dieser die nöthigen Papiere gemangelt oder haftet auf ihr Verdacht geheimer politischer Umtriebe?

† Seit der Rückkehr des Herzogs von Nemours von London soll er sehr zerstreut sein, die Einsamkeit lieben und oft für sich das Lied singen: „Mich fliehen alle Freuden ꝛc.," aus welchen Träumereien ihn weder die Nachricht von der Nothwendigkeit einer neuen Truppensendung nach Algier, noch die Schlägerei in der Julifeier und die Entdeckung vieler revolutionären Patronen und Kugeln aufzuwecken vermögen.

† Der Brand des Vaudeville-Theaters in Paris hat dem Herzog von Orleans die lang ersehnte Gelegenheit geboten, sich einmal recht populär zu zeigen. Er half löschen, theilte Geld aus und versöhnte seine menschlichen Schwächen mit dem launigen Volke. Seine Freunde hätten jedoch auch die Niederkunft seiner Gemahlin auf diese Nacht gewünscht, weil Alexander der Große während dem Brande des Dianentempels zu Ephesus geboren wurde, woraus sie schließen, daß alle bei Feuersbrünsten gebornen Prinzen große Männer würden.

— In einem Garten zu Ille bei Perpignan blühen gegenwärtig sehr schön drei ungeheure Hortensien. Der Umfang des größten mißt 29 Fuß 5 Zoll und seine Höhe 6 Fuß 5 Zoll; er trägt 1032 Blumen.

Zu zahlreichem Besuch der Versammlung der Kulturgesellschaft des Bezirks Baden, Sonntags den 5. August d. J. Nachmittags 2 Uhr im Gasthause zum Hirschen in Wohlenschwyl ladet höflichst ein
das Aktuariat.

Ein junger Mann, Commis und Curalist, welcher in deutscher und französischer Sprache die Scripturen zu besorgen weiß, auch im Lehrfache bewandert ist, und gute Zeugnisse aufzuweisen hat, wünschte unter billigen Gedingen in irgend einem Geschäftszweige Anstellung zu erhalten. Beliebige Anfragen mit J. H. S. bezeichnet besorgt die Expedition dieses Blattes.

Wo Göthe's sämmtliche Werke in 12 Bänden um den äusserst billigen Preis von 16 Schw. Fr. zu haben sind, sagt auf portofreie Anfrage die Expedition dieses Blattes.

Jemand wünscht zu verkaufen: eine Sammlung von etwa fünfzig einheimischen, in natürlichen Stellungen ausgestopften, schönen und wohl erhaltenen Vögeln aus allen Klassen, worunter einige seltene Exemplare sind. Um sehr billigen Preis. Beim Verleger dieses Blattes zu vernehmen.

Um Nachfragen zu begegnen, diene zur Nachricht, daß von den früheren Quartalen des Alpenhorns und Posthörnchens noch einige ganze Exemplare, so wie einzelne Nummern abgegeben werden können.

In No. 626 bei der Schanze in Aarau ist eine Portion feinen holländischen Syrup zu haben, das Pfund zu 3 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 32. 10. August 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der Aetti und 's Bäbi.

Der Michel möcht eis fluge,
Und weiß nid recht vo was;
Sis Herz will schier verspringe,
Und 's wird ihm gar nüt bas.

Im Feld ist Alles g'rysnet
Und dureweg ganz gäl,
Und troch i d'Schüre g'hüfnet
Git's einist Brot und Mehl.

Kei Spatz ist meh deheime,
's ist Alles furt i d'Welt;
Sie rüefe: isch's au neime
So schön no, as im Feld?

D'Wied treiht jetzt flink der Michel
Und 's Bäbi nimmt der Schaub,
Der Aetti de nimmt d'Sichel,
Butzt Rost dervo-n und Staub.

Die ryfne-n Aeri schwanke
Dur d'Sichle-n i der Hand;
Der Aetti, voll Gedanke,
Macht Garbe mit dem Band.

Und brummlet für ihn ane:
's git wieder herrlichs Brod,
Und 's Schnyde thuet mi mahne
An enfe-n eige Tod.

So wie die Halme falle,
So falle-n einist mir,
Der Tod rüeft zletscht eus alle,
Hüt mir und morn denn dir.

Doch 's Bäbi seit zum Aetti:
I denke no nid dra!
Weist, was i z'erst gern hätti?
Der Michel wär mi Ma! —

So nimm ne denn, du Gure,
Und lo mir einist Rueh;
Wenn's doch dei Weg mueß dure,
Säg' i nüt meh derzue.

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

2. Trostburg.

Heiterer Frohsinn kehrte bei diesem Entschlusse Gertruds sowohl auf Liebegg als Rynach wieder ein, Theodorich nahm die Kunde vergnügt und wohl auf, doch blieb ein Nachzug von Schwermuth noch lange bei ihm bemerkbar, und nur langsam keimte sowohl seine als der Jungfrau Genesung. Unterdessen machte der alte Herr von Rynach allerlei Zurüstungen, um es dem zukünftigen jungen Paar recht behaglich und bequem zu machen; auch wurde in der Nähe von Liebegg auf des Freiherrn Grund und Boden ein neues Schloß erbaut, ohne daß Jemand wußte, für wen und zu welchem Zwecke, da doch die Burg auf Rynach Raum genug für die ganze Familie des Freiherrn hatte.

Der Hochzeittag rückte endlich heran, wozu aus der Umgegend viele adeliche Gäste eingeladen waren, so wie alle die Bauern, welche am neuen Schlosse gearbeitet hatten; man wunderte sich aber dabei sehr, daß man auf Rynach von keinen Vorbereitungen zu irgend einer Festlichkeit etwas gewahr wurde, da doch der alte Freiherr die Bewirthung dabei auf sich genommen und die Gäste nur zum ersten Empfang auf Liebegg bestellt hatte, wo der Bräutigam seine Braut abholen sollte. Als nun am Morgen Alles am bestimmten Orte versammelt war, trat der Herr von Rynach vor, nahm seinen Sohn bei der einen und die Braut bei der andern Hand und sprach: „Meine Kinder, hier in Anwesenheit sämmtlicher Gäste lade ich Euch sowohl als diese ein, mir in Euer nunmehriges Eigenthum zu folgen, das Ihr von mir als Aussteuer erhaltet, womit sich aber Gertrud ihrer Ansprache auf Liebegg entsagt.“ Dann überreichte er den Brautleuten sowohl als den Gästen jedem einen

Blumenstrauß und nun ging der Zug unter von Stelle zu Stelle aufgepflanzten Blumenguirlanden vor die neue Burg, um welche herum für mehr denn 500 Landleute aufgeschlagene Tische und Bänke mit gefüllten Weinflaschen, Käsen und Broden bedeckt waren; auf der Zinne des Schlosses flatterte eine große bekränzte Fahne; im Innern war Alles vollkommen ausgerüstet, den Saal zierten die Porträte von Theodorichs und Gertruds Aeltern, besonders aber eine für die Hochzeitgäste reich gedeckte Tafel, die von dazu bestellten sauber bekleideten Landmädchen mit Speisen und Getränken bedient wurde.

„Hier," sagte der alte Herr von Rynach, soll die Hochzeit gefeiert werden. Ich gebe diesem Schloß nun den Namen Trostburg. Möge Euch Gott der Herr darin Trost für Euere bisherigen Leiden finden lassen! Und damit auch die in voriger Woche bei einem Wolkenbruch von der Wyna so hart benachtheiligten Bauern nicht ohne Trost bleiben, gebe ich dieselben von heute an für fünf Jahre aller Zinse und Zehnten frei."

Unterdessen hatte der Graf von Habsburg bemerkt, daß seine verwittwete Tochter Kunigunde von Steinegg mit Gertruds Bruder zärtliche Blicke gewechselt und Beide bei dem Wort Trost etwas tief geathmet hatten; da sagte er: „Du ertheilst auf alle Seiten hinaus Trost, nur unsern Dietrich hast Du vergessen und machst ihn einsam. Gott aber sprach zu Adam im Paradiese: es ist nicht gut daß der Mensch allein sei, man muß ihm eine Gehülfin geben; darum will auch ich Trost ausspenden." Er nahm Kunigunden am Arm, führte sie zu Dietrich, legte Beider Hände in einander und sprach: „Ich weiß, daß Ihr Euch Beide liebet, verstellet Euch nicht und unterfanget Euch nicht, es zu läugnen. Feiert mit der Hochzeit dieser Glücklichen zugleich Eure Verlobung; heute werden wir hier vom Herrn von Rynach beherberget, morgen sollet Ihr von mir auf Liebegg gastfrei gehalten sein. Ist es Euch so nicht gelegen, werden Eure Bitten später bei mir nicht so geneigtes Gehör finden."

Erröthet und überrascht schwiegen sie.

„Nun," sagte er: „ich sehe schon, die Verlobung ist gefeiert; wir können morgen noch einmal Hochzeit halten und dazu schenke ich jedem der Wasserbeschädigten zwei Malter Korn." Er schickte sogleich einen Boten nach Nore, um das dazu Nöthige von dorther herbeizuschaffen.

Dietrich und Gertrud fielen dem Grafen um den Hals und dankten ihm herzlich für seine Güte.

Fröhlich ging der Tag vorüber, bis in die Nacht hinein wurde getanzt, gejubelt und gezecht. Aber um Mitternacht schlug es plötzlich dreimal wie mit einem schweren Hammer an die starke neue Saalthür, daß das ganze Gemach erzitterte und das Porträt von Gertruds Vater von der Wand fiel. Alle erschracken gewaltig; man sah nach, fand aber nichts, das diese Schläge verursacht haben konnte. Man beruhigte sich wieder, vertheilte sich gegen Morgen in die verschiedenen Gemächer der Burg und legte sich schlafen, um neu gestärkt zum zweiten Feste aufzuwachen.

Auf die nämliche Weise, wie der Zug Tags vorher von Liebegg gekommen war, ging er wieder dahin zurück, wo die zweite Hochzeit mit eben dem Aufwand gefeiert wurde und Alles in freudigem Wohlsein gut von Statten ging, bis um Mitternacht die nämlichen drei Schläge an Liebeggs Saalthüre donnerten, wie vorige Nacht auf Trostburg. Da wurde Allen ganz unheimlich zu Muthe.

„Flausen und Possen!" rief der Graf von Habsburg: „Hier auf neuen Burgen können keine Seelen verstorbener Ritter Spuk treiben!" und ging zur Thür um nachzusehen, aber auch diesmal war nichts bemerkbar, das solch Geräusch hätte verursachen können.

Einige Männer suchten zwar die in ihrem Frohsinn gestörte Gesellschaft wieder aufzumuntern; aber die natürliche Furchtsamkeit der Frauen und die nach und nach sich einstellende Schlaftrunkenheit behielten die Oberhand; man ging erschrocken aus einander und Graf von Habsburg war besonders ärgerlich über diesen Vorfall.

„Ich will doch sehen," sagte er: „ob uns das Gespennst auch bis Nore verfolgen wird. Ich lade daher sämmtliche Gäste auf nächsten Abend zur Nachfeier dahin ein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Orkan zu St. Domingo.

Die Stadt San-Domingo und ihre Umgegend auf Haiti wurde mehrmals durch heftige, mit Erderschütterungen verbundene Stürme verwüstet. Keins der frühern Naturereignisse war jedoch von so furchtbaren Wirkungen, als der Orkan, welcher am 23. September 1834 daselbst wüthete. Schon vor Anbruch des Tages zogen von allen Seiten im Umfange der ganzen Atmosphäre unheildrohende Wolken auf. Um 10 Uhr erhob sich ein heftiger Nordwind und bis Nachmittag gegen 2 Uhr schienen alle Winde losgelassen; von allen Seiten her tobte der rasendste Orkan, als ob ein einziger ungeheurer Wirbel die ganze Gegend ergriffen hätte. Die stärksten Bäume, mehrere Jahrhunderte alt, wurden entwurzelt und weit weggeschleudert. Ungeheure Cocosbäume brachen mit lautem Krachen zusammen, und ihre gewaltigen Früchte, von den Zweigen losgerissen, sausten gleich Kanonenkugeln in der Luft umher. Die meisten der nicht steinernen Häuser in S. Domingo stürzten zusammen und in den Vorstädten außerhalb den Wällen blieb nicht ein einziges stehen; selbst die festgemauerten Häuser im Innern der Stadt erhielten bedeutende Risse, und von allen Seiten stürzten abgerissene Stücke derselben auf die schon mit Trümmern bedeckten Straßen. Heftige unterirdische Stöße machten den Aufenthalt innerhalb der Wohnungen fast eben so

gefährlich als auf den Straßen, und es gewährte einen entsetzlichen Anblick, wie die vom Sturme gepeitschten Bewohner verzweiflungsvoll hier auf die Gassen, dort wieder in die Wohnungen stürzten, und sich das Geschrei der Kinder, der Angstruf der Mütter, die Klagen und Verwünschungen der Männer, welche bei der stets anwachsenden Gefahr ebenfalls die Besinnungskraft verloren, mit dem Geheul des Sturmwindes vermischten. Einem Wolkenbruch ähnlich stürzte der Regen vom Himmel herab. Die Handels-Straße, auch sonst eine der kothigsten, war nur mit größter Lebensgefahr zu betreten, da sich das Wasser in derselben anhäufte, weil der Unrath den Abfluß desselben verstopft hatte. Nur spät erst gelang es der rastlosen Thätigkeit einiger muthvollen Menschen, dem Gewässer einen Abzug zu verschaffen. Die Fahrzeuge, welche während dieses Unwetters sich auf dem Flusse befanden, wurden an's Ufer geschleudert, und diejenigen, welche auf dem Meere schifften und sich bemüheten, den Hafen zu erreichen, wurden meilenweit in das Meer zurückgetrieben, und mehrere derselben haben dort ihren Untergang gefunden. Man erzählt, daß, während der Sturm am heftigsten wüthete, die Glocken auf den Thürmen, durch die entgegengesetzten Windstöße in Bewegung gesetzt, von selbst zu läuten anfingen, und das Unheimliche, Grausige dieser Ereignisse vermehrte noch das Entsetzen der geängsteten Einwohner.

Seufzer eines Bedrängten.

Kränkung ist der tiefste Schmerz,
Den im Leben ich empfunden;
Unverschuldet trieft mein Herz
Von dem Blut der schweren Wunden.
Wenn ein eigensücht'ger Kopf,
Ohne Zartgefühl und Sitte,
Mich als einen armen Trotz
In der Menschheit offner Mitte
Zu erniedrigen beliebt,
Und ich muß dann duldend schweigen,
Kann der Menschheit mich nicht zeigen:
O wie fühl' ich tief die Schmach,
Die verlorne Freiheit giebt!
Seufze leidend dieser nach;
Aber warum seufzen, klagen?
Warum nicht geduldig tragen?
Gott, der Vater, lebt ja noch!
Er erleichtert mir das Joch,
Wenn ich vor sein Antlitz trete
Und mit Inbrunst vor ihm bete.
Dieses nur ist mir Gewinn:
Hab' ich doch ein gut Gewissen,
Liebenden und zarten Sinn,
Zwei so sanfte Ruhekissen!
O bewahre, Gott, sie mir,
Daß ich ferner diene Dir!
Bin ich auch verkannt, verhöhnet:
Bleib' ich doch mit Dir versöhnet;
Du allein beschützest, Gott,
Mich vor Kränkung, Tadel, Spott;
Mögest Du bei den Gefahren
Vor Versuchung mich bewahren,
Daß nicht Sünde mich beschleicht,
Und ich, trotz Verfolgung, liebe;
Mich mit christlich-reinem Triebe,
Der mir Kraft zum Guten reicht,
Der Verzeihung nur ergebe
Und vor Dir in Demuth lebe!
Endlich wird das Schicksal mir
Dann auch besser, holder werden:
Immer wechselt ja auch hier
Glück mit Unglück fort auf Erden.
Hoffnung ist's und Zuversicht,
Was mir Trost zur Seele spricht.

Naturgeschichte.

Das Schwein.

Mit 24 bis 28 länglichen, mit höckeriger Krone versehenen Backenzähnen; die Eckzähne stehen seitwärts heraus; der Rücken vorn borstig, der Schwanz klein und gedreht.

Das Schwein, sowohl das wilde als das zahme, zeigt eine besondere Plumpheit, Rohheit und Häßlichkeit der Gestalt; selbst der Bau seines Kopfes und des Schädels hauptsächlich haben keine edeln Verhältnisse; er ist dreieckig, langgestreckt, in eine vorn abgestutzte Rüsselnase endigend, und die oberen Schneide- wie Eckzähne schiefstehend. Diese Unregelmäßigkeit der Stellung mag wohl mit dem Mangel an Delikatesse, den das Schwein bei der Auswahl seiner Nahrung zeigt, zusammenhängen. Zahm ist es ein allesfressendes Thier, das selbst seine eigenen Jungen verzehrt; unreinlich bis zum Sprichwörtlichen, wälzt es sich träg und schläfrig in Koth und Moraft, um seinen überfressenen Körper abzukühlen. Demungeachtet ist es auch kühn, muthig und Jäger und Hunden gleich gefährlich, weshalb man es den Ritter des Waldes genannt hat.

Der Geruch ist bei diesen Thieren der schärfste Sinn. Ihr Rüssel ist sehr künstlich und unverkennbar absichtlich organisirt: er besteht aus einem platten runden Knorpel, der in der Mitte einen kleinen Knochen enthält; durch diesen Knorpel gehen die beiden Nasenlöcher. Er befindet sich vor dem Ende des oberen Kinnbackens, und ragt auf beiden Seiten, vornehmlich oben über der Haut, welche das Ende dieses Kinnbackens bedeckt, heraus. Diesen Rüssel bewegen ein paar starke Muskeln und Flechsen, und den Gebrauch desselben zum Wühlen erleichtert der kurze dicke Hals und der niedergesenkte Kopf. So erbaut ergänzen sich diese Thiere die Nahrung, welche sie auf der Oberfläche der Erde finden, durch diejenige, welche in der Erde befindlich ist, und wenn auch jene hinlänglich ist, wühlen sie noch schon gesättigt nach Leckerbissen, weswegen sie den jungen Schlägen in Waldungen und in benachbarten Wiesen und Aeckern am meisten alsdann schaden, wenn sich über der Erde mehr als genug zu ihrer Sättigung vorfindet, welcher Eigenheit der Schweine sich mit Vortheil der Forstmann bedient, indem er schon anderswo gesättigte Schweine in die Samenschläge der Hochwälder von Eichen und Buchen treibt, wo sie die Eckern unter die Erde bringen.

Die Schweine sind eigensinnig, dumm, keiner Dressur fähig. Ihre Stimme ist ein Grunzen, und bei Gefahr ein schneidendes Geschrei, auf welches sogleich die andern zur Hülfe herbeieilen. Wenn sie in der Waldmast sind, sind sie besonders wild; kommt man sodann mit

einem Hunde unter sie, so wird man alsobald von ihnen umgeben, und nur schleunige Flucht rettet. Aber von den Hunden ihres Hirten lassen sie sich in Ordnung halten und sogar züchtigen.

Das wilde Schwein ist schwarzgrau, sein Rüssel ist größer, der Vorkopf mehr gebogen, die Ohren sind runder und mehr aufrecht, die Borsten länger und stärker als am zahmen Schwein, und zwischen denselben befinden sich keine, wollige, graue Haare, die im Winter sehr dicht werden und den zahmen fehlen. Das wilde S. hat 4 große Eckzähne, die es mit auf die Welt bringt: die obern heißen das Gewerfe, die untern die Hauer; diese drücken den Rüssel in die Höhe, geben dem Thier ein fürchterliches Ansehen und ragen im vierten Jahr drei Finger breit über den Rüssel hervor. Die Bache (Weibchen) hat nur kurze Hacken; sie brunstet um Andreastag fast fünf Wochen lang, wo die alten Keuler (Männchen) sich zu den Bachen gesellen, und die jungen Keuler in hitzigen Kämpfen vom Rudel wegjagen. Zu dieser Zeit sind sie sehr gefährlich. Nach 18 bis 20 Wochen frischt die Bache zu Ende März oder April 4 bis 6 Junge. Sechs Wochen lang nennt sie der Jäger "Frischlinge", bis zu dritthalb Jahren "übergangne Frischlinge", die männlichen "Beckerlein", die weiblichen "Bachlein"; nach dieser Zeit heißt es "angehendes Schwein"; Männchen von 3, 4 und 5 Jahren heißen "drei-, vier- oder fünfjährige Keuler" alsdann aber "Hauptschwein". Die wilden Schweine halten sich mehrstens im Dickicht der Wälder, in der Nähe von Brüchen auf, und leben in Rudeln beisammen; Männchen von mehr als 2 Jahren gehen vom Rudel ab und leben einsam. Ihr Lager ist ein aufgewühltes Loch, Kessel genannt, wo sie mehrentheils den ganzen Tag über liegen bleiben und erst Abends dem Fraß nachgehen, der aus allerlei Wurzeln, Kräutern, Gras, Würmern und Insektenbrut besteht. Sie brechen Wiesen und Aecker 2 bis 3 Fuß tief um, und richten besonders in Kartoffelfeldern die gräulichsten Verwüstungen an. Im Herbst ist die Waldmast, das wilde Obst, der Heerwurm (Erdmast), Trüffeln ihr Lieblingsfraß; im Winter gehen sie auch auf Aas, besonders von Pferden.

Die wilden Schweine sind weniger Krankheiten unterworfen als die zahmen, besonders sind sie frei von Finnen und Bandwürmern, was man dem häufigen Genuß der Farrnkrautwurzel zuschreibt. In sehr heißen Sommern fallen sie bisweilen am Brand, das wahrscheinlich aber die Sumpfbräune ist. Wölfe, auch Füchse stellen den Frischlingen nach, die auch von Läusen geplagt werden. Ihr Fleisch ist schmackhafter und gesünder, als das der zahmen Schweine; man macht auch Schinken und Würste davon; die Haut wird ebenfalls benutzt, die Zähne dienen zum Glätten, die Borsten sind noch besser als die vom zahmen Schweine und die wolligen Haare lassen sich verspinnen.

Das zahme Schwein hat längere zugespitzte Ohren, der Bau des Schädels weicht von dem vorigen ab, die Fangzähne sind dünner und kürzer. Sie sind weit fruchtbarer als die wilden; das Männchen nennt man Eber (Watz, Hatsch), das Weibchen Mutterschwein (Mohr, Sau); die Jungen nennt man, so lange sie noch saugen, Ferkel (Spanferkel); die in ihrem magern Zustande befindlichen, Faselschweine. Sie begatten sich fruchtbar mit dem wilden Eber; die Sau bringt nach ungefähr 4 Monaten 4 bis 12 Junge und wird zweimal des Jahres hitzig; wer aber nicht überflüssig Futter hat, läßt sie lieber nur einmal des Jahrs, und zwar zu Ende Novembers bedecken. Wer zwei Würfe will, muß überdies noch warme Ställe haben und läßt den Eber im Oktober zu, worauf die Jungen im Februar und Merz, zum zweiten Wurf auf Ausgang der Aernte kommen. Die Ställe müssen reinlich und warm gehalten werden, Eber und Säue stallt man besonders auf und sondert auch die Mohr mit den Jungen von den übrigen ab. Der Schweinemist ist nach gehöriger Gährung ein wirksames Vertilgungsmittel wider Schaflhen und Katzenfiele, und gibt dem Tabak einen angenehmen Geruch.

Die bekanntesten Schweine-Rassen sind: a) die ungarische, kurzbeinig, schwarzgrau mit großen Ohren und kraushaarig. Sie haben weichern Speck als die andern; b) das deutsche, gewöhnliche, weißgelb, auch roth oder schwarz; c) das südenropäische, fast nackt, violetschwarz oder schieferblau mit dicken Kinnbacken, an denen Glöckchen hängen; über den Augen Falten, die Ohren kurz und aufrecht.

Zur Zucht sucht man diejenigen Säue aus, welche die mehrsten Zitzen haben, da deren Zahl auf die zu erwartende Menge Ferkel schließen läßt. Das Schwein kann 20 Jahr alt werden und ist erst mit dem sechsten und siebenten völlig ausgewechsen, wo es am besten zur Zucht ist, aber schon im ersten Jahr trächtig werden kann.

Die Krankheiten der Schweine sind: 1) die entzündliche Bräune; sie erscheint im August, und tödtet, wenn nicht gleich geholfen wird, das Thier in 24 Stunden; 2) die Sumpfbräune, wird selten geheilt; 3) das Rankkorn (Zungenkrebs); nach der Aernte zeigt sich oben in den Furchen des Gaumens eine harte, schmerzhafte Blatter von der Größe einer Erbse; 4) der Hinterbrand (Spath); 5) die Borstenfäule; 6) Schwindel; 7) Unverdaulichkeit; 8) Durchfall; 9) Vorfall des Mastdarmes entsteht bei jungen Schweinen, wenn man gekochte Kartoffeln füttert, die außen kalt, innen aber noch heiß sind; 10) Schlafsucht; 11) Husten; 12) Lungensucht; 13) Aufblähen; 14) Pocken; 15) Masern; 16) Ausatz; 17) Lähmung. Ihre Verfolger im Thierreiche sind: der Wolf, Läuse, der Schwein-Rundwurm, der Riesenkratzer im Magen und Darmkanal gemästeter Schweine, der kugelförmige Blasenbandwurm im Unterleib und der Leber, die Finnen.

Auflösung des Räthsels in No. 31.: "Flamme, Lamm, Amme, Emma."

Charade.

Ursprung aller Wesen, die ich kenne,
Daß ich Dich bei Deinem Namen nenne,
Willst verzeihen Du! O sei auch gnädig mir;
Denn an Deiner Hand bin ich geborgen,
Eitel sind Bekümmerniß und Sorgen,
Alles Gute nur verdank' ich Dir.

Mancher sehnt mit schmerzlichem Verlangen
Auf mein Zweites sich, von dem er ferne wiegt;
Doch es endet Sehnen sich und Bangen,
Wenn der Ruf erschallet, daß es nahe liegt.
— Es verschwinden Seufzer mir und Klagen,
Meiner Brust entsteigt ein froh Gefühl,
Wenn ein Stündchen ich in schönen Tagen
Mich entzieh dem menschlichen Gewühl,
Mich bei dir von Sorgen zu zerstreuen
Und der freien Lust mich zu erfreuen.

Du, mein Ganzes, zeuge biedre Söhne,
Nähre sie mit Kraft und freiem Muth,
Daß sich jeder mit der Muttermilch gewöhne
An der Freiheit reine Strahlenglut,
Und in diesem glücklichen Besitze
Dich das Erste segne und beschütze.

Wirst du dein wahres Wohl auf Recht und Tugend bauen:
Bewahrst du freien Muth, darfst Gott, dir selbst vertrauen.

DAS POSTHORNCHEN

No. 32.

1 Rappen

11. August 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Am 1. August traten die eidsg. Stände zu einer Konferenz wegen der Berathung eines gemeinschaftlichen Münzfußes zusammen. Sehr viele erklärten sich für den französischen.

* Der franz. Gesandte verlangt in einer an die Tagsatzung eingereichten Note wieder die Wegweisung des Prinzen Ludwig Napoleon aus dem K. Thurgau. Die Tagsatzung beschloß, dieselbe dem Stande Thurgau mitzutheilen, um von diesem nähere Erkundigung über die Sache zu erhalten; sie setzte zugleich eine Kommission von 7 Mitgliedern nieder, um die zu erfolgende Antwort von Thurgau zu prüfen. Wie man vorläufig hört, soll dieser Stand aber nicht geneigt sein, der Forderung Frankreichs Gehör zu geben, wenn schon der französische Kriegsminister zum schweiz. Geschäftsträger in Paris gesagt haben soll, Frankreich besitze die Mittel, die Folgeleistung seines Verlangens von der Schweiz zu erzwingen. Vielleicht meint er, weil der Monat Juli wieder für ein Jahr vorbei ist.

* Am 5. Aug. durchzog ein schauerliches Gewitter den Kanton Solothurn. In Wolfwyl schlug der Blitz zweimal nach einander beim Portal rechts und links in die Kirche, hob die Thür aus den Angeln und zersplitterte sie. Die Leute waren gerade zum Gebet in der Kirche versammelt, und mehrere Personen fielen ohnmächtig nieder, wurden jedoch gerettet.

* In der Gegend von Balm, eine Stunde von Solothurn, hat man im Jura die Ader eines Steinkohlenlagers entdeckt. Mehrere vorgenommene Proben sind sehr günstig ausgefallen und nähere Untersuchungen und Nachgrabungen sollen sofort begonnen werden.

* Das Dampfschiff auf dem Vierwaldstättersee hat seine Fahrten nach Alpnacht eingestellt, weil die Chikane der dortigen Schiffleute bei der Regierung Unterstützung gefunden hat. Die Reisenden über den Brünig nach Luzern müssen demnach schnell durch den Kanton Obwalden eilen und statt nach Alpnacht nach Stansstad gehen, wohin das Dampfschiff regelmäßige Fahrten macht.

* Die Stadt Freiburg wird in ihren kleinen Umfangs-Mauern bald alle Mönchs- und Nonnenorden der Welt vereinigt sehen. Schon jetzt beherbergt sie eine Unzahl derselben, und bereits sind ihr wieder durch den großen Rath neue dergleichen Gäste angekündigt. Es sind dieses die sich so nennenden frères ignorans (unwissenden Brüder), welche die Leitung des kleinen Seminars und derjenigen Schule, welche man der bestehenden Realschule gegenüberzusetzen gedenkt übernehmen sollen. Also hat Freiburg bald eine Art Akademie der Unwissenheit, eine neue Fakultät.

* Am 1. August verkündete ein außerordentliches Polkern und weit umher gehörtes Krachen, auf welches eine starke Erschütterung erfolgte, das Losreißen einer bedeutenden Steinmasse vom Spitzenbühl bei Goldau. Gleich darauf zeigte sich eine dichte Staubwolke und mehrere Steine gesellten sich zu den alten auf das Lager vom 1806.

* Am 1. August kamen drei Landjäger nach Arth und nahmen zwei Gesellen eines Klauenmannes, einen Luzerner und einen Aargauer, politischer Meinungen wegen gefangen und führten sie nach Schwyz.

* Während sich der Abt von Einsiedeln im Bade zu Pfeffers befand, zwangen die liberalen Mönche den Dekan (man sagt sogar, mit Schlägen, was freilich etwas

undelikat wäre), die Rechnungsbücher vorzulegen. Da ergab sich, daß an die Landsgemeinde vom 6. Mai beiläufig 2000 Duplonen zu Salbung von Hörnern gewandert waren, daß ein sehr bedeutendes Kapital im Geheimen nach Augsburg geschleppt worden sei, wo auch verschiedene Kostbarkeiten, die bisher als „gestohlen“ angegeben worden waren, aufbewahrt würden.

* Im K. Wallis herrscht dumpfe Gährung, die der Bischof und die Geistlichkeit mit dem Angstruf: „Religionsgefahr!“ zu ersticken sucht.

* Die außerordentliche Theurung des Brennholzes, verursacht durch den großen Bedarf unserer Dampfboote, dürfte nun in Genf und in den andern Seeländern etwa bald aufhören, da in Wallis und im franz. Departement de l'Ain eine Menge Steinkohlenwerke auf einmal eröffnet werden, und überdies bei den merkwürdigen neuesten Erfolgen der Beschiffung der Oberrhone die Steinkohlen von St. Etienne und Givres leicht und wohlfeil nach Genf geschafft werden können.

* Bei der Musterung des zweiten Kontingents Neuenburger Milizen sprach Oberst Roulet die Zufriedenheit mit der von ihr treu beachteten Mannszucht aus und lud sie darauf ein, mit ihm zu rufen: „es lebe der König!“ Etwa 20 von den Soldaten erwiederten den Ruf ihres Obersten, die andern blieben stumm. Nach der Verabschiedung zierte eine große Zahl von Scharfschützen ihre Kappen auf die Heimreise mit rothen und weißen Blumen, zum offenkundigen Beweise, daß sie die Schweizerfarben den ihnen aufgezwungenen preußischen Kokarden vorziehen.

Ausland.

† Am 26. vor. M. Morgens halb 7 Uhr brach über Lindau ein starkes Hagelwetter aus, das 2 Stunden lang ununterbrochen fortdauerte. Die Schlossen lagen in allen Straßen so aufgehäuft, daß sie Schlitten getragen hätten. Eine hieraus gefolgte Merkwürdigkeit ist, daß die letzten Steine von den Haufen in dem kleinen Hallhofe am 1. Aug. noch nicht verschmolzen waren, und also in den Hundstagen eine ganze Woche den Sonnenstrahlen, dem Regen und Wind trotzten.

† In Frankfurt am Main soll eine „Gesellschaft für Recht und Vaterland“ an allen Straßenecken revolutionäre Plakate angeschlagen haben und die Polizei durch anonyme Briefe vor ernstlichen Unruhen gewarnt worden sein. Da war gewiß die Gans mit im Spiel.

† In Schlesien haben sich die untern Volksklassen so sehr an das Branntweintrinken gewöhnt, daß man bei der jetzt statt gehabten Rekrutenaushebung mit Schrecken bemerken mußte, die meisten der jungen Leute seien in Folge des Schnappsgenusses zum Militärdienst untauglich geworden.

† In der Kurmark haben sich mehrere Prediger mir nichts dir nichts die Erlaubniß genommen, denjenigen jungen Leuten, denen sie Religionsunterricht zu ertheilen hatten, die religiösen Begriffe mit Prügeln einzuprägen. Solche handgreifliche Zeichen christlicher Liebe werden künftig nicht mehr statt finden, denn das hohe Konsistorium hat den Superintendenten aufgetragen, die Prediger auf ihren Beruf aufmerksam zu machen und ihnen liebevolle Behandlung der Konfirmanden zu empfehlen.

† Der König von Hannover fängt an, von oben herab diejenigen Staatsdiener zu entlassen, die nicht unmittelbar unter seinen Füßen kriechen. Bereits haben die Verabschiedungen beim Kabinetsrath Rose begonnen, und mehrere andere werden ihm folgen, falls die Betreffenden nicht so klug sind, vorher selbst um ihre Entlassung einzukommen. In das Entlassungs-Reskript setzte der König eigenhändig: „übrigens verlangen wir, daß derselbe Uns ferner mit Treue und Ergebenheit zugethan bleibe.“

† Nach den Mittheilungen eines geognostischen Beobachters durchbrechen das Quaderstein-Gebirge eine Meile von Tetschen in Sachsen häufige Basaltkegel, an welche sich oft mächtige Massen von Schuttland anlagern. Eine solche Bergwand zwischen den Dörfern Ohren und Bohmen gelegen, wurde diesen Sommer durch eine Spalte plötzlich getrennt, so daß die mit gewaltigem Krachen niederstürzenden Massen gegen acht Acker Landes vor sich her schoben und begruben. Sandsteinblocke von 3500 Kubikfuß Inhalt und mehrere Bäume wurden auf diese Weise gegen 300 Klafter weit fortbewegt. Noch immer trennen sich kleinere Massen los, und die Umänderung ist noch nicht beendet.

† In München ließ sich neulich ein Fremder, dessen Rock ganz ehrlich aussah, bei einem Uhrenmacher seine goldene Uhren vorlegen, wählte und handelte lange, und kaufte am Ende eine alte silberne um ein Geringes. Als der Uhrenmacher seine Uhren wieder aufheben wollte, fehlte die kleinste, eine schöne goldene Damenuhr. Der Fremde wurde heftig, daß man ihn im Verdacht habe, mußte sich aber, da eben ein Gendarme vorbeiging, bis aufs Hemd ausziehen. Es fand sich aber nichts, und der Uhrenmacher mußte sich noch dazu entschuldigen. Als nun der Fremde mit Anziehn fertig war und eben noch lächelnd den letzten Stiefel anzog, schlug es hell in seinem Bauche 7 Uhr. Er hatte die Uhr verschluckt und beim Bücken hatte seine verrätherische Magenwand an das leichte Federchen gedrückt.

† Während in Preußen die kath. Geistlichkeit wieder hartnäckiger als zuvor gegen die obrigkeitlichen Verordnungen in Betreff gemischter Ehen ꝛc. auftritt, erscheint in Berlin auch die Cholera wieder, deren Opfer der ausgezeichnete Rechtsgelehrte und Professor, Dr. Klenze, geworden ist.

† „So ihr Zeichen und Wunder sehet, so merket, daß das Ende der Welt nahe sei.“ Solche Zeichen und Wunder geschehen jetzt in demjenigen nordischen Staate, den man sonst für den glücklichsten hielt, weil man nichts von ihm hörte, Schweden. Plötzlich hat das Verfahren der Regierung gegen einen gewissen Ersenstolpe das Volk

aufgeregt und es hat angefangen zu gähren. Wer die Geschichte von Schweden kennt, weiß, daß solche Volksgährungen in der Regel die Vorboten größeren Unglücks gewesen sind. Ein zweites Unglück ist, daß der hochbetagte König durch widrige Zufälle aufs Krankenlager geworfen ist.

† Nach dem in St. Petersburg eingelaufenen offiziellen Berichte des Oberbefehlshabers der kaukasischen Provinzen hatte am 16. April in der Stadt Kisljär eine sehr merkwürdige Lufterscheinung statt. Um 8 Uhr Abends, bei noch nicht völlig eingebrochener Dämmerung, zeigte sich über einigem leichtem Gewölk am abendlichen Himmel, in einer Höhe von 20 bis 25 Graden, ein feuriges Meteor, das vollkommen die Figur einer Schlange hatte; besonders täuschend war der Kopf derselben nachgebildet, an welchem, und zwar gegen Norden gewandt, Rachen und Augen deutlich zu sehen waren. Der Schweif dehnte sich in mehrern ringförmigen Biegungen nach Süden aus; man sah ordentlich aus dem Rachen einen Geifer, gleich einem langen Faden, sich ergießen. Das Meteor war in einer beständigen wellenförmigen Bewegung und verbreitete einen hellen Strahl. Es erhielt sich gegen eine Viertelstunde sichtbar am Himmel; zuerst begann der Schweif zu schwinden, am längsten hielt sich das Licht am Hinterkopf, das sich zuletzt in einen Ring, ähnlich einem großen Sterne, formirte, bis auch dieses schwand, und an seine Stelle der gewöhnliche wolkenlose Himmel trat. Auf die niedern Volksklassen machte diese schauerlich anzusehende Lufterscheinung einen besondern Eindruck. Wer dieses Alles nicht buchstäblich glaubt, kann entweder nicht selig werden, oder bezahlt einen Franken Buße.

† Was die Zirkassier den Russen nicht zerstört haben, das haben am 10. Juni die Elemente gethan. Ein Sturmwind an der zirkassischen Küste machte von der russischen Seedivision bei 30 Schiffe rhedelos, wobei mehrere in Brand geriethen und nur für wenige Hoffnung bleibt, sie wieder dienstfähig machen zu können. Die zur Rettung der an Strand geworfenen Schiffe herbeigeeilten Truppen wurden von den Zirkassiern überfallen, und mehr als 1000 mußten über die Klinge springen.

† Man hat in Paris die Entdeckung von einem zweiten Kaspar Hauser gemacht: Die Frau eines Porzellan-Malers, welche wegen ihrer äußersten Dürftigkeit zuletzt im Stift Aufnahme gefunden hatte, that kurz vor ihrem Tode der Vorsteherin des Stiftes ein Bekenntniß, dessen Inhalt diese dem Polizeikommissär mittheilte. Der Kommissär suchte sogleich die Wohnung des Malers auf und ehe dieser sich von seinem Schrecken über die unerwartete barsche Frage, wo sein Sohn sei, erholen konnte, hatte jener schon die bezeichnete Thür geöffnet, und fand in einer dunkeln Kammer ein menschenähnliches, abgemergeltes Geschöpf, dem kaum noch einige Lebendigkeit eigen zu sein schien, auf einem Strohlager hocken. Einundzwanzig Jahre lang hatte der unmenschliche Vater dieses Wesen, das ihn übrigens zärtlich liebte, von aller menschlichen Gesellschaft, ja überhaupt von allen menschlichen Empfindungen und Gedanken fern gehalten, aus dem von ihm angeführten abgeschmackten Grund, ihm später in Deutschland eine gute Erziehung zu geben. Wasser und Brod war seine Nahrung, von der einförmigen Lage war sein Rücken ganz gekrümmt. Doch hatte ihn sein Vater lesen gelehrt. Merkwürdig ist die lange Verheimlichung dieser Unthat vor allen Nachbarn und andern Menschen, die zuweilen ins Haus kamen. Um die Entdeckung zu verhüten, ging der Vater sogar dem Wasserträger alle Morgen bis an die Hausthür entgegen, und nahm ihm dort seinen Bedarf ab; bei mehrmaligen Wohnungsveränderungen wurde der junge Mensch förmlich eingepackt und unter altem Hausgeräth fortgeschleppt. Der unnatürliche Vater wurde unter den Verwünschungen der Menge bis zu weiterer Untersuchung in sichern Gewahrsam gebracht, sein Sohn in das Hospital St. Anton, wo er sich unter zweckmäßiger Behandlung zusehends erholt. Er bewohnt dort ein kleines abgesondertes Kabinet, damit er nicht zu schnell aus seiner lang gewohnten Einsamkeit und Stille herausgezogen werde. Doch hat man ihm einen Kameraden gegeben und läßt ihn auch zur Spaziergangszeit im Haus herum gehen, was ihn Anfangs in einen fieberhaften Zustand versetzt hat. Seine Muskeln sind zwar schlaff, sein Gesicht blaß, doch ist er nicht mehr so mager. Er ist schüchtern, spricht nur langsam, ist aber weder traurig noch unruhig.

†: Einige Aussicht wäre jetzt nun schon für Laity da, ein paar Jahre von seiner Gefängnißstrafe gestrichen zu sehen, denn die Herzogin von Würtemberg ist Mutter eines Prinzen geworden. Ludwig Philip ist glücklich, und alle trüben Erinnerungen an die Julitage, die, wie man in den Tuilerien hofft, diesmal zum letzten Male gefeiert worden sind, verschwinden in Nichts bei dem Gedanken an die bevorstehende Niederkunft der Herzogin von Orleans; schenkt auch sie ihrem Gemahl einen Prinzen, so hat der Julithron eine Stütze, die ihn in keinem andern Monat, viel weniger im Juli, fallen lassen sollte. Dies erfolgreiche, wiewohl erst noch zu erwartende Ereigniß, und ob Marschall Soult den Hosenbandorden von London mit sich bringe, sind die einzigen Gedanken, womit sich die hohen Bewohner der Tuilerien beschäftigen.

† Das französische Ministerium will den Sneidergesellen, welche mit so tollkühnem Muth in der Juliseier Revolutions-Bocksprünge machten, Vorlesungen über die schönen Gegenden Afrika's halten lassen, um sie zur Auswanderung in diese glücklichen Gefilde zu bewegen.

† Während man aus Frankreich vom Ende Juli über außerordentliche Kälte klagt, wo das Thermometer bis unter 0 fiel, und in Süddeutschland in diesen Tagen die Marktweiber ihre Hände an Gluthpfannen wärmten, war in Rußland eine solche Hitze, daß an der Eisenbahn von Zarskoje-Selo die Schienen sich dehnten und von ihren Stellen wichen.

† In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu

Paris verlas Hr. Flourens ein Schreiben eines Missionärs in China, in welchem mitgetheilt wurde, daß die Chinesen die Puppen der Seidenraupen im Ofen rösten, mit Butter backen und als ein sehr erfrischendes und stärkendes Gericht verzehren.

† Die Tuchmanufaktur des Hrn. Cheneviere in Elbeuf wurde vorige Woche ein Raub der Flammen. Man schätzt den Verlust auf 800,000 Fr. Schlimmer als der Eigenthümer, der seine Fabrik auf mehrern Seiten versichert hatte, sind seine vielen Arbeiter daran, denen auf einige Zeit der Broderwerb genommen ist.

† Im Isère-Departement werden Nachforschungen gehalten, um die verlassenen Silber-Bergwerke wieder zu eröffnen und neue zu entdecken. Man glaubt damit dem König Ludwig Philip ganz besonders dienen zu können, wenn es nur das Schicksal will, daß man im Finden recht glücklich ist, bevor er wieder einen Sohn oder eine Tochter auszusteuern hat.

† In London sind zwar, wie anderwärts, immer viele Leute in bedeutenden Verlegenheiten, das macht halt das Wetter; aber in größerer Verlegenheit ist dort gegenwärtig niemand, als der Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston. Täglich wird er von allen Seiten bedrängt, eine bestimmte und aufrichtige Antwort über Persien zu geben, d. h., wie die Sachen dort eigentlich stehen, aber immer entschuldigt sich der gute Mann mit dem Mangel an amtlichen Nachrichten. Die Mitglieder des Ober- u. Unterhauses wissen nicht, was sie davon denken sollen, denn sie selbst haben längst durch unamtliche Nachrichten, die gewöhnlich die zuverlässigsten sind, erfahren, daß es dort sehr schlecht steht, und die Regierung muß, sobald sie es eingesteht, Anstalten dagegen treffen. Beide genannten Häuser haben nun im Sinn, dem Minister bald selbst amtliche Nachrichten darüber mitzutheilen.

† Man hatte bisher noch kein Beispiel, daß ein Kanarienvogel sprechen gelernt hatte. Eine Mrs. Hardy in London besitzt nun einen solchen, der so gelehrig war, einige Redensarten, die man ihm oft vorgesprochen, mit außerordentlichem Erfolge nachzuahmen. Die Eigenthümerin hat das Thierchen vom Neste an aufgezogen und es ist eben der Gegenstand ornithologischer Neugierde.

† In der Gegend von Birmingham lebt ein Nagelschmied, der nicht weniger als acht Frauen gehabt hat, die der Reihe nach alle gestorben sind; von jeder derselben hatte er ein Kind, von denen 7 noch leben; nun steht er im Begriff, sich zum neunten Mal zu verehelichen.

† Die Summe der Unkosten, welche die Empörung in Kanada außer dem gewöhnlichen Militär-Budget verursacht, wird auf 500,00 Pf. Sterl. angeschlagen. Die in Nordamerika aufgestellte britische Seemacht besteht aus 32 Schiffen mit 1160 Kanonen und 10,210 Mann.

† Am 24. Juli feierte man den Namenstag der Königin von Spanien in Madrid auf eine so glänzende Weise, daß das im Lande herrschende Elend ganz verdunkelt wurde. Christine ließ sich von mehr als 4000 Personen die Hand küssen, welche herzerhebende Etiquetten-Zeremonie mehrere Stunden dauerte. Von der so nothwendigen Anleihem, dem immer mehr sich verstärkenden zweideutigen Münzgerücht, von Don Karlos und den Kabalen, die hinter der Königin Rücken gespielt werden, wurde an diesem Tage kein Wort gesprochen; man wollte, wie dies bei Hoffesten üblich ist, die Fröhlichkeit nicht mit politischen Gesprächen trüben. Im Uebrigen ist dort der Bürgerkrieg immer noch in Flor; nach den Zeitungen werden die Karlisten einmal über's andere geschlagen, meistens sind diese Nachrichten wahrscheinlich nur Träume, denn sonst wäre Don Karlos schon lange zum Lande hinausgeschlagen.

† Der unglückliche Zustand von Portugal ist immer noch derselbe, vielmehr hat er noch zugenommen, denn zu dem miguelistischen Bandenanführer Remechido hat sich noch ein anderer gesellt, der Geistliche Manoel Correa. Beide üben sich um die Wette im Rauben, Morden und Brennen. In Braganza hat das Volk die Dezimasteuer auf eine eigene Weise abgeschafft: dasselbe versammelte sich, mit Waffen, Knütteln, Stangen ꝛc. versehen vor der Wohnung des Zivil-Gouverneurs, erklärte diesem, keine Steuern zu bezahlen, und zwang dann den Magistrat, in Begleitung einer Musikbande in den Straßen herum zu ziehen, und laut auszurufen, die Steuer sei aufgehoben. Obschon die Königin mit Zwillingen niedergekommen sein soll, fühlt sich das Volk doch nicht glücklich.

† Wie es scheint, haben sich weder Sultan noch Vicekönig durch die Einreden und Einflüsterungen der europäischen Diplomaten von ihren längst gehegten Planen abbringen lassen und stehen in diesem Augenblicke kampfgerüstet einander gegenüber. Der Sultan hat dem Kapudan Pascha befohlen, ohne weitere Umstände die ägyptische Flotte anzugreifen, wenn er sie irgendwo fände. Die ägyptische Armee soll aber im Kampfe mit den Drusen eine empfindliche Niederlage erlitten haben.

† Nach den neuesten Nachrichten ist der Krieg zwischen dem Sultan und dem Pascha von Aegypten unvermeidlich. Mehemet Ali läßt in alten Büchern nachschlagen, ob er nicht von den Pharaonen abstamme, um sein Recht auf den Thron Aegyptens damit den europäischen Mächten einleuchtender machen zu können.

† Nach amerikanischen Zeitungen sind in 2 Jahren durch Explosion und Verbrennung von Dampfschiffen 3300 Menschen zu Grund gegangen, und im Jahr 1833 bereits über 1000.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 33. 17. August 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Das höchste Ideal.

Schweb' mir begeisternd vor, erhabnes Ideal,
Wohin des Menschen Geist bestimmt ist zu gelangen;
Du warst von Urzeit an der Weisen Lust und Wahl,
Und unsre Wohlfahrt wächst, wie mehr wir dich umfangen;
So wie's den Bessern führt zum Vorwurf und zur Qual,
Wenn seine Strebungen zu schwach noch an dir hangen.
Dies hohe Ideal, umschwebend Gottes Thron,
Umfasset Weisheit, Sich, Pflicht und Religion!

O hehre Weisheit, du, der Geister höchstes Ziel,
Vom Unerschaffenen der Geisterwelt gesendet;
In der sich Sokrates, und Jesus selbst, gefiel,
Die — steigend stets — nie im Erschaffnen sich vollendet;
Im großen Urgeist nur — im himmlischen Gefühl —
Vollkommenheit besitzt, und Strahlen abwärts sendet.
O Weisheit, welche uns der Gottheit Wille lehrt,
Mehr als Demant und Gold sei theuer uns und werth!

Und Pflicht, o, wer schätzt dich, so hoch als dir's gebührt?
Weß Herz von Feu'r für dich sich fühlet ganz durchdrungen,
Der wird hienieden nicht von Sinnenlust verführt;
Hier preiset deinen Werth der Mensch, dort Engelszungen.
Wenn deine Führung man im Glück und Unglück spürt,
So wird auf Erden schon der Geist zu Gott geschwungen.
O Pflicht, bist du dann noch mit Weisheitssinn gepaart,
So wird dein hoher Zweck uns erst recht offenbart!

Und dann, Religion, dich, frommer Herzen Lust,
Wenn uns Gesundheit weicht, wenn Krankheit uns ereilet;
Erfüllst du jederzeit, und ganz, des Menschen Brust,
So wird ihm Friede, Ruh und Freude zugetheilet;
Und er wird auch, der Huld des Ew'gen sich bewußt,
Froh sehn die Stunde nahn, die Schmerz und Kummer heilet;
Denn Gott selbst reichet uns hienieden schon die Kron',
Eint bei uns Weisheit sich, Pflicht und Religion!

O Himmelstrio, dir — jetzt und in Ewigkeit,
Der reinste, höchste Schmuck der reinsten Seraphinen —
Sei unser ganzes Sein hienieden schon geweiht,
Bis wir, vor Gottes Thron, uns sehn von dir beschienen!
O Ewiger, Einziger! dieser Dreieinigkeit
Lehr' uns durch Deinen Geist mit Fleiß und Eifer dienen!
Wie froh beschließt sich dann der ird'sche Pilgerlauf;
Und hochentzückt schwingt sich der Geist zu Dir hinauf!

Aufrichtung des Sonnen-Obelisks auf dem St. Petersplatz in Rom.

Diesen 130 Fuß hohen Obelisk, der aus einem einzigen Granitstück gehauen ist und von dem berühmten ägyptischen Könige Sesostris der Sonne geweiht war, ließ der kaiserliche Tirann Caligula mit ungeheurem Kostenaufwand nach Rom bringen, um ihn in der Mitte seines Circus aufzustellen. Er war von den Barbaren, die Rom so oft verwüsteten, verschont geblieben, und stand wenig beachtet unter Ruinen und Trümmern, bis Sixtus V. das Pontifikat erlangte. Dieser unternehmende und kühne Papst faßte den Vorsatz, die weit über eine Million Pfunde wiegende Steinmasse auf dem St. Petersplatz aufrichten zu lassen; aber Niemand wußte mehr, wie die alten Römer und Aegyptier so ungeheure Lasten fortbewegt hatten. Um nun auszumitteln, wie der Obelisk zu transportiren und aufzurichten sei, berief Sixtus im Jahr 1584 eine Commission zusammen, welcher diejenigen Baukünstler, die das kühne Wagestück zu unternehmen wagen zu dürfen glaubten, ihre Pläne zur Prüfung vorlegen mußten. Von allen Seiten kamen nun Architekten, Mathematiker und Gelehrte herbei, welche der Congregation ihre Ansichten und Risse von Maschinen zu diesem Zwecke vorlegten, von denen Mancher gar seltsame und abenteuerliche Vorschläge machte. Der Großherzog von Toskana sandte seinen besten Baumeister, mit vorzüglichen Empfehlungen versehen, an den Papst. Nachdem derselbe Alles gehörig in Augenschein genommen, bat er sich ein Jahr Bedenkzeit aus, um die Sache reiflich überlegen zu können;

Sixtus aber, der kein Freund von Bedenklichkeiten war, ſchickte ihn mit derbem Spott heim. Nun erſchien Dominikus Fontana, und brachte zugleich ein hölzernes Modell mit, an welchem ein kleiner Obelisk von Blei hing, den man mit Hilfe angebrachter Rollen und Haſpel ohne große Schwierigkeit in die Höhe richten konnte. Da den Herren der Kommiſſion die Sache nicht gleich einleuchten wollte, ſo machte es ihnen Fontana noch deutlicher, indem er das Stück eines kleinen zerbrochenen Obelisken, der in Ruinen lag, mit ziemlicher Leichtigkeit aufrichtete. Dennoch ſtritten die Herren lange, ob ſie dieſem Plane den Vorzug geben ſollten, wozu ſie ſich endlich verſtanden, aber die Ausführung desſelben einem andern Baumeiſter übertrugen, deſſen Name bekannter, als der des unbekannten Fontana, war. Dieſer aber, damit nicht zufrieden, ging vor den Papſt ſelbſt, und es gelang ihm auch ohne Mühe, den ſcharfſinnigen Sixtus zu überzeugen, daß er als Erfinder des Plans auch deſſen Ausführung am beſten leiten könne, und Sixtus übertrug ihm die Leitung des Ganzen allein.

Fontana ließ nun den Grund zum Fußgeſtell legen, und weil der Boden nicht feſt genug war, ſtarke Pfähle einrammeln. Alle Schloſſer, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. in ganz Rom wurden in Bewegung geſetzt, um die nöthigen Rollen, Ketten, Kloben, Stangen, Beſchläge und andere Werkzeuge jeder Art zu verfertigen. Aus den Wäldern von Nettuno langten Tannenſtämme an von ſolcher Größe und Schwere, daß jeder von ſechs bis ſieben Paar Büffeln gezogen werden mußte; von Terracina kamen große Hebebäume von Ulmen, und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haſpeln; Alles Materialien von auserleſener Güte und der zuverläſſigſten Feſtigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderſt von ſeinem Fußgeſtelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüſt verfertigen, verſchaffte ſich durch Niederreißung einiger Häuſer auf der einen, und Durchbrechung der Mauern der nahe liegenden Sacriſtei auf der andern Seite des Obelisken mehr Raum. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgeſtell herum mit einer doppelten Unterlage von künſtlich in einander verſchränkten Balken, damit die ungeheure Laſt das weiche Erdreich nicht eindrückte; dann richtete er darauf die acht Säulen jenes Gerüſtes, zwiſchen denen ſich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und niederbewegen ſollte; jede derſelben war aus vier ſtarken Balken zuſammengeſetzt, hatte 18 italieniſche Ellen im Umfange und war 123 Ellen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieſer Länge aufzutreiben, wurden mehrere kunſtreich übereinander gefügt und mit ſtarken eiſernen Reifen gebunden; überdem wurden dieſe Säulen von acht langen Streben geſtützt und durch eine Menge Querbalken mit einander verbunden. Der Obelisk ſelbſt wurde, um ihn nicht zu beſchädigen, in doppelte Matten gewickelt und mit dicken Bohlen umkleidet; über dieſen wurden eiſerne Stangen mit Eiſenbändern durchflochten, welche wie ein Netz die Einkleidung des Obelisken umfaßten, und woran eiſerne Ringe befeſtigt waren, an welche die Kloben, die ihn erheben ſollten, eingehängt wurden. Dieſes Alles machte den Obelisk noch unendlich ſchwerer. Die ganze Laſt ſollten 40 von vielen Menſchen und Pferden gezogene Haſpel in die Höhe heben und durch fünf 70 Ellen lange Hebebäume bewegt werden.

Man kann ſich denken, wie ſehr ſolche ungeheure Zurüſtung die Neugier der Menge ſpannte; aus den entfernteſten Gegenden Italiens ſtrömten Menſchen herbei, um zu ſehen, was man mit dieſer Unzahl von herbeigeſchafften Hülfsmitteln aller Art ausrichten würde. Sixtus machte daher, um jeder Unordnung bei dieſem Zudrängen der Neugierigen vorzubeugen, Anordnung mit ihm eigener Strenge; er ſetzte nichts Geringeres als Lebensſtrafe darauf, wenn es Jemand wagen würde, an Tagen, wo jene Maſchine gebraucht werden ſollte, in den den Arbeitern angewieſenen Bezirk einzudringen; Niemand ſollte bei ſchwerer Strafe ſich unterſtehen, zu ſprechen oder nur das kleinſte Geräuſch zu machen, nicht einmal laut zu räuſpern; auch war wirklich an dem Tage, wo die Maſchinen das erſte Mal arbeiten ſollten, der Bürren-Hauptmann mit ſeinen Untergebenen der erſte, der in jene Schranken trat, und nicht bloß zum Schein richtete der ſie begleitende Scharfrichter auf dem Platze einen Galgen auf. Fontana war indeſſen hingegangen, den Papſt um ſeinen Segen zu bitten; er erhielt ihn, wobei ihm aber Sixtus bemerkte, er ſolle wohl überlegen, was er unternähme, denn wenn es fehl ſchlüge, würde es ihm den Kopf koſten. Doch ſoll der Papſt ſelbſt aus Mitleiden gegen ſeinen Günſtling ihm heimlich Mittel an die Hand gegeben haben, um ſich im unglücklichſten Fall vor ſeinem Zorne zu flüchten. Bei der erſten Morgendämmerung wurden nun zwei Meſſen geleſen; alle Arbeiter kommunizirten, empfingen den päpſtlichen Segen und zogen noch ehe die Sonne aufging in den umzäunten Bezirk. Rund umher aber verſammelte ſich eine zahlloſe Menge von Zuſchauern; alle Straßen waren angefüllt, alle Dächer, von welchen man auf den Platz ſehen konnte, mit Menſchen bedeckt; der ganze Adel, alle Kardinäle und Prälaten befanden ſich an den Barrieren zwiſchen den Schweizer- und andern Garden. Alles war in der geſpannteſten Erwartung und tiefe, feierliche Stille herrſchte, denn Niemand wagte es, im Angeſichte des ſchonungsloſen Galgens auch nur laut zu athmen.

Fontana hatte verordnet, wenn die Trompete ein Zeichen gäbe, ſollte jeder ſeine Arbeit beginnen; ließ ſich die Glocke auf dem Gipfel des Gerüſtes hören, ſollte jeder ſogleich nachlaſſen. Dieſem Befehle zu gehorchen, ſtanden 900 Arbeiter und 75 Pferde bereit. Jetzt ertönte die Trompete und in einem Augenblicke waren Menſchen und Pferde, Hebel und Haſpel, Alles in Bewegung: die Erde erzitterte,

das Gerüste krachte, alle Balken bogen sich von der Last; der Obelisk aber, der bisher schief gestanden hatte, richtete sich schnurgerade in die Höhe. Da gab die Glocke das Zeichen, einzuhalten; aber bald tönte die Trompete wieder und Alles arbeitete von Neuem. Zwölfmal ward angezogen und jedes Mal hob sich der Obelisk höher und wurde durch Keile und Unterlagen von Holz und Eisen gehindert, wieder niederzusinken. Endlich stand er hoch genug, daß man ihm die Schleife, auf der er weiter geschafft werden sollte, unterschieben konnte. Nun löste die Engelsburg zum Zeichen, daß Alles gut gelungen sei, ihre Kanonen, und die Menge, die so lange mäuschenstill geblieben war, machte sich Luft durch ein jubelndes Freudengeschrei.

An den folgenden Tagen traf man Anstalten, den Obelisk auf die Schleife niederzulegen; ein noch schwierigeres Unternehmen, das manche neue Vorsichtsmaßregel erforderte, aber eben so glücklich gelang, als der erste Versuch. Die ungeheure Säule erreichte wohlbehalten den Boden und lagerte sich auf ihre Schleife; man nahm ihr nun die ganze Umkleidung ab, um sie leichter zu machen und bequemer fortschieben zu können. Aber der etwa 570 Schritt entfernte Platz, wo sie hingebracht werden sollte, war niedriger als die Stelle, wo sie sich befand. Um ihr eine sichernde, in immer gleicher Höhe fortlaufende Bahn zu bereiten, mußte man erst einen Damm bauen, der mit starken Balken belegt ward und auf beiden Seiten von vielen Stützen und Streben festgehalten wurde. Als dieser vollendet war, schafften vier Haspel jene auf Walzen ruhende Schleife mit ihrer schweren Last bewunderungswürdig schnell bis an das Ende des Dammes.

Indessen ließ Fontana das alte Fußgestell des Obelisken ausgraben und an der ihm nun bestimmten Stelle wieder aufrichten und daselbst das große Gerüst auf die nämliche Weise hinbauen; der Obelisk erhielt seine Bekleidung wieder und wurde durch die Kloben mit den Haspeln in Verbindung gesetzt, welche diesmal 800 Menschen und 140 Pferde in Bewegung setzen sollten. An dem zum Aufrichten bestimmten Tage versammelte sich wieder halb Rom an den Schranken in der gespanntesten Erwartung. Einundfünfzig Mal zogen die Maschinen an, und jedes Mal erhob sich der Obelisk etwas höher; aber schon ging die Sonne unter und noch stand er nicht. Beim zweiundfünfzigsten Zuge wollten die furchtbar angestrengten Stricke nicht mehr ziehen und drohten zu zerreißen, wodurch der Obelisk umgestürzt und Alles in Trümmer gegangen wäre. Mit bangem Herzklopfen wagte die in gespannter Angst schwebende Menge kaum mehr Athem zu holen. Da und dort kracht es am Gerüste. Da unterbricht plötzlich eine hellschallende Stimme, trotz der darauf stehenden Todesstrafe, die furchtbare Stille und schreit laut auf: „Wasser, Wasser, macht die Seile naß!“ Der in Todesangst schwebende Fontana befolgte schnell den Rath, und siehe da, es half: der Koloß stand wenige Minuten darauf senkrecht über seinem Fußgestell.

Jetzt ließ sich die Menge nicht länger halten, der Jubel ward allgemein und der Donner der Kanonen verkündete von der Engelsburg, daß das Wagestück gelungen sei. Die Arbeiter, trunken vor Freude, nahmen Fontana auf ihre Schultern und trugen ihn unter Jauchzen und Trompeten- und Paukenschall nach Hause, durch das Gewühl einer drängenden Menge, die ohne Unterbrechung ihm Beifall und Lebehoch zurief. Der Papst fand sich dabei nicht wenig geschmeichelt, daß ein Gesandter des Königs von Frankreich, dem er an diesem Tage gerade die erste Audienz gab, Zeuge von dem Gelingen einer so großen und kühnen Unternehmung war.

Den unberufenen Schreier hatten unterdessen die Sbirren ergriffen und festgesetzt; es war ein Mann Namens Bresca aus der kleinen Republik S. Remo gebürtig und von einer daselbst sehr angesehenen Familie. Statt der befürchteten Todesstrafe ließ ihn der sonst so unerbittliche Sixtus nicht nur auf freien Fuß setzen, sondern erlaubte ihm sogar, sich eine Gnade auszubitten; Bresca bat nun um das seltsame Vorrecht, am Palmsonntag die Palmen für die päpstliche Kapelle besorgen zu dürfen, was ihm ohne Weiteres gewährt wurde und sich bis auf die neueste Zeit in seiner Familie erhalten hat.

Fontana hatte nun zur gänzlichen Vollendung seines Werkes noch einige Schwierigkeiten zu überwinden. Der Koloß stand nun zwar auf seinem Fußgestell, ruhte aber nur auf etlichen untergeschobenen Keilen. Die Maschinen wurden noch einmal in Bewegung gesetzt, um den Obelisk ein wenig zu heben. Da mag denn doch den Arbeitern das Herz ein wenig geklopft haben, als sie hinunterkriechen und auf der obersten Platte des Fußgestelles die Unterlagen von Bronze, auf denen der Obelisk ruhen sollte, befestigen und ihre Zapfen mit Blei eingießen sollten. Indessen Alles ging glücklich und majestätisch langsam ließ sich der von den Seilen der Maschine gehaltene Obelisk auf sein Fußgestell nieder, während man einen Keil nach dem andern herausschlug. Nun befreite man ihn von seiner Umkleidung und den Gerüsten, weihte das heidnische Denkmal zu einem christlichen ein, indem die gesammte Geistlichkeit der Peterskirche in Prozession das Kreuz auf seine Spitze pflanzte und unter vielen Zeremonien feierlich einsegnete.

Sixtus aber vergaß nicht, seinen Baumeister und Günstling, nachdem er ihn in solche Angst versetzt hatte, auf's Reichlichste zu belohnen. Er ernannte ihn zum Ritter vom goldenen Sporn, gab ihm zehn einträgliche Stellen im Ritterorden der heiligen Jungfrau von Loretto, die er auf seine Erben übergehen lassen konnte, und schenkte ihm außer den 5000 Gold-Scudi noch alle bei dieser Arbeit gebrauchten Materialien, bei deren Verkauf 20,000 Scudi gelöst wurden.

Ferner wurde auf Befehl des Papstes Fontana's Name in das Fußgestell des Obelisken eingegraben, und man prägte auch ihm zu Ehren ein paar Schaumünzen, die der Nachwelt das Andenken eines Mannes erhalten sollten, der allerdings Bewunderung verdient. Denn nur bei einer sehr glücklichen Vereinigung sinnreichen Erfindungsgeistes mit gründlicher Einsicht und kecken Muthes, einer Alles, auch das kleinste beachtenden und leitenden Thätigkeit war es möglich, ein so schwieriges Unternehmen auszuführen; zumal da Fontana keine Vorgänger hatte, deren Erfahrungen er benutzen konnte, wie die seinigen von denjenigen benutzt worden sind, welche späterhin ähnliche Wagstücke versucht haben.

Muetter.

Anni, muest nid ume chelle,
Lauf mir nid de Buebe noh;
's sind fast luter böß Gselle,
Folg mir drum, lo d' Buebe goh!

Anni.

Muetter, ist denn euse-n Aetti
Nid au z'erst e Bueb no gsy?
Wenn e Bueb mi nähm, so hätt i
Au e Ma. Gsehst das nid y?

Naturgeschichte.

Das Krokodil.

Alle Gattungen haben einen breiten, niedrigen Körper, dicken, aufschleifenden Bauch, kurze Beine und einen platten Kopf mit niedergedrückter Schnauze und ungleich großen Zähnen; die Augen stehen ganz oben aufwärts gerichtet, was ihnen ein häßliches Ansehen gibt; auch ist ihr Blick schief. Das Ohr schließt sich außen mittelst zweier fleischiger Lippen; auch die Nasenlöcher können durch zwei Klappen verschlossen werden und ihre Oeffnung bildet halbmondförmige Spalten am Ende der Schnauze. Fleischige Lippen haben sie nicht, daher man ihre spitzen, kegelförmigen, etwas gebogenen Zähne auch bei geschlossenem Rachen sieht, welches Fletschen ihnen ein Furcht erregendes Ansehen gibt. Die fleischige Zunge ist rundum fast am Unterkiefer angewachsen und von lebhaft gelber Farbe; hinten ist sie frei und schlägt sich in eine Klappe vorwärts, welche, wenn sie sich als Kehldeckel auf die Stimmritze zurücklegt, die Schlundöffnung schließt und so diese Thiere geschickt macht, auch unter dem Wasser zu fressen. Die Unterkinnlade geht weiter zurück als der Schädel, deshalb reckt sich auch dieser mit der Oberkinnlade senkrecht in die Höhe, wenn das Krokodil den Rachen aufsperren will. Ihre Halswirbel stützen sich durch kleine falsche Rippen, die ihnen jede Seitenbewegung schwer machen, daher man ihnen durch Seitensprünge entgehen kann. Ihre Eier sind groß und hart wie Gänseeier, doch rauh an der Oberfläche, und es ist merkwürdig, daß ein aus einem verhältnißmäßig so kleinen Ei ausgekrochenes Thier eine so riesenmäßige Größe (bei 18 Fuß Länge) erlangen kann. Der Schwanz ist lang, von beiden Seiten zusammengedrückt, und von gewaltiger Kraft. Die vordern Füße haben fünf, die hintern vier Finger, gewöhnlich, jedoch nicht immer, durch Schwimmhäute verbunden, aber nur die drei innern sind mit Krallen versehen. Die Schuppen des Bauches sind viereckig und fügen sich genau an einander; die des Rückens und Schwanzes nehmen die Gestalt erhabener Knorren an, oft noch durch einen Kiel in der Mitte erhöht, und bilden Längsreihen; die des Nackens sind die ausgebildetsten.

Manche Gattungen sind räuberisch, kühn, Alles anfallend; andere gefahrlos, so daß Kinder zwischen ihnen herumspielen. Oft schwimmen sie wie leblos auf der Oberfläche eines Stromes, wenn sie auf Beute lauern; oder eben so leblos mit aufgesperrtem Rachen am Ufer liegend; dann sind sie am furchtbarsten, denn augenblicklich haben sie einen Menschen oder ein Thier erschnappt und ziehen es mit sich in das Wasser hinab; hier tödten sie ihren Raub nur und verstecken ihn, wie man behauptet, um ihn erst zu fressen, wenn er halb faul ist. Doch erzählt Bartram, daß er einst unsägliche Mengen, so viel und dicht, daß man auf ihren Köpfen den Strom hätte passiren können, die eben streichenden Fische habe verfolgen und fressen sehen, wobei das Geklapper der Kinnladen ein furchtbares Geräusch verursachte. Im Wasser sind sie überhaupt sehr schnell und holen einen schwimmenden Menschen bald ein; auch ist ein Einzelner in einem Kahn meist verloren, wenn sie erst den Fuß auf den Rand desselben gesetzt haben. Ihre Menge ist bisweilen so ausserordentlich, daß sie wie Würmer im Schlamm der Untiefen und unbewohnten Inseln wimmeln. In der heißen Zone, wo solche Untiefen alljährlich eintrocknen, werden sie dann mit eingebacken, erstarren und erheben sich erst mit der wiederkehrenden Regenzeit zu neuem Leben.

Sie sind höchst gefräßig, beißen fürchterlich und verschlingen Alles, was nur Leben hat; daher man auch in ihrem Rachen Steine, Gewürm und Insekten die Menge findet. Hierauf bezieht sich denn auch die Fabel der Freundschaft des Nilkrokodils mit einem Regenpfeifer, weil dieser um ihn herumhüpft und ihm die Insekten und Larven aus den Zähnen pickt. Man behauptet, daß sie ihre Eier im warmen Sand verscharren, und daß das Weibchen sie einige Monate hindurch bewache. Bei der Begattung legt sich dieses auf den Rücken. Das Fleisch mehrerer wird, trotz des Moschusgeruches, namentlich in Afrika, wo es Burkhardt zu Markte bringen sah, gegegessen. Die Farbe der Krokodile ist mehrentheils gelbgrün, bis ins Grasgrüne und Braune. Ganz alte sind mit Pflanzen, Muscheln und andern Parasiten bewachsen. Der Panzer ist außerordentlich fest, so daß ihn eine Kugel nur an einigen weicheren, faltigen Stellen, z. B. an den Schultern, durchdringt. Die Krokodile bewohnen die Ufer großer Ströme, am häufigsten die Ausmündung derselben; aber auch große Moräste. Man findet häufig, daß sie mit großen Thieren, die zum Saufen herankamen, Kämpfe bestanden haben, indem eins das andere mit Krallen und Zähnen zu besiegen suchte. Es wird behauptet, daß es in der alten wie in der neuen Welt gezähmte gebe, die demnach auch dem Menschen nicht mehr gefährlich seien. Die ägyptischen Priester erzogen welche in Tempeln. Auf den Molukken, der Sklavenküste und auf St. Domingo soll man sie auf diese Art theils zum Staat, theils zur Mästung halten.

Das Nilkrokodil hat sechs Reihen viereckige, ziemlich gleiche Knorrenschilder längs dem Rücken und soll der Leviathan der heiligen Schrift und der Suchis der Aegypter sein. Daß die durch antike Skulptur abgebildeten den heutigen nicht ganz gleichen, beweist nicht, daß die Alten eine jetzt ausgestorbene Gattung gehabt hätten, denn man sieht gar manche dergleichen sehr unrichtig abgebildete alte Kunstwerke. Es findet sich gegenwärtig nur noch im oberen Nil, wahrscheinlich aber durch ganz Afrika bis nach Indien. Es scheint die größte Gattung zu sein, die eine Länge von 30 Fuß, den Bauch von der Dicke eines Ochsen erreicht. Es hat etwa 36 obere und 28 untere Zähne; oben auf der Schnauzenspitze befindet sich eine fleischige, polsterartige Masse. Die vorderen Füße haben fast freie Zehen. Seine Farbe ist dunkelbraun, fast wie angelaufene Bronze; die Augen stehen schief. Es ist böse und gefährlich.

No. 33.

DAS POSTHORNCHEN

18. August 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Tagesbegebenheiten.

* Was wir schon früher einmal gemeldet, hat sich auch jüngsthin wieder bestätigt; nämlich daß der Herzog von Montebello neben seinen diplomatischen Geschäften auch merkantilische treibt. Er soll in alle Kantone Proben von Champagner geschickt haben, um den äußerst billigen Preis, daß man den Prinzen Napoleon verweise.

* In Olten sitzen zwei junge Bursche in Haft, weil sie einem 6 Jahr alten Kinde ein Glas Branntewein gegeben, worauf das Kind in der zweiten Nacht starb.

* Die Gemeinde Oberstraß, K. Zürich, hat am 11. d. dem Prinzen Napoleon das Bürgerrecht zu schenken beschlossen, soweit ihr diese Schenkung nach den Landesgesetzen zusteht, und es bleibt nun zu erwarten, was die Regierung von Zürich in gegenwärtigen Verhältnissen dazu sagen wird.

* Im K. Graubünden haben in Folge von Gewittern sowohl der Rhein als andere angeschwollene Waldwasser großen Schaden angerichtet, und sechs Personen (worunter Vater und Sohn) ertranken beim Flößen angeschwemmten Holzes.

† Carl Heuser, gewesener Faktor in der Buchdruckerei des Hrn. Leske in Darmstadt, wurde wegen vorgeblichen revolutionären Umtrieben von den großherzogl. hessischen Gerichten steckbrieflich verfolgt; da sich aber derselbe bereits schon als Associé der Hoff- und Heuserschen Buchdruckerei in Mannheim das großherzogl. badische Bürgerrecht gekauft und auf die Vorladungen der hessischen Gerichte sich nicht gestellt hatte, wandten sich diese an die badischen Behörden um seine Auslieferung, erhielten aber vom badischen Ministerium zur Antwort: daß der Betreffende im Großherzogthum Baden untadelhaft eingebürgert sei und die badische Regierung sich demnach nicht bewogen finde, ihn auszuliefern. So handeln fürstliche Regierungen, während die freien Schweizer sich besinnen und lange sich zanken um die von Frankreich verlangte Auslieferung des bei ihnen eingebürgerten Ludwig Napoleon. Freilich aber passen ein freier Schweizerbürger und ein Kron-Prätendent nicht gut in eine Person.

† Schon bringen die Zeitungen wiederum die Nachricht von Errichtung eines neuen Frauenklosters in Baiern. Wenn das so fortgeht, wird König Ludwig bald alle die Zellen wieder gefüllt haben, die sein Vater leerte.

† In Baiern sind wieder drei Bücher, welche sich auf den jetzigen kirchlichen Zwiespalt beziehen, von der Polizei weggenommen worden; die Regierung muß schon eine große Bibliothek weggenommener Bücher besitzen und hat somit durch dieselben wohlfeile Gelegenheit, sich zu belehren. Unsere Schulen werden nächstens nach östreichischem Schnitt eingerichtet, d. h. es wird Jedem Gelegenheit geboten, etwas zu lernen, und wenn Einer nichts oder nur das gelernt hat, was er nicht sollte, so wird ihm dies von der Schul-Kommission bescheinigt. Wer nun solch Zeugniß vorzuweisen hat, kann natürlich keine Anstellung bekommen. Der Unterricht wird übrigens sehr leicht gemacht; es werden Blumenlesen und Chrestomathien eingeführt, woraus man in kurzer Zeit mit wenig Mühe Alles lernen kann; auch Grammatik wird getrieben und besonders übt man die Schüler im Dekliniren (zu Deutsch: Beugen).

† In Freiburg an der Unstrut hat Hr. Prof. Jahn bei einer in seiner Wohnung ausgebrochenen Feuersbrunst Alles verloren, während er mit seiner Frau nach Kölleda verreist war. Alle seine Bücher, schätzbare Handschriften und selbst sein Briefwechsel ꝛc. wurde vom Feuer verzehrt.

† Im Schwäbischen Merkur äußert ein Berliner Vaterlandsfreund seine Freude über die musterhafte Ruhe und Ordnung, welche bei der Feier des Geburtstages des Königs statt gefunden. Hinten hervor aber erfährt man, daß dies besonders polizeilicher Thätigkeit zuzuschreiben sei, und daß die dortige Polizei sich jetzt auf höhern Befehl durch Höflichkeit auszeichne.

† In der Nacht vom 10. auf den 11. August brach in Niedermendig (Rheinpreußen) Feuer aus, welches bei heftigen Winde so schnell um sich griff, daß bei Abgang der Post des andern Morgens 9 Uhr bereits 162 Gebäude abgebrannt waren und das furchtbare Element immer noch zerstörend fortwüthete.

† Soult, der Mann, welcher ganz England alarmirt hat, ist unglücklicherweise ohne Hosenbandorden über den Kanal gefahren, ohne Hosenbandorden in Paris angekommen. Schon hatte die ganze Welt von dieser neuen

Auszeichnung, nach der Ludwig Philip so eifrig strebt, gesprochen, und mit einem Male zeigt es sich, daß die ganze Sache Nebel und Dunst war. Dafür soll nun aber auch Soult büßen und nicht Minister werden, da er ja ohnehin nicht der Mann ist, der sich am Gängelbande herumführen läßt, wie Graf Mole. Aus allen beiden Gründen ist nun Marschall Soult für die Tuilerien eine lästige Person. — Der aus dem Wochenbette der Herzogin von Orleans erwartete Prinz soll Graf von Paris heißen, wird aber, wie gesagt, noch erwartet, ist also noch nicht geboren.

† Am 12. Aug. erlitten die Reisenden auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain einen Unfall, indem ein zweiter Wagenzug gegen den ersten, der bei einer Station gerade anhielt, mit einem fürchterlichen Stoß anrannte, und die fünf letzten Wagen desselben in Stücke zerschlug, wobei über 100 Personen mehr oder weniger verwundet wurden. Sonderbar war dabei das Betragen der Gesundgebliebenen, die aus Ungeduld über den Aufenthalt Bänke und Laternen zerschlugen, so daß Gendarmerie und zwei Abtheilungen Dragoner aufgeboten werden mußten.

† Am 6. wurde die schöne Zuckerfabrik „des Alouettes“ in Chalons-sur-Marne ein Raub der Flammen. Das Feuer griff so schnell um sich, daß in Zeit von einer halben Stunde das Dach zusammenstürzte, und Alles, was sich in den weiten Sälen befand, verzehrt wurde. Die Fabrik war bei 4 Kompagnien um 450,000 fr. Franken versichert.

† Die Franzosen in der Regentschaft Algier können es nicht begreifen, wie die Araber, nachdem sie seit 8 Jahren mit „der großen Nation“ in vielfache Berührung gekommen sind, immer noch an ihrem frühern Hauptgewerbe, dem Rauben und Plündern, viel Gefallen finden. Dies Geschäft wird von ihnen seit einiger Zeit wieder mit großem Erfolge betrieben, und wer in Arabien nicht unter starker französischer Bedeckung reist, hat das Vergnügen, solchen Herren in die Hände zu fallen. Die Franzosen wollen nun viele Bücher in's Arabische übersetzen lassen, in denen gründlich nachgewiesen ist, daß Rauben und Plündern ja nicht mit Erobern zu verwechseln, sondern ein unerlaubtes, sündhaftes Geschäft sei.

† Die Belgier haben jetzt gar nicht mehr nöthig, sich wegen ihrer Zukunft graue Haare wachsen zu lassen; denn in Berlin wird ihre Sache nun emsig nach dem „allgemeinen Landrecht“ abgekartet, nach welchem sie eben so ganz unrecht nicht hätten. Werden dabei keine Seitensprünge gemacht, und ist der Schuh erst nur einmal fertig, so wollen die Belgier das allgemeine Landrecht als Gesetzbuch annehmen.

† Englische Blätter erzählen einen interessanten Zug von dem großen Baumeister Telford, der außer mehrern andern Werken die Kettenbrücke über den Menai-Kanal anlegte. An dem Tage, wo die erste Kette an den Pfeilern der beiden Ufern befestigt wurde, und Tausende versammelt waren, um den Erfolg zu sehen, ließ er sich gar nicht blicken, um etwanig nöthige Anordnungen zu treffen, sondern zog sich in das kleine Haus zurück, das er während des Baues bewohnte, verschloß die Fensterladen und erwartete den Erfolg. Endlich verkündete ein lautes Freudengeschrei, daß der Versuch gelungen sei, und als man in das Haus kam, ihm Nachricht zu geben, lag er auf den Knieen und dankte Gott für das Gelingen seines großen Planes.

† Am 31. Juli feierte man in Neapel den Geburtstag der einundzwanzigjährigen Königin. Da fiel es dem Vesuv ein, auch mitzufeiern. Viele hundert Fuß hohe Feuersäulen von ungeheuerm Umfang stiegen empor, Millionen glühender Steine von furchtbarer Größe flogen umher, die mit rauschendem Gepraffel niederfielen; noch am 2. d. Abends tobte dieser entsetzliche Vulkan und ließ Unheil befürchten. Die Umwohner sind jedoch auf ihrer Hut, um sich bei Zeiten noch mit Hab und Gut aus dem Staube zu machen.

† Die Schläge, welche die Aegypter von den Drusen erhalten hatten, wußte der kriegserfahrne Ibrahim Pascha zu wenden, so daß am Ende die Drusen die Geschlagenen waren.

Ein Domherr vermachte mittelst Testament seinem Neffen die Bibliothek und den Wein im Keller. Da der junge Mensch noch nicht im Stande war, das Legat gehörig zu gebrauchen, so wurde Beides versteigert. Aus der Bibliothek wurden 50 fl. gelöst, aus dem Wein aber 5000. Als darüber Jemand seine Verwunderung aussprach, gab der Erbe ganz trocken zur Antwort: „Mein Oheim wußte wohl, daß der Buchstabe tödtet und der Geist lebendig macht.

Warnung.

Es kam ein Mann von Dinkelsbühl
Gelaufen in Schwarz-Müllers Mühl',
Zwanz'g Viertel Korn er hin that stellen,
Es sollte sie der Müller röllen.

Der aber war ein arger Strick,
Gab nur sechs Viertel Kern' zurück;
Doch ließ, nach langer Bitt' und Beben,
Er ein paar Vierling ihm noch geben.

Hm, brummt der Mann: ist das nicht toll?
Das ist gewiß mein Korn nicht voll!
Zwanz'g Viertel Korn gibt, wie ich meine,
An Kernen wenigstens doch neune!?

Der Müller war jedoch nicht faul,
Schnauzt ab den Mann: Halt jetzt dein Maul!
Was unter meinem Knecht geschehen,
Dafür kann ich nicht gut dir stehen!

Nun ruft der Mann von Haus zu Haus:
Bleibt von Schwarz-Müllers Mühle aus;
Wird Einem dort das Korn genommen:
Vom Müller kann man's nicht bekommen.

No. 34. 24. August 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Martin van der Ham.

Folgende, ausgezeichnet heldenmäßige, und für die Rettung so vieler hoffnungslos dem Tod geweiht geschienener Mit-Menschen, so glücklich gelungene, herrlich schöne That, fand sich beschrieben im Nachläufer des Schweizerboten, vom 28. Oktober 1834, und war, am 18. nämlichen Monats, im Helder, im nördlichen Holland, ausgeführt worden.

Wenn Alexandern wir noch jetzt den Großen nennen,
Der Menschen ohne Zahl durch Kriege weggerafft;
Wenn andre Helden, die durch Morden, Plündern, Brennen,
Manch' Stadt und Land verheert, sich hohen Ruhm verschafft,
Durch welchen Ausdruck soll man Thaten denn erkennen,
Wo Männer, staunend durch die Menge angegafft,
Die größte Anstrengung, Gefahr und Tod nicht scheuen,
Um Brüder — sicherm Tod geweiht schon — zu befreien?

Das thatst du, Van der Ham! — Wie schön hast du bewiesen,
Was wahre Menschenlieb', gepaart mit Muth, vermag!
Der Brigg Täsmania, vom wildsten Sturm erkiesen,
Zum bald'gen Untergang, zertrümmert da schon lag;
Die Mannschaft, zwölf an Zahl, dem Tod schon angewiesen,
Wenn niemand schnelle Hülf' verschaffen kann und mag;
Da sehn wir, Martin, dich, ein Schiffseil um dich binden,
Und durch's erzürnte Meer den Pfad zum Schiffe finden!

Der Hauptmann war bereits dem Sturm im Schiff erlegen;
Eilf Mann umklammern noch die Trümmer — Van der Ham
Ergreifet Mann für Mann, schwimmt rasch dem Land entgegen;
Ruht nicht, bis auch der Eilft' des Schlundes Kluft entkam;
Doch wär' der Held beinah' dem letzten Mann erlegen,
Da dieser, sinnlos, ihn tief in den Abgrund nahm;
Mit neuer Muskelkraft weiß er sich aufzuschwingen;
Und glücklich sah man ihn an's Land auch diesen bringen!

Wer nie die offne See gesehn, ihr wildes Stürmen,
Macht immer sich davon unrichtigen Begriff;
Unmöglich ahnet er, wie Well' auf Well' sich thürmen,
Und schmettern Häuser hoch das ungeheu'rste Schiff;
Und welche ird'sche Macht vermag dies zu beschirmen,
Wenn's stößt, wie hier geschah, auf einen Felsenriff?
Und eilfmal, hin und her, in diesen heft'gen Wogen,
Ist Martin Van der Ham, Trotz bietend, durchgezogen!

Welch hocherhabnen Ruhm verdient ein solch Betragen!
Zoll', Mitwelt, Nachwelt, ihn dem Helden Van der Ham!
Und lerne, Jugend, du von ihm das Höchste wagen;
Da jeder ja von Gott, wie er, den Ruf bekam:
Dem, was behaglich thut, wenn's Noth heischt, zu entsagen,
Und, wo's nur möglich ist, dem Jammer und dem Gram,
So sehr Gefahr auch droht, hülfspendend zuzueilen,
Und Muth und Eifer voll schnell Rettung zu ertheilen!

Liebegg und Trostburg,

oder:

Die Macht des christlichen Glaubens.

2. Trostburg.

Beschluß.

Am folgenden Abend fanden sich aber die Gäste nicht wieder so zahlreich zu der vom Grafen von Habsburg festgesetzten Nachfeier auf Rore ein, wie sie es an beiden vorhergehenden Tagen gewesen waren; nur einige Männer und die jungen Bewohner der neuen Burgen, die dabei schicklichkeitshalber nicht wohl ausbleiben durften, erschienen. Theils mochte das über Nacht eingetretene Regenwetter, theils aber auch wirklich einige Furcht sie abgehalten haben.

Der Graf von Habsburg aber empfing die Wenigen in munterer Laune, war an der Tafel sehr gesprächig, trank bei der Tafel allen Anwesenden wacker zu und lenkte das Gespräch absichtlich von einem heitern Gegenstand auf den andern, um bei Jedem den Gedanken an den gespensterhaften Vorfall bei der Hochzeitfeier entfernt zu halten. Die ganze Gesellschaft unterhielt sich auf diese Weise recht lebhaft, scherzte und lachte bis um Glockenschlag zwölf Uhr. Da sahen Alle plötzlich ganz unwillkührlich nach der verhängnißvollen Saalthür hin und bange Furcht malte sich auf ihren Gesichtern. Drei starke Schläge prallten abermals an

die Thür, Gertrud fiel besinnungslos nieder und Dietrich rief in wehmüthigem Entsetzen: „Mein Vater!“

Alles ward stille. Niemand wagte einen Laut von sich zu geben; bebend und mit starrem Blicke stand die ganze löbliche Gesellschaft da, bis auf einmal der Graf von Habsburg aufsprang, ein an der Wand hängendes Schwert ergriff, gegen die Thür losging und rief: „Was ist das!?“

Aber Dietrich faßte ihn am Arm, hielt ihn zurück und sagte: „Nicht doch, Verehrtester! Sah't Ihr denn nicht leibhaftig meinen Vater hier stehen und plötzlich wieder verschwinden?“

— Was? Wo war dein Vater? Wer hat ihn gesehen? Schäme dich, du junger Lecker, an solch albernes Zeug zu glauben! — Hiermit riß er die Thür auf, ward aber so wenig gewahr, als die vorigen Male.

Gertrud wurde unterdessen durch Waschen mit kaltem Wasser wieder zur Besinnung gebracht. Auch sie, die nicht wußte, was mit ihr vorgegangen war, behauptete, der letzte Augenblick ihrer Besinnung sei der Anblick ihres Vaters Guntram von Dissentis gewesen. Alle Andern hingegen hatten bloß die Schläge gehört, aber keine Erscheinung gesehen.

„Hm, das ist doch zu toll!“ brummte der alte Graf: daß man einem im siebenzigsten Jahre noch mit aller Gewalt zum einfältigen Narren machen will! Verabredetes Spiel ist's, das ihr treiben und euch über mich lustig machen wollet! Mir ist in meinem Leben noch kein solcher Spuk vorgekommen; nun soll ich in meinen alten Tagen noch lernen an Gespenster glauben?! O geht, mir macht ihr solch Zeug nicht weis!“

— Sei nicht so ungläubig, mein lieber Herr Bruder, erwiederte ihm die Gräfin von Rore. Es kommt einem im Leben gar Manches unerklärlich vor, dessen Bestand wir doch nicht ablengnen können; und welches menschliche Auge vermöchte in die Geheimnisse des geistigen Lebens einzudringen? Am besten ist, wir verschlafen die Sache, und ergeben uns dem allmächtigen Rathschlusse Gottes, der uns das Räthsel dieses Vorfalles, falls er von Bedeutung ist, mit der Zeit wohl lösen wird.

„Oh“, sagte Dietrich: „ich weiß schon die Bedeutung. Gewiß ist mein Vater gestorben — daß ihn der Himmel zur Seligkeit führe! — Er hat wohl in der Sterbestunde an uns noch gedacht, vielleicht uns noch gar etwas offenbaren wollen. Ich habe einen glaubwürdigen Freund, dessen selige Mutter in ihrer Sterbestunde kosend an seinem Bette erschien, und als er ihr die Hand reichen wollte, war sie verschwunden. Ein paar Tage nachher erhielte er die Kunde von ihrem Hinscheid, dessen Stunde ganau auf die ihres Erscheinens paßte.

Die Gesellschaft redete von dieser Sache noch Manches hin und her, und ging dann endlich aus einander, um sich zur Ruhe zu begeben.

Am folgenden Tage trennte man sich, und die zwei jungen Paare zogen wieder auf ihre Burgen, in banger Erwartung einer baldigen Nachricht, die ihre wehmüthigen Ahnungen lösen sollte.

Etwa vierzehn Tage nachher erschien ein Pilger auf der Liebegg, der die wirkliche Todeskunde Guntrams überbrachte und ein Dokument zu deren Beglaubigung vorlegte, dessen Inhalt wörtlich folgender war:

„Ich Guntram von Dissentis thue kund hiermit, daß, da ich mein baldiges Ende mit starken Schritten herannahen fühle, ich mein sämmtliches irdisches Habe und Gut, das nach Eintheilung und Schätzung gewissenhafter Männer an 75,000 Goldgülden beträgt, in fünf gleiche Theile trenne, wovon jedem von meinen beiden Söhnen ein Theil, der Tochter Gertrud einer, und ihrer Mutter, falls sie in Zeit von drei Jahren durch den Beauftragten oder die Verwandtschaft ausfindig gemacht werden kann, ein Theil zufällt; sollte sich Gertruds Mutter jedoch nicht finden lassen, so theilen sich nach Verlauf der Frist meine drei Kinder gleichmäßig in diesen Theil. Der fünfte aber ist zu Unterstützung von hülfsbedürftigen christlichen Pilgern und Verbreitern der Lehre Jesu ausgesetzt. Diesen nur und dem glückseligen, liebevollen Leben auf Rore, das mir zum Beispiel ward, verdanke ich mein ruhiges Ende. Bleibet darum zufrieden, meine Kinder; der Glaube an Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit hat mein reuiges Gemüth durchdrungen und im Vertrauen auf die Liebe des Schöpfers scheide ich von hinnen. Obwohl ich euch, ihr meine Geliebten, in diesem Leben gerne noch einmal gesehen hätte, tröste ich mich mit der Unmöglichkeit und mit der Hoffnung auf einstiges Wiedersehen in der Ewigkeit. Dem Ueberbringer Dieses, einem aufrichtigen Lehrer christlicher Liebe, anvertraue ich selbst diesen meinen letzten Willen, ihn euch zu übermachen. Nehmet sie hiermit hin, meine Verlassenschaft, verwendet sie weise und gut. Seid liebreich gegen Unterdrückte, hülfreich gegen Leidende, gütig gegen Arme, aufrichtig gegen alle eure Mitmenschen und bleibet im herzlichen Vertrauen auf Gott und unsern Erlöser Jesum Christum; behaltet mich in gutem Andenken und vergesset meine hingeschiedene Seele nicht in euerm Gebet. Einst werden wir dann vereinigt vor dem Throne des Allerhöchsten seine unbeschränkte Liebe, Macht und Güte preisen.“

Der Pilger berichtete dann noch mündlich, wie er auf den eigenen sehnsüchtigen Wunsch des nun Verschiedenen ihn in der christlichen Lehre unterrichtet, und da dieser in Folge einer schweren Krankheit seinen nahen Tod voraussah, habe er ihm dieses Pergament mit dem Auftrag überreicht, es den Theilhabern zu eröffnen. Zwei Nächte vor seinem Absterben habe er noch laut und vernehmlich die Namen seiner

entfernten Kinder ausgerufen, und in der dritten um Mitternacht sei er dann ruhig im Herrn entschlafen.

Dieses Ereigniß, welches Dietrich und Gertrud auf die Erscheinung hin geahnet, und, wenn auch nicht gerade auf diese Weise, erwartet hatten, machte demungeachtet tiefen Eindruck auf ihr Gemüth und versetzte sie in kindlich aufrichtige Trauer.

Nachdem der Pilger einige Tage auf Liebegg verweilt hatte, reiste er in Begleitung Dietrichs nach Rhätien zurück, um die Erbschaft nach Uebereinkunft mit dem ältern Bruder in Ordnung zu bringen.

Während seiner Abwesenheit hatte sich der alte Freiherr von Rynach auf einer Jagd im Walde verirrt, und kam, von unfreundlichem Wind und Schneegestöber überrascht, zu einer einsamen ärmlichen Hütte, in welcher ein silberbärtiger Greis, eine alte Frau und eine andere, etwa vierzigjährige Weibsperson beim kärglichen Haberbrei saßen. Sie luden ihn höflich als Gast ein, welches er gerne annahm und sich auf allerlei Weise mit ihnen unterhielt. Während des Gespräches kamen ihm sowohl die Gesichtszüge der jüngern Weibsperson als deren Stimme auffallend ähnlich mit derjenigen Gertruds vor, weshalb er sie fragte: ob sie die Tochter dieser alten Leute sei. Sie verneinte es einfach. Damit nicht zufrieden, erzählte er eine Weile nachher, und unter anderm Gespräch wie hingeworfen, die Geschichte seiner Schwiegertochter bis auf den jüngsten Augenblick, um zu beobachten, welchen Eindruck es auf sie mache. Bei Anhörung derselben erröthete sie zwar, wollte jedoch ihre Herkunft noch nicht verrathen; aber der Greis brach freudig in die Worte aus: „Nun bist du ja wieder glücklich, Brunhilde; vergiß dabei deinen alten Diener nicht!“

Da sah sie sich entdeckt und sagte: „ja, ich bin Gertruds Mutter. Die Abneigung meines Vaters gegen Guntram, und die Bewerbung eines mir verhaßten seinigen Günstlings um meine Hand machten meine Verehelichung mit Guntram unmöglich. Ich kam heimlich mit einer Tochter nieder und er nahm mir sie ab mit dem Versprechen, für ihre gute Verpflegung zu sorgen. Ich erfuhr seither nie mehr etwas von ihr; aber die zufällige Nachbarwerdung ihrer Geburt und mein immerwährendes Widerstreben vereitelten auch meine Verbindung mit jenem und zogen mir harte Behandlung von Seiten meines Vaters zu, die mich zuletzt zur Flucht zwang. Dieser alte Waffenknecht desselben hielt mich in seiner Hütte vor dessen Zorn verborgen. Bei seinem Tode enterbte mich mein Vater, wenn ich mich noch je am Leben befinden sollte, wie es hieß, und so blieb ich die arme Verpflegte dieser alten Leute.“

Der Graf von Rynach ließ sich alsdann wieder auf den richtigen Weg nach seiner Heimath führen und bereitete auf Trostburg seine Kinder zum Empfang der Mutter vor, die am folgenden Tage abgeholt und mit unbeschreiblichem Entzücken aufgenommen wurde.

Zu seiner freudigen Verwunderung fand Dietrich bei der Zurückkunft die Gesuchte gefunden und ein fröhliches Fest vereinigte die ganze Familie zu zärtlicher und glücklicher Freundschaft, wobei auch der Alten in ihrer einsamen Hütte liebreich gedacht wurde.

Liebe und Wahrheit.

Es Sternli ist am Himmel obe,
Das blitzeret is fründlich a,
Und het in eufes Herz verwobe
Es Chymli, das is tröste cha.

Das Chymli föll im Herze trüeje,
Es bringt is Zfrideheit und Heil;
Lo's nume wachse-n und lo's blüeje,
So wird dir d'Seligkeit no z'Theil.

Es kennt ke Nyd und cha nid hasse,
Und wenn au neime Böses gscheht,
So meint's, me well halt nume gspasse,
Und treit nid noh, was's nümme gseht.

Mitlyde het's a-n alle-n Orte
Wo-n öbber nicht gar glücklich ist,
Und hilft mit Thate-n und mit Worte;
Es kennt kei Hader und kei Zwist.

Es Liechtli glänzt uf eusi Erde,
Das zündet hinder jede Lug,
Und mit de seltsemste Giberde
Flieht vor ihm ane der Bitrug.

Es zündt der Bosheit grad a-n Aeke,
Drum förchtet sie si starch dodrab
Und stieht mit Gruse-n und mit Schrecke
Vor ihm i-n ihres finster Grab.

Es ist kei Fründ vo Tändeleie
Deckt aller Falschheit d'Mäntel uf;
Drum ghört me-n alli Falsche schreie:
„Wenn's neime zündt, so lueg nid druf.“

Und doch thuet's Liechtli jedem zünde;
Wer nume d'Auge-n öffne mag,
Wird's Sternli und wird's Liechtli finde,
Und jedi Nacht wird ihm zum Tag.

Ihr Alli werdet's Sternli kenne,
Es schynt euch täglich, stündlich a;
Doch wer's nid kennt, dem will i's nenne,
's heißt: „Höchsti Liebi“, denket dra.

Und's Liechtli? Mueß i euch das säge?
So rüef i uns mit luuter Stimm:
Wer zue-n ihm will, dem zünd's uf d'Stege,
I glaube, „Wohrheit“ seit me-n ihm.

Wem d'Liebi glänzt, der hef uf Erde
Scho 's schönst und glücklichst Himmelrych;
Und wem au d'Wohrheit lieb cha werde,
Vor dem sind alli Mönsche glych.

Naturgeſchichte.

Die Perlenmuſchel.

Dieſe zweiſchaligen Thierchen zeigen weder Kopf noch Augen, ſondern nur vier dreieckige, an der Innenſeite geſtreifte und durch Nervenzweige belebte Lappen am Munde; von da geht ein Magen und Darm bis zum After, am entgegengeſetzten Ende; darüber am Rücken liegt das Herz. Zu jeder Seite liegen zwei Kiemenblätter, die durch eine Röhre hinten Waſſer einziehen und durch eine andere davor wieder ausſtoßen. Ein offener Mantel bedeckt Leib und Kiemen. Man findet bei ihnen nur einen Eierſtock, kein männliches Organ.

1) Die See-Perlmuſchel. Das Thier iſt eiförmig, platt, noch nicht genau bekannt, und mit der Schale an Felſen geheftet. Die Schale halbkreisrund, ſchwer, dick, mit ſcharfem Rand und einem kurzen Flügel; außen braungrün, weiß geſtrahlt, ſchuppig-blätterig, innen ſchön perlmutterglänzend.

Dieſe weltbekannte, berühmte Muſchel, welche die ſchönſten Perlen liefert und eine anſehnliche Größe erreicht, findet ſich vorzüglich im perſiſchen Meerbuſen, bei Baharein, an den Küſten von Ceylan, Neuholland und im Golfe von Mexiko. Die Perle ſelbſt iſt wahrſcheinlich ein Erzeugniß der Abſonderung des Mantels, welches ſie auf die Weiſe, wie die Schale, bildet, und ſich ganz fein um krankhafte Eier anlegt, die aus den Eierſtöcken oder Kiemen herausfallen. Beweis dafür iſt, daß ſich in jeder Perle eine glänzende Höhlung, das Eihäutchen, noch findet; zwar bilden ſich auch in der Schale ſelbſt perlenähnliche Auswüchſe, aber keine wahren Perlen. Ihre Fiſcherei erträgt im perſiſchen Meerbuſen allein jährlich bis zu einer Million Thaler. Drei Viertheile dieſer Summe kommen für die größten und ſchönſten aus Indien und China; die andern gehen nach Baſſora, um ſich meiſt in der Türkei zu verbreiten. Nach Europa kommen im Verhältniß die wenigſten koſtbaren Perlen. Alle verlieren nach etwa fünfzig Jahren an Farbe und Gewicht; von da an aber halten ſie und erſcheinen dann meiſt gelblich; doch wird behauptet, daß viele indiſche dieſe Farbe auch deshalb haben, weil ſie die vornehmen Leute auf bloßer Bruſt und am Halſe tragen und verſchwitzen. Die Perlenmuſcheln werden bekanntlich durch Taucher, oft vierzig Fuß tief, heraufgeholt, und an einem wohlbewachten Strande ausgebreitet, bis ſie abſterben und faulen. Die todten Muſcheln verbreiten einen argen Geruch und tragen viel zu Krankheit und Tod der dabei beſchäftigten Perſonen bei; aber trotz der vielfachen Lebensgefährlichkeit dieſes Gewerbes wird daſſelbe ſeit Jahrtauſenden doch ununterbrochen betrieben. Nach etwa zehn Tagen öffnen ſich die Muſcheln, man unterſucht ſie, findet aber oft in vielen nichts, in einer einzigen hingegen viele Perlen; läßt man jedoch die Muſcheln zu lange faulen, ſo ſchuppen ſich die Perlen gern ab. Der große Juwelier Jefferies meinte, ſie ſeien darum ſo ſchätzbar, weil die menſchliche Kunſt zu ihrer Schönheit nichts beitragen könne; und in der That iſt es bisher nicht möglich geweſen, die natürlichen zu verſchönern oder gleiche hervorzubringen. Die ſchönſten und koſtbarſten müſſen ſo weiß wie Milch, ſehr eben, hell und lebhaft ſchimmernd ſein; die orientaliſchen ſpielen ins Fleiſchfarbene.

Man theilt im Handel die Perlen in acht Klaſſen: Die erſten und größten heißen Parangon-Perlen, an welche ſich die großen runden Zahlperlen und die etwas kleineren Kropfperlen reihen, welche letztere jedoch immer noch ganz rund und ſo groß wie kleine Piſtolenkugeln ſein müſſen; die vier darauf folgenden Sorten ſind von unregelmäßiger Geſtalt, birnförmig oder halbkugelförmig, wo ſie Perlaugen oder Lothperlen heißen; dann die zwiebelförmigen und die ganz unregelmäßigen Barockperlen; Perlſamen endlich heißt die ganz kleine Waare, vormals in den Apotheken als Arznei gebraucht, noch zu Stickereien u. dgl. benutzbar. Die größte Perle, von welcher man weiß, erhielt Philipp II., König von Spanien, im J. 1597; ſie war birnförmig, von der Größe eines Taubeneies und würde nach dem jetzigen Preiſe etwa eine Million werth ſein.

Die innere Subſtanz der Schalen der Perlmuſchel, welche in ganzen Schiffsladungen nach Europa kommen, liefert das Perlenmutter. Es läßt ſich zum Auslegen des Holzes, zu kleineren Griffen und andern Zierrathen leicht verarbeiten und iſt auch ziemlich dauerhaft; weil es aus verhärteten Schichten und Faſern beſteht, ſo ſchillert es auf die bekannte Art in Violet und Grün, und dieſe Eigenſchaft erſcheint ſogar auf ſchwarzem Siegellack wieder, wenn man ein Petſchaft von Perlenmutter darauf abdrückt.

2) Die Fluß-Perlenmuſchel. Schalen länglich eiförmig, flach gewölbt, nach vorne etwas eingebogen, nicht dick, bogig geſtreift, ſchwarz, inwendig ſilberweiß; 4 bis 6 Zoll lang. Man findet ſie in manchen deutſchen Flüſſen und Bächen zur Hälfte in Sand verſteckt, zur Hälfte mit Waſſer umgeben; in der Elſter im Voigtlande, im grünen Bach zu Pilgramsreut im Fürſtenthum Baireuth, ſo wie in Böhmen, Schleſien und der Oberlauſitz; aber der berühmteſte deutſche Perlenfang iſt in Sachſen vom Urſprung der Elſter bis auf fünf Meilen weit. In dieſer Länge iſt der Grund des Fluſſes ſo häufig damit beſetzt, daß er gleichſam wie mit Muſcheln gepflaſtert iſt. Der Fang, welcher durch beeidigte Perlenſucher geſchieht, dauert den Sommer über 16 bis 18 Wochen; wo auch die Bäche um die Elſter in dieſer Abſicht in 10 Diſtrikte getheilt ſind. In kalten oder regneriſchen Jahrgängen iſt die Ausbeute jedoch gering. Die Perlenſucher theilen die Muſcheln in trächtige und in Legemuſcheln; wenn aber nach ihrer Unterſuchung die Perle noch nicht reif iſt, ſo legen ſie die Muſcheln wieder ſanft ins Waſſer, wo ſie ſich ſelbſt wieder anſetzen. Die Perlen liegen in einem Häutchen, aus welchem ſie gelöſet werden. Man ſetzt die Muſchel ſodann wieder ins Waſſer, worauf das Thier alſobald andere Perlen anſetzt. Die Perlenſucher müſſen auch für die Vermehrung der Perlenmuſcheln bedacht ſein, welches durch Verſetzen geſchieht, indem ſie z. B. 9 bis 12 Muſcheln (die ſchmälſte Kolonie) enge zuſammenſetzen. Nach ihrer Behauptung bringt eine Muſchel, welche Perlen anſetzt, keine Jungen, weil die Eier zu Perlen verhärten. Viele Muſcheln wachſen noch eine Reihe von Jahren hindurch, ehe ſie eine Perle anſetzen. Je tiefer die Muſcheln im Waſſer liegen, deſto größer werden die Perlen; ihre Farbe aber hängt von der Beſchaffenheit des Bodens ab, der die Muſchel nährt.

Auch in Schweden, Norwegen und England findet man die Fluß-Perlenmuſchel. In der engliſchen Krone ſoll ſich eine ſehr ſchöne Perle einheimiſcher Entſtehung befinden. Reich an ſächſiſchen oder ſogenannten Elſterperlen iſt auch das grüne Gewölbe in Dresden, wo man die Zahl derſelben auf 6000 angibt, und verſchiedene daraus geſchnittene Figuren zeigt.

Anekdote.

Ein Geizhals hatte eine häßliche Frau. Einſt kam er nach Hauſe und fand ſie beſchäftigt, Fenſtervorhänge zu machen. „Wozu ſolche Dummheiten?“ fragte er mürriſch. — Der Nachbar im Hauſe gegenüber ſieht mich ja, wenn ich mich aus- und ankleide — war die Antwort. „Ach, wenn das wahr wäre,“ verſetzte Harpax: „ſo hätte der Nachbar ſchon lange ſelbſt Vorhänge hingemacht!“

Druckfehler:

In No. 33 dieſes Blattes, Titelſeite, erſte Spalte, zehnte Zeile von unten, lies: „lacht“ ſtatt dem Wort „weicht“; zweite Spalte, Zeile 2 von oben, lies „Ew'ger“, ſtatt „Ewiger“.

No. 34.

DAS POSTHÖRNCHEN

25. August 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Während die Tagsatzung Gesandte an die Krönungsfeierlichkeit des Kaisers von Oestreich nach Mailand schickt, um diplomatische Kratzfüße zu schneiden, senden die hohen Diplomaten der Schweiz Noten und Nasenstüber; so soll wieder eine von Oestreich wegen Ludwig Napoleon bereit liegen, die von der französischen Regierung durch versprochene Räumung von Ankona erwirkt worden sei.

— Es wird gut sein, wenn wir Schweizer noch viel übriges Geld haben, da unsere so theueren Dreschen in der eidsgen. Scheuer, die statt die Aehren auszuklopfen für die Langeweile auf die leeren Strohhalmstiele schlagen, noch eine Zeit lang beschäftigt werden dürften, indem auch das unruhige Wallis ihnen bald etwas auszuklopfen übermachen will; denn dort gährt's gewaltig.

— Der Herzog von Montebello soll von dem franz. Ministerium den Auftrag erhalten haben, seine Pässe zu verlangen, falls die Eidsgenossenschaft dem Begehren wegen Ludwig Napoleon nicht entspreche; und Frankreich erkläre, es könne diesen nicht als Schweizer-Bürger, sonnur als politischen Flüchtling betrachten. So soll auch der badische Geschäftsträger dem Tagsatzungs-Präsidenten angezeigt haben, daß Baden dem Prinzen den Eintritt auf sein Gebiet untersage.

— Kant sagt, es gebe Dinge, die an sich federleicht seien, aber einem denkenden Manne sehr schwer fallen. Eine solche Beschwerde ist ohne Zweifel das Soldatenmachen, wenn man keinen Zweck davon absieht. Schon lange haben sich schlichte Männer sowohl als praktische Soldaten darüber verstanden, daß unser schweizerisches Wehrwesen etwas Eigenthümliches, Einfaches, Nationales haben sollte. Oestreichischer aber als das Uebungslager in Sursee kann nichts sein, wenn man allenfalls den Kaporalstock abrechnen will. Zimmerli ist zu wenig Geist und zu viel Routinier; er gebraucht Kunstgriffe, um seine Autorität zu handhaben; es ist Schade um diesen sonst so braven Soldaten, daß er sich einreden ließ, es gebe auch noch eine andere Autorität, als bloß die des Verdienstes. Im ganzen Treiben des Lagers ist etwas Unheimeliges, Unheimathliches; die Soldaten sind zwar willig, die Offiziere wissen, daß kein Militär ohne Gehorsam bestehen kann; aber es geht doch durch die Reihen derselben, wenn sie so am gezwungenen Mittagsmahl sitzen, ein leises Murren über Kamaschen und dgl. So viel ist gewiß, daß dort kein eidsgenössischer Sinn gepflegt wird, und daß dergleichen maschinenmäßige Zusammenzüge und Uebungen nicht in die Reihen eidsgen. Schützenfeste gezählt werden dürfen.

— Die Kantonsbibliothek in Luzern ist zum Besitze einer kostbaren Sammlung britischer Urkunden gelangt. Die Regierung von Großbritannien übersandte der Regierung von Luzern 50 Foliobände und 20 Quartbände englischer Akten aus dem Alterthume bis in die neuere Zeit, in welchen der Geschichtsforscher, der Rechtsgelehrte

und Staatsmann einen unerschöpflichen Schatz britischer Weisheit findet. Hat etwa die britische Weisheit dagegen ein anderes Anliegen im Hintergrunde?

— Kaum war die zwölfwöchentliche Dauer des Hundebannes im K. Bern zu Ende, als derselbe wenigstens für die Stadt auf's Neue verhängt worden ist, indem sich drei tolle Hunde auf einmal zeigten. Ein Mezger nahm seinen mit einem Maulkorb versehenen Hund an einem Strick mit sich über Feld; schon am Morgen hatte er bedenkliche Symptome, Scheu vor dem Wasser, u. s. w. geäußert, aber eine Stunde von der Stadt entfernt flößte der Hund durch sein gefährliches Benehmen, Umsichbeißen und dergl. dem Mezger eine solche Furcht ein, daß sich derselbe auf eine an einem Baume stehende Leiter flüchtete und Leute zu Hülfe rief, welche den Hund todt schlugen.

— In Bern hat vor einiger Zeit folgender Vorfall Statt gefunden: durch die hohe, auf das Halten eines Hundes gelegte Besteurung fand sich der Mezgerknecht Marx Bono genöthigt, seinen Hund abzuschaffen. Mit schwerem Herzen übersandte er denselben dem Wasenmeister und bezahlte die zum Abthun verlangte Gebühr. Es war ein Tag der Betrübniß für ihn, seine Frau und seine Kinder, als sie von dem treuen Thiere sich trennen mußten, um es tödten zu lassen. Vierzehn Tage später kam der Hund Nachts vor die schon verschlossene Stubenthür seines Meisters, und wurde an seinen gewohnten Freudenbezeugungen erkannt und hereingelassen. Wie groß war aber des Mezgers Schrecken und Entrüstung, als er, den Hund im Finstern streichelnd, auf eine entsetzliche Wunde stieß. Als Licht gemacht ward, fand sich eine in Eiterung übergangene Wunde, durch welche die Gurgel am Tage lag; man hätte eine Mannsfaust hineinlegen können. Als Bono den schrecklich abgemagerten Hund auf die Polizei führen wollte, begegnete ihm der Abwart der Anatomie und sprach denselben als Eigenthum an. Es ergab sich nun, daß das bedaurungswürdige Thier, statt auf dem kürzesten Wege aus der Welt geschafft zu werden, der Anatomie verkauft worden war, wo dasselbe, nachdem es bei lebendigem Leibe sezirt worden war, nicht einmal den Gnadenstoß erhielt. Wer je einen Hund hatte, der ihm lieb war, wird unsere Entrüstung theilen.

— Der gr. Rath des Kt. Thurgau ist seit dem 22. d. zu Behandlung der Frage wegen dem Prinzen Bonaparte in Weinfelden versammelt, dessen Sitzungen auch der kleine Rath in Corpore beiwohnen soll. Der erste thurgauische Gesandte an der Tagsatzung ist ebenfalls dazu eingetroffen. Man zweifelt aber an einem für die Wünsche und Forderungen des französischen Gesandten günstigen Resultat.

— Der kleine Rath von Thurgau hat auf die Anzeige, daß zu Oberdorf in Würtemberg der Milzbrand unter den Schweinen ausgebrochen sei, die Einfuhr von Vieh und rohen Häuten von daher verboten.

— Den 2. Aug. Abends 6 Uhr sah man auf dem Berge von Boudry eine Kolonne weißer Gestalten sich erheben, welche die ganze Umgegend in Schrecken versetzte. Die ganze Höhe des Berges war von solchen Gestalten besetzt, und 10 Minuten lang erhoben sich immer neue Phänomen zu den Wolken. Als die Sonne mit ihren Strahlen diese lebendige Luftsäule beleuchtete, sah man, daß es eine Menge kleine Mücken waren, die sich dann wieder auf die Erde niederzulassen schienen.

Ausland.

— Alles unter der Sonne ist eitel, spricht der weise Salomo, und wenn zu seiner Zeit ein Münzkongreß in Jerusalem, wie jetzt in Dresden, zusammengekommen und nach dreimonatlichen fruchtlosen Berathungen auseinander gegangen wäre: so würde man in seinen Sprüchen auch den Satz finden: „Jeder Münzkongreß in der Welt ist eitel.“ Die nördlichen und südlichen Zollvereinsstaaten haben sich nicht vereinigen können, und deshalb bleibt Alles beim Alten, nur daß diejenigen Staaten, wo Thaler und Groschen noch im Kurs sind und bleiben, kein Silber fortan im Konventionsfuß, sondern im Einundzwanzigguldenoder preuß. Münz-Fuß aus-, und das noch vorhandene Konventionsgeld umprägen.

— Auf der Dresdner Eisenbahn war kürzlich eine sogenannte Ramme quer über die Schienen geworfen worden. Die anrollende Lokomotive setzte mit einer gewaltigen Erschütterung glücklich über dieses Hinderniß hinweg; der erste Wagen des Zuges vermochte dagegen die Hemmung gar nicht zu besiegen: die Kette sprang, die Wagen blieben stehen, und die Lokomotive rollte mit dem Tender allein davon; ein zufällig dort herumstehender Bauer rief ihr zwar ein paarmal sein eifriges „prr! oh! prr!“ hintennach, aber ohne Erfolg.

— Die Väter vom Orden des h. Franciscus, welchen die Bewahrung des h. Grabes und der übrigen, der katholischen Christenheit noch angehörigen, durch die Erlösung des menschlichen Geschlechts geheiligten Stätten des

gelobten Landes anvertraut ist, befinden sich in Folge des Ausbleibens der gewöhnlichen Unterstützungen aus Spanien, Portugal, Brasilien, Mexiko ꝛc. in einer höchst mißlichen Lage. Der König von Baiern hat deshalb zu ihrer Unterstützung eine Steuersammlung in seinem ganzen Lande verordnet, während an die Verbesserung der Landstraßen und Befriedigung anderer dergleichen nothwendigen Bedürfnisse nicht gedacht wird. Es ist wohl gut, wenn man sich einen Weg gen Himmel ebnet, da es aber Gottes Fügung ist, daß man, um zum Himmel zu gelangen, zuvor auch irdische Wege wandeln muß, so sollte man dieselben doch nicht so vernachlässigen, daß man darauf Knall und Fall ganz unvorbereitet in Himmel zu purzeln Gefahr läuft.

— In Altmirweida in Sachsen wurde am 11. August die Ehefrau eines dortigen Gutsbesitzers von fünf lebenden Mädchen glücklich entbunden. Diese Fünflinge waren alle wohlgebildet; da jedoch die Geburt etwas zu frühzeitig war, starben sie nach einer halben Stunde.

— Ein in politische Untersuchung verwickelter junger Mann aus Stuttgart hatte sich in die Schweiz geflüchtet, dort die Bekanntschaft eines hübschen Madchens, eines Fechtmeisters Tochter, gemacht, und ihr die Ehe versprochen. Er kehrte in seine Heimath zurück, und erwarb seinen Unterhalt als Schreiber bei einem Advokaten. Einige Zeit darauf unternimmt das Mädchen die Reise dahin, um sich nach ihrem Liebhaber umzuschauen; er aber gab ihr zu bedenken, wie wenig Aussicht zum Unterkommen er habe, und erklärte ihr, daß sie sich nicht mehr an ihn gebunden betrachten solle. Sie erwiederte, sie wisse nun schon, was sie zu thun habe, und entfernte sich. Abends fand man sie unter heftigen Konvulsionen auf öffentlicher Straße sitzend, und brachte sie in das Katharinenhospital, das sie jedoch nicht mehr lebend erreichte. Es ergab sich, daß sie eine starke Dosis Arsenik zu sich genommen hatte.

— Aus den preußischen Provinzen gehen wieder neuerdings Nachrichten über widersetzliches Betragen der katholischen Geistlichkeit ein. Mit dem Erzbischofe von Köln gehen die Bischöfe von Münster und Paderborn, mit dem Erzbischof von Posen der Bischof von Kulm Hand in Hand, und wenn man weiß, daß es schon fatal ist, auch nur mit einem solchen Herrn zu thun zu haben, so kann man leicht berechnen, daß es um so unangenehmer sein muß, mit fünf dieser hinterlistigen und hartnäckigen Priester im Kampfe zu seyn. Die preußische Regierung ist jedoch Willens, endlich einmal kräftig gegen diesen starren Ungehorsam aufzutreten.

— Die Widerspenstigkeit der Geistlichen in preußisch Polen ist zu einem hohen Grade gediehen, und man hat die Entdeckung gemacht, daß auch politische Verbindungen darein verwickelt sind, die sich durch ganz Polen erstrecken sollen, worauf man in Posen, Warschau und andern Orten viele Arretirungen vorgenommen.

— Am 10. Aug. zog eine Compagnie Zillerthaler Landesschützen mit klingendem Spiel in Hall ein, um sich des andern Tages nach Insbruck zum Huldigungsfeste zu begeben. Nachdem sich diese muntere Schaar nach ihrer Weise etwas gütlich gethan, suchten sie im Gasthause zum Bären Nachtruhe; man wies ihnen ein Nebengebäude an, welches erst vor Kurzem reparirt worden und noch mit hölzernen Stützen versehen war; um mehr Leute unterbringen zu können, zog man unvorsichtig genug einen Theil dieser Stützen heraus, und die kerngesunden Männer überließen sich, auf Stroh neben einander hingelagert, ruhig dem Schlaf. Ungefähr um halb 1 Uhr erfolgte ein fürchterliches Gekrach, und glücklich waren diejenigen, die Zeit genug fanden, sich zu retten, denn nicht lange darauf erfolgte ein zweites, noch viel fürchterlicheres Getöse, das ganze Gebäude nebst noch einem daranstoßenden stürzte ein, und 23 Menschen verloren darunter ihr Leben, wovon 16 kühne Schützen, die Blüthe der Zillerthaler männlichen Jugend, ein Dragonerwachtmeister mit Frau und Kind, und 4 böhmische Musikanten. Mehrere entrannen, mit Wunden bedeckt, lebend dieser schrecklichen Katastrophe.

— Die Bewohner von Fiume bei Triest wurden am 10. d. durch ein fürchterliches Erdbeben in Schrecken gesetzt. Die Glocken läuteten von selbst, Menschen und Wagen auf der Straße schlug es um, die Mauern erhielten Risse, die auf der Rhede befindlichen Schiffe tummelten und Alles flüchtete sich bestürzt ins Freie. In dem 3 Stunde von Fiume gelegenen Bukari stürzte der Kirchthurm und mehrere Häuser ein.

— In Sinegaglia (im Romanischen) ist das Stadttheater eine Stunde nach geendigter Opernvorstellung ein Raub der Flammen geworden.

— Am 9. und 10. bemerkte man in Paris bei Mondhelle bis nach Mitternacht eine Menge Sternschnuppen in der Richtung nach Nord-Ost; einige glichen Raketen und lösten sich fast an der Oberfläche des Bodens in Feuerregen auf.

— Die mit großer Sehnsucht und gespannter Neugier erwartete Niederkunft der Herzogin von Orleans naht heran, denn schon haben alle Zeitungen in ganz Frankreich ihre ersten Wehen in die Welt hinausposaunt; über 100 Weiber haben sich bis jetzt als Ammen-Kandidatinnen in den Tuilerien gemeldet, von denen jedoch nur eine die überausglückliche sein kann. Kommt ein Graf von Paris zu Tage, so sollen alle an diesem Tage zu Paris gebornen Knaben auf Kosten des Königs mit einem Gewerbe versehen werden, wenn dieselben einer Handwerksfamilie

angehören; Knaben höherer Klassen mit einem Stipendium in eins der königl. Kollegien. Kommt aber eine Prinzessin, soll sich der königliche Arm freigebig über alle Mädchen ausstrecken. Dabei kommen nun aber die in den Provinzen gebornen Landeskinder zu kurz.

— Was eigentlich sonst in den Tuilerien vorgeht, ist nicht leicht zu erfahren; allein wenn man liest, wie in den Departementen die freie Presse verfolgt wird, wie man nach allen Seiten umherspürt, ob da oder dort nicht Einer etwas Pulver und Blei, ein Anderer eine abgezeichnete Papageno-Pfeife, die man für eine neue Höllenmaschine ansieht, aufbewahrt: so kann man sich ungefähr einen, wenn auch nur schwachen Begriff machen, mit wie vielen Sorgen man sich in den Tuilerien quält, und wie man unaufhörlich darauf sinnt, die Charte, die, wie Ludwig Philip bei seiner Thronbesteigung sich äußerte, zur Wahrheit werden sollte, in ein werthloses Papier zu verwandeln. Unterdessen sind die Minister bemüht, die Augen und Arme der Regierung, die Polizei, in angestrengter Thätigkeit zu erhalten, und Maßregeln zu erlassen, die lebhaft an die Restaurazionszeit erinnern.

— Der Prinz Louis Napoleon soll an gewisse sehr hohe Personen in Paris verschiedene Sorten Schweizer-Käse mit der Inschrift geschickt haben: „Gut zur Verdauung von Straßburger Gänseleber-Pasteten.“ Dagegen will man von Frankreich aus dem Thurgauer Bürger den Vorschlag machen, eine Entdeckungsreise nach St. Helena zu unternehmen. Das Schiff, welches ihn dahin bringen würde, sollte dann zugleich die irdischen Ueberreste seines großen Oheims mit sich zurückbringen, da die franz. Regierung dieselben lieber in ihrer Nähe hat, als den jungen lebendigen Neffen.

— Ein großes Unglück hatte am 12. Aug. auf der Eisenbahn von Brüssel nach Gent statt. Durch Unvorsichtigkeit stieß die Lokomotive mit solchem Ungestüm an den Wagenzug, daß acht Wagen gänzlich zerschlagen und 30 Personen mehr oder minder verwundet wurden; einer Dame wurde die Stirn in ihrer ganzen Breite gespalten.

— Von den prinzlichen Freiern in London sind nun auch die letzten, die Sprößlinge eines deutschen Fürstenhauses abgereist, und die Königin Viktoria hat nunmehr Ruhe vor ihnen. Denn ihr erging es, wie einst der geplagten Penelope, die vor Angst nicht wußte, wohin sie sich vor den Zudringlichen retten sollte.

— Der portugiesische Bandenführer Remechido, das Haupt der Miguelisten, soll gefangen genommen und sogleich erschossen worden sein. Das hieße dem Uebel radikal gesteuert, wenn es sich bestätigen sollte.

— Der spanische Unabhängigkeits-Chef Munagorri ist immer noch auf seinem Platze und sein Heer nimmt an Streitkräften immer mehr zu; seinen geheimen Anhängern unter den Carlisten geht es aber sehr schlecht, denn wer als solcher entdeckt wird, erhält ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf beide Wangen ein Brandmal. Man schreibt diese neue Art Strafe dem erfinderischen Geiste des Don Carlos selbst zu. Uebrigens hört man aus Spanien immer noch die alte Leier.

— In der Türkei beabsichtigt man die Aufhebung der Stempelsteuer; in Deutschland aber denkt man noch nicht daran. Und in der Schweiz? —

— Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß ein englischer Schooner im schwarzen Meere von der russischen Flotte weggenommen worden sei. Wenn sich diese Nachricht bestätigt, dürften die politischen Verhältnisse zwischen England und Rußland wohl einige Knoten zu lösen bieten.

— Nach einer Angabe des englischen Arztes Glendinning ist das Herz des Mannes im Durchschnitt 9, das des Weibes 8 Unzen schwer. Thatsache ist, daß das männliche Herz mit zunehmendem Alter schwerer, das weibliche aber leichter wird. Die Frauenzimmer sollten daher das Aelterwerden nicht so sehr fürchten, denn es ist ja für sie eine Herzenserleichterung.

— Seume sagte: „Für den gewöhnlichen Menschen ist das Vaterland da, wo ihn sein Vater gezeugt, seine Mutter gesäugt und sein Pastor gefirmelt hat; dem Kaufmann, wo er die höchsten Prozente gewinnen kann, ohne dabei von dem Staate gepflückt zu werden; dem Soldaten, wo der Kaiser den besten Sold bezahlt und die größte Ausgelassenheit erlaubt; dem Gelehrten, wo er für seine Schmeicheleien am meisten Weihrauch und Geld ärntet; dem ehrlichen, vernünftigen Manne, wo am meisten Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität ist. Also findet der Letzte nur selten sein Vaterland.“

Jemand wünschte im Kanton Aargau, oder Bern, eine gut gelegene Tavernen-Wirthschaft zu kaufen oder in Pacht zu nehmen. Portofreie Anfragen mit K. bezeichn. befördert die Expedit. d. Bl.

Bei S. Landolt, Buchdrucker in Aarau, ist zu haben: feiner holländ. Zucker-Syrup, das Pfund zu 3 Batzen; ferner Schreibpapier, das Buch zu 3, 3½, 4, 4½ und 5 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 35. 31. August 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Nachtgedanken eines Zeitungssetzers bei seiner Arbeit.

Probe aus J. Mendelssohns „Gedichte eines Schriftsetzers“ *).

Die Werkstatt alles Lichts, der Weisheit Wiege,
Des Geistes Herd, der Wahrheit Waffenplatz,
Der Bildung Strahl, geschaffen nur zum Siege,
Der Perlen schönste in der Künste Schatz;
Dein Tempel ist's, Dir jetzt mich eingeschlossen,
Du, Typographia, deutschem Volk entsprossen.

O schöner Raum! Zum zweiten Mal geboren
Wird der Gedanke hier durch deine Kraft:
Wie bald geht er im Zeitgewirr verloren,
Wenn du ihm nicht Unsterblichkeit verschafft.
Was in des Dichters Brust als Funke glühet,
Es ist dein Strahl, der ihn in's Leben sprühet.

O heil'ge Kunst! Mit nie besiegten Waffen
Zermalmst du der Verleumdung Schlangenhaupt;
Der Wahrheit Sieg, der Unschuld Schutz zu schaffen,
Steht nie dein Haus verwaist, dein Stamm entlaubt.
Der Dummheit Wuth und der Gemeinheit Geifer
Vernichtest du durch deines Kämpfens Eifer.

Wohl dem, der spielen kann mit deinen Blitzen,
Dem in der Brust ein Götterfunke glüht,
Der fort sie schleudert nach der Bösheit Sitzen,
Sie nach der Tücke, nach der Arglist sprüht.
Wo sich dein Haupt hebt, dessne Banner wehen,
Kann nie der Trug, die Lüge widerstehen.

Und, von der Wahrheit Riesenkraft durchdrungen,
Im Kampf für Freiheit, Vaterland und Licht,
Wird hier des Wortes Flammenschwert geschwungen,
Ist hier des Wahnes ernstes Strafgericht!
So lang der Erdball kreis't, die Sonne brennt,
Ist's Gutenberg, den man unsterblich nennt.

Und nimmer ruht an diesem Wunderorte
Des Schaffens Trieb, des Wirkens Emsigkeit,
Und Tag und Nacht, für immer neue Worte,
Fließt hier des Lebens Born, die edle Zeit,
Dem Bergquell gleich, der sprudelnd nie versieget,
So lang im Erdenschoos noch Leben lieget.

Wie Gnomen, in der Erde Eingeweiden,
Wenn Mitternacht die Menschheit eingewiegt,
Des Erzes wunderbare Kraft bereiten,
Enthüllend das, was tief verborgen liegt:
So schafft und wirkt es hier im nächt'gen Streben,
Und macht die Nacht zum Tag, den Traum zum Leben.

*) Obiges Werkchen wird auf Michaeli erscheinen, und ist auf dem Wege der Subskription durch jede Buchhandlung zu beziehen. (c. 14—16 Bogen stark. Braunschweig, bei Meyer, 1 Thlr.)

Das Carneval in Rom.

Zu dieser Zeit treiben bunte Masken dort ein lustiges Leben. Mehrere tausend Menschen sind dann auf dem Corso versammelt und einige hundert Kutschen fahren in zwei Reihen ohne die geringste Verwirrung neben einander; Kutscher, Bediente, Pagen, alles ist in Masken; viele Bediente sind in Harlekine verkleidet, und die Pferde mit Bändern, Blumen und Glocken geziert. Bekannte und Unbekannte pflegen sich einander mit Bohnen von Mehl oder feinem Gipse zu werfen, welche in großen Körben mitten durch die Menge zum Verkaufe getragen werden. Niemand ist vor einem Angriffe sicher; Jedermann ist im Vertheidigungszustande, und so entstehen bald aus Muthwillen, bald aus Nothwendigkeit, hier und dort und überall Zweikämpfe, Scharmützel und Schlachten. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten, die an den Enden der Straße aufgerichtet sind, greifen einander wechselsweise an und vertheidigen sich. Die Damen haben gewöhnlich vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Bohnen. Wenn die Promenade ein paar Stunden gedauert hat, so wird ein Signal mit ein paar Schüssen gegeben, die Kutschen halten zu beiden Seiten des Corso still, und die Zuschauer vertheilen sich auf die Seite, um den Rennpferden die Mitte des Corso

frei zu laſſen. Dieſe werden nach gelooster Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben nur einige Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib geheftet, und die Stelle, wo dieſe ſpornen ſollen, bis zum Augenblicke des Rennens mit Leder bedeckt; auch klebt man ihnen große Blätter Rauſchgold an. Sie ſind meiſtens ſehr wild und ungeduldig, wenn ſie vor die Schranken gebracht werden, und die Knechte müſſen alle Gewalt und Geſchicklichkeit anwenden, um ſie zurückzuhalten. Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen mit der größten Schnelligkeit bis an's Ende des Corſo, wo eine Leinwand aufgeſpannt iſt, um ſie aufzuhalten. Der Preis, den der Sieger erhält, beſteht aus einem etwa dritthalb Ellen langen und nicht ganz eine Elle breiten Stücke Gold- oder Silberſtoff, das an einer bunten Stange wie eine Fahne befeſtigt ſchwebt, und an deſſen unterem Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt iſt. So viele Tage das Carneval dauert, ſo viele ſolcher Standarten werden in dieſen Tagen von einem Trupp Reiter, welchem Trompeter voran ſind, in ganz Rom herum gezeigt.

Nach einem ungefähr Nachmittags 2 Uhr vom Capitol gegebenen Glockenzeichen beginnt jeden Tag dieſes Feſt auf's Neue, aber nie mit mehr Lebhaftigkeit und mehr Ausſchweifungen, als am letzten Tage und Abende. Kaum wird es dunkel, ſieht man an allen Fenſtern, auf allen Gerüſten Lichter erſcheinen; die Balkone ſind mit durchſchimmernden Papierlaternen verziert, und es nimmt ſich ſehr artig aus, wenn oft kleine kryſtallene Armleuchter, die an den Decken der Kutſchen befeſtigt ſind, eine Geſellſchaft erhellen, während in einem andern Wagen Damen mit bunten Kerzen in den Händen ſich präſentiren; die Bedienten bekleben den Rand der Kutſchendeckel mit Kerzchen, offene Wagen haben bunte Papierlaternen; unter den Fußgängern erſcheinen viele mit hohen Lichtpyramiden auf den Köpfen, Andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt, und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von zwei bis drei Stockwerken. Nunmehr iſt es für Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und dem andern ſeins auszublaſen. Umherrennen, Anzünden, Ausblaſen und unbändiges Geſchrei iſt die Unterhaltung der Menge. Ohne Unterſchied, bekannt oder unbekannt, alt oder jung, reich oder arm, vornehm oder gering, tobt Alles auf ſolche Weiſe durch einander, bis ſich die Menge auf dem Corſo nach und nach verliert.

Dieſes Feſt wird gewöhnlich durch eine Hinrichtung eingeleitet. Miſſethäter, die das Leben verwirkt haben, ſind dazu beſtimmt, am erſten Tage des Carnevals, wenige Stunden vor dem Ausbruche der ausgelaſſenſten Freude, öffentlich hingerichtet zu werden. Auf dem Platze del Popolo wird Abends vorher der Galgen errichtet, und die dem Henker vorher Hülfe Leiſtenden erſcheinen in Harlekins-Masken, um nicht gekannt zu ſein. Zu Mitternacht führt man den Verbrecher in den mit allen Schreckmalen des Todes behangenen Gerichtsſaal, und verkündigt ihm ſein Schickſal; dann wird er in eine Kapelle gebracht, wo ein Chriſtusbild, durch Maſchinenwerk in Bewegung geſetzt, ihm vom Kreuze herab die Arme entgegenſtreckt. Zwei Mitglieder der Brüderſchaften erheitern ſeine letzten Stunden mit geiſtlichem Troſt und körperlicher Erquickung.

Kavallerie und Sbirren begleiten den Zug des ernſten, peinlichen Gerichts. Jeder Verurtheilte auf einem beſondern Karren neben dem ſchwarzverhüllten Bruder. In einem ſchwarzbehangenen Vorhauſe am Richtplatze legt jeder Miſſethäter ſeine letzte Beichte ab und erhält die Abſolution. Während der Hinrichtung betet das Volk ſtehend und kniend ſehr inbrünſtig für die Seelen der Unglücklichen, die nun von der Schwelle ihres Lebens hinabgeſtoßen werden; unter der Menge erhebt ſich ſodann ein ſchauderhaftes Getöſe und die Brüder ſammeln Almoſen theils zu Seelenmeſſen für die Hingerichteten, theils zu tröſtender Aufrichtung und Zerſtreuung ihrer Familien.

Nachmittags drei Uhr, welch ein Wechſel der Szenen! Alle Zeichen und Spuren des peinlichen Gerichts ſind verſchwunden. Bunte Lebendigkeit iſt an die Stelle der ſchwarzen Todesfarbe getreten. Wo ein dumpfes Gemurmel des geängſtigten Mitleids ächzte, da erſchallt jetzt das Jubelgeſchrei der ausgelaſſenſten Luſtigkeit. Das bunte Gewühl iſt in voller Bewegung, man iſt unerſchöpflich in Erfindung poſſierlicher Geſtalten und Aufzüge. Die Wirklichkeit iſt verſchwunden, eine fantaſtiſche Welt dreht ſich regellos um ſich ſelbſt. Auch die Häuſer müſſen ein anderes Anſehen, und, wenn auch nicht ſeltſame, doch feſtliche Verzierungen annehmen; Teppiche und Fahnen flattern von allen Fenſtern und Balkonen. Man ſoll, man will nun einmal thöricht ſein und iſt es auf die friedlichſte und fröhlichſte Weiſe. Schon vor zwei Uhr Nachmittags hüpfen allerlei Geſtalten durch die Straßen, ſchlüpfen in die Häuſer, necken in der Verborgenheit ihrer Masken muthwillig, aber gutmüthig, in verſtellter Sprache die Bewohner, welche ſich ſcherzend bemühen, den lachenden Schalk zu errathen. Ganze Lorbeerlauben voll Masken, von verkleideten Eſeln oder Pferden gezogen, bewegen ſich über den ſpaniſchen Platz; aus allen Lauben ertönt Muſik. Plötzlich erſchallt vom Mont Citorio die Glocke, welche das Zeichen zum Anfange des Feſtes gibt. Alles ſtrömt nun dem Corſo zu; denn wenn gleich durch alle Straßen groteske und ſeltſame Erſcheinungen ziehen, ſo iſt er doch der Hauptpunkt, wo Alles zuſammenkommt. Auf beiden Seiten der langen Straße ſind Erhöhungen für die Zuſchauer aufgebaut. Dazwiſchen drängt ſich das Getümmel der Poſſen durch einander. Muſik erſchallt überall, hier

schlechte, dort gute. Auf einer andern Stelle wird ein possirlicher Schwank aufgeführt. In Wechselgesängen oder Soloparthien lassen Improvisatoren sich vernehmen. Hier und da bildet sich ein burlesker Tanz. Riesen und Zwerge, Dämonen und Götter, Bären und Affen, Mönche und Stutzer, Possenreißer und Büßende, niedliche Engelsgesichtchen und Doppelfratzen treiben sich bunt durcheinander. Haufen lieblicher italienischer Landmädchen werfen Blumen zu den Balkonen hinauf. Kutscher und Bedienten der herrschaftlichen Wagen sind ebenfalls masquirt: ein derbes Mädchen lenkt die Pferde der Kutsche, in welcher Damen mit Affengesichtern sitzen; ein anderer Wagen führt den ganzen Götterhimmel, aus welchem Apollo sein Saitenspiel erklingen läßt. An den Wagen der Zuschauenden steigt man oft in den Schlag und beginnt unbekannter Weise eine neckende Unterhaltung.

Jeder Scherz, wenn auch mit etwas satyrischem Salze gewürzt, wird gutmüthig aufgenommen und lachend erwiedert. Das Getümmel dauert bis Sonnenuntergang, kurz vor dem Schlage der Stunde des Ave Maria, und wird jedesmal mit einem Pferderennen geschlossen. Eine Kanone gibt das Zeichen, daß die Wagen den Corso verlassen sollen: binnen einer Viertelstunde ist keiner mehr da. Die päpstliche Garde reitet die Straße hinauf und hinab, um Platz zu machen. Nach beendigtem Pferderennen strömt das Volk den geöffneten Kirchen zu, wo ein Gebet abgesungen wird, in welchem man nach althergebrachter Weise Gott anflehet, das Reich der römischen Kirche zu erweitern und alle Ketzereien auszurotten. Die Lustbarkeit schließt mit einem glänzenden Balle. In einem großen, eigens dazu eingerichteten Saale wälzt sich ordnungslos eine ungeheure maskirte Menschenmenge, in welcher sich hier und da Gruppen tanzender Figuren bilden. Verschwenderische Erleuchtung von Wachskerzen gießt einen flammenden Tag über das bunte Gewühl. Es ist der letzte Tag des Carnevals. Der Freude und dem Fleischessen soll nun bald Lebewohl gesagt werden; in der eilften Stunde eilen die Gruppen zum letzten fetten Schmause, der nicht länger als bis Mitternacht dauern darf — dann beginnt die Bußzeit.

Eine traurige Stille herrscht am Aschermittwoch durch ganz Rom. Die Theater sind geschlossen, die Kirchen offen; alle Musik ist verstummt, Gebete und Strafpredigten treten an die Stelle. Die Zeit der Kasteiung hat begonnen. Mit ernstem, bußfertigem Blicke und übelgelauntem Gemüthe schwärmt man von Kirche zu Kirche. Jedes frohe Gesicht scheint in der Maske zurückgeblieben. Vor Altären knieen betende, büßende Gruppen. Jeder Altar ist von einem oder mehrern Priestern bedient, alle beschäftigt, die Stirnen der bußfertigen Sünder, welche einzeln herantreten, mit Asche zu bestreichen, wobei sie in lateinischer Sprache die Worte aussprechen: „Bedenke, Mensch, daß du von Asche bist, und wieder zu Asche werden wirst!“ Damen vom ersten Range miethen eine kleine Kapelle und bezahlen einen Mönch, der ihnen wöchentlich ein paar Mal Strafpredigten halten und Bußübungen auflegen muß; Messen werden in dieser Zeit ebenfalls häufiger gelesen. So wird das sündenvolle Jahr ausgesöhnt, ein neues fängt an, das — dem alten wieder ganz gleich ist.

Die Erscheinungen im Louvre in Paris.

Bis zur Revolution im Jahr 1798 erhielt sich im Volke die Sage, daß das Gespenst Carls **IX.**, der von seiner verruchten Mutter, Catharina von Medicis, bestürmt, im Jahr 1572 die unter dem Namen Pariser Bluthochzeit bekannte scheußliche Metzelei der Protestanten anordnete, so wie das seiner Mutter zu gewissen Zeiten umgehe, und daß beide mit flammenden und zugleich blutbefleckten Gewändern bekleidet, heulend und weinend, klagend und warnend, mehr als einer hohen Person erschienen seien. Auch Ludwig **XIV.** wollte man in den langen Gängen, Corridors und Gewölben des Louvre gesehen haben und beschrieb sogar alle Nebenumstände der gräßlich verzerrten Gesichter. Während der Revolution und unter Napoleons Herrschaft sah und hörte man von dem Allem nichts mehr, nur mit dem Wiedererscheinen der Bourbonen, und namentlich unter Carl **X.** fingen auch diese Spukereien wieder an, sich zu zeigen, ja man wollte sogar Napoleon in rothem Mantel mit vielen seiner gebliebenen Generäle öfters in grausiger Mitternachtsstunde Ordres und Befehle ertheilend, gesehen haben; aber die Juli-Revolution von 1830 schien alle diese Erscheinungen verscheucht zu haben, da es seither ganz stille davon geworden war, bis auf einmal acht Jahre später die Geister dieser Verblichenen wieder anfangen dort zu spuken, in deren Reihen man auch Ludwig **XVIII** erblickt haben will, drohend und warnend mit aufgehobenem Finger.

Der Zytigsschryber.

Niemer uf der ganze Welt
Het, mi Seel, es böiers Feld,
Als der Zytigsschryber:
Goht er nid e chly zur Pfanne
Und schwätzt nume mit de Manne:
Räseniere d'Weyber.

Bringt er nume Harnischblätz
Und ugsalzes Brunnegschwätz
Vo de Chuchibäse:
Rüefe-n alli fuule Esele,
's ist en alte Suppechelle,
Mag e nümme lese.

Bringt dr d'Wahret gschwind a Tag,
Chunnt bald nüt als Chlag uf Chlag,

Und e jede Hudel
Schreit: „me sött ihm's Hämperch legge,
„Stopf ihm's Muul mit Oepfelwegge,
„'s ist e gmeine Pudel!“

Bringt er Alles ohni Salz,
Ohni Pfeffer, ohni Schmalz:
Goht's ihm no viel schlimmer;
Niemer will nüt vo-n ihm wüsse,
Und ke Seel will d'Hand ihm küsse,
Pleget blybt er immer.

Doch es Prysli Schnupftuback
Do und dert, das zeigt der Gschmack,
Vo-n-e Zytigsschryber;
's zieht eim us de-n Auge-Fuege
Böse Staub, me cha guet luege,
Drum schnupft Ma wie Wyber.

Naturgeschichte.

Der Kreuzschnabel.

In der That hat dieser Vogel einen Schnabel, den man für einen Naturfehler halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß diese Form allen ohne Ausnahme eigen, und daß gerade das unbequem und regellos Scheinende für seinen Besitzer die größte Wohlthat ist. Da der Oberschnabel sich seitwärts hinab, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, der Unterschnabel aber sich hinaufwärts krümmt, so entsteht eine kreuzförmige Gestalt. Das Kleid des Kreuzschnabels ist nicht immer dasselbe: nach dem ersten Mausern verändert sich die graugrüne Farbe der Jungen beim Männchen nach und nach in ein helles Roth; nach dem dritten (in der Gefangenschaft schon nach dem zweiten) Mausern aber wird es für sein ganzes übriges Leben grüngelb; nur die schwarzen Schwung- und Schwanzfedern bleiben sich immer gleich. Das Weibchen ist beständig schmutziggrün. Der große Kopf und die Kürze des Halses und der Füße geben ihm ein etwas plumpes Ansehen; doch nimmt er sich im Ganzen nicht so übel aus. Man findet eine größere und eine kleinere Art.

Die gebirgigen Tannenwälder im Norden von Europa, Asien und Amerika sind seine Heimath; er ist überall gern, wo es Tannen- und Fichtensamen gibt, der seine vorzüglichste Nahrung ist. Beim Klettern bedient er sich seines Schnabels zum Anhängen und zieht dann die Füße nach, wie der Papagei, weshalb man ihn in Deutschland auch Tannenpapagei nennt: eine Benennung, die durch seine Gestalt und sein komisches Betragen im Käfig noch mehr gerechtfertigt wird. Wenn er fressen oder für die Jungen seinen Kropf füllen will, so wirft er zuerst so viel Zapfen vom Baum auf die Erde herab, als er auszuleeren Lust hat; dann faßt er den Zapfen mit dem Fuße, setzt den untern Schnabelhaken unter die Schuppen, läßt den obern vermittelst einer Wendung des Kopfes hineingleiten und holt auf diese Weise den Samen heraus. Im zahmen Zustande frißt er auch Hanfsamen, Rübsamen u. dgl., doch zieht gänzliche Entwöhnung vom Tannensamen ihm frühen Tod zu.

Wenn bei allen Waldvögeln die Gefühle der Liebe schweigen, so tritt seine Begattungszeit ein, die Kälte sei so streng als sie wolle. Im Christmonat, Jänner und Hornung macht er sein Nest, brütet und erzieht seine Jungen. Aber umsonst hat die immer weise und gütige Natur diese Anstalt nicht getroffen; sie bestimmte überhaupt für jeden Vogel den Zeitpunkt zur Vermehrung seiner Familie, wenn der reichste Vorrath des ihm angewiesenen Futters für die nun vergrößerte Haushaltung zu finden ist. Da nun die Wärme des Frühlings und Sommers die Tannen- und Fichtenzapfen öffnet und die Samenkörner ausstreut: so würde alsdann der Kreuzschnabel sehr kümmerlich für seine Familie Proviant zusammensuchen müssen; im Winter aber sind jene Zapfen verschlossen und halten eine Menge des nahrhaftesten Futters in einer Kapsel beisammen; in kurzer Zeit können die Eltern ihren Kropf füllen und Fütterung genug für ihre Kinder herbeibringen. Wegen der Festigkeit des Zapfens darf ihnen gar nicht bange sein: ihr Schnabel ist ein zu guter Eis- und Nußbrecher, als daß irgend eine Schale ihnen widerstehen könnte, so wie es ihm ein Leichtes ist, fingerdicke Ruthen entzwei zu brechen, weshalb man ihn in einen Käfig von starkem Eisendrath setzen muß, will man ihn zum Stubenvogel halten. Vor dem Erfrieren schützt die zarte Brut in der rauhen Jahreszeit das warme Blut der Eltern, das durch ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel noch mehr erhitzt wird. Wer findet nicht in dieser Natur-Einrichtung die Hand eines Wesens, das nie anders als mit weiser Liebe handelt?

Mitten auf den obersten Aesten einer Tanne, nie nahe am Stamme, baut der Kreuzschnabel sein korbförmiges Nest an eine Stelle, wo dicht mit Nadeln bewachsene Zweige ein Dach darüber bilden und den Schnee aufhalten. Das äußere Gerippe des Nestes besteht aus schwachen Tannreisern; auf diesen ruht eine dicke Lage von Erdmoos, die wie ein Filz durcharbeitet ist, und dem Neste eine vorzügliche Wärme gibt; die innere Ausfütterung macht er mit den feinsten Theilen des Haar- und Korallen-Mooses, das mit großer Kunst herumgelegt und ungemein weich anzufühlen ist. Die Eier sind nicht gar so groß als eine Haselnuß und haben auf weißem Grunde an dem stumpfen Ende einen Kranz von schwarzrothen Flecken. Anfangs Februar gewöhnlich fliegen die Jungen aus.

Er wandert gewöhnlich nicht; und doch kommen bisweilen ungeheure Schaaren in eine Gegend, wo sie sonst selten sind. Es muß eine uns noch unbekannte Ursache geben, die zuweilen unter Thieren wie unter Menschen Auswanderungen veranlaßt. Vielleicht daß ein durch den Instinkt vorhergefühltes Naturereigniß, oder ein gänzlicher Mißwachs des vorzüglichsten Bedürfnisses daran Schuld ist; wenigstens kommen dann diese Emigranten oft so zerstört und bestürzt an, daß man sie mit der Hand fangen kann, zumal er überhaupt dumm und unvorsichtig ist; auf die Leimruthe geht er sehr leicht und kann auf alle Arten gefangen werden. Die Gefangenschaft läßt er sich bald gefallen, wird sehr zahm und lernt dann nicht übel pfeifen. In der Freiheit ist sein Gesang unbedeutend. Da er vom Hanfsamen leicht böse Augen und geschwollene Füße bekommt, wähnte der Aberglaube, er ziehe diese Krankheiten an sich, auch sollte das Wasser, wovon er säuft, für die fallende Sucht gut sein, weshalb man ihn gern als Stubenvogel hielt. Eben so nahm man aus der Kreuzform seines Schnabels Veranlassung, ihn zum Verboten von Krieg, Pest und andern Landplagen zu machen.

Auflösung des Räthsels in No. 32: „Vaterland.“

Homonyme.

Wie oft, mein Freund, auf deiner Lebensreise
Führ' ich Dich irre von der rechten Bahn;
Allein wie oft auch, andern Sinn's genommen,
Bin ich Dir, wenn Dich Nacht umgibt, willkommen;
Doch, änderst Du noch einmal mein Bedeuten,
Dien' in Geschäften ich als Unterpfand,
Das, weil Betrug geherrscht zu allen Zeiten,
Stets mehr als Wort und Schwüre Glauben fand.

Fr. Schn.

DAS POSTHORNCHEN

No. 35.

31. August 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die von den Hornzeitungen der Schweiz ausposaunten Unterstützungs-Noten Rußlands und Oestreichs in Betreff der Fortweisungsfrage Ludwig Napoleons sind einstweilen nur Spiegelfechtereien hinter den Coulissen, und tragen durchaus keinen beachtenswerthen offiziellen Charakter an sich, d. h. es sind bloße vornehme Schwatzbasereien. Sie dürften, falls man es genau untersuchen wollte, zu bloßen gehörnten Schreckmännchen herabsinken. Selbst die Note Oestreichs zu Gunsten der Klöster war nur ein Hirngespinnst des schweizerischen Gesandten in Wien. O du gutes Volk, wie oft wirst du durch dergleichen boshafte Intriguen und Albernheiten ins Bockshorn gejagt.

— Es geziemt jeder Nation, ihrem natürlichen Charakter treu zu bleiben, denn jeder Staat hat vermöge seiner besondern Verhältnisse von Land und Volk seinen eigenthümlichen Geist, der als das lebendige Prinzip seiner Stärke, sowohl in der innern Verwaltung als in seinen Handlungs- und Vertheidigungsmitteln gegen Außen nicht unbeachtet gelassen werden darf. Das aber übersieht unsere Militäraufsichtsbehörde ganz, und betrachtet den Soldaten nicht als Schweizer, nicht als republikanischen Bürger, sondern eben nur als Soldaten. Die systematische Absonderung der Offiziere von den Soldaten wirkt bei uns besonders entmuthigend auf die Letztern, und es ist jene geistlose, den Bürger-Soldaten entartende und erschlaffende Nachäffung monarchischer Disziplin, die uns einst in Zeiten der Noth und Gefahr bittere Früchte bringen kann. Wie können durch solche Mittel, die dem natürlichen Schweizer-Charakter ganz widerstehen, Vertrauen, Achtung und Liebe Wurzel fassen? und wo sind diese unbedingt nothwendiger, als eben zwischen Offizieren und Soldaten im Kampfe für ihr Vaterland? — Das schlechte Wetter hat dem Surseer Lager ein unerwartetes frühes Ende gemacht; den 23. sind alle Truppen nach den vier Winden auseinander gestoben; ohne Abschied, kalt und herzlos, so wie sie ohne Begrüßung gekommen, schieden die Bataillone auseinander. Ein eigener Unstern scheint während der ganzen Dauer des Lagers jene Gemüthlichkeit und freundliche Annäherung, die den Bewohner der Schweizergauen vor andern Nationen auszeichnet, und welche man auch da nicht vermissen sollte, wo dieselben unter Waffen sich begegnen und zusammenwohnen, verbannt zu haben. Die kalte, abstoßende Vornehmthuerei der Stabsoffiziere gegen das übrige Offizierkorps hatte wie schwüle Mittagshitze den Keim für alle Vertraulichkeit unter den Lagerbewohnern gleich von vorn herein ausgetrocknet.

— Der große Rath von Thurgau hat nach einer langen Berathung über die Napoleonsfrage die Erklärung an die Tagsatzung ergehen lassen: Thurgau weise das Begehren Frankreichs auf's Bestimmteste zurück, da er als naturalisirter Thurgauer weder nach ihrer Verfassung noch nach dem französischen Code civil ein anderes als das thurgauische Bürgerrecht besitze; und Thurgau werde als souveräner Stand politische sowohl als andere Vergehen in seinem Lande ohne fremde Einmischung schon selbst zu untersuchen und zu bestrafen wissen. Diese Erklärung ist bereits im Schooße der Tagsatzung angelangt und an die zu Erwägung dieser Angelegenheit ernannte Kommission überwiesen worden.

— Im franz. Gesandtschafts-Hotel in Bern ist man eifrigst mit Einpacken beschäftigt. Es scheint, der Herzog

von Montebello denke ernstlich an seine Abreise. Am 23. stattete er dem Herrn Schultheiß Tscharner eine Visite ab, und man glaubt, er werde Umreise halten, um die geschmeidigsten Kantonalbehörden auf dem Privatwege für das französische Interesse zu bearbeiten, d. h. das Verlangte zu erschleichen.

— Seit Bischof Bossi es gewagt, mit lügenhafter Entstellung von Thatsachen für Abwendung der drohenden Religionsgefahr für die Glarner Katholiken bei der Tagsatzung aufzutreten, beginnen die Faktionsmänner in Näfels und Glarus wieder rührig zu werden; das Geschrei von Religionsgefahr ertönt von Neuem und der Näfelser Stillstand wagte es sogar, durch eine Bittschrift dasselbe in den Saal der Tagsatzung zu verpflanzen. Darüber konnte aber in derselben kein Entscheid erzielt werden und der Gegenstand fällt in den Abschied.

— Endlich werden die Erwartungen und Wünsche aller Reiselustigen gekrönt, und ein schönes, den Handel beförderndes Unternehmen soll in's Leben treten. Die beiden Dampfschiffe „Stadt Basel“ und „Stadt Straßburg“ werden morgen, den 1. September, Nachmittags 3 Uhr, geschmückt und mit allen Flaggen der Rheinuferstaaten umhangen, in Basel anlangen, wo sie, von 21 Kanonenschüssen begrüßt, mit glänzender Festlichkeit empfangen werden sollen.

— In Fischbach, einem Dorfe in Oberwallis, hausten fremde Heuschrecken dergestalt, daß sie alles Korn, alles Emdgras und andere Früchte wegfraßen. In Zeit von 24 Stunden nagten sie eine Juchart rein weg. Obwohl man bei 400 Viertel dieser Thiere gesammelt und vernichtet hat, ist die Gegend noch voll. Ein Postwagen wurde bei einem Fluge derselben mehr als 5 Minuten aufgehalten. — Ein Weiler von 60 Häusern bei Siders brannte, während die Leute mit der Aernte beschäftigt waren, ganz ab.

— Es ist bekannt, daß der Kanton Wallis, getheilt in Ober- und Unterwallis, seit mehrern Jahren nach einer Veränderung seiner Verfassung strebt, deren Geburt sich aus dem Trauerjahr 1814 herschreibt und in so fern für die jetzigen Zeiten nicht mehr paßt, als das wohlhabendere, gebildetere und reicher bevölkerte Unterwallis im großen Rathe schwächer vertreten ist, als Oberwallis, woraus dann auch anderweitige Benachtheiligungen hervorgehen. Daß Unterwallis seinen Zweck bis jetzt noch nicht erreicht hat, ist der Bischof von Sitten schuld, der für seine Person allein vierstimmig im Landrath sitzt, bei einer Aenderung der Verfassung aber seinen überwiegenden Einfluß verlieren würde. Der geistliche Fürst, statt Liebe und Eintracht zu predigen, macht es wie ein großer Theil seiner Herren Collegen: er bietet die hinterlistigsten Mittel auf, jede Verbesserung zu vereiteln, und so ist die Herrschsucht der Geistlichkeit auch hier, wie überall und zu allen Zeiten, die Quelle aller Unzufriedenheit und Unruhe. Der Bischof hat an alle Pfarrer im Unterwallis ein Schreiben erlassen, worin er ihnen bei Pflicht und Gewissen (!?) gebietet, dem Volke die Aenderung der Verfassung als eine Religionsgefahr darzustellen und alle möglichen Kunstgriffe anzuwenden, den gemeinen Mann, besonders aber die Weiber gegen jede Neuerung in Harnisch zu bringen. Daß dieser gläubige Oberhirt Leute findet, die ihn mit seiner Lehre in Schutz nehmen, daran zweifeln wir nicht. Demungeachtet scheint Unterwallis entschlossen, die der Rechtsgleichheit entsprechende Stellvertretung im Landrathe mit ernstlichem Nachdruck zu verwirklichen.

— Ein Hornmann aus Wollerau erklärte bei einer Versammlung von Gleich- und Ungleichgesinnten, er wollte lieber, daß ihm die Hände abfielen, als daß er einem zum Landammann gewählten Klauenmann den Eid leiste. Abends geht er heim, springt auf dem Feld über einen Graben, fällt auf die Hände und bricht sie hart hinter dem Gelenke. Das ist Gottes Hand! würden gewisse Herren und ihre Organe schreien, wenn es einem Liberalen begegnet wäre. Ich aber sage euch, diese Dunkelmänner können Hände und Füße brechen, und das Genick obendrein, und wollen den Finger Gottes doch nicht erkennen, der sich in der Geschichte der Völker und Menschen kund gibt.

— Mehrere Bürger von Zug ließen an Gutgesinnte zum Frommen der löbl. Bürgerschaft eine Einladung zu einer Versammlung ergehen, um über möglichst gleichförmige Benutzungsweise der Allmende sich zu berathen, damit sie in Zukunft nicht mehr vorrechtlich benutzt, sondern gleichmäßig vertheilt werde. Auch dort fängt man an, sich in Horn- und Klauen-Partei zu scheiden.

— In Stanz, in Unterwalden, ist über einen gewissen Käslin, weil er gegen zwei Geistliche an einem Freischießen „verleumderische und lieblose Reden“ ausgestoßen habe, folgendes barbarische Urtheil verhängt worden: 1) soll er unten am Rathhause unter Läutung der Glocke drei Viertelstunden lang mit einem Knebel im Maul auf der Schandbank zur Schau gestellt werden!!! 2) soll er in Begleit von Läufern den Geistlichen in ihrer Wohnung nach schriftlich gegebener Form Abbitte und Rückruf thun; 3) soll er 14 Tage lang bei schmaler Kost im Zuchthause verwahrt bleiben und durch Geistliche heilsamen Unterricht erhalten; 4) soll er in seine Gemeinde eingegrenzt und ihm der Besuch aller Wirthshäuser und Schützenstände untersagt sein, dieses in allen Gemeinden öffentlich ausgekündet, seine Personbeschreibung dem allgemeinen Signalementbuch einverleibt und die Polizeibehörden ersucht werden, ihn im Betretungsfall zurückzuweisen; 5) soll er sämmtliche Prozeßkosten zahlen.

— Auf der neuen Trogener Straße ist eine der kostbaren Brücken eingestürzt, und eine zweite mußte man stützen, um sie vor gleichem Schicksal zu bewahren.

Ausland.

— Eine neue Streitigkeit religiöser Art ist in preußisch Münster ausgebrochen. Die Braut eines Offiziers dortiger Garnison, welche katholischer Confession ist, liegt sehr krank darnieder und hat die Sakramente der Beichte und des Abendmahls zu empfangen gewünscht. Ganz wider Erwarten verweigert ihr aber die Geistlichkeit die Absolution, weil sie, die Todkranke, nicht schon jetzt das bestimmte Versprechen geben will, die aus ihrer künftigen Ehe hervorgehenden Kinder alle katholisch erziehen zu lassen. Eine Berufung an den Bischof hatte die Antwort zur Folge: er finde für gut, an den Beschlüssen seiner Pfarrgeistlichkeit in solchen Dingen nichts zu ändern. Sind das Priester der Lehre Jesu?

— Es bestätigt sich, daß man in Frankfurt am Main bereits in der Stille Vorkehrungen trifft, um im Jahr 1840 die Sekularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu feiern. Es wundert uns sehr, daß man noch nicht daran gedacht hat, die Erfindung des Schießpulvers auf eine ihm angemessene Weise zu feiern; scheut man sich etwa, zu gestehen, das Pulver erfunden zu haben und doch in manchen Stücken noch so dumm zu sein?

— Um die Mitte Augusts sind die Berliner sehr häufig nach dem nahen Charlottenburg gewallfahrtet, um im dortigen koniglichen Garten eine blühende Aloe zu bewundern, und zwar von jener seltenen Art, welche nur alle hundert Jahre blüht, und dann, wie man glaubt, abstirbt. Wie wird es zu der Zeit, wenn diese Blume wieder blüht, bei uns aussehen? Wenn die Bosheit und Dreistigkeit der römischen Curie und die vielen Eisenbahn-Unglücke bis dahin so zunehmen, wie sie in den letzten Jahren zugenommen haben, wohl nicht gar erfreulich.

— Am 20. Aug. war Weißgerber Maier in Ulm auf der Walke beschäftigt; er wurde wahrscheinlich beim Umdrehen eines Felles, wo er sich zu weit hinabließ, von dem Hammer durch einen Schlag in das Genick getroffen, sank betäubt noch tiefer hinein, und blieb über eine halbe Stunde unter den Schlägen des Hammers. Brust und Kopf sind so gefährlich verletzt, daß an ein Aufkommen nicht zu denken ist. Die auf der Walke wohnende Frau soll zwar ein leises Hülfegewimmer gehört haben, war aber der Meinung, es komme von offener Straße her. Erst nach einer halben Stunde entdeckte ein vorübergehender Mann, durch das Stöhnen aufmerksam gemacht, das jammervolle Unglück.

— Der große Moment ist glücklich vorüber gegangen, die Herzogin von Orleans ist am 24. August Mutter des Prinzen Ludwig Philip Albert, Grafen von Paris, geworden. Die in den Tuilerien herrschende Freude ist unbeschreiblich. Der König, der in dem Neugebornen einen neuen Pfeiler des Julinsthrones sieht, liest nun mit Gleichmuth die über ihn geschriebenen Schmähartikel in den Zeitungen, ja er bekümmert sich nicht einmal um die vom Berliner Hof angekommene unfreundliche Note in Betreff Belgiens, und ein sanftes Lächeln des mit Titel, Orden und Sporen auf die Welt gekommenen Grafen von Paris kann ihn sogar Arenenberg auf einige Minuten vergessen machen.

— Der neapolitanische Hof erhebt einen Streit, der die römische Regierung sehr beunruhigt. Der König von Neapel sammelt Truppenmassen, um dem Papst das Fürstenthum Benevent wegzunehmen. Der Marquis del Caretto hat im Namen seines Fürsten vom h. Vater die Herausgabe dieser Provinz verlangt, und erklärt, daß man im Weigerungsfall Gewalt anwenden würde.

— Kaum hat der Vesuv aufgehört, der Residenzstadt Neapel Dampf vorzumachen und vor ihrem Angesicht bedeutend zu speien, so fängt sein alter Kollege, der Aetna auf Sizilien, ihm nachzuahmen an. Die Ursachen seiner Unruhe kennt man nicht, jedoch will man behaupten, er sei ein treues Ebenbild seiner lebendigen Landsleute, der Sizilianer, und gehe ihnen manchmal mit gutem Beispiele voran.

— Die liebenswürdige junge Königin von England hat am 16. auch den Herren Lords und Gemeinen die Ruhe wiedergegeben und ihre Sitzungen geschlossen, den Lords für ihre Bemühungen, den Gemeinen aber ganz freundlich für das Geld gedankt, welches dieselben für sie und ihre geliebte Mutter bewilligt haben. Einige Tage vor dem Schlusse der Session ist es noch sehr scharf hergegangen; am meisten haben der edle Graf Durham und seine Vertheidiger davon abbekommen, indem man einen Theil seiner Maßregeln auf Canada für null und nichtig erklärt. Wenn der edle Graf darüber nur nicht etwa verdrießlich wird, und seinen Gouvernementsstab, den er, wie seine Freunde behaupten, mit vieler Milde und Weisheit geführt hat, wieder niederlegt.

— Ein verheiratheter Mann in Villa Real unterhielt eine Liebschaft mit einem Mädchen, dem er die Ehe versprach, sobald seine Frau, welche der Niederkunft nahe war, todt sein würde. Die Entbindung erfolgte indessen glücklich, und die Mutter der Frau war eben damit beschäftigt, ihr ein kühlendes Getränk zu bereiten, als der Mann eintrat, das Glas ergriff und sagte: „O, dieses taugt nichts, ich will ihr etwas Besseres bereiten.“ Er begab sich hierauf in ein anderes Zimmer und kam mit einem Getränke zurück, das er seiner Frau anbot. Die Unglückliche trank die Hälfte, und fast in demselben Augenblicke schrie sie laut auf: „O, Verräther, du hast mich gemordet!“ Sie verschied unter den furchtbarsten Convulsionen wenige Minuten nachher. Aerzte, welche herbeigeholt wurden, um den Leichnam zu öffnen, erklärten, daß die Menge des Giftes so groß gewesen sei, um ein halbes Dutzend Pferde tödten zu können. Der Thäter hatte indessen mit seiner Mätresse die Flucht ergriffen und Niemand spürte ihm nach.

— In Madrid sieht es sehr ängstlich aus: die Soldaten stehen immer unter den Waffen, und namentlich

schleift die Kavallerie ihre Säbel, um der exaltirten Partei, auf welche freilich die 33 Grad Sommerhitze auch bedeutend einwirken, sogleich zur Ader zu lassen, wenn sie unruhig wird. Uebrigens hat sich die Siegesnachricht verbreitet, daß General Oraa am 16. August die Stadt Morella, den Hauptstützpunkt der Carlisten in Valencia, mit Sturm eingenommen hat. Die Armee des genannten Heerführers hat zwar vorher mit dem größten Mangel gekämpft, so daß sie zu Pferdfleisch ihre Zuflucht nehmen mußten; aber es scheint, daß diesmal gerade der Hunger ihnen Muth gegeben hat.

— Es ward neulich mitgetheilt, auf welche Weise in Braga (Portugal) die Dezimasteuer abgeschafft worden. Einige andere bedeutende Städte sind bereits diesem Beispiele gefolgt, und wenn es so fortgeht, wird in kurzer Zeit Niemand mehr Steuern bezahlen. Daß der Bandenführer Remechido erschossen worden ist, hat sich bis auf den Umstand bestätigt, daß man nicht recht weiß, ob der Erschossene wirklich Remechido war, da man ihn früher nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, also nicht recht gekannt hat. Die Königin hat sich mit ihrem Gemahle seit längerer Zeit in ländliche Stille zurückgezogen und bekümmert sich um die thörichten Streiche ihrer Minister nicht mehr. An Zahlung von Zinsen an auswärtige Gläubiger ist jetzt gar nicht zu denken, denn der Finanzminister hat die nämlichen Ansichten, wie viele andere Leute, indem er meint, er könne kein Geld aus den Rippen schwitzen.

Wahre Anekdote.

In einem der besuchtesten Städtchen des Aargau's (es wird durch die Namen der in der Erzählung vorkommenden Personen kenntlich) wohnt ein sehr unternehmender Mann, „Baron“ genannt, dem alle Mittel und Wege nicht ungeöffnet bleiben, in den schönen Sommermonaten, und auch im Winter, ein schönes Sümmchen Geld zusammenzubringen. Er faßte dieses Frühjahr den Gedanken auf, Reitesel zu halten, um fremde Badgäste an schönen, heiteren Tagen auf die erhabenen Standpunkte der Umgegend zu führen. So vielen Gewerbsfleiß er übrigens auch zeigt, läßt er doch hier und da eine Schattenseite durchblicken, und so konnte er auch jüngsthin die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, seine sieben Reitesel bei dem nahe gelegenen Dorfe G. auf eines Andern Eigenthum weiden zu lassen.

Der Eigenthümer entdeckt dies und klagt den Eselshalter bei demjenigen Gemeinderath an, in dessen Banne das Grundstück sich befindet; da aber der Angeklagte in dem nahegelegenen Städtchen wohnt, so sieht sich der Kläger veranlaßt, bei dem dortigen Gemeindammann eine Zitation auf jenen zu erwirken. Dieser gewährt dem Ansuchen, stellt aber die ihn als leidenschaftlichen Beamten charakterisirende Vorladung so aus: „Herr X.... M..... vulgo Baron wird vorgeladen, den ..... vor dem Gemeinderath G. wegen Weidvrevels zu erscheinen. Der Beklagte, welcher sich aus gewissen Gründen durch den beigefügten Titel „Baron“ beleidigt fühlte, antwortete in gleichem Tone: „er werde auf die Zitation des Herrn Ammanns, vulgo Popede, vor dem benannten Gemeinderathe erscheinen.“

In Lalenburg waren, wie weit und breit,
Gar mancherlei Kännel und Rinnen,
Die gossen das Wasser bei Regenzeit
Herab von den Dächern und Zinnen,
Und wer nicht verwahrte Perücke und Zorf,
Dem wuschen Cascaden zuweilen den Kopf.

Verordnet wohlweislich von oben herab,
(Man muß es gestehen und loben),
Brach man über diese Cascaden den Stab
Trotz mancherlei Jammern und Toben,
Und selbst an des Minderbegüterten Haus
Erzwang man sich deren Beseitigung aus.

Am lebendigen Komplimenten-Eck
Ist dieses zwar noch nicht gelungen,
Noch ist dort, zu großer Erbauung, nicht weg
(Mit Begeisterung sei es gesungen)!)
Der Brunnen des Lebens. Dort, wie wir sehn,
Blieb polizeiliche Allmacht stehn.

Des Hauses Besitzer, ein armer Mann,
Kann Kosten der Art nicht erschwingen;
Wer irgend Verzeihung ertheilen kann,
Mag diesem aus Schonung sie bringen.
Nur wünschen wir noch, daß von oben herab
Dem Brünnelein werde geläutet in's Grab.

Am 27. Herbstmonat 1838 werden bei Conrad Seiler in Schaffhausen 2137 kleinere und größere Werke aus allen Fächern der Wissenschaften versteigert. Verzeichnisse hierüber sind zu beziehen durch den Kommissionär Kanzlist Seiler in Baden.

Jemand wünschte im Kanton Aargau, oder Bern, eine gut gelegene Tavernen-Wirthschaft zu kaufen oder in Pacht zu nehmen. Portofreie Anfragen mit K. bezeichn. befördert die Expedit. d. Bl.

Bei S. Landolt, Buchdrucker in Aarau, ist zu haben: feiner holländ. Zucker-Syrup, das Pfund zu 3 Batzen; ferner Schreibpapier, das Buch zu 3, 3½, 4, 4½ und 5 Batzen.

Dem vulgo Schwarz-Müller diene hiermit auf seine in No. 34 des Aarg. Kantonsblattes enthaltene Erwiederung folgende Erklärung: 1) Es steht in keinem Gesetze geschrieben, daß ein in Konkurs Verfallener ungerügt von Andern betrogen werden darf, eben so wenig, als sich ein Solcher im Fall erlittenen Unrechts nicht soll beschweren dürfen. 2) Soll S. M. sich nur erst selbst vor dem Konkurs in Acht nehmen, wovon ihn weder sein hohler Eigenruhm, noch die an der Wand hängenden über's Kreuz gezogenen Säbel und Pistolen bewahren; denn 3) entheben ihn weder diese noch seine Erwiederung der mehrseitigen, gegen ihn im Umlauf befindlichen und von rechtlichen Leuten bestätigten Beschuldigungen. Findet er diese ungerecht, so mag er sich beklagen. Hiermit genug von diesem. Der Vorige.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 36. 7. Sept. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Die Verwechselung.

In Solothurn erscheint als würdiges Seitenstück zum ††† Waldstätter-Boten die „Schildwache am Jura“, und ein Gegenstück, der „Sänger am Jura“, aus welch letzterem dieses Gedicht frei übertragen ist.

„Gang, Seppli, lauf mir gschwind i d'Stadt,
„Und hol mir ordlig 's Jura-Blatt.“
So seit der Pfarrer: „Und mi Wunsch
„Ist, daß d' bald wieder ume chunnsch.“

Der Bueb lauft furt und chunnt i d'Stadt
Und frogt: „Wo het me 's Jura-Blatt?“
Meint, 's Jura mache d'Sach elei,
Und bringt bigott der Sänger hei.

Der Pfarrer, mit sim dicke Buuch,
(Die Geistliche händ's halt im Bruuch)
Schwitzt no vom Esse hind'r 'em Tisch
Und freut si, daß nüt vörig isch.

Er nimmt sis Tüechli uß 'em Sack,
Butzt d'Nase-n ab vom Schnupftuback;
Es Schlückli Wy thuet's au no druuf,
Denn setzt er weidli d'Brülle-n uuf.

Er lähn't si Rügge breit a d'Wand
Und nimmt frei hurti 's Blatt i d'Hand;
Doch luegt er chuum der Titel a,
So het er scho gnue glese dra.

Wirft d'Brülle-n ab, haut uff e Tisch
Und seit zum Bueb: „e Lappi bisch!
„So goht's: stell ig es Chalb uff d'Bei,
„So chunnt's als Stier mir wieder hei!

„Dem Sänger bi-n i nid si Chund,
„Dem radikale Lumpehund!
„D'Schildwach am Jura will i ha,
„Die schrybt e brave, fromme Ma!

„Das radikal Schlaraffe-Gschmeus
„Trybt unverschante Spott mit eus!
„Das gottlos Zug wott i nid gseh:
„Schmöck, Seppi, do dra, bring's nümme meh!“

Der Bueb goht wieder mit i d'Stadt
Und seit: „I wott das ander Blatt!“
Me brichtet ihn, wo-n er's chönn ha;
Er nimmt's i d'Hand, schmöckt ordlig dra
Und rüeft: „I ha's, Gott Lob und Dank!
„Das schmöckt no 's Herre Chuttegstank;
„Der Gschmack macht do schynt's d'Sach elei,
„Jetz chumm i gwüß als Stier nid hei!“

Gründung des Klosters Muri und Erbauung des Schlosses Habsburg.

Als nach dem frühzeitigen und unerwarteten Tod Kaisers Otto III. Jedermann in Deutschland wegen der Reichsnachfolge große Unruhen besorgte, begaben sich die Eingesessenen der alten Grafschaft Nore, die sämmtlich freie Leute waren, woher deren Marchen noch heute die Freien-Aemter genennet werden, unter den Schutz und Schirm Gonzelins, des mächtigen Grafen von Windisch und Altenburg, in der Hoffnung, durch seine Macht vor aller Unruh und jedem feindlichen Ueberfall gesichert zu sein. Gonzelin nahm sie willig auf, hielt sie aber hernach nicht als bloße Schutz-Ergebene, sondern als eigentliche Unterthanen. Die guten Leute bedauerten gar sehr den Verlust ihrer Freiheit, und sahen mit dem empfindlichsten Schaden zu spät ein, welchen großen Fehler sie begangen hatten. Nach seinem Hinscheid versammelten sie sich und suchten mit Gewalt ihre Freiheit wieder zu erringen; allein Landolus, Gonzelins Sohn, trieb sie zu Paaren und beugte sie nochmals unter das Joch der Dienstbarkeit. Dieser hinterließ vier Söhne, welche das väterliche Erbe zu gleichen Theilen vertheilen wollten. Bei dieser Gelegenheit wollten sich die Freien-Aemter noch einmal erheben, aber Radbod, der zweite der Brüder, unterwarf sie seiner Gewalt, zwang Edle und Gemeine, ihm zu huldigen, und erklärte, daß er diese Landschaft nun allein für sich behalten wolle, weil sie ihm am bequemsten gelegen sei.

Solch gewaltſames Verfahren mißfiel dem älteren Bruder, Landgrafen im Elſaß, ſehr; er drang nochmals auf gleichmäßige Eintheilung, und als er von Radbod abſchlägige Antwort erhielt, ſuchte er ihn mit Gewalt dazu zu nöthigen, fiel mit einem großen Haufen Volks in das Aargau ein, verwüſtete Aarau, Lenzburg und mehrere andere Ortſchaften, wurde aber von Radbods Anhängern aus dem Feld geſchlagen und mußte unverrichteter Sache wieder heimziehen. Er war unverheirathet und ſtarb bald darauf, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Radbod ſchenkte nun dieſe Aemter ſeiner jungen Gemahlin Idda zur Morgengabe. Dieſe war aber eine gar gottesfürchtige Perſon, und als ſie vernommen, auf welche Weiſe ihr Gemahl zu dieſem Beſitzthum gelangt war, machte ſie ſich ein Gewiſſen daraus, das als Eigenthum anzunehmen, was Andern mit Recht gehörte; ſie eröffnete daher ihrem Schwager, Biſchof Werner von Straßburg, wie ſie dieſe Morgengabe ſchwer auf dem Herzen drücke, indem ſie befürchte, Gott möchte die ganze Familie wegen der Ungerechtigkeit ihres Ehegemahls ſtrafen; ſie bitte alſo den Biſchof, ſeinen Bruder zu bereden, dieſe Oerter ihren rechtmäßigen Herren wieder zu geben. Der Biſchof vermeldete ihr nun, daß der eigentliche Beſitzer geſtorben und keine nähern rechtmäßigen Erben als ſeine Brüder hinterlaſſen habe; er wolle aber Radbod dahin zu vermögen trachten, daß er die Freyen-Aemter anſtatt andern väterlichen Erbes ihm überlaſſe; alsdann wolle er ſie an ein Kloſter verwenden und dadurch Gott um der ganzen Familie, bis auf ihres Vaters und Großvaters, Miſſethaten willen verſöhnen. Es gelang ihm, ſeinen Bruder dazu zu bereden, wonach das Kloſter Muri von ihm erbaut wurde.

Unterdeſſen fiel die Kaiſerwahl der meiſten deutſchen Fürſten auf Heinrich den Hinkenden aus Baiern, der nach ſeinem Tode der Heilige genannt wurde. Wider ihn empörte ſich unter Andern Graf Gerhard in Ober-Lothringen; und Biſchof Werner von Straßburg nebſt ſeinem Bruder Radbod, der Gerhards Schweſter Idda zur Ehe hatte, verbanden ſich heimlich mit ihm. Als der Graf von Ober-Lothringen ſeinen böſen Willen gegen den Kaiſer nicht bergen konnte, ward er auf deſſen Befehl von Gottfried, Graf von Unter-Lothringen, aus ſeinen Beſitzungen vertrieben; Werner und Radbod hielten ſich zwar ſtill und gingen ledig aus; weil aber dieſe Brüder dem Kaiſer nicht wohl traueten, ſo trachtete Biſchof Werner die andern beiden reich und ſtark zu machen, und übergab ihnen alle in ſeinem Stift ledig gewordenen Lehen, Kirchen, Dörfer ꝛc. zu ewigen Erblehen; überdies gab er dem Radbod noch eine namhafte Summe Geld, damit er, weil ihr altes Stammhaus Altenburg nicht feſt genug war, in ihrer väterlichen Erb-Grafſchaft auf dem hohen Bühel Wülpelsberg ein feſtes Schloß bauen könne, um im Fall der Noth ſich und ihr Gut dahin zu flüchten. Radbod führte dicke Mauern auf, ohne ſonderliche Eingebäude, warb für das übrige Geld die benachbarten Edelleute an ſich, um ſie im Fall eines Angriffs bei der Hand zu haben. Als nun Biſchof Werner den Bau zu beſichtigen kam, ſich über die wenigen und ſchlechten Eingebäude verwunderte und mit Vorwürfen den Bruder befragte, wo das Geld alles hingekommen ſei, da erſchienen auf heimlichen Ruf die geworbenen Ritter alle und lagerten ſich vor der Burg. Der Biſchof erſchrack ob dieſem Anblick gewaltig, in der Meinung, es ſeien Kaiſerliche, die ihn aufheben wollten; da lachte Radbod und ſprach: „Dieſes ſind unſere Freunde und Helfer, die Beſchützer der Feſte, welche ich aus deinem Gelde uns erworben habe.“ Der Biſchof gab ſich darüber zufrieden und nannte das Schloß Habsburg, wovon ſeine nachherigen Beſitzer den Namen hatten.

Grabſchrift eines Mädchens.

C. B.

Aus meinen Tagen ward Abend,
Wieder Abend, und wieder, und dann der letzte des Letzten,
Dann des Sterbens Nacht! Wie eilend ging ſie vorüber!
Und ach, nun der Morgen des Lebens, zu dem ich erwacht bin!
Traum, der mit Weinen begann, und ſchloß mit Weinen des Todes!
Traum des Lebens, nun biſt du geträumt und ich bin erwacht!
Werde noch einmal erwachen, wenn Unverweslichkeit anzieht!
Mein verweſender Leib, und werther des göttlichen Hauches,
Dieſer Seele, die ewig iſt, ſtrahlt, wie der Leib des Erweckers!

Ein falſcher Prinz in dieſem Jahr.

Am 28. Juni 1838 kam ein ſtattlich gekleideter Herr in die Schenke eines Dorfes bei Naumburg, verlangte ein Glas guten Wein und etwas zu eſſen. Er verzehrt das vom Wirth Gebrachte unter vielfachen Fragen über Laſten und Abgaben, hört Alles mit der größten Aufmerkſamkeit an und bezahlt endlich beim Weggehen mehr, als man verlangt, worüber der Wirth gar große Augen macht und den ſtattlichen Herrn um Stand und Namen zu fragen ſich erlaubt. Mit Staunen vernimmt nun der Wirth, daß er die Ehre gehabt, den königlichen Prinz Auguſt von Preußen zu bewirthen, der im Auftrage ſeines königlichen Vaters auf einer Inſpektionsreiſe begriffen ſei. Dieſe Nachricht verbreitete ſich nun mit Blitzesſchnelle im ganzen Dorfe umher, und ehe der Fremde noch ein zweites Gaſthaus erreicht, iſt ſchon ſein Name vorausgeeilt, und er wird von dem überglücklichen Gaſthofbeſitzer ſtandesgemäß, mit vielen Bücklingen und Kratzfüßen, empfangen. Hier unterhält ſich der Prinz freundſchaftlich mit dem Wirth, äußert im Laufe des Geſprächs, daß er einen Abſtecher gemacht habe, und, um bald nach dem nahen Freiberg zu gelangen, nun eine Kutſche mit vier Pferden wünſche. Das Verlangte wird eiligſt herbeigeſchafft, der Kutſcher erhält ſchon im Voraus ein anſehn-

liches Trinkgeld mit dem Bemerken, wenn er die Pferde gut antreibe, er am Orte seiner Bestimmung noch einmal so viel erhalten würde. In raschem Laufe rollt der Wagen davon und langt mit seinem Passagier in unglaublich kurzer Zeit auf dem Schloßhofe in Freiberg an. Hier präsentirt er sich abermals als Prinz August von Preußen, läßt sich, im Namen seines Vaters, von den bestürzten Beamten die Kassen öffnen und die Bücher vorlegen, durchfliegt diese und vergleicht den baaren Kassenbestand mit den in den Büchern befindlichen Rechnungsabschlüssen, spricht über die Verwaltung des Forstwesens seine Zufriedenheit aus und gibt Geld und Bücher wieder zurück. In Begleitung der Beamten äußert er sich, den Schloßhof durchschreitend, über unnöthige Bauten, berührt noch flüchtig Dieses und Jenes, besteigt dann den Wagen und rollt eilig den Schloßberg wieder hinab. Mittlerweile hatte sich aber auch in der Stadt das Gerücht von der Anwesenheit des königlichen Prinzen verbreitet und die Orts-Munizipalität beeilte sich über Hals und Kopf, dem hohen Gaste im Staatsornate entgegen zu gehen und ihn, nach herkömmlicher Weise, mit gebührender Hochachtung auf die feierlichste Weise zu empfangen. Doch kaum hatte das Auge des verehrtesten Prinzen die große Volksmenge erblickt, als er mit einem gewaltigen Satze aus der Kutsche sprang und entfloh. Unglücklicherweise verlor er auf der raschen Flucht seine Brieftasche, aus welcher man ersah, daß es ein ehrbarer Schustergeselle war. Von den ihm nachgesandten Gendarmen eingefangen, ward er in polizeiliche Haft gebracht. Seine Absicht bei diesem Spiel hat sich aber noch nicht ermitteln lassen.

Der Himmel auf Erden.

Willst du schon hier den Weg zum Himmel richtig kennen,
So lerne, wie man sich die Erd' zum Himmel macht;
Denn, wenn das Irdische wir von dem Ew'gen trennen,
O so verlieren wir den Himmel aus der Acht!

Durch Tugend, heil'gen Sinn, kann aber schon auf Erden,
Wenn unser Geist sich streng und eifrig ihnen weiht,
Das Erdenleben uns zum wahren Himmel werden;
Denn hier beginnt ja schon für uns die Ewigkeit!

Kommt einst der Tod — o wie sollt' dieser Fromme schrecken? —
Als Gottes Bote ruft er uns zum bessern Sein,
Wo wir, was wir gesucht, in Fülle erst entdecken,
Und durch Vervollkommnung stets höherm Glück uns weihn!

Die Mahlzeit unter dem Bett.

Heinrich IV. wurde einst hinterbracht, daß seine Mätresse ihm untreu sei und öfter, wenn sie den König nicht zu erwarten hätte, den Herzog von Bellegarde bei sich beherbergte. Der König ließ ihr aufpassen, und als man ihm die Anwesenheit des Nebenbuhlers bei der Mätresse meldete, begab er sich ebenfalls zu ihr. Er traf sie im Bett, über heftige Kopfschmerzen klagend, und verlangte, sie sollte ihm ein Nachtessen vorsetzen lassen. Sie entschuldigte sich höflich und sagte: da sie unpäßlich sei und keinen Besuch erwartet hätte, habe sie nichts zubereiten lassen; nur ein paar kalte gebratene Feldhühner seien noch aufbewahrt. Man soll sie bringen, war des Königs Antwort. Die Dienerschaft, welcher unbekannt war, daß des Königs Anwesenheit ungebeten sei, brachte auf das Zeichen die ganze für Bellegarde zubereitete Mahlzeit. Lächelnd nahm der König ein Brod, schnitt es mitten von einander, legte ein Feldhuhn zwischen beide Theile, band es wieder zusammen und warf es unter das Bett, indem er sagte: ich verlange nicht, daß Jemand hungere.

Die Frauenzimmer und die Bücher.

Letzthin sagte mir ein Satyriker, das weibliche Geschlecht sei mit nichts so gut, wie mit Büchern zu vergleichen. Das Mädchen, meinte er, sei eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Fabeln und Mährchen, die Koketten zu den periodischen Unterhaltungsblättern, die Eiteln zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertorien, die Stillen zu den Raritäten und Curiosa, die Treuen zu den Anekdoten, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkischen zu den Predigten und Andachtsübungen. Ein Haus, in welchem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; man kommt hin, besieht sich die Bücher, liest ihr Titelblatt, blättert auch wohl ein Bischen darin herum, nimmt aber selten eins mit nach Haus. Zwischen Mädchen und Büchern ist jedoch der Unterschied, daß derjenige, welcher Bücher kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht; wer aber ein Mädchen an sich bringt, muß gar oft für einen andern Einband sorgen. Wer ein Buch kauft, findet in zehn ꝛc. Jahren noch denselben Sinn darin; wer heute aber ein Mädchen nimmt, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, findet oft nach kaum vier Wochen schon eine Kriegserklärung darin.

Naturgeschichte.

Der Skorpion.

Dieses Thierchen hat einen langen, vorn, wo Kopf und Brustil eil angenommen wird, etwas dickeren, hinten aber in einen dünneren, gegliederten Schwanz übergehenden Körper; das letzte Glied des Schwanzes, blasig von Gestalt, endigt in einen krummen Stachel, unter dessen Spitze zwei längliche Löcher befindlich sind, aus welchen das Gift tritt. Die Skorpione haben eine sehr harte, etwas körnige Haut, wie die Krebse, die nur an den Gelenken weich ist. Zwei dicke Kinnbacken endigen in eine zweifingerige, horizontal sich bewegende Scheere mit eingelenktem Daumen; diese Finger sind ge-

zahnt und ſtark; die darunter liegenden Kinnladen ſind platt und an ihrer äußern Seite befinden ſich die zwei großen Arme mit den Scheeren. Sie haben acht Füße, von denen die beiden hintern Paare größer ſind, als die vordern.

Die Skorpione kriechen platt auf der Erde hin und halten ſich meiſt unter Steinen, Baumrinden u. dgl. auf, in Häuſern unter Papier oder andern flachliegenden Sachen, auch in Mauerſpalten. Da ſie ſich wie andere Thiere der Art, gern nach der Wärme, auch wohl nach der thieriſchen Ausdünſtung ziehen, ſo haben Reiſende in heißen Ländern die Gefahr, daß ſie ſich des Nachts in ihr Lager verkriechen, wie Lichtenſtein am Kap erlebte, daß man am andern Morgen einen unter ſeinem Kopfkiſſen fand, der beim Aufräumen eine junge Sklavin ſtach, ſo daß ſie ſchon nach 18 Stunden ſterben mußte. Auch findet man ſie ſelbſt im ſüdlichen Europa, in Italien, Süd-Frankreich und Spanien in Schlafkammern und Betten, und kommen des Nachts, zumal bei feuchtem Wetter oder Gewitterregen hervor; doch ſtechen ſie den Menſchen höchſt ſelten und nie ungereizt. Die Italiener machen ſich aber aus dem Stich dieſer kleinen Gattung nicht gar viel. Abends und Nachts kommen ſie am häufigſten aus ihren Schlupfwinkeln, laufen ſchnell oder rennen gleichſam wie wüthend mit aufgehobenem, geſchwenktem Schwanze einher; finden ſie ein Inſekt, zumal eine Spinne, aber auch Fliegen, Aſſeln, Heuſchrecken u. dergl., ſo faſſen ſie es geſchickt mit der Scheere, beißen es todt und ſaugen es aus. Spinnen und Spinneneier ſind ihre liebſte Nahrung. Angefaßt, ſuchen ſie zu ſtechen, wovor man ſich zu hüten hat; daß ſie ſich aber ſelbſt todtſtechen, wenn man ſie in einen Ring von Waſſer oder glühenden Kohlen ſetzte, den ſie nicht überſchreiten können, iſt eine Fabel. Der Angabe eines engliſchen Kapitäns zufolge ſoll man in Oſtindien hellblaue und dunkelblaue zu Gefechten unter Glasglocken, unter welche man etwas Tabaksdampf bläſt, auf Wette, bringen; ſie kämpfen dann wie raſend, bis einer unterliegt. Auch unſere europäiſchen gehen auf einander los und morden ſich, wenn man mehrere zuſammenbringt; eben ſo freſſen ſie ihre eigenen Jungen.

Die Gefährlichkeit ihres Stichs iſt natürlich nach der Größe der Gattung und andern Zufälligkeiten, z. B. der Temperatur der Luft, verſchieden. Der der verſchiedenen kleinen europäiſchen Arten iſt nicht tödtlich, nur ſehr ſchmerzhaft. Das bekannte Mittel, den Skorpion zerquetſcht auf den Stich zu legen, beruht nur auf Einbildung; das einfachſte iſt Oel, welches überhaupt die Schmerzen eines Inſektenſtiches augenblicklich aufhebt oder doch mildert, wenn man einen Tropfen auf die Wunde bringt; daher denn auch die wandernden Tiroler Olivenöl, in welches ein todter Scorpion gelegt iſt, um den Glauben zu erhöhen, zu dieſem Behuf verkaufen. Ammonium innerlich und äußerlich, iſt ebenfalls wirkſam. Mäuſe ſterben vom Stiche der kleinen Skorpione, Hunde ſchon nicht; dagegen möchte die Verwundung durch die größeren ſpaniſchen ſchon gefährlicher ſein. Nach Verſuchen ſtarb von vielen Hunden und Hühnern, denen man mehrfache Stiche beibrachte, nur ein einziger Hund. Bei den Menſchen ſind die Symptome, die ſie erzeugen, verſchiedenartig. Die Wunde wird bald ſchwarz, mit Anſchwellung und Entzündung, ſchmerzt ſehr und es erzeugen ſich wohl auch Puſteln (Bläschen) darum. Andere bekommen Schauer, Zieber und Erbrechen, ja Erſtarrung, Schluchzen und Zittern der Glieder, daher man auch behauptet, der Stich des indiſchen erzeuge Wahnſinn. Nach den Angaben Humboldts macht zu Carthagena und Guayaquil ein Skorpionſtich auf der Stelle die Sprache verlieren; die Zunge bleibt 16 Stunden lang taub. Ueberhaupt erzeugt er fürchterliche Schmerzen. Das Skorpionengift hat im Ganzen viel Aehnliches mit dem der Vipern; es ſchmeckt aber ſcharf und heiß, und darin gleicht es eher dem der Weſpen und Bienen.

Man behauptet, daß ſie ſich mehrmals im Jahre begatten; gewiß iſt es im Auguſt. Das Weibchen häutet ſich zuvor, ehe es die Jungen bringt; dieſe werden zu verſchiedenen Malen abgeſetzt und die Mutter trägt ſie eine Zeit lang mit ſich auf dem Rücken herum; ſie ſoll an 50 bis 60 erzeugen können, und geht über einen Monat lang nicht aus ihrem Schlupfwinkel, um ſie ſo lange zu bewahren. Sie wachſen ſchnell, ſind aber unter einigen Jahren nicht zur Begattung fähig. Man theilt ſie nach der Zahl und Stellung der Augen in viele Geſchlechter, von denen folgende die hauptſächlichſten ſind:

1) Der deutſche Skorpion. Mit 6 Augen, dickem, etwas breitem Bauch und dünnem, ziemlich kurzem Schwanz; kaſtanienbraun, mit braunrothen Scheeren; drei Grübchen in der untern Handfläche; der Schwanz ungekielt. Die kleinſte Gattung. Das Männchen iſt ſchmäler mit etwas längerem Schwanz und viel dickerem Giftſtachel; das Weibchen iſt am dickeren Bauche kenntlich; beide Geſchlechter ſind einen Zoll lang und glänzend. Findet ſich bis ins ſüdliche Tyrol und in Ober-Italien, aber nicht diesſeits der Alpen.

Die 3 folgenden Geſchlechter erſcheinen mit 8 Augen, 3 auf jeder Seite und 2 mitten auf dem Scheitel, mit dicken, großen Scheerengliedern und dickem, mehrkantigem, gekörntem Schwanz.

2) Der große afrikaniſche S. Braunſchwarz, die Bauchſchilder gelbbraun und ſtark glänzend, das Endglied des Schwanzes kurz eiförmig, braunroth; die Hände breiter als lang, flach gewölbt, dicht grobkörnig; 15 bis 17 Zähne an den Kämmen. Wahrſcheinlich die größte Gattung, vom Kopf bis zum Schwanz 5 Zoll lang und vorn ſo dick wie ein Mannsdaumen. Der Stachel ausnehmend ſcharf, der Stich iſt tödtlich. Er findet ſich in ganz Afrika, und ziemlich häufig am Cap. Ein in einem Zuckerglaſe gehaltener erhielt ſich 9 Monate lebendig, fraß jedoch nichts; am Sonnenſchein grub er ſich ſchnell in die Erde und warf dieſe hinter ſich; ſeine Kämme waren in unaufhörlicher Bewegung.

3) Der dunkelblaue indiſche. Schwarz mit blauem Schimmer, die Hände breit, tief lederartig runzlig; die Schenkel unten gezähnt. Höchſtens 4 Zoll lang. Auf Java.

4) Der großköpfige indiſche. Schwarz mit röthlichem Schimmer, die Hände groß, ſtark gekörnt, die Schenkel unten glatt. Ueber 4 Zoll lang.

5) Der große franzöſiſche. Mit 12 Augen; braungelb mit blaſig aufgetriebenen vordern Schwanzgliedern, die oben ſtark körnig gekielt und in der Mitte vertieft ſind. Der Schwanz etwas länger als der Körper, die Stachelſpitze ſchwarz. 2 Zoll lang. Am mittelländiſchen Meer, zumal in Spanien.

6) Der gemeine amerikaniſche. Dem vorigen an Geſtalt gleich, nur ½ Zoll länger, mit ſehr langen Armen, Händen und Schwanz; blaßgelb, braun gefleckt. Im wärmern Theile Amerika's.

Auflöſung des Räthſels in No. 35: „Schein.“

Charade.

Wie herrlich in Aurorens Schimmer
Glänzt meine Erſte auf der Flur;
Wie in des Demants Prachtgeſtimmer
Scheint dann gekleidet die Natur.

In meinen Letzten kannſt du ſehen
Ein Bild der Unbeſtändigkeit,
Und, wenn gelinde Lüfte wehen,
Mein Ganzes in der Winterzeit.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 36.

7. Sept. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die Tagsatzung hat die Schlußnahme über Ludwig Napoleon um vier Wochen verschoben, ist am 5. Sept. nach allen vier Winden aus einandergestoben, und wird zu unserm Nutzen und Frommen am 1. Oktober wieder zusammen kommen.

— Unter andern Bittschriften an die Tagsatzung erschien auch eine von dem geisteskranken Pankraz Meyer aus dem Kanton Luzern, welcher das Gesuch stellt, die Tagsatzung wolle die bösen Geister von ihm entfernt halten. Die Tagsatzung fand aber, daß sie Niemanden von einem Uebel helfen könne, an welchem sie selbst leide, und schritt darüber zur Tagesordnung.

— Unlängst wurde zu Frick von dem Pfarrer Möhlin eine katholische Ehe in deutscher Sprache eingesegnet und eine Messe gelesen, bei welcher die Jugend deutsche Gesänge sang. Das Volk hat Wohlgefallen an solchem Gottesdienste und es regt sich allgemein der Wunsch, die sämmtlichen kirchlichen Verrichtungen in deutscher Sprache abgehalten zu sehen, was im ganzen Bisthum Solothurn eine heilsame und wohlthätige Reform wäre.

— Die Regierung von Solothurn hat unterm 24. v. M. die Verordnung erlassen, daß das sogenannte Wetterläuten bei herannahenden oder vorüberziehenden Hochgewittern im ganzen Kanton untersagt sei. Die Widerhandelnden, ob sie dazu Befehl ertheilen oder selbst Hand anlegen, werden zur Bestrafung gezogen und für alle Folgen verantwortlich gemacht.

— Den 31. Aug. fiel in Solothurn ein junger Maurer von einem neu aufgerichteten Dachstuhle 50 Fuß hoch auf das Straßenpflaster, und zerschmetterte Arm und Beine, lebt aber noch und gibt Hoffnung zur Wiederherstellung.

— Am 24. Aug. starb zu Trub der berühmte Orgel- und Klavierbauer Mathias Schneider in einem Alter von 63 Jahren. Unter den vielen ausgezeichneten Orgeln, die er baute, ist die große Prachtorgel in der deutschen Kirche zu Neuenburg die berühmteste. Dieser Mann verdient um so eher ein rühmliches Andenken, da er größtentheils aus sich selbst und ohne Anleitung von Lehrern sich zum Künstler bildete.

— Vorige Woche wurde in dem Felsen des Stockhorns ein Königsadler von seltener Größe geschossen. Er war 3 Fuß hoch und mit ausgespannten Flügeln über 10 Fuß breit. Wahrscheinlich derselbe, welcher voriges Jahr schon und auch dieses bei St. Maurice im Wallis gesehn wurde, mehrere Kinder geraubt hatte, und von welchem man auf dem Felsen des Dent-du-Midi zwei Junge erbeutet hatte. Ein Kinderschuh soll in dem Nest auf dem Stockhorn gefunden worden sein; wäre dies, so hat der Adler wohl das Kind 15 bis 16 Stunden weit durch die Luft geführt, wenn er damit in gerader Linie aus der Gegend von St. Maurice nach dem Stockhorn geflogen ist.

— Am 13. August erschoß sich zu Vinelz ein neapolitanischer Soldat von dort, Joh. Weber, nachdem er sich Nachts vorher in den Wirthshäusern umhergetrieben und vier Inser Bursche dem glänzenden Soldatenelend entgegengeführt hatte.

— Während dem Lager bei Sursee hatte der dortige katholische Stadtpfarrer dem reformirten Berner Feldprediger gastfreundlich Quartier gegeben, und die Seelsorger der Truppen beider Konfessionen lebten bundesbrüderlich unter einem Dache. Die Väter Kapuziner hatten den

Offizieren ihren Garten und ihre Kegelbahn überlassen. Eine große Menge Volks aus naher und entfernterer Umgegend strömte herbei, und sämmtliche Mannschaft hat gezeigt, daß sie für den Fall der Noth zu Ehren des Vaterlandes die Waffen noch zu tragen verstehen.

— In St. Gallen wurde letzten Dienstag Morgens bei Abfahrt des Eilwagens ein Kind überfahren. Dergleichen Unglücke sind hier und da schon öfter begegnet, und es wäre zu wünschen, daß überall durch die Ortschaften anders als im Schritt zu fahren von Polizei aus bei strenger Strafe verboten wäre.

— Man erfährt jetzt ganz bestimmt, daß nach schweren, in verschiedenen preußischen Gefängnissen durchlebten Jahren, der unglückliche Rostinger am 10. Aug. in Freiheit gesetzt worden ist; seine Gesundheit ist schwer angegriffen.

— Die vom Walliser Landrath günstig begutachtete Frage eines gleichmäßigern Repräsentationsverhältnisses ist von allen Zehnten des Ober-Wallis verworfen worden. Der Bischof, der für sich allein so viel Stimmen hat, wie ein ganzer Zehnten, hat erklärt, daß er nur dann dazu stimmen könnte, wenn er dafür die besondere Erlaubniß vom Papst hätte. O Freiheit, wo bist du da hingekommen!? Am Ende muß man noch gar vom Groß-Mogul die Bewilligung haben, wenn eine Einrichtung verbessert werden soll.

— Durch die Bündnerzeitung erhalten wir einen erfreulichen Beweis von der menschenfreundlichen Duldsamkeit der Behörden und Bürger der katholischen Ortschaft Ragaz. Es wurde daselbst der Leichnam eines bei Reichenau im Rhein verunglückten jungen Mannes von Tarrins aufgefunden. Obwohl der Gefundene Protestant war, hätte dessen Beerdigung auf dortigem Gottesacker nicht den mindesten Anstand gefunden; da aber der Bruder des Verstorbenen den Wunsch äußerte, die Leiche nach der Heimath bringen lassen zu dürfen, damit auch die Aeltern und die übrigen Geschwister solche noch einmal sehen könnten, zeigte sich auch hierzu nicht nur alle Bereitwilligkeit, sondern als der Sarg am Morgen von Ragaz abfuhr, gaben die Herren Vorsteher, die ganze Schuljugend mit ihrem Lehrer und noch viel Volk unter dem Geläute der Glocken das Geleite bis jenseits des Dorfes, wo der Herr Pfarrer, als ein ächter Diener der Religion, noch die herzlichsten Worte des Trostes an die Leidtragenden richtete.

— Die Anstände zwischen der Urner Instruktionskommission und dem Komitte der Dampfschiffgesellschaft sind nun ausgeglichen. Es gibt einstweilen eine Landungsbrücke, in welcher das Dampfschiff bei gewöhnlicher Witterung genugsamen Schutz findet. Die alte Landungsbrücke ist wieder aus der Tiefe hervorgebracht worden, wohin sie durch Einschlagen von Wellen und Regen versenkt wurde, und nicht mittelst Durchbohrung, wie früher gemeldet wurde.

Ausland.

— Wenn man in Berlin nicht das Sprichwort: „stille Wasser sind tief!“ theils selbst wüßte, theils von Andern erfahren hätte, so würden wir glauben, daß die Angelegenheiten von Posen und Köln für immer begraben seien. Leider aber ist dem nicht also, und wir hoffen daher, nächstens etwas Ausführliches darüber zu hören. — Gestohlen wird hier seit einiger Zeit übermäßig viel, und das ist manchem Berliner Patrioten in so fern angenehm, als er denkt, man glaube im Auslande, in Berlin sei viel zu holen, was doch nicht der Fall ist. — Ein Naturforscher hat neulich bemerkt, daß das Brot immer dünner und kleiner, die Bäcker aber dicker würden; man gibt dem Wetter die Schuld.

— Nach der neuesten preußischen Regierungsverordnung ist jedem Handwerker das Betreten der Schweiz aufs Schärfste untersagt, wobei die Buchdrucker-Gehülfen ganz besonders genannt sind; nur die Apotheker-Gehulfen dürfen eine Ausnahme machen.

— Im Gasthof zum Riesen in Coblenz hat ein Kellner ein Portefeuille gefunden, das an Banknoten und Wechseln einen Werth von 306,000 Thalern enthielt. Es ist unbekannt, wo der Reisende, der dasselbe liegen ließ, seinen Weg hingenommen hat. Das Ganze ist jedoch für den Fall der Nachfrage gut aufgehoben. — Einige Engländer, die mit dem Dampfboote hier eintrafen, weigerten sich, die verlangten Pässe vorzuzeigen; einer derselben erlaubte sich sogar, den Polizei-Beamten eine Probe seiner Geschicklichkeit im Boxen (Prügeln) zu geben, die ihn zum Arrest beförderte.

— In den drei russischen Ostsee-Provinzen Esth-, Liefs- und Kurland wird von dem Adelsstand schon seit längerer Zeit gegen den Bürgerstand gekämpft, um diesem Letztern das Recht der Gütererwerbung und des Güter-Besitzes streitig zu machen. Der Adel beruft sich auf ältere und ganz alte Rechte, und beweist in einem in Dorpat erscheinenden Journale, daß er faktisch aufgehoben sei, wenn der Bürgerstand das Recht zum eigenthümlichen Güterbesitz gewinne. Nachdem dieser Beweis geführt ist, appellirt der Adel mit folgenden Worten an den Kaiser: „Unser erhabene Monarch wird aber den Adelstand nicht den unzeitigen Interessen des aus seiner ihm angewiesenen politischen Stellung heraustreten wollenden Bürgerstandes opfern wollen, dafür bürgt uns seine gerechte Gesinnung.“

— Ein Drangsal eigener Art hat die Stadt Dinant in Belgien getroffen, die von einem senkrechten Felsen beherrscht ist. Die ungeheure Zisterne, welche seit undenklichen Zeiten die Unreinigkeiten der Zitadelle aufnimmt, ist eingebrochen. Alles, was diese unreinen Orte enthielten, fiel über die unglückliche Stadt stromweise einher, und riß einen Soldaten mit sich fort, der schwer verwundet sein soll. Mehrere Straßen sind überschwemmt, viele Keller gefüllt. Man weiß nicht wohin fliehen, um dem Gestanke zu entgehen.

— In Belgien wird noch immer recht tüchtig gegen die Abtretung von Limburg und Luxemburg geschrien, über die Minister geschimpft und zur Abwechselung da und dort etwa ein Missionskreuz der Jesuiten zerschlagen, worüber dann alte Weiber ein Heulen und Zähnklappern, ein Zeter und Mordio anheben; und nur zuweilen kommen aus Versehen einige Fensterscheiben u. s. w. schlecht dabei weg.

— Am 21. Aug. brach ein furchtbares von Regen und Hagel begleitetes Gewitter über die Gemeinde Laveyron in Frankreich los. Eine Wasserhose traf ein Haus, in welchem eine Wittwe mit zwei Töchtern wohnte. Die Mädchen kamen um; das Eine wurde unter den Trümmern des Hauses begraben, das Andere in einer Entfernung von 300 Schritten gefunden. Die Mutter wurde von Kies verschüttet, woraus man sie ganz zerfetzt und mit einem zerbrochenen Bein hervorgrub.

— In Frankreich wird jetzt ein neues Küchenkraut angepflanzt, das franz. Missionäre aus China mitgebracht haben. Es hat große Aehnlichkeit mit dem deutschen Kohl und kann wie dieser für den Winter eingemacht werden, nur ist es weit feiner und wohlschmeckender.

— Das Kabinet der Tuilerien beobachtet in Betreff seiner Maßregeln in der belgisch-holländischen Frage ein so tiefes Stillschweigen, daß die Offiziere der Regimenter, welche gegen die Nordgrenze marschiren sollen und denen man verkündigt hat, sie würden nächstens dem Feinde gegenüberstehen, bis diesen Augenblick noch nicht wissen, ob der Feind nicht vielleicht erst noch gezeugt werden soüe.

— Alle die vielen Beweise der Wohlthätigkeit, der Humanität und Leutseligkeit, welche der König von Frankreich und seine Familie vor Freude über die Geburt des Grafen von Paris ausgeübt haben, sind nicht im Stande gewesen, den Oppositionsblättern der verschiedenen Farben einen liebevollen Sinn gegen den lallenden Prinzen und seine glücklichen Aeltern und Großältern einzuhauchen. Während sich der Gemeinderath des Seine-Departements beeilte, dem mit Orden und Sporn Neugeborenen einen Degen zu überreichen und ihre unterwürfigen, schmeichelhaften und unsinnigen Beglückwünschungen zu machen, wetteifern viele Zeitungen mit Spötteleien über die Geburt des Grafen. Der „National“ führt aus Lamennais „Worte eines Gläubigen“ die Stelle an: „Ich sah in einer Wiege ein Kind, schreiend und geifernd, und um dasselbe waren Greise, welche zu ihm: Herr, Herr! sprachen und es knieend anbeteten. Und ich begriff alle Erbärmlichkeit der Menschen.“ — Die Freude in den Tuilerien würde sehr gestört werden, wenn der größere Theil des Volks so dächte und fühlte; allein dem ist nicht also: man ist im Allgemeinen heiter und vergnügt, jedoch mehr um sich selbst willen, als wegen politischem Interesse. Am ausgelassensten ist die pariser Schuljugend, die sich weigert, Griechisch und Lateinisch zu lernen, und nun in den verlängerten Ferien Gelegenheit findet, sich zum Kampfe gegen das Alterthum zu rüsten.

— Die Zwistigkeiten des Pariser Hofes mit dem dortigen Erzbischof, die durch die Vermählung des Herzogs von Orleans mit einer protestantischen Prinzessin verwickelter geworden waren, sind noch nicht beigelegt, und lassen im Gegentheil einen neuen Ausbruch befürchten.

— In Paris zeigen sich wieder Bösewichte, welche das Publikum in Angst und Schrecken setzen, indem sie die Spazierenden mit Vitriolöl begießen.

— Ein Holzhändler in Paris, Namens Rameau, hatte einen im Hofe angeketteten Hund von ungewöhnlicher Größe, der nur zu Frau Rameau Anhänglichkeit zeigte, sonst gegen Jedermann knurrig war. Unlängst befand sich diese Frau, ihr fünfjähriges Kind auf den Armen tragend und kosend, bei dem Hund im Holzhofe; als das Thier die Zärtlichkeit der Mutter mit dem Kinde wahrnahm, fing es an zu bellen, warf sich in seinem Hause herum und verrieth die heftigste Eifersucht. Frau Rameau, sich an seinem Verdruß ergötzend, reizte ihn noch mehr, indem sie die Liebkosungen gegen das Kind verdoppelte. Plötzlich reißt sich der Bulle von der Kette los, stürzt mit Wuth auf das Kind und zerreißt es in Stücke. Auf das Nothgeschrei der armen Mutter, die vergeblich dem rasenden Thier abzuwehren suchte, eilen die Nachbarn zu Hülfe; der Hund ließ seine Beute trotz aller angewandten Mittel aber nicht eher fahren, bis ein Messerstich durch den Hals seinem Leben ein Ende machte.

— In der Nähe von Paris spazirte ein ehrsamer Bürger und kam auf die Anhöhe des Montmartres, wo Feldmesser ein Fernrohr aufgesteckt hatten. Den guten Mann wundert's, auch einmal durch's Fernglas zu schauen; er richtet es gerade auf sein eigenes Haus, und sieht, wie ein Schelm in's Fenster steigt, im Zimmer die Kästen aufmacht und einpackt; er erkennt in dem Kameraden einen seiner Nachbarn, läßt sogleich einige Andere auch durch das Glas schauen, damit er Zeugen habe, und so wie er heim kommt, läßt er den Dieb arretiren.

— In Paris wurde unter der Regierung Ludwigs **XVIII** an den Pfarrer eines Kirchsprengels, welcher seinen Begräbnißplatz auf dem großen Gottesacker **Père la chaise** hatte, das Ansuchen gestellt, einen in seinem Sprengel verstorbenen Protestanten auf dem erwähnten Kirchhofe begraben zu dürfen. Diese Bitte bewilligte der Pfarrer aber aus dem bekannten Grunde nicht, weil Andersgläubige nicht in geweihte Erde eines kathol. Kirchhofes begraben werden dürfen. Die Verwandten des Verblichenen waren mit dieser abschlägigen Antwort des Geistlichen nicht zufrieden und säumten daher auch nicht, ihr Begehren an den König zu bringen. Ludwig **XVIII** ließ den unduldsamen Pfarrer vor sich kommen und fragte ihn um die Ursache seiner Weigerung. Auf die Wiederholung seines schon angeführten Grundes fragte der König, wie tief denn wohl nach seiner Ueberzeugung die

Erde eines kathol. Kirchhofes geweiht sei? Nach einigem Hin- und Hersinnen sagte der Pfarrer: drei Fuß tief. Gut, mein hochwürdiger Herr! versetzte darauf der König: so lassen Sie das Grab für den reformirten Verstorbenen vier Fuß tief graben, damit er in ungeweihte Erde zu liegen komme. Der Geistliche mußte gehorchen.

— Die engl. Zeitungen theilen einige Angaben über die schreckliche Hungersnoth mit, welche im britischen Indien herrscht. Der Fluß giebt einen schauderhaften Anblick: Unzählige Geierschaaren umflattern die Ufer, um die Leichname zu verschlingen, welche die Wellen in großer Menge angeschwemmt haben. Blühende Dörfer, welche voriges Jahr bei 400 Landbauer zählten, sind jetzt auf ein halbes Dutzend ausgemergelter Bettler herabgesunken.

— Die Stille, welche in England, namentlich in London herrscht, ist nur scheinbar. In den bedeutendern Städten des Reichs, zumal in Dublin, werden jetzt eben nicht sehr erfreuliche Betrachtungen über die Resultate angestellt, welche die Parlamentssitzung geliefert hat. Auch wird jetzt mit großer Heftigkeit auf allgemeines Stimmrecht und Abschaffung der Korngesetze gedrungen, vorzüglich aber sind es bei den immer steigenden Brodpreisen die letztern, welche die arbeitende Klasse mit einer wahren Wuth gegen das Ministerium erfüllen. Wächst dieser Grimm der großen Masse, so droht dem Ministerium und der Aristokratie ein Sturm, der die Klugheit der englischen Staatsmänner leicht überflügeln dürfte. Dazu kommen noch die Gewitterwolken, welche von Osten her gegen England heraufziehen. Indeß ist wohl nicht zu zweifeln, daß man schon in der Stille an Blitzableitern arbeitet.

— In der Versammlung der zoologischen Gesellschaft in London wurde ein lebendiger Zitteraal vorgezeigt, der erste und einzige Fisch dieser Art, welchen man je lebend in Europa gesehen hat. Er wurde im Amazonenfluß in Südamerika gefangen und war 9 Monate lang ohne eine andere Nahrung als das süße Wasser. Die elektrischen Schläge, welche das Thier austheilt, sind außerordentlich. Bei der Ueberfahrt theilte es mehrmals dem Gefäß, worin es eingeschlossen ist, seine elektrische Kraft mit, die sich zwar im kältern Klima verminderte, aber wieder ersetzte, als man das Thier in die Wärme setzte. Er wiegt ungefähr 7 Pfund und ist über 4 Fuß lang. Dieser merkwürdige Fisch, welchen die Neger „Teufel“ nennen, findet sich häufig in der Hondurasbai und in den stehenden Wassern Südamerika's. Eine ausführlichere Beschreibung dieses Thieres folgt in der nächsten Nr.

— Hr. Davenport sandte kürzlich aus Nordamerika ein Modell seiner elektro-magnetischen Lokomotiv-Maschine nach London, wo es gegenwärtig zu sehen ist. Es ist ein Wagen, der sich auf einer kreisförmigen Eisenbahn bewegt und zwei andere Wagen hinter sich her zieht. Zwei kleine galvanische Batterien bringen diese Bewegung hervor. Diese drei Wagen durchlaufen acht Meilen in der Stunde; achtzig Pfund Gewicht werden dadurch bewegt, und der kleine Wagen, welcher die Maschine trägt, hat nur einen Quadratfuß Raum. Die Art der Einrichtung dieser Maschine ist noch ein Geheimniß, obgleich das Prinzip eben so wenig zweifelhaft ist, wie die großen Vorzüge der Erfindung. In New-York wird schon mit solcher elektro-magnetischen Maschine von zwei Pferden Kraft ein Journal gedruckt. Es wäre ein unberechenbarer Vortheil, wenn durch diese Erfindung nun auch der Dampf entbehrlich gemacht werden könnte.

— Mit den Finanzen in Spanien will es noch immer nicht recht gehen, und aus reiner Verlegenheit hat man schon den Leuten, die eigentlich Pension bekommen sollen, statt Geld Brod gegeben. — Die Folgen der Einnahme von Morella wollen sich noch nicht zeigen, und wahrscheinlich zweifeln sowohl das Haus Rothschild als viele andere Leute daran, ja es heißt sogar, Oraa hätte mit seiner Belagerungsarmee unverrichteter Sache wieder abziehen müssen.

— Bei der feindseligen Spannung zwischen der hohen Pforte und dem Vizekönig von Aegypten sind die Griechen sehr interessirt, und wünschen dem Sultan zum Voraus den Sieg, in der Hoffnung, daß ihnen daraus wesentliche Vortheile erwachsen dürften. — So ändern die Zeiten und Verhältnisse die Gesinnungen der Völker, aus Erbfeinden werden Freunde und Bundesgenossen, wenn auch nur so lange, als sich ein Gewinn davon erwarten läßt. Solchem Gewinne nachzujagen, wird nicht selten für einen Theil der Vaterlandsliebe gehalten, und die heutigen Griechen, die sich so gern als Nachkommen der alten Griechen ansehen, halten Gewinnsucht und Patriotismus so ziemlich für gleichbedeutend.

— Ein kleines griechisches Militär-Detaschement von 9 Mann, das auf dem Wege von Nauplia nach Korinth so unvorsichtig war, seine Gewehre dem Rücken eines Maulthieres aufzubürden, wurde plötzlich von 4 Klephten (Räubern) überfallen. Da ihnen die nöthigen Waffen mangelten, suchten alle ihr Heil in schleuniger Flucht, bis auf einen deutschen Korporal, der sich allein zur Wehre setzte und des anderen Tages mit abgeschnittenem Kopf und schändlicher Verstümmelung gefunden wurde.

— In der Stadt Hudson in Amerika war eine fürchterliche Feuersbrunst. Ein Funke aus dem Dampfschiffe „Congreß“, welches sich im Hafen befand, fiel auf ein Haus, und steckte dieses in Brand. 60 Häuser wurden ein Raub der Flammen, und man schätzt den Schaden auf 200,000 Pfund Sterling.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 37. 14. Sept. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Für den helvetischen Bettag.

16. September 1838.

Bet-, Buß- und Dankfest feir't man heut'
Gemeinsam in Helveziens Gauen;
Mög' er doch Jung und Alt erbauen,
Und Segen bringen weit und breit!

Wenn unser Thun wir streng durchgehn,
So muß es innigst tief uns kränken,
An all' der Sünden Meng' zu denken,
Womit wir uns beflecket sehn!

O laß, Erbarmender, statt Recht
Doch Gnade über uns ergehen!
Wer könnte sonst vor Dir bestehen?
Wir, Sünder — Du allein gerecht!

Doch lehrt Dein Evangelium:
Du sei'st die Liebe! — Deine Gnade
Führ' uns auf der Bekehrung Pfade,
Schaff' uns zu neuen Menschen um!

Wer untreu seiner Pflicht gelebt,
Soll sich mit Gott und Mensch versöhnen!
Nach allem Guten, Frommen, Schönen
Doch künftig eifervollst gestrebt!

Dann wird Dein Segen sich erneu'n,
Gott, über unserm Vaterlande,
Und Du wirst Frieden uns im Lande,
Und Hülfe, Schutz und Heil verleihn!

Die Pfalz im Rhein.

In dem reizenden Rheingaue, unterhalb der alten Stadt Bacharach, erweitert sich das Stromthal und mitten im Flusse erhebt sich, der kleinen Stadt Kaub gegenüber, ein Felsen, auf welchem der sogenannte Pfalzgrafenstein oder die Pfalz steht, ein viereckiges Gebäude von sonderbarer Gestalt, das mit vielen Zinnen und Thürmchen gekrönt ist. Nach der Seite des rechten Stromufers hin öffnet sich eine Fallthüre, zu welcher eine schmale Treppe hinanführt. Im Innern des Thurmes zeigt man ein kleines Gemach, wo nach der Sage die Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett halten mußten. Mehrere unterirdische Gewölbe dienten ehemals zu Staatsgefängnissen. In den Felsen ist ein tiefer Brunnen gehauen, der seine Quelle nicht im Rheine hat.

Unterhalb der Pfalz wird das Rheinthal romantischer und die Berge auf beiden Seiten rücken näher gegen einander, bis wir uns der Stadt Oberwesel auf dem linken Ufer nähern. Abwärts nach St.-Goar werden die Ufer wild und schauerlich, das Thal verengt sich immer mehr und der mächtige Schieferfelsen, der Lurley, scheint den Lauf der Schiffer hemmen zu wollen. Den Zuruf der Vorüberfahrenden, besonders auf der Mitte des Stroms oder auf dem linken Ufer, wiederholt das Echo des Felsens 15 Mal. Diese Eigenthümlichkeit und die Gefahren, welche die Klippe dem unvorsichtigen Schiffer drohte, gaben Anlaß zu der Sage, daß einst ein Wasserfräulein (Undine) den Lurley bewohnte und die Vorüberfahrenden durch ihren Zuruf in das Verderben lockte. Auf dem Felsen, erzählt die Sage, ließ sich oft zur Abendzeit und in mondhellen Nächten eine Jungfrau sehen, die mit so lieblicher Stimme sang, daß die Schiffer, von den süßen Tönen bezaubert, auf den Lauf des Schiffes nicht achteten und am Felsen oder im Strudel untergingen. Niemand hatte sie je gesehen als zwei junge Fischer, welchen sie zuweilen die Stellen im Strome zeigte, wo sie einen reichlichen Fang machen könnten. Sie priesen überall die Schönheit der Jungfrau, und als der Sohn des Pfalzgrafen die wunderbare Sage hörte, ward eine unwiderstehliche Sehnsucht in seinem Herzen entzündet. Er fuhr am Abend in einem Kahne den Strom hinab, und als das Fahrzeug sich dem Felsen nahte, erblickte er die Jungfrau, wie sie am Abhange saß und einen Kranz für ihre Locken wand. Ihre

Stimme erklang, und außer sich vor Entzücken, zwang er die Fischer an den Felsen zu fahren. Er wollte an das Ufer springen, die Jungfrau in seine Arme zu schließen, aber er hatte die Entfernung nicht abgemessen und stürzte in den Strom, dessen Wellen ihn begruben. Als der Pfalzgraf die unglückliche Botschaft erhielt, sandte er einen seiner Hauptleute mit Bewaffneten aus, die Zauberin fangen zu lassen. Sie landeten und stiegen den Felsen hinan. Die Jungfrau saß auf dem Gipfel. „Wen sucht ihr?“ fragte sie. Dich, du sollst einen Sprung in den Rhein machen, antwortete der Hauptmann. „Der Rhein mag mich holen,“ sprach sie und warf eine Bernsteinschnur in den Strom hinab. Ein Sturm erhob sich plötzlich und zwei schäumende Wellen, weißen Rossen gleich, flogen schnell auf die Spitze des Felsens und trugen die Jungfrau in die Fluthen hinab, wo sie verschwand. Der Hauptmann kehrte in die Burg des Pfalzgrafen zurück, wo er den todtgeglaubten Sohn fand, den eine Welle an das Ufer getragen hatte. Jetzt ist von der reizenden Undine nichts mehr zu sehen, und anstatt Ritter und Fischer werden nur noch Lachse in großer Anzahl bei diesem Felsen gefangen.

Boshafte Rache.

Als im Jahr 1280 der Bäckermeister Wackerbold in Zürich sich zu vielen wiederholten Malen dadurch gegen die obrigkeitliche Verordnung vergangen hatte, daß er sein Brod zu leicht gemacht, wurde er gefänglich eingezogen, und, nach damaligen Gesetzen und Gewohnheiten, des Strickes würdig erkannt, vor der Exekution aber wieder begnadigt. Damals war es in Zürich ein üblicher Gebrauch, daß man einen zum Tode verurtheilten Uebelthäter, dem man das Leben wieder schenkte, damit er doch nicht so ganz ungeschlagen davon komme, in einen sogenannten Schmachkorb setzte, denselben an einem bei dem Rüden aufgestellten Schnabelgalgen in die Höhe schnellen ließ, und zur allgemeinen Volksbelustigung den geängstigten Sünder zwang, aus dem Korb einen Sprung in's Wasser zu wagen. Ein solche Probe seiner Geschicklichkeit im Springen und Schwimmen abzulegen war auch unser Bäckermeister genöthigt. Naß wie ein gebadetes Mäuslein kroch er auf allen Vieren aus dem Wasser hervor, unter dem höhnischen Gelächter der zusammengeströmten Menge. Aber Gift und Galle kochten von nun an in seinem Herzen, und eine düster verzogene Miene und zurückhaltende Abgeschlossenheit verkündeten die rachebrütenden Pläne in seinem Kopfe.

In einer trüben Nacht, bei heftigem, tobendem Westwinde, brach plötzlich in des Bäckers Haus ein gewaltiges Feuer aus, und nahm so stark überhand, daß ungeachtet aller von Nah und Fern herbeigeströmten Hülfe der größte Theil der Stadt in Asche gelegt wurde und nur sehr wenige unbedeutende Habseligkeiten gerettet werden konnten.

Von den vom Lande her zu Hülfe Eilenden begegneten auf dem Zürichberg einige Weiber einem mit großer Hast ihnen entgegen kommenden Mann, der ungesäumt vorüber eilen wollte. Sie redeten ihn an und fragten, warum er allein von der Stadt sich entferne, da doch sonst Jedermann, das Feuer löschen zu helfen, derselben zueile; er solle sich nur umwenden und schauen, wie übel dort die Flammen hausen. Dieser drehte sich um und antwortete lachend: „Ich sehe das Feuerlein gar wohl, es ergötzt mich sehr. Wenn ihr in die Stadt kommet, so könnt ihr den Zürchern nur sagen: Wackerbold, den sie mit so großem Jubel zum Baden gezwungen, habe es angezündet, um sich darin zu trocknen; nun sei die Reihe zu jubeln an ihm, worüber sich die Bürger nicht so sehr grämen, sondern bedenken möchten, daß die Erdenfreuden zu wechseln pflegen und auf Regen immer Sonnenschein folgte.“ Hierauf entfernte er sich und konnte nie mehr ausfindig gemacht werden.

Er hatte zu diesem verruchten Vorhaben sein eigenes Haus ganz mit dürrem Fichtenholz angefüllt, welches er als Bäcker ohne Verdacht zu erregen leicht thun konnte, und hatte den starken Westwind abgewartet, um eines sichrern Erfolges gewärtig sein zu können.

Man beschloß, daß der Platz, auf welchem dieses Mordbrenners Haus gestanden, zu ewigem Angedenken leer und unbebauet bleiben soll; demungeachtet wurde später der obrigkeitliche Marstall dahin gesetzt.

Der Jüngling und der Greis.

Erinnerung auf dem Friedhofe.

Jüngling.

Was weinst du, Herz? — Ach, deine Zähre,
Sie ändert nie des Wechsels Spiel.
In dieses Lebens enger Sphäre
Suchst du umsonst nur ein Asyl
Für deine Sehnsucht. Ach, es wird hienieden
Nur spärlich dir des Glückes Loos beschieden.

Greis.

Halt' fest an deinen Idealen,
Schließ tiefer sie in deine Brust;
Dein Geist erwärmt durch ihre Strahlen,
Bleibt heit'rer Ruhe sich bewußt.
Es zeigt den Pfad uns nach dem Sternenlande
Das Gute im erhabenen Gewande.

Jüngling.

Das Gute? Ach, ich streut' ihm Blüthen
Zu Berg und Thal, auf Flur, im Hain,
Wand Kränze ihm, konnt' nie ermüden,
Mich seinem Dienste ganz zu weihn.
Der Gottheit Spur — das Gute — muß ich lieben,
Wär' das Gefühl auch bloßer Wahn geblieben.

Greis.

O, was im stillen Heiligthume
Der reinen Seele lebt und glüht,
Das bleibt, dem Ewigen zum Ruhme,
Wenn auch des Lebens Reiz verblüht.
Drum muthig auf, der Jugend Harmonieen
Laß neu belebt in deinen Busen ziehen.

Jüngling.

Dies arme Herz, es sieget nimmer,
Wie sehr auch Sehnsucht gläubig kämpft
Und mit der Hoffnung Rosenschimmer
Die Flamme seiner Wehmuth dämpft.
Ach, wem der Seele reinster Traum zerronnen,
Mag der sich noch im Strahl der Freude sonnen?

Greis.

Es lebt ein Gott! — Mit Vatergüte
Knüpft er den Schmerz an's ird'sche Sein,
Um uns, veredelt im Gemüthe,
Dem höhern Lebensziel zu weih'n.
Und nach der Zahl der treu durchkämpften Stunden
Hat er des Lohnes Kränze uns gewunden.

Jüngling und Greis.

Einst dämmert auf ein heller Morgen
Aus stiller Wehmuth dunkler Nacht;
Es weicht der Schmerz, es fliehn die Sorgen,
Die Seele jauchzt: „es ist vollbracht!“
Drum kämpfen wir, ob auch das Herz zerstiebe,
Mit Glaubensmuth für Hoffnung und für Liebe.

Dübois im Gefängniß.

Am 8. Dezember 1832 begab sich Herr v. Perrot, Maire von Neuchatel und Präsident des Kriminalgerichts, in die Gefängnisse, um den wegen politischen Vergehen Eingekerkerten die sogenannte Amnestie zu verkündigen, mit welcher der König von Preußen, in seiner unerschöpflichen Güte, sie zu begnadigen geruhte. Diese Magistratsperson legt den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem sie auf den königlichen Szepter zu schwören hatten: daß sie an der Person ihrer Richter sich nicht rächen wollten; daß sie keinen Groll, gegen wen es auch sei, bewahren; daß sie ihr Gefängniß treu hüten, und während der ganzen Dauer ihrer Gefangenschaft kein Mittel zur Flucht versuchen wollen. Alle Gefangenen sprachen die Eidesformel nach, nur Dübois, der zum Tode verurtheilt, dessen Strafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft mit beständiger Zwangsarbeit verwandelt war, weigerte sich zu schwören; dieser unglückliche Patriot erklärte, als man ihm den Szepter vorhielt, daß er sich ein solches Geldbniß nicht auflegen könne. Man forderte ihn zum zweiten Mal auf, und er gab die nämliche Weigerung ab, worauf der Maire befahl, ihn in engern Gewahrsam zu bringen. Zwei Landjäger fielen über Dübois her, knebelten ihn und legten ihm Handschellen an, schleppten ihn die Treppe hinunter, zerrten ihn über den Gefängnißhof und warfen ihn in ein Loch, das man dort den „Käfig“ nennt, um vierzehn Tage bei Wasser und Brod darin zu schmachten. Dieses Folter-Instrument, ganz genau nach dem Modelle desjenigen verfertigt, das der Kardinal de la Belüe auf Befehl Ludwigs XI. ersonnen, ist ein Kasten von fünf und einem halben Fuß in's Gevierte, in dem man weder sitzen, noch stehen, noch liegen kann, und in einem alten Thurme des Gefängnisses angebracht. Der Unglückliche, den man hineinsperrt, muß sich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt, niederkrümmen, und kann es im Sommer zwar noch aushalten; aber in der Winterkälte wird es unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt. Der Käfig ist aus starken Eichenbohlen gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die Fensteröffnung einer innern Thür, aber nur dann, wenn die äußere eiserne, die den Eingang des Thurmes schließt, geöffnet wird.

Der unglückliche Dübois wurde, nachdem er die Folter des Winterfrostes achtundvierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängnißwärter in dem erschrecklichen Zustande eines erfrornen Menschen gefunden; er hatte keinen Pulsschlag mehr und war steif wie eine Leiche. Der Kerkermeister entsetzte sich über die Folgen dieser kannibalischen Grausamkeit, eilte fort, Decken und warme Speise zu holen, und bemühte sich, mit Hülfe seines Sohnes, das unglückliche Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich darauf setzte er den Maire von den Folgen seines barbarischen Befehles in Kenntniß. Dieser ließ Dübois in sein altes Gefängniß zurückbringen und forderte ihn von Neuem auf, den verlangten Eid zu leisten. Der Gefangene mußte sich in sein schmachvolles Schicksal finden, doch bei sich wohl begreifend, daß ein abgefolterter, nicht aus dem Herzen und in Uebereinstimmung mit den eigenen Gedanken ausgesprochener, Eid nur leere Worte und Wind sei.

— Maximiliane von Leithorst, eine natürliche Tochter des Kurfürsten Maximilian von Baiern, faßte in ihrem vierzehnten Jahre den Entschluß, einen Mann vorzustellen. Als ein Baron von Leithorst ward sie irgendwo Edelknabe. Nach einigen Jahren ging sie in österreichische Kriegsdienste und bekam durch Empfehlung einer Gräfin von Weitz die Stelle eines Kadets bei dem Franz-Lothringischen Regimente. Sie wohnte allen Vorfällen des damaligen Türkenkrieges bei, that sich hervor und hatte Hoffnung zu einer Offiziersstelle. Allein bei einer Krankheit, die sie dem Feldwundarzt nicht offenbaren wollte, kam der Oberste selbst in ihr Zelt, um sie von diesem Eigensinn abzubringen. Hier entdeckte sie ihm ihr Geschlecht, und er rieth ihr, abzudanken, um nicht zum Gespötte des Regiments zu werden. Sie erhielt nun den Abschied als Lieutenantin mit einem lebenslänglichen Gehalt, starb aber schon 1769, in ihrem vierundvierzigsten Lebensjahre, am Brustkrebs.

Die Unterweisung.

Sind ächt jetz Alli do zu miner Underwysig?
So lueget ordlig noh, sind uufmerksäm und flyßig!
Z'erst foh-n i mit ech jetz bim Heiliberger a,
Es antwort' Jedes druuf, so guet's es weiß und cha.

Wenn du, Mareili, wit dir d'Seligkeit erwerbe:
Was ist din einz'ger Trost im Lebe-n und im Sterbe?
Nu, bsinn di nid so lang, as wenn's es Räthsel wär;
Es ist jo schad um d'Zyt, und d'Antwort ist nid schwer.

„Herr Pfarer, löhnd mir's noh, ich cha-n Ech das nid säge,
„I bitte-n Ech dodrum, es ist jo nüt dra glege!"
— Wenn d's jetz nid säge wit, so bist du i der Bueß,
Mach nid, i thue's nid gern, daß i di strofe mueß!

„He nu, wenn i's denn doch mueß alle Lüte schwätze;
„'s Hans-Ueli's Michel isch's wo-n i am meiste schätze,
„Er ist am tiefste mir i's Gwüsse-n ine gleit,
„Und ist mi einzig Trost, mi einzig Seligkeit!"

Naturgeschichte.

Der Zitteraal.

Dieser Fisch hat weder Rückenflosse noch Schwanzflosse; die lange Afterflosse zieht sich längs dem Bauche bis unter den Schwanz; die Kiemen, durch eine Haut verschlossen, öffnen sich vor den Brustflossen. Das Thier ist ohne Schuppen, langgestreckt 5 bis 6 Fuß, von rothbrauner oder hellerer Farbe, meist gelb gefleckt.

Sein elektrisches Organ erstreckt sich längs der ganzen Unterseite des Schwanzes, von dem es fast die Hälfte seiner Dicke ausmacht. Es besteht aus vier Längsbündeln, zwei größeren oben, zwei kleineren darunter, nach hinten gerichtet; jedes Bündel besteht aus einer großen Anzahl häutiger, paralleler, weißer, sehr nahe an einander stehender, fast horizontaler Plättchen, etwa dreißig in jedem, und durch ein Häutchen gleichsam quadratisch getheilt. Unten und oben sind sie an den Fisch befestigt. Die kleinen Zellen oder vielmehr prismatischen Querkanäle, welche durch diese zwei Arten von Plättchen unterbrochen werden, sind mit einer gallertartigen Materie gefüllt, und auf jeden Zoll dieses Organs kommen etwa 15 Nervenzweige, von den Rückenmarks-Nerven.

Dieser Fisch nun, welcher oft so schwer ist, daß ein Mann vollauf an ihm zu tragen hat, theilt, wie die andern elektrischen Fische, nach Willkür Schläge aus, die oft so heftig sind, daß Menschen und Pferde davon sogleich umstürzen. So ertrinken nicht selten Neger in den Pinolières (mit Palmen umgebene Sümpfe) in Guiana, indem sie, von einem solchen Aal getroffen, vor Schreck zusammensinken. Im spanischen Amerika mußte die Steppenstraße von Uritucu einst verändert werden, weil sich diese Aale in einem Flüßchen dergestalt vermehrt hatten, daß vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch die andern Fische fliehen sie. Sie bedienen sich ihrer Kraft nach Gefallen, selbst in die Entfernung, und tödten Fische von Weitem; auch theilen sie die Erschütterung durch die Angelschnur mit. Ein solcher Schlag hängt gänzlich von dem Willen des Thieres ab, und kommt oft plötzlich stark, wenn man mit ihm umgeht. Der Zitterrochen theilt nur dann Erschütterungen mit, wenn man ihn an seinem Organe berührt: hingegen der Zitteraal an jedem Punkte seines Körpers. Das Wasser als solches theilt jedoch die Schläge nicht mit.

Wegen seiner starken Vermehrung sind schon mehrmals Gegenden, und ganze Dörfer verlassen worden. Um sich seiner zu entledigen, jagen die Indianer Pferde und Maulthiere in den Sumpf, umzingeln ihn enge, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt; schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen; viele der letztern unterliegen der Stärke unsichtbarer Schläge: mit gesträubter Mähne schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen Andere das tobende Ungethüm; aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück. Allmälig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach; wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische; sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichen Nahrung, um wieder in sich zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer erschüttern allmälig ihre Schläge; vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie, mit Harpunen gespießt, an's Ufer gezogen werden.

In Guiana bedient man sich der Gezähmten gegen Lähmung und Gichtschmerzen. Allein es ist merkwürdig, daß mit starken Rheumatismen behaftete Personen, Eingeborne, Neger, oder auch gesunde weibliche, die Wirkung oftmals nicht fühlen. Da Menschen während starker Rheumatismen das galvanische Fluidum der Frösche nicht fortleiten, so möchte wohl auch daraus hervorgehen, daß es eigentlich das Nervenfluidum des Fisches selbst ist, welches hier agirt, und sich bei starrer, schwammiger, oder durch krankhaften Zustand veränderter Haut nicht weiter pflanzt.

Im Herbst 1831 brachte man einen Zitteraal nach Paris; ein junger Arzt, der ihn anfassen wollte, erschrack so gewaltig über den von ihm erhaltenen elektrischen Schlag, daß er ihn todt drückte, zum großen Verdruß aller Pariser Physiker.

Auflösung des Räthsels in No. 36: „Thauwetter."

Charade.

Wonne spendet, Lust und Freude,
Dir mein erstes Silbenpaar,
Wenn im süßen Liebesstreite
Dir der Sieg gelungen war,
Wenn es, als des Herzens Bote,
Dir, mein Freund, Erhörung sagt,
Und im goldnen Morgenrothe
Dir ein neues Leben tagt.
Aber seine Zauber schwinden,
Wenn die Holde dich verschmäht,
Schmerzlich läßt es dich empfinden,
Daß dein süßer Traum verweht.
Nicht bedarf's der letzten beiden;
Dir ist's Urtheil schon gebracht;
Jede Hoffnung siehst du scheiden
Durch des ersten Paares Macht.
Doch, wenn beide sich vereinen,
Dir Erhörung zu gestehn,
Wirst du nicht mehr einsam weinen,
Nicht mehr still um Liebe flehn.
Freundlich strahlen goldne Bilder,
Die ein heitrer Traumgott schafft,
Und die Stunden fließen milder,
Segnend in verjüngter Kraft;
Was das Ganze vorbereitet
Auf der Wünsche stillem Grund,
Ist zu seinem Ziel geleitet,
Zu der Herzen festem Bund.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 37.

14. Sept. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Da die bisherigen Vororte Zürich, Bern und Luzern sich in wichtigen politischen Angelegenheiten und Konflikten mit auswärtigen Staaten nicht zu helfen und zu rathen, die Ehre und unabhängige völkerrechtliche Stellung gegen das Ausland nicht zu behaupten wissen, und sich von den fremden Diplomaten, zur Schande der ganzen Schweiz, einschüchtern, einlullen lassen; so tragen wir darauf an, vom künftigen Neujahr an den Sitz des Vororts nicht in diese besagten Städte der Schweiz, sondern zur Abwechselung nach den Hauptorten der Kantone Wadt, St. Gallen und Aargau, auf sechs nacheinander folgende Jahre zu verlegen. Von den Regierungen der vorgeschlagenen drei Stände als künftige Vororte dürfte man im gegebenen Falle bestimmt gegen die Anmaßungen ausländischer Diplomatik eine entschiedenere Sprache gewärtigen. St. G. Ztg.

— Der große Rath des Kantons Aargau hat in seiner Sitzung vom 7. d. folgenden Beschluß gefaßt: „Da die gesetzliche Einbürgerung Ludwig Napoleons im Kanton Thurgau authentisch erwiesen ist, so wird die Gesandtschaft sich mit Ernst und Nachdruck gegen die alle bestehenden Verträge im höchsten Grade verletzende Forderung Frankreichs erheben. Sie wird eine abschlägige Antwort und feierliche Verwahrung der Selbstständigkeit einzelner Bundesglieder sowohl als der gesammten Eidsgenossenschaft schließen helfen und zu Allem mitwirken, was geeignet sein kann, unbefugte Einmischung des Auslandes in die innern Angelegenheiten der Schweiz mit Entschiedenheit zurückzuweisen.

— Von Basel aus wird, wegen einem kürzlich dort stattgehabten Vorfall eines muthmaßlich als scheintodt Begrabenen, zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens, die Anregung zu Errichtung einer Leichenhalle gemacht. Nicht nur große Städte, sondern jede Gemeinde sollte von sich aus mit größtem Eifer und von Polizei wegen die Erbauung von Leichenhäusern beschließen. Wir glauben, es liege sogar in der Pflicht der Sanitätsbehörden, bei der Regierung darauf anzutragen, daß durch eine Verordnung diese Rettungsanstalten in allen Gemeinden errichtet werden sollen. Es ist unbestreitbar, daß schon sehr viele Menschen als scheintodt beerdigt worden sind, und wahrscheinlich dato noch oft Kranke in einem todtähnlichen Zustande bestattet werden, welche bei gehöriger Vorsicht hätten gerettet werden können.

— Die Baseler Zeitung ärgert sich sehr über eine von Genfer, Waatländer und Berner Offizieren dem großen Rathe von Thurgau eingesandte Belobigungs- und Ermuthigungs-Adresse, indem sie wähnt, andrer Schweizer Muth und Ueberzeugung sei auch nur so entlehnt oder erkauft, wie die ihrigen. Ein Glück für die Schweiz und ein Ruhm für Basel, daß der größere Theil seiner Bürger die Grundsätze dieses Blattes nicht theilt.

— Da es schon öfter der Fall war, daß Leute, die in der Schweiz die Kopulations-Bewilligung nicht erhalten konnten, im römischen Gebiete ohne Umstände von dortigen Priestern eingesegnet wurden, hat sich die Regierung des Kantons Luzern bewogen gefunden, durch den schweizerischen Handelskonsul in Rom dem Papste erklären zu lassen, daß jede, ohne ausdrückliche Bewilligung der Regierung, im Auslande eingesegnete Ehe luzernischer Angehöriger, von der Zivilbehörde in Luzern aufgelöst und die Getrauten dem Strafrichter überwiesen, allfällige Kinder aber als unehelich behandelt werden. Gegen diese gesetzlichen Folgen gelten keine Einrede und

keine Ausnahme, die Verantwortlichkeit und das daraus entspringende Aergerniß ruhe auf dem einsegnenden Priester.

— Freitags den 7. d., Nachmittags 2 Uhr, ereignete sich in dem schönen und wohlhabenden Dorfe Heiden, im Kt. Appenzell, ein schweres Brandunglück. Das ganze Dorf nebst den vielen Weilern dieser Gemeinde liegt in Schutt und Asche. In einer Schmiede im Kohlplatz war aus noch unbekannter Ursache Feuer ausgebrochen, welches der heftige Wind mit einer Wuth und Schnelligkeit über das nahe Dorf verbreitete, die aller angestrengten Hülfe von Menschenhand spottete und den unglücklichen Bewohnern nur kurze Frist zur Rettung eines kleinen Theiles ihrer Fahrhabe gestattete. In weniger als drei Stunden waren 77 Wohnhäuser (Nebengebäude, Scheunen und Ställe nicht mitgerechnet) in verschiedenen Entfernungen gänzlich zerstört. Auch das Gerüste am neuen Kirchthurme und die Kirche brannte ab. Der tobende Wind stäubte das Wasser der in großer Anzahl herbeigebrachten Spritzen trotz aller Bemühungen fruchtlos auseinander, und blies Funken und Feuerbrände nach allen Richtungen auf die mit Schindeln bedeckten Häuser, die dann plötzlich in helle Flammen aufschlugen. Augenzeugen geben die Brandstätte auf eine Strecke von 3 Viertelstunden an; das Haus des Herrn Hauptmann Tobler „zur Harmonie“ konnte ganz allein gerettet werden. — Eine unvermeidliche Folge dieses Unglücks soll eine totale Erschöpfung, wenn nicht gar Auflösung der Appenzeller Brandversicherungsanstalt sein, da ihr Fond kaum hinreicht, einen Drittel des Schadens zu ersetzen; indessen andern Anstalten versichert.

— Am 8. d. Abends verunglückte der Postillon des St. Galler-Toggenburger Postwagens nicht weit von St. Gallen; als derselbe einen kleinen Abhang in den Lachen hinunterfuhr, stürzte das Handpferd, auf welchem er saß, und er wurde über dessen Kopf hinausgeschleudert, Pferde und Wagen gingen über ihn hin und zermalmten ihn so jämmerlich, daß er gleich nachher starb. Das gestürzte Pferd soll schon vor der Abfahrt in einem sehr kraftlosen Zustände bemerkt worden sein.

— An dem schwer beladenen Güterwagen von Dürler aus St. Gallen brach vorige Woche auf der Steig bei Töß die Spannmaschine, und derselbe stürzte mit zwei Pferden (die vordern konnten sich losmachen) in den tiefen Abgrund. Ein Pferd ward ganz zerquetscht, das andere schwer verwundet; Wagen und Beiwagen wurden stark, die Güter aber nur unbedeutend beschädigt.

— Es ist eine traurige Erfahrung, daß die fähigsten, unabhängigsten, talentvollsten Männer in Genf, aus gerechter Entrüstung über die hartnäckige Weigerung [illegible] Verfassungsänderung, allmälig vom Staatsruder sich entfernen. Dem Beispiele von de Sellon, Fazy-Pasteur und Gosse nachahmend, hat auch der unlängst in den Repräsentantenrath gewählte Fr. Bordier wieder seine Entlassung genommen, weil (wie er sagt) die gegenwärtige Form der Staatseinrichtungen einen Bürger, der sich zu freien politischen Gesinnungen bekenne, in die Unmöglichkeit versetze, seinem Rufe nachzukommen.

— Die Regierung von Genf läßt Festungswerke, Zeughäuser, Waffenvorräthe und Vertheidigungsmittel aller Art untersuchen und in Stand stellen, kaufte das vorräthige Blei auf und setzte das erste Kontingent zu augenblicklichem Ausmarsch in Bereitschaft, woran sie sehr wohl that, zumal da die Tagsatzung, um von ihren ermüdenden Anstrengungen für das Wohl des Vaterlandes auszuruhen, sich erst für vier Wochen schlafen legen mußte, ehe sie an Rüstung und Vertheidigung denken kann, wovor ihr ohnedies ein wenig graut.

— Die Intriguen, welche gegenwärtig die Schweiz durchkreuzen, lassen sich in Genf durch die widersprechendsten Gerüchte wahrnehmen. Jedermann betrachtet die Forderung Frankreichs als die Folge eines wohlüberlegten Planes gegen die Schweiz. Eine Reihe von Verfolgungen fing mit der Geschichte Wahl an, fuhr mit Conseil, Cellard und Ludwig Bonaparte fort, und hat nun in letzterer Geschichte einen hohen Grad anmaßender Unverschämtheit erreicht. Die Genfer wünschen diese Kette von Verfolgungen um jeden Preis zu sprengen, in der Ueberzeugung, daß eine Verlängerung derselben kein anderes Ergebniß habe, als der Schweiz jene moralische Kraft, die sie hält, und jene Theilnahme anderer Staaten zu rauben, die ihr noch ein wenig Gewicht gibt.

— Im Kanton Wallis scheint sich der politische Horizont gewaltig zu trüben und es dürfte daselbst im nächsten Winter, wo der Landmann nach vollendeter Feldarbeit wieder zum Kanonengießen Zeit gewinnt, zu einem erschütternden Ausbruch kommen. Die neuste Verweigerung einer verhältnißmäßigen Volksvertretung hat große Aufregung im Unterwallis verursacht, das sich durch eine so schnöde Abweisung in die politische Nichtigkeit zurückgeworfen sieht, aus welcher es sich zu erheben strebt. Oberwallis aber arbeitet aus allen Kräften jeder Aenderung entgegen, welche sein politisches Uebergewicht vernichten könnte; das bänderreiche Aristokratenthum an der Spitze, läßt es, in Verbindung mit dem Pfaffenthum, alle Minen springen, um jede unsanfte Rüttelung am lieben Alten zu verwehren, und das ganze Land mit dem Netz der Unwissenheit, der Vorurtheile und des Aberglaubens zu umstricken.

— Auf das am 12. April d. J. von 3236 Neuenburger Bürgern dem König von Preußen überschickte Amnestiegesuch ist eine abschlägige Antwort angelangt, die, wie versichert wird, ihren eigentlichen Ursprung im Staatsrathe zu Neuenburg hat. Kriechendes Bußbekenntniß verlangt man von den Unglücklichen, welche aus warmer Vaterlandsliebe sich von einem königlichen Regimente lossagen wollten, und dafür nun siebenjährige Verbannung dulden, ehe sie sich königlicher Milde erfreuen sollen. Nur durch ihre moralische Erniedrigung, zerknirschte Unterwerfung, Vernichtung gleichsam, sollen sie ihren heimischen

Boden erkaufen können. Solch grausamer Spott noch über das Unglück kann sicherlich der Sache der Freiheit nur Gedeihen bringen, denn welcher Ehrenmann, welcher liebende, mitfühlende Christ wird nicht erröthen, mit solchen Unerbittlichen gemeinsame Sache zu machen?!

Ausland.

— In Sachsen ist ein neues Kriminalgesetzbuch erschienen, welches in Bezug auf Thierquälerei eine wichtige Strafbestimmung enthält, wonach Mißhandlungen, welche zuweilen an unglücklichen Thieren begangen werden, und eben so empörend als die öffentliche Sittlichkeit verletzend sind, mit bis vierwöchentlicher Gefängnißstrafe oder verhältnißmäßiger Geldbuße belegt werden sollen. Mehrere Obrigkeiten haben sich bewogen gefunden, diesen Artikel durch besondere Verfügungen und Anschläge bekannter zu machen.

— Der Eigenthümer des reichen Portefeuilles, das kürzlich in einem Gasthause in Koblenz von einem Reisenden zurückgelassen und vom Kellner gefunden wurde, hat sich bereits gemeldet. Es ist ein Bürger Nordamerika's, der sein beträchtliches Vermögen verwerthet hat, und aus dessen Erlös Güter-Ankäufe in Deutschland auszuführen beabsichtigt.

— Am 9. Sept. gab Prof. Döbler in Mannheim bei gedrückt vollem Hause auf dem Hof- und Nationaltheater seine erste Vorstellung aus dem Gebiete der natürlichen Zauberei, und bezauberte durch die Präzision seiner wunderbaren Leistungen alle Zuschauer. Wiederholter Hervorruf und stürmischer Applaus belohnten den Künstler.

— Der Erzbischof von München-Freysing hat zwei Hirtenbriefe an seine Geistlichen erlassen, worin er ihnen verbietet, lange Hosen zu tragen und mit ihren Köchinnen auf einem Boden zu wohnen; wobei er den Meßnern zur Pflicht macht, keinen Priester mit dem Meßgewand zu umkleiden, der mit langen Hosen in der Sakristei erscheint — — — u. s. w.

— Wer so in aller Stille Beobachtungen über den Bau der Taunus-Eisenbahn anstellt, muß unwillkührlich auf den Gedanken kommen, daß das Unternehmen entweder von Krähwinklern oder Lalenburgern, oder aber von Männern geleitet wird, die sich viel mit dem Hebräischen abgeben, und daher sich angewöhnten, die Sache von hinten anzugreifen. Wenn man eine Eisenbahn bauen will, muß man vor allen Dingen den Grund und Boden dazu haben, dann erst schafft man die Schienen und sonstige Materiallen an. Bei der Taunus-Eisenbahn aber hat man erst die Schienen angeschafft, die nun schon Jahr und Tag unbenutzt liegen, ohne daß das dafür angewandte Kapital Zinsen getragen hätte; mit der Erwerbung der Grundstücke sieht es jedoch noch schlecht aus, und diese schlechte Aussicht wird auch vor der Hand in keine gute verwandelt werden.

— Während wir in Berlin durch die Staatszeitung weitläufig über die Militärmanöver bei Magdeburg, über die schlechte Aernte und über die Zerstörungen durch Fluß-Ueberschwemmungen Nachricht erhalten, belehren uns fremde Blätter über die unbezwingliche Hartnäckigkeit der Geistlichkeit im Großherzogthum Posen, über eine bis in's russische Polen verzweigte mächtige Verschwörung, über Haussuchungen und Verhaftungen, kurz über lauter Dinge, die einem ruhigen Berliner den Kopf verwirrt machen können. Daß Mittheilungen dieser Art eben keine große Freude erzeugen, versteht sich von selbst; vielmehr erfüllen sie uns mit Angst und Sorge, zumal bei so ungünstiger und unfreundlichen Jahreszeit, und da wir Berliner nichts Schrecklicheres kennen, als den Winter, so ist es wohl natürlich, daß wir alle Ereignisse, die er bei seiner Annäherung vorausschickt oder mitbringt, für direkte Schicksalsschläge halten. — Es hat hier besondere Aufmerksamkeit erregt, daß die meisten Vagabunden, welche sich hier einschlichen, Diebstähle verübten und erwischt wurden, in ihren Pässen adlige Namen führten.

— Am 30. August Abends 7 Uhr erscholl in Posen der Feuerlärm durch alle Straßen und man erblickte den ganzen Horizont wie mit einer Purpurdecke überzogen. Die seit Aufhebung der Klöster als Heumagazin benutzte Bernhardinerkirche stand in vollen Flammen. Die Ursache des Brandes ist noch unbekannt, wenigstens läßt sich eine Selbstentzündung des Heues nicht füglich annehmen, da dasselbe vom vorjährigen Schnitte war. Das Feuer wurde erst wahrgenommen, als die ganze Kirche schon in vollen Flammen stand, und eine Rettung derselben nicht mehr möglich war. Nach einer kleinen Stunde erfaßte die Gluth auch den Thurm, der in kurzer Zeit als eine riesenhafte Feuersäule in den dunkeln Abendhimmel empor loderte und einen prachtvollen Anblick gewährte; er stürzte dann mit entsetzlichem Krachen in sich selbst zusammen, ohne irgend Schaden zu thun. Die Kirche selbst brannte noch die ganze Nacht hindurch, und nun stehen von derselben nur noch wenige Mauerruinen.

— Wie man hört, sollen jetzt die arabischen Handschriften, welche der Herzog von Nemours aus Algier mitgebracht hat, genau untersucht werden, in der Hoffnung, darin eine Stelle zu finden, aus welcher die Rechtlichkeit der verlangten Fortweisung Ludwig Napoleons aus der Schweiz sich geschichtlich klar nachweisen läßt.

— Man will in Paris wissen, daß der russische Gesandte bei dem Kabinet neue Schritte gethan habe, daß den in Frankreich lebenden polnischen Flüchtlingen der Schutz und die Unterstützung entzogen werde, deren sie bis jetzt genossen.

— Einem in Paris kursirenden Gerücht zufolge soll Graf Molé einen seiner Vertrauten mit einer Note an den Königl geschickt haben, in welcher er erkläre, daß es dringend nöthig sei, das Kabinet durch drei neue, von ihm bezeichnete Mitglieder zu verstärken, bevor man sich in den Verlegenheiten eines leicht vorherzusehendem Kampfes mit der Schweiz verwickle, welchem die öffentliche Meinung so sehr entgegen sei. Eben so sagte man allge-

mein, dieser Minister scheine einzusehen, daß diese Sache zu weit getrieben und die Wahl einiger neuen Kabinetsräthe das einzige Mittel sei, diese Mißhelligkeiten, deren Lösung sonst nicht vorauszusehen sei, auszugleichen. Die Einladung an Montebello, seine Pässe zu verlangen, soll bloß die Absicht haben, ihn mit guter Manier aus der Schweiz abzurufen, und ihm einen Nachfolger zu geben, der den Ruf der französischen Feinheit bei dem ältesten und treusten Alliirten Frankreichs wiederherstellen soll, den Jener so plumper Weise ausgewischt hat.

— Am 5. Sept. brach ein heftiges Gewitter über Paris aus, welches diese Stadt mit einem furchtbaren Regen und Hagel überschüttete. Einige Straßen waren für eine Zeit lang gleichsam in Seen verwandelt, welche auch die Läden und untern Zimmer überschwemmten. Kein Fenster nach der Wetterseite blieb von den in Nußgröße herabrauschenden Hagelkörnern verschont; die großen Scheiben in den Treibhäusern des botanischen Gartens wurden alle zerschlagen, und viele kostbare Pflanzen zerstört. Die Umgegend gibt einen betrübten Anblick: alle Obstbäume sind ihrer Früchte beraubt, eine Menge todter Vögel bedeckte die Wege und Felder und die Glaser jubeln schadenfroh über eine für sie so reiche Aernte.

— Die Feinde Ludwig Philipps möchten sich vor Verdruß die Haare ausreißen; das wäre ihnen im Schlafe nicht eingefallen, daß ein Bürgerkönig die Geburt eines Prinzen dazu benützen würde, sich mit einer Kirche und Geistlichkeit auszusöhnen, deren Wortführer bis dahin in der Stille Reden zur Restauration Heinrichs V. einstudierten. Dieser große und wichtige Akt, den die Freunde des Hauses Orleans den Schlußstein in dem Staatsgebäude Ludwig Philipps nennen, hat nun wirklich statt gefunden, und kaum darf man noch daran zweifeln, daß von Rom aus der König der Franzosen in kurzer Zeit „Allerchristlichste Majestät“ genannt wird. Daß der Erzbischof von Paris bei dieser Gelegenheit seinen Haß gegen den Protestantismus in feinen Redensarten zu Tage förderte, ist ihm jedoch sehr übel genommen worden.

— Am 30. Aug. hatte die hängende Brücke zu Aveyron, welche vor einigen Monaten ein Sturm zerstörte, ein gleiches Schicksal aus einer andern Ursache. Die Ausbesserungen waren vollendet, man war an der Probe begriffen und die Ladung schon fast vollständig, als plötzlich eine der vier Säulen, woran die Ketten befestigt waren, unter dem Gewicht zusammenbrach, und die Brücke mit der ganzen Ladung in den Fluß stürzte. Fünf Personen, welche sich gerade auf der Brücke befanden, stürzten mit hinab, und erhielten bedeutende Verwundungen.

— In Metz ist dieser Tage ein Mädchen zum Tode verurtheilt worden, das nicht mehr als sieben eigene Kinder ermordet hatte. Man weiß nicht, ob man mehr über die Verruchtheit dieses entmenschten Wesens, oder über die Mangelhaftigkeit der dortigen polizeilichen Aufsicht erstaunen soll.

— Es sieht in Belgien in der That jetzt kriegerischer aus, als man glauben sollte: Staat und Kirche rüsten sich zum Kampfe, d. h. die Patrioten zeichnen Pläne, wie sie jedem feindlichen Einfalle auf's kräftigste und erfolgreichste begegnen wollen; und die Geistlichkeit schmiedet in der Stille Pfeile, umwickelt sie mit alleinseligmachenden Ansichten und schießt sie auf alle diejenigen, welche auf blinden Glauben nicht viel halten wollen. Ein Glück für Belgien ist, daß der edle Lord Palmerston nicht mehr so hartnäckig auf der Annahme der 24 Artikel besteht, indem er meint, es ließen sich vielleicht wohl noch Auswege finden.

— Bedenkliche Unruhen in Madrid sind die Folge der Niederlage bei Morella; Verschwörung gegen die Königin, schwankendes Ministerium, kein Muth, kein Geld; — in den Feldlagern der Christinos allgemeine Niedergeschlagenheit, kein Brot, keine Schuh, prahlende Reden der Befehlshaber, viel Wind; — in dem Hauptquartier der Carlisten allgemeiner Jubel, nächtliche Spiele und Tänze, täglich feierliche Messe, Tedeum, knieende Soldaten vor einer hölzernen Maria, sehr viel Glauben ohne That, schwacher Kredit, wenig Geld und beim Abgang der Post gar keins.

— Seit einiger Zeit ist die Polizei in Neapel in ungewöhnlicher Thätigkeit, ohne daß das Publikum den Grund dieser strengen Vorsichtsmaßregeln kennt. An verschiedenen Orten sind ganz ungewöhnliche Gendarmerie-Piquets aufgestellt; die Straße Toledo mit den angrenzenden Seitengäßchen wimmelt bei Tag und Nacht von Polizei-Agenten und Gendarmen. Die Hauptwache hat den strengsten Befehl, auf 30 Schritte im Umkreise keinem Menschen das Stehenbleiben zu erlauben und immerwährend nach allen Seiten Patrouillen auszusenden. Mehrere Offiziere, die diesem Befehle nicht mit verlangter Genauigkeit nachkamen, sind mit Haus- und Festungs-Arrest bestraft worden. Wahrscheinlich hat die Königin etwa einen drückenden Traum oder irgend eine Erscheinung gehabt.

— Im Smyrnaer Journal wird die Eintracht gerühmt, welche unter der bewaffneten Mannschaft und den Matrosen auf der osmanischen Flotte herrscht. Muselmänner, Armenier und Griechen leben friedlich neben einander, und wer etwa eine religiöse Abneigung gegen seinen Kameraden hat, der unterdrückt sie, denn Kapudan Pascha hat auf das Strengste befohlen, daß Keiner den Andern bei religiösen Glauben und Uebungen kränken und stören solle. Man kann daraus ersehen, daß der Pascha nicht zur sogenannten „Gesellschaft Jesu“ gehört, und weder in den „Waldstätter Boten“, noch in die „Schildwache am Jura“, noch in den „St. Galler Wahrheitsfreund“ Beiträge liefert.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 38. 21. Sept. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der prüfende Wanderer.

Heiter schien mir einst die schwarze Wolke,
Und geläutert schien mir jede Luft;
Leichtes Sinns, kein großer Menschenkenner,
Sucht' ich oft schon wahrhaft edle Männer,
Manchen Buben fand ich, manchen Schuft.

Oft auch, wenn ich nur von Bergen träumte,
Und mein Herz den Zweifel schon begann,
Kam mir auf den freudeleeren Wegen
Tröstend, lehrend, sanft und gut entgegen
Mancher Treue, mancher Biedermann.

Wer durch's Leben zieht, mißtraue immer,
Bis man ihm das Gegentheil beweist.
Menschen sind nur Menschen hier auf Erden;
Keiner Engel, keiner Thier kann werden,
Ob man ihn verachtet oder preist.

Kalt verachtend stilles Glück des Weisen,
Ist hier Mancher alles Werths beraubt.
Tolle Schwärmer nähern sich den Teufeln,
Zweifler wissen nicht, warum sie zweifeln,
Und der Blinde weiß nicht, was er glaubt.

Für die hohe Wahrheit finden Tausend'
In dem falschen Herzen keinen Raum;
Leerem Tande sieht man sie entbrennen,
Und was oft sie heiße Liebe nennen,
Ist nur Sinnenrausch, ist nur ein Traum.

Selbstsucht, Ehr', erzeugen manche Freundschaft,
Und geheuchelt wird sie treu und rein,
Wird am Morgen festlich erst geboren,
Wird am Mittag theuer noch beschworen,
Und verlöscht beim letzten Abendschein.

Blick' ich traurig nach den schönen Sternen,
Flüstert mir ein himmlisches Geschlecht,
Flüstert Hoffnung aus der fernsten Ferne,
Schimmern mir die Miriaden Sterne:
Ueber uns ist Wahrheit, Licht und Recht.

Er entflieht der Erd', im schönen Traume
Netzet schon der Frühthau seine Gruft,
Und die stummen Trauerweiden neigen
Sich auf's Grab, der Freunde Stimmen schweigen,
Und kein Lenzgesang durchschallt die Luft.

Er hört nicht den Jubel dieser Erde,
Und da mild die Purpursonne sinkt
Und der letzte Schein den Hügel röthet,
Hört er nicht, wie Philomele flötet,
Sieht er nicht, wie Sternenschimmer blinkt.

Und er träumt vom großen Weltengeiste,
Der noch über jenen Sternen thront;
Von dem Lohn, der Guten dort beschieden,
Von der süßen Ruh', dem ew'gen Frieden,
Der allein im stillen Grabe wohnt.

Weiter, höher fliegt sein Geist, da tönet
Eine Stimme aus dem großen Raum:
Erst muß sich der Geist vom Staube trennen,
Eh' er kann den eignen Werth erkennen,
Eh' verwirklicht wird der Seele Traum.

Er erwacht, blickt heiter auf die Gräber,
Und verklärt entstieg er dem Gewühl;
Fühlt den Himmel nun in seinem Herzen,
Achtet nicht der Erde bittre Schmerzen,
Ruft entzückt in freudigem Gefühl:

Laß uns, Freund, den trüben Gram verscheuchen!
Sieh, uns perlt und blinkt der goldne Wein,
Freuden winken, die das Mahl uns würzen,
Treue Freunde, die die Zeit uns kürzen;
Aber laß uns frei und edel sein!

Frei von Stolz, vom Glanz der eiteln Thoren,
Laß uns alles Nichtige verschmähn;
Vor Despoten laß uns niemals zittern,
Niemals scheu bei schweren Ungewittern
Niedersinken, sondern muthig stehn!

Nahn uns Sklaven, die sich Freie nennen,
Spannen wir ein goldnes Segel auf,
Schiffen durch die wilde Fluth der Zeiten,
Lassen Thoren sich um Welten streiten,
Solch ein Wahn, er hemmt nicht unsern Lauf.

Immer gleich durch milde Rosenthale,
Immer gleich durch öde Steppen ziehn,
Lehret uns der Menschheit ew'ger Glaube,
Lehren uns die Würmer in dem Staube
Und die Sonnen, die im Aether glühn.

Die Sulioten.

In der Landschaft Albanien umziehen und scheiden gleichsam von der übrigen Erde hohe Gebirgskämme einen Raum von etwa eilf Geviertmeilen, welchen unsichtbare Kräfte, die nicht der Natur anzugehören scheinen, in schauerlich prachtvolle Formen drückten. Gegen hundert Felspyramiden, meistens kahles Gestein, steigen aus tiefen, dunkeln Thälern, oder von finstern Schluchten und bodenlosen Abgründen umgeben, empor, aus deren Innerem man unaufhörliches Tosen und Rauschen unterirdischer Gewässer vernimmt. „Man denkt ein übrig gebliebenes Stück vom alten Chaos zu erblicken," sagt ein reisender Brite.

Es ist diese unheimliche Gegend jene berühmte, in welcher, nach der Mythe der alten Griechen, die Giganten einst den Himmel stürmten, und wo der Acheron strömt, an dessen Ufern die Geister der Verstorbenen irrten.

Seit alter Zeit war sie unbewohnt und von Menschen gemieden. Erst zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts suchten einige christliche Familien aus Albanien hier ein Asyl, als die Türken mit Feuer und Schwert ihr Vaterland verwüsteten. Allmälig gesellten sich mehrere zu ihnen, und gemeinschaftlich erbauten sie dann auf eine der unzugänglichsten Spitzen ihrer Berge eine Veste: Suli genannt. An den Engpässen, die über das Gebirge in die Ebenen führten, legten sie Verschanzungen an, und als durch immerwährende Zuzüge von griechischen Flüchtlingen ihre Anzahl auf einige Tausende angewachsen war, errichteten sie Burgen und Castelle auf allen Höhen. Sie bildeten einen Staat, der patriarchalische, rein republikanische Formen hatte. Jeder Hausvater war Herr in seiner Familie, im Staate waren Alle gleich. Für die Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit mußte Jedes, das Waffen tragen konnte, ohne Unterschied des Geschlechts, oder Alters, das Leben einsetzen, und Türkenhaß war Allen ein heiliges Gebot. Gesetzbücher duldeten sie nicht; alle Streitigkeiten wurden nach den Diktaten der Vernunft und allgemeinen Moral geschlichtet. Viehzucht in den engen Thälern, Jagd in den nahen Wäldern, zumeist aber Plünderung der Türken und ihrer Freunde, waren der Erwerb dieses Volkes, in welchem sich, unter den Einwirkungen jener Verhältnisse, bald Wildheit, Unerschrockenheit, Tapferkeit, Ausdauer in Ertragung der härtesten Entbehrungen, List und Schlauheit als allgemeine Karakterzüge kund thaten. Die Sulioten wurden der Schrecken der türkischen Bevölkerung ganz Albaniens und Livadiens, und ihre Raub- und Streifzüge reichten zuweilen bis zum Oeta hin.

Vergeblich sendeten die Türken mehrmals bedeutende Heere zu ihrer Vertilgung. Selten drangen die Feinde bis in ihr Gebiet, nie überwanden sie die Festen, von denen Suli, erweitert und durch neue Werke immer mehr verstärkt, als unüberwindlich angesehen wurde. Ali, Pascha von Janina, schlau, tapfer, ein wahrer Teufel in Menschengestalt, der sich vom Bettler zum mächtigsten Vasallen und glücklichsten Rebellen der Pforte aufgeschwungen, wendete dreizehn Jahre lang seine Schätze und Heere zur Erdrückung der Sulioten vergeblich an; in diesem Kampfe, der einem Romane gleicht, fielen 40,000 Türken von den Kugeln und dem Schwerte der kleinen Schaar; und als die Sulioten, von Hunger und Verzweiflung getrieben, die Vertheidigung ihres Ländchens nicht länger fortsetzen konnten (1803), dann, die Aufopferung des Vaterlandes der Unterdrückung vorziehend, übergaben sie die Burgen gegen freien Abzug, und wanderten mit Weibern und Kindern nach Zephalonia, wo sie eine Freistätte fanden. Ali schleifte die Castelle bis auf die festesten, in welche er Besatzung legte. — Lange Jahre nachher wurde bekanntlich der rebellische Ali von dem Sultan auf's Aeußerste bedrängt und in Janina belagert. In dieser Noth sandte er seinen Enkel an die Sulioten-Häuptlinge nach Zephalonia, versprach ihnen Rückgabe ihres Gebiets und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, und als Bürge dieses Versprechens den Enkel selbst als Geisel, wenn sie ihm gegen die Türken ihren tapfern Arm leihen würden. Nun kamen, unter Führung des kühnen Marco-Bozzaris, die Sulioten herbei, nahmen Besitz von ihrem Berglande und kämpften für Ali mit glänzendem Erfolg. — Erst dann unterlag der alte Tyrann, als er Schurkereien gegen die Sulioten, die er tödtlich haßte, verübte und darauf von diesen verlassen wurde.

Nach Ali's Fall zog der Heerführer der Türken, Reschid Pascha, (1822) unversehens vor ihre Felsenfesten und schloß sie ein. Dem Hunger preisgegeben, übergaben die Sulioten, nachdem alle Subsistenzmittel erschöpft und selbst die eckelhaftesten Surrogate menschlicher Nahrung aufgezehrt waren, am 4. September ihre Burgen zum zweiten Mal den Erbfeinden, doch nicht eher, als bis unter englischer Vermittelung ihnen freier Rückzug nach Zephalonia gesichert worden war. Aus 3000 Köpfen bestand der kleine Rest des Heldenvölkchens, der den englischen Schiffen zuwanderte. Die junge Mannschaft aber, einige Hundert an Zahl, die sich zur Blutrache gegen die Türken verbrüdert hatten, zerstreuten sich in die Gebirge, da ein Räuberleben führend, zum allgemeinen Schrecken der Türken. — Bald nachher rief Griechenland seine Söhne zur Freiheit. Die Sulioten säumten bei dieser Gelegenheit nicht, sich unter Bozzaris zu vereinigen, um die Türken aus ihrer alten Heimath zu verjagen; sie eroberten ihr geliebtes Suli wieder, fochten dann in den muthigen Schaaren der Hellenen und galten bald als

die Tapfersten im ganzen Griechenheere — viele der herrlichsten Siege waren ihr Werk. Doch wurde der Sulioten Häuflein immer kleiner, und im Vorgefühle ihres gänzlichen Unterganges weihte sich Jeder dem Tode. In der Nacht des 20. Augusts 1823 überfiel Marco Bozzaris den mächtigen Pascha von Scutari im Lager von Carpenissi; verwegen bahnte er sich an der Spitze seiner Fünfhundert blutige Bahn durch zwanzigtausend Türken zu dem Zelte des feindlichen Feldherrn, und eben im Begriff, diesen mit eigener Hand gefangen zu nehmen, fiel er, von einer Kugel tödtlich getroffen. „Ich sterbe eines Sulioten würdig!“ rief der Held, Angesichts des glänzendsten Sieges, und verschied. Sein Bruder Constantin vollendete die That, die Griechenland damals gerettet hat. Fünftausend Türken lagen erschlagen, alle Waffen und alles Gepäck fiel in die Hände der Ueberwinder und die Türken gaben für dies Mal den Kampf auf und zogen zu Hause. Noch einmal sah die Sulioten-Schaar die heimischen Berge und ihre verfallenen Vesten wieder; dann erhob sie von Neuem das Kreuz. Mit den tapfern Philhellenen focht sie bis zu deren Untergang bei Petta, und dann in der berühmten heldenmüthigen Vertheidigung von Missolunghi. Nur Wenige blieben übrig — und diese Wenigen lösten ihr Gelübde in den spätern Kämpfen für die griechische Freiheit.

So war denn das Volk der Sulioten, bis auf die schwachen auf Zephalonia geborgenen Reste der Weiber und Kinder, von der Erde verschwunden; aber sein Ruhm und sein Andenken wird dauern, so lange die Tugend aufopfernder Vaterlandsliebe noch Verehrer unter den Menschen findet.

Wunderbare Lebensrettung.

Beim Ausbruch des Vesuvs im August 1834 ereignete sich folgende merkwürdige Begebenheit:

Schon seit mehrern Tagen waren furchtbare Rauch- und Flammensäulen aus dem Krater emporgestiegen; der östliche Theil des Berges hatte sich an mehrern Stellen geöffnet, und aus allen Spalten ergossen sich glühende Lavaströme, das Ganze eine Viertelmeile breit, oft zu einer Höhe von 10 bis 15 Ellen emporsteigend. Mit lautem Jammergeschrei flohen die Menschen aus ihren Wohnungen vor dem Alles zerstörenden Feuerstrome, nur mit der geringen Habe beschwert, welche die schnelle Flucht mitzunehmen erlaubte. Schon waren viele der herrlichsten Besitzungen, der fruchtbarste Theil der Gegend von Napi, Caprari, Mauro San-Giovanni und viele andere blühende Ortschaften verwüstet. Aus einem Hause, von welchem der Lavastrom nur noch wenige Schritte entfernt war, stürzte eine unglückliche Familie, Vater, Mutter und Kinder. Schon hatte die Lava die Mauern des Hauses erreicht, die aber so fest waren, daß der mächtige Strom sich gabelförmig theilte; nun hat er das Haus beinahe umzingelt — da bemerkt die unglückliche Mutter, daß ihre Tochter fehlt. Nur ein kleiner Raum ist noch zwischen den beiden Riesenarmen des Stromes offen. Da tritt das Mädchen aus dem Hause, begleitet von dem treuen Hofhunde, den es mit Anstrengung hinter sich her dem einzigen schmalen Ausgange zuschleppte. Schon glauben die Aeltern ihr Kind gerettet, da schließt sich plötzlich der Lavastrom zusammen, und nun bildet das Haus eine Insel im Feuermeere, auf welcher das Kind mit dem Hunde, von aller menschlichen Hülfe verlassen, steht, dem gewissen Untergange preisgegeben. Der Hund, heulend und winselnd, versucht den rettenden Sprung, aber kaum ist er gewagt, haben ihn die glühenden Wellen zischend ergriffen und augenblicklich zu Asche versengt. Jeder Versuch der Aeltern, ihr Kind zu retten, ist vergebens; die Lava strömt breiter und immer breiter, und in jedem Augenblicke erwartet man, daß die kleine Insel von ihr verschlungen werde. So dauerte die Angst der Unglücklichen bis den andern Abend, als auf einmal der Strom stockte und alle Anzeichen verkündigten, daß der schreckliche Ausbruch für diesmal aufgehört habe. Nach einigen Stunden hört das Zischen des Stromes auf, eine schwarze Kruste legt sich darüber hin, und die Hoffnung, das Mädchen zu retten, erwacht in der Seele des Vaters; noch war ein solcher Versuch ein gefährliches Unternehmen; allein er entschließt sich dazu. An einer Stelle, wo die Lava nur 10 Fuß breit war, wagt er den Uebergang, die Kruste trägt, und mit unbeschreiblicher Wonne schließt er die vor Hunger und Angst halb ohnmächtige Tochter in seine Arme und bringt der nun überglücklichen Mutter ihr verloren geglaubtes Kind zurück.

Der Held.

Hansjoggeli, worum bist du uff Musterplätze niene,
Und stellst di eister chrank, wenn d' sött'st dem Vaterland cho diene?
— „He, d'Wyber händ jetzt Hose-n a, wänd schalten-n und regiere,
Mi Frau loht mi scho längist nid 's Hausregiment meh füehre.
Sind d'Manne nümme Herr im Huus und blybe nume d'Chnechte:
So sölle d'Wyber 's Vaterland au selber go verfechte!“

Der grausame Bischof.

Der Bischof Michael zu Salzburg, ein großer Liebhaber der Jagd, hielt im Jahre 1537 eine große Jagd, auf welcher ein angeschossener Hirsch die Garne durchbrach und in dem Getreidefelde eines Bauers todt niederfiel. Der Bauer fand den Hirsch, und froh, daß ihm eine solche Nahrung bei seiner Arbeit beschert worden, schleppte er das Thier fort, weidete es aus und nährte sich und die Seinigen damit geraume Zeit.

Die Sache wurde verrathen und dem Bischofe angezeigt. Er ließ den Bauer sogleich verhaften und in ein abscheuliches Gefängniß werfen, seinem Gerichtshofe aber befahl

er, dem Bauer den Prozeß zu machen und ihn zu einem schmählichen Tode zu verdammen. Die Räthe trugen indeß Bedenken, ein so hartes Urtheil über den Bauer auszusprechen, da er nur einen todten Hirsch, den er auf seinem Grund und Boden gefunden, sich zu Nutzen gemacht hatte. Der Bischof, aufgebracht über diese Abneigung des Gerichtshofes, fällte nun selbst das Urtheil folgendermaßen: „Weil der Bauer durch Heimschleppen des Wildes sich an seiner Obrigkeit vergangen habe, so solle er in die Haut des geraubten Thieres eingenähet und den Jagdhunden des Bischofs preis gegeben werden; würde er aber auf Händen und Füßen so schnell sein, daß er den Hunden entginge, so solle ihm das Leben geschenkt werden.“

Das Urtheil wurde an dem armen Menschen vollzogen. Er wurde eingenäht und auf einen freien Platz gebracht. Hier wurden die größten und besten Jagdhunde des Bischofs auf den Unglücklichen losgelassen; der Bischof setzte selbst das Jagdhorn an den Mund und gab das Zeichen, auf welches die Jagdhunde sogleich über den Bauer wüthend herfielen und ihn in Stücken zerrissen. Den Tag darauf ritt der Bischof auf die Jagd, stürzte vom Pferde und brach den Hals.

Anekdote.

Königin Christine von Schweden hatte die lächerliche Gewohnheit, nie eine Nachthaube aufzusetzen, sondern wickelte nur eine Serviette um ihren Kopf. Eines Abends, da sie gar nicht einschlafen konnte, ließ sie italienische Sänger vor ihr Bett kommen, um sich die Zeit von ihnen verkürzen zu lassen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bett zugezogen; als ihr aber der Vortrag der herbeigerufenen Künstler über die Maßen wohlgefiel, schob sie plötzlich die Vorhänge auseinander, fuhr aus dem Bette und rief überlaut: „Tod und Teufel! Die singen gut!“ Die Italiener erschracken hierüber so gewaltig, daß sie im Gesang verstummten und eiligst davon liefen.

Naturgeschichte.

Der Seehund.

Diese bloß im Meerwasser lebenden, nur zu Zeiten das Trockne suchenden Thiere sind im Bau und der Lebensart dem Fischotter innig verwandt. Es sind gescheute, selbst gelehrige und ziemlich munter in Heerden lebende Raubthiere, wenn sie auch zuweilen träg und still liegen. Die Vorderfüße sind bis zur Handwurzel, die Hinterfüße bis an die Ferse in Haut gehüllt. Vorn sind die Finger vom Daumen bis zum kleinen Finger immer abnehmend kleiner, hinten sind die mittlern die kürzesten. Ihr Kopf ist hundsähnlich, aber die großen, offen liegenden, sanften Augen und die ganz fehlenden äussern Ohren geben ihnen ein ausdrucksvolles Ansehen. Ihre sehr gelenkige Wirbelsäule und die bei Wasserthieren überhaupt höhere Reizbarkeit der Muskelfaser erlauben ihnen schnell lebhafte Bewegungen.

Der gemeine Seehund ist gelbgrau, meist etwas gefleckt, 3 bis 6 Fuß lang. Ohne ihn könnten die Grönländer so wenig leben, daß man zu sagen pflegt: das Meer sei ihr Acker und der Seehundsfang ihre Aernte. Er findet sich im ganzen Norden und noch jetzt in unzähligen Heerden bei Spitzbergen und Grönland, besonders an der Insel Jan Meyen oft zu Tausenden bei einander. Man tödtet sie durch einen Schlag auf den Kopf, und sie werden im Frühling der Gegenstand einer eigenen Jagd. Von Hamburg und Bremen gehen alljährlich Schiffe auf ihren Fang aus; manche haben an 4000 und mehr heimgebracht, welche an 100 Tonnen Thran gaben.

Der Speck der Seehunde übertrifft noch den Wallfischspeck, und der Thran ist ein Lieblingsgetränk des Grönländers und Eskimo. Auch das Fleisch ist diesen Völkerschaften eine erwünschte Nahrung, da sich die Rennthiere schon sehr verloren haben. Das Blut genießen sie als Suppe. Zu allen häuslichen Bedürfnissen ist ihnen dieses Thier unentbehrlich. Den Speck verbrennen sie theils zum Beleuchten, theils zum Wärmen; denn wenn man ihre Wohnungen ansieht, so bemerkt man gleich, daß sie Holz nicht einmal brauchen könnten, selbst wenn sie dasselbe hätten, sondern nur Thran.

Mit den Sehnen können sie besser nähen, als mit Zwirn; aus den Gedärmen machen sie ihre Fenster, Vorhänge der Zelte, Hemden, Thranschläuche, Blasen an die Pfeile u. s. w.; aus den Knochen Werkzeuge, Messer und Gabeln ꝛc. Kurz, man kann hier recht eigentlich die Industrie der Noth und die Erfindungskraft der Menschen studieren. Die Felle sind das Wichtigste: sie liefern ihnen Kleidung, den Ueberzug über ihre Boote, Zelte, Riemen; die Schuhe.

Die Seehunde sind neugierig, und strecken, zumal wenn man pfeift, Kopf und Hals hoch aus dem Wasser. Sie rutschen schnell über das Eis hinweg, und wenn man sie schießen will, muß man es mit Schrot in die Augen thun, denn mit Kugeln sinken sie unter und gehen verloren. Ueberhaupt sind sie munter und machen lustige Sprünge und Posturen im Wasser; wenn man sie aber beleidigt, so beißen sie heftig.

Man hält sie leicht in Gärten in einer etwas vertieften Wassergrube oder einer Tonne, die man bis an den Rand eingräbt. Hier sonnen sie sich oft im Trocknen, und schlüpfen auf geringes Geräusch schnell in's Wasser, ganz wie Frösche. Ihr Leben ist sehr zähe.

Bei Gewittern sieht man ihn nie am Lande, so wie er sich überhaupt im Sommer nur in geringer Anzahl und einzeln am deutschen Strande der Ostsee einfindet; hingegen häufiger kommt er dort gewöhnlich um Martini aus den nördlichen Gegenden an, und hält sich daselbst bis zum Monat März und April auf. Sobald der Südwind die Eisschollen am Gestade losmacht, kehrt er auch wieder auf diesen nach den nördlichen Gegenden zurück. Es sitzen sodann drei bis vier Seehunde auf einer Eisscholle und lassen sich auf dieser in die See treiben. Am häufigsten findet man sie um Weihnachten, besonders bei heftigen Stürmen, wo sich der Seehund öfters in den Wellen schlafend an's Ufer treiben läßt, beim Erwachen aber gleich wieder in die See geht. Bei stiller, heiterer Witterung kommt er sowohl des Nachts als bei Tage häufig an's Land und legt sich auf die dort befindlichen Steine, so wie er sich auch auf den in der Nähe des Gestades befindlichen, aus dem Meere hervorragenden Steinen sonnet, aber beim Anblick eines Menschen schnell untertaucht.

Seine Nahrung besteht vorzüglich in Fischen, unter welchen er besonders die Pannuncheln liebt; auch soll er den wilden Enten nachstellen, sie unter dem Wasser bei den Füßen erhaschen und hinunter ziehen. Nach den Beobachtungen der dasigen Strandbewohner paaren sie sich im Dezember und Januar, wo man oft in einer Entfernung von 300 bis 500 Schritten vom Gestade, 15 und mehr Seehunde auf den Eisschollen gewahr wird, die mit einem heftigen Brüllen um die Weibchen kämpfen und mit den Vorderfüßen ins Wasser schlagen, welchen Kampf man auch an ihnen gewahr wird, wenn sie einander die Plätze auf den Steinen streitig machen. Sie sollen 1 und zwei Junge zur Welt bringen.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 38.

21. Sept. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

☞ Das verehrte Publikum wird hiermit aufmerksam gemacht, daß mit No. 40 ein neues Quartal beginnt, für welches um baldige Bestellung gebeten wird, und wofür man sich entweder an das nächste Postamt oder an den Verleger selbst zu wenden beliebe.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der aargauischen Tagsatzungs-Instruktion in Betreff der Ausweisung Ludwig Napoleons ähnlich, haben auch die gr. Räthe von St. Gallen, Luzern und Solothurn Instruktionen ertheilt; der greise Oberst Bontemps gibt seinem Vaterlande guten Rath gegen die franz. Anmaßung, und bietet seine Dienste an, selbst der alte Friedensstifter Graf de Sellon hält nicht für rathsam, nachzugeben; mag sich auch die Baseler Zeitung in spaltenlangen Salbadereien darüber ereifern, mögen einem Haller in Solothurn darüber die Haare zu Berge steigen, mag ein Herzog sich dagegen zu Protokoll verwahren u. s. w.: entweder weiset einmal mit Entschlossenheit die so oft wiederkehrenden ausländischen Demüthigungen zurück, oder erlasset dem Volke in Zukunft die drückenden Kosten und Zeitversäumnisse für den Militärdienst, und verkaufet Kanonen und Gewehre in den Kaukasus an die Tscherkessen, die sie besser anzuwenden verstehen; euch selbst aber laßt stoßen und schlagen, laßt drücken und zwicken, und seid zufrieden, wenn ihr nur an den an Bändern am Rocke zur Schau hängenden Gnadenzeichen eurer Herren euch ergötzen könnt, die sie von fremden Höfen erhalten.

— Am Bettage starb in Bern Morgens um 9 Uhr die sechsundachtzigjährige Frau eines Pariser Tanzmeisters, Namens Deschamps. Ihr siebenundachtzigjähriger Lebensgefährte folgte ihr noch denselben Tag Abends um 11 Uhr nach. Noch 14 Tage vor seinem Tode gab er Tanzlektionen.

— Die zweite Eisendrathbrücke in Freiburg ist bereits so weit gediehen, daß einzelne Fußgänger dieselbe überschreiten. Die Eisendrathseiler sind gespannt, der Fußboden gelegt, es mangeln nur noch die Geländer und einzelne Vorsichtsmaßregeln, um sie sofort dem Publikum zu Fuß und für Wagen zum Gebrauch zu überlassen. Sie ist nicht so lang wie die erste, aber höher und romantischer gelegen.

— Vorige Woche ist auf dem Genfersee eine Barke mit neun Personen, worunter drei Damen, die eine Lustfahrt machten, plötzlich vom Sturmwind überrascht, untergegangen. Eine einzige Person konnte gerettet werden.

— In der Nacht vom 26. auf den 27. August ist der franz. Grenzort Bellegarde beim Fort l'Ecluse fast ganz ein Raub der Flammen geworden.

— Am 9. d. wurde einmal in Zug ein Räthsel gelöst, das viel und lange besprochen, zwar keine komplizirte Charade, auch keine Homonyme, dennoch aber manchen Kopf verwirrte, manches Herz mit Leidenschaft erfüllte und so, weil es verrostete Interessen betraf, der vieljährige Zankapfel der Bürger wurde; die Auflösung ist: „bürgerliche Rechtsgleichheit“, billigere Vertheilung und zweckmäßigere Benutzung der Gemeindegüter. Haben auch die Vorrechtler kein Mittel unbenutzt gelassen, ihre Eigensucht zu behaupten, haben sie auch ihrer Leidenschaftlichkeit nach allen Seiten freien Zügel gelassen: es siegte doch die ruhige Vernunft und der bessere Geist der be-

nachtheiligten Bürger; es mißlang jeder Versuch zu ungesetzlichen Handlungen durch die edle und wackere Haltung unsers Gemeindeführers, Hrn. Präs. Bossard.

— Im Kant. Schwyz ist noch immer keine Ruhe, die Verfolgungswuth der Hornpartei dringt bis in die innersten Gesellschafts-, Geschäfts- und Familien-Interessen; Geistliche verweigern Kindern von Klauenmännern den Religions- und Schul-Unterricht, Fremde werden mißhandelt, armen alten Klauen-Leuten von Gemeindsbehörde die Unterstützung entzogen, da und dort Scheiben eingeworfen u. s. w. In Wollerau hat bei einer Prozession zwischen Klauen- und Hornmannen eine blutige Schlägerei statt gefunden, wobei sich der Geistliche, der einen großen Theil der Schuld davon auf sich trug, flüchten mußte. Alles saubere Früchte der mit vieler Mühe und sauerm Schweiße zu Tage geförderten Tagsatzungs-Arbeiten.

— Das Zentral-Komite des schweizerischen Nationalvereins ruft die Eidsgenossen durch ein Rundschreiben auf den 23. d. nach Langenthal zu einer General-Versammlung ein.

Ausland.

— Die Rheinbaiern sind ein überglückliches Völkchen, sie haben Alles im Ueberfluß. Deswegen ist es auch ganz billig, daß viele Juristen und Mediziner aus den sieben andern baierischen Kreisen dort angestellt werden, um den Ueberfluß mit den Einwohnern zu theilen. Sie selbst haben zwar an solchen Leuten keinen Mangel, allein wenn diese im Vaterlande keinen Platz finden, so mögen sie auswandern, etwa nach Amerika rc., die Welt ist ja groß, oder mögen sonst sehen, wie sie durchkommen. Es gibt zwar Leute, die da sagen: „Sollen wir fremde Kinder füttern und unsre eignen verhungern lassen?“ Doch das sind nur Revolutionäre, denen stopft man das Maul. Genug, die Rheinbaiern sind glücklich, und der König geruhte ihnen sogar huldreichst zu gestatten, für ihr eigen Geld eine Eisenbahn bauen zu dürfen.

— Es gibt in München eine große Anzahl solcher Leute, die sich vor Freude nicht fassen können, wenn von oben herab neue Verordnungen zur Stiftung dieses oder jenes Klosters erscheinen; auch hört man Lobgesänge, wenn von Zeit zu Zeit ein sogenanntes verirrtes Schaf den Weg in den wahren Stall des Heils sich zeigen läßt. Betrachtet man dieses Treiben im Stillen, so weiß man wahrlich nicht, was man dabei denken soll. Das allein stellt sich als trostlose Wahrheit heraus, daß durch solche Umtriebe der kirchliche Zwiespalt immer größer und mit ihm das wahre Volkswohl immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Das Ende dieser traurigen Verirrungen läßt sich nicht absehen, zumal auch bei den Protestanten der Mystizismus und das Sektenwesen wieder sehr überhand nimmt.

— Der großherzoglich hessische Physikatsarzt Dr. Lork aus Altenschlirf in Oberhessen wendet seit einiger Zeit das magnetische Heilverfahren an und soll von Hülfesuchenden förmlich belagert werden. Mit bösem Gewissen beladene Beamte hat er jedoch für unheilbar erklärt.

— Hat es diesen Sommer in Göttingen öde ausgesehen, so ist es jetzt noch öder. Die Universitätsferien haben begonnen, und was man dort im bevorstehenden Winter lernen kann, ersieht man aus dem gedruckten Vorlesungsanzeiger. Ueber Politik und Staatswirthschaft soll nichts vorgetragen werden, und das findet man auch sehr begreiflich.

— Ein Hirtenbrief des Bischofs von Ermland lautet schärfer als alle bisher erschienenen. Er erklärt unumwunden die römisch-katholische Kirche für die alleinseligmachende und alle andern für Ketzerthum. Er trägt den Gläubigen das Kreuz voran und ermahnt die Priester bei dem Blute Jesu zu standhaftem Beharren im Kampfe gegen alle Anfechtungen; vor Allem warnt er auf das Eindringlichste vor Eingehung gemischter Ehen, wenn nicht zum Voraus die katholische Erziehung der Kinder auf's Bestimmteste zugesagt sei.

— In Neufahrwasser bei Danzig ging ein Mann spurlos verloren, während seine zwei Töchter bei einer Schlittenfahrt in den Fluthen ihr Grab fanden. Am 27. Aug. hatte einer seiner Söhne, ein allgemein geschätzter Jüngling von 18 bis 20 Jahren das Unglück, mit seinem Schurzleder in das Getriebe seiner Windmühle zu gerathen und auf eine furchtbare Art verstümmelt zu werden. Die Kleider waren in den Mittelstock gewickelt, während die Haut des Kopfes an einem Steine hing; die Füße fort, während die Beine noch am Gerippe hangen; die Eingeweide wurden stückweise gesammelt.

— In Stockholm wurden noch in den letzten Tagen des August sehr viele Fenster eingeworfen und andere boshafte Streiche verübt, die in ruhigen Städten sonst nicht vorzufallen pflegen. Die Veranlassung zu diesen Störungen war die Juden-Emanzipations-Verordnung. Zwischen dem Könige und dem Kronprinzen soll wegen des Verfahrens gegen die Unruhestifter eine Meinungs-Verschiedenheit herrschen, welche die Abreise des Prinzen zur Folge hatte. Der König hält Strenge für nothwendig, der Kronprinz glaubte mit Milde mehr zu erreichen.

— In Polen ist ein kaiserlich-russischer Ukas bekannt gemacht worden, nach welchem sowohl den Manns- als Weibespersonen das Tragen der polnischen Nationaltracht bei entehrender Strafe verboten und die russische dafür angeordnet ist. Es sind von Rußland aus in allen polnischen Ortschaften ganze Magazine solcher Kleider angefüllt worden, die den Bewohnern um billige Preise verkauft werden.

— In Rußland sollen bedeutende Truppenzusammenziehungen und Rekrutenaushebungen statt finden, und besonders schließt man aus dem häufigen Courierwechsel, welcher seit der Abwesenheit des Kaisers über die Grenze statt findet, schon wieder einmal auf wichtige Ereignisse für die Zukunft.

— Wenn man sich auf die letzten Zeitungsnachrichten verlassen kann, so ist die belgisch-holländische Frage so gut wie abgemacht. England und Frankreich haben eingesehen, daß die an Belgien gestellten Geldforderungen zu hoch seien. Die Londoner Konferenz hat nun beschlossen, daß Belgien, sobald der König von Holland die Geldermäßigungen bewilligt, sofort die streitigen Gebiete von Limburg und Luxemburg abtreten muß. Dabei wird Belgien gar nicht befragt und man macht sein Schicksal vom guten Willen Hollands abhängig, obgleich der König Leopold in London ist, und zwar gewiß nicht nur um in den dortigen Parks spazieren zu reiten. Schwerlich werden sich die Belgier und ihr König dies gefallen lassen.

— Ein Veteran der großen Armee, der bei seiner Rückkehr von Batavia St. Helena besuchte, überbrachte am 11. Sept. dem Prinzen Peter Napoleon in Brüssel eine Blume des letzten Geraniums, das sein großer Oheim während seiner Verbannung zog und wartete. Der Prinz empfing mit Dankbarkeit dieses Pfand der Treue des alten Tapfern, dessen Erzählungen ihm lebhafte Rührung hervorbrachten.

— In Brüssel lebt ein Mann mit Eulenaugen. Er ist ein Schumacher. Am Tage ist er gänzlich blind. In der Nacht, besonders wenn sie recht rabenfinster ist, arbeitet er ohne Licht, und liest die kleinsten Druckletern.

— Es ist von nicht geringer Wichtigkeit, daß gegenwärtig von Frankreich aus viele Geistliche nach Rom strömen, um dort etwas, das noch im Dunkeln liegt, auszuwirken, daß bereits auf höhern Befehl der Dominikaner-Orden wieder eingeführt werden soll, dem mehrere andere bald folgen werden. Es scheint demnach, das Schwert, welches der fallende Graf von Paris erhalten hat, sei mit dem Schwerte Petri zu vergleichen; doch weiß man noch nicht, wem er einmal ein Ohr abhauen wird.

— Man berechnet, daß Paris seit dem Monat März um 300 Häuser vermehrt worden ist.

— In Paris meint man, der Weg von den Tuilerien nach Rom durch das Bisthum Algier sei zwar weit, aber für Traumende sicher und breit, obwohl Abdel-Kader sagen ließ, man möchte sein Gebiet nicht mit in den Bisthumsverband zählen. — Man glaubt, der Graf Mole beschäftige sich nur deshalb so fleißig mit der Abfassung von Schweizer-Noten, weil er die Verbesserung des Kuhreigens einstudieren möchte.

— Die Nachrichten aus den Gebirgsgegenden Italiens schildern die Mißärnte aller Hülsenfrüchte und des Welschkorns, der Hauptnahrung der Landleute, als sehr gefährlich, daß, wenn die Regierung die Einfuhr von fremdem Getreide nicht erlaube, eine Hungersnoth zu befürchten sei. Auch das Oel steigt bedeutend im Preise; nur der Wein verspricht einen überaus reichen Ertrag.

— Während der Norden Italiens jubelt und die Sonne begrüßt, die von Mailand aus aufging, herscht im Süden ein dumpfes Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wird durch das Toben des alten Vesuv. Der Verrath schleicht umher wie ein Spürhund, und die Polizei folgt ihm auf dem Fuße nach. Die Thiere des Waldes sind dort sicher, denn die Menschen jagen und hetzen einander.

— Der Vesuv soll jetzt fortwährend „Dekrete gegen revolutionäre Umtriebe“ ausspeien, und dafür von allen hohen Potentaten Pensionen und Orden erhalten.

— Von Krönungsfeierlichkeiten, vom Glanze und der Pracht in Mailand kann das Posthörnchen nichts erzählen, denn seine Worte sind zu einfach zu solcher Herrlichkeit; aber dennoch muß es berichten, wie Kaiser Ferdinand I. von Oestreich an einem Tage, am 6. September, sich zwei Kronen auf's Haupt gesetzt, die eiserne Krone der Lombarden, und die unvergängliche Strahlenkrone der Milde und Gnade. Allen, die politischer Verbrechen wegen in Ketten und Banden lagen, hat sein Kaiserliches Wort die Pforten geöffnet: sie sind frei, alle ohne Ausnahme! Wie viel Gebete werden zum Himmel steigen für die Erhaltung des edlen Kaisers, wie werden Tausende darnach geizen, den edlen Kaiser zu sehen. Heil ihm, daß er den deutschen Fürsten ein Beispiel gegeben. Werden sie demselben folgen?! Das Haus Oestreich hat einen mächtigen Einfluß; soll nicht auch die Gnade, die es ausübt, andere Fürsten zu gleicher Großmuth und Milde bewegen?

— Wenn der General Oraa bei Morella nicht Prügel bekommen hätte, so wäre er ohne Zweifel dasselbe geworden, was jetzt der noch nicht achtundzwanzigjährige Cabrera ist, nämlich Graf von Morella. In Madrid ist man auf Oraa wüthend erbost, und der Kriegsminister Latre hat eine Untersuchung über dessen Rückzug eingeleitet, denn es ist doch auch gar zu fatal, wenn man zum Voraus auf die Einnahme eines Punktes sicher gerechnet und sie schon in die Welt hat hinausposaunen lassen, nachher aber das Gegentheil erfahren muß. Oraa hat sich indessen vorbereitet, und will dem Kriegsminister sagen, er soll es selbst einmal versuchen, Tage lang zu hungern und dabei Festungen einzunehmen, dann wolle er ihm aus Kochbüchern beweisen, daß man Pferdefleisch nicht zu Beefsteak benutzen könne.

— Die pomphaften Vorhersagungen, als hätten die Anhänger Don Miguels mit dem Tode Remechido's den Haltpunkt verloren, sind nicht in Erfüllung gegangen. Sein Sohn setzt mit 5 andern Bandenführern den Kampf fort. Die Regierung kann keine Truppen anwerben, weil ihr die Mittel fehlen, und die 6000 oder 7000 Mann, die sie hat, braucht sie, um die Herren in Lissabon in Ordnung zu halten. Die Minister gelten nichts, das Volk will die Verfassung von 1820 oder Revolution, die Königin ist wohl und sieht wieder ihrer Niederkunft entgegen, ihr Gemahl macht sich keine Sorgen und der kleine Kronprinz nimmt äußerlich sehr zu.

— In den Gegenden am Ohio und M[illegible]ssipi herscht

unter dem Rindvieh eine bisher dort unbekannte Krankheit, die Milzkrankheit. Man vermuthet, sie rühre daher daß das Vieh eine gewisse Pflanze genießt, welche die Milch vergiftet. Der Gouverneur von Kentuy hat 1000 Dolars Belohnung ausgesezt für den, der den Ursprung des Uebels ermittelt.

— Ein amerikanischer Arzt soll die Entdeckung gemacht haben, daß einige Tropfen irgend einer mineralischen Säure, in die durch ein wüthendes Thier verursachte Wunde gegossen, das gebissene Opfer vor der Wasserscheu bewahren, indem sie ohne eine schlimme Folge den giftigen Speichel zersetzen.

Fünfzig Jahre sind nun verflossen, seit das Cadetten-Corps in Aarau errichtet wurde: ein Zeitraum, in welchem man Vieles entstehen und Manches verschwinden sah; Vieles zu unglaublicher Vollkommenheit gebracht wurde, während in manchen Sachen gewaltige Rückschritte geschahen.

Auch das hiesige Cadetten-Corps hat diese Reihe von Jahren hindurch manche Abänderung, manche Verbesserung erlitten. Es ist von unbedeutender Zahl, durch Zunehmen sowohl hiesiger als fremder Jugend, auf ein ansehnliches Corps herangewachsen; es ist von einfachen Militärübungen zu bedeutendern Manövern und Operationen übergegangen, und hat in der letzten Zeit einen Grad von Bildung erreicht, der Bewunderung erregte.

Mit einem Male nun, statt daß man sich der Hoffnung hingeben könnte, dieses Corps von Jahr zu Jahr vervollkommneter zu sehen, äußern sich Merkmale wenn nicht gänzlicher, doch theilweiser Auflösung desselben; und zwar in einem Augenblick, wo anderwärts nach hiesigem Vorbild neue Corps sich organisiereit, oder früher Eingegangene sich wieder herstellen.

Ein Geist des Widerstrebens, des Widerwillens hat sich besonders diesen Jahreskurs unter den Schülern der Kantonsschule bemerkbar gemacht; viele derselben haben sich dem Cadetten-Corps ganz entzogen; andere, welche bei den Uebungen erscheinen mußten, haben manche verdrießliche Stunde denjenigen Männern gemacht, die mit Vorliebe und Aufopferung der Leitung und dem Unterricht des Corps sich widmeten.

Woher nun auf einmal dieser betrübende, zerstörende Geist? Dieser Geist, der eine halbhundertjährige, sowohl nützliche als jedem wahren Schweizer und Jugendfreund Vergnügen bringende Anstalt in ihrer schönsten Blüthe zu zernichten droht! Wer hat seit einiger Zeit den Kantonsschülern die falsche Scham beigebracht, die sie glauben macht, es sei ihrer Ehre Eintrag, wenn sie Cadetten seien? Haben doch seit der Gründung der hiesigen Kantonsschule so viele Schüler, die an Alter, vielleicht auch an Kenntnissen, manch Gegewärtigem vorgerückt waren, sich nicht geschämt, diesem Corps anzugehören, viel weniger sich über dessen Disziplin beschwert; Kantonsschüler, die nun dem Vaterlande zu nützlichen Männern herangewachsen sind und sich heute noch mit Vergnügen an jene Tage erinnern, an welchen sie den jugendlichen Waffenspielen dieses Corps beiwohnten. Waffenübung ziert und freut jeden freien Mann, nur der Sklave hat sich derselben zu schämen, niemals aber Knaben und Jünglinge, die sich zu freien, dem Vaterlande nützlichen Männern heranbilden wollen.

Wird nun selbst der unbefangene Beobachter unter solchen Umständen nicht gezwungen zu glauben, was allgemein im Publikum verlautet: Es seien einige Lehrer an der Kantonsschule Schuld; Leute, die, unserer Nationalität fremd, solchen Institutionen und schweizerischen Volksfesten gram seien, weil in ihrer Heimath nichts Derartiges aufzublühen vermöge; die mit einem gewissen H...t sagen: „Dieses ist für einfältige Schweizer gut!“

Bekannt ist es wohl, daß diese Herren schon lange feindselig gegen das Cadetten-Corps aufgetreten sind! Bekannt ist es, daß dieselben gleich nach dem diesjährigen Jugendfeste höhern Orts beantragten: es möchte kein Kantonsschüler mehr diesen militärischen Exerzizien beiwohnen. Man weiß auch ganz gut, wie sie das Cadetten-Corps den Schülern verächtlich zu machen suchen, indem sie ihnen sagen: „Gelt, Soldätchensspielen, Puppenspiel, das ist dir lieber, als was ich dir aufgebe.“ u. s. w.; oder: „Ihr seid zu groß und habt Besseres zu thun, als euch den kleinen Jungen und solch einfältigem Treiben beizugesellen.“

Wenn solche Theorien, täglich vorgetragen, für das Cadetten-Corps nachtheilige Resultate hervorbringen; wenn sie falsche Scham und übelgerichteten Stolz erzeugen: kann man sich noch wundern? Darf man sich noch wundern, wenn ein Gebäude zusammenstürzt, dem man seine besten Stützen geraubt?

Mögen diese Herren auch noch so geschickte und fleißige Schulmänner sein, was wir ihnen nicht absprechen wollen: so schickt es sich einmal durchaus nicht zu ihrer Stellung, in eines Volkes Nationalität zerstörend einzugreifen, die ihnen selbst nicht angeboren ist und in die sie sich nicht zu finden verstehen.

Schreiber Dieses möchte hiermit nur auf die Zukunft aufmerksam machen; er enthält sich daher aller ferneren Bemerkungen; er will weder Zweck noch Nutzen dieser Anstalt vor Augen stellen; das Publikum wird urtheilen, es wird richten. —

Einer von Vielen, denen das Fortbestehen des Aarauer Cadetten-Corps am Herzen liegt.

Mit Bewilligung der hohen Regierung des Kantons Aargau, und unter Aufsicht des Edn. Gemeinderaths von Zetzwyl, hält Jakob Kiener, Scharfschützen-Lieutenant von da, am 1., 2. und 3. Weinmonat 1838 ein öffentliches Ehr- und Freischießen, wozu sowohl fremde als einheimische Herren Schützen freundschaftlichst eingeladen werden. Das Nähere sagt der Plan.

Bei S. Landolt, Buchdrucker ist Aarau, ist zu haben:
Neues, scherzhaftes und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel, enthaltend 64 Fragen mit Antworten. 2 Bz.
Für Buchbinder das halbe Dutzend zu 10 Batzen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 39. 28. Sept. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der Herbst.

Ruedi, o du lahme Schnegg,
Rod au dini Wade!
Lueg, der Nebel ist eweg.
Leng mir sele Fade.

I dem Sack do ist es Loch,
Das i will verbinde;
Wird's nid fyn, so hebet's doch,
's gohts mi Seel ke Blinde.

Lueg, wie d'Oepfel roth und gel
Stänzen a der Sunne;
D'Trübel dert am Schüreghäl
Meine scho, 's sei g'gunne.

's ist doch gwüß e schöni Sach
Um der heilig Sege.
Träg d'Herdöpfel under's Dach,
Wart nid uff e Rege.

D'Zwetschge linde, chumm und gryf,
Drum will i sie günne;
Ist de Sack do voll und styf,
Wird's am Bäumli dünne.

Buebe, löhnd die Beere sy,
Hörot uf mit Schüttle,
Gust spann ich euch d'Ohren y,
Chumm ech choge rüttle.

Das Johr bringt doch mängerlei
Uff mi herdig Teller,
Morn mueß Chöl und Chabis hei,
D'Rübe müend i Cheller.

Lob und Dank dem liebe Gott;
Guet will i's verwende;
's ist doch gwüß e Schand und Spott,
Wenn me's loht vergschände.

Mänge setzt sī Gytzchopf druuf
Und loht d'Sache fuule,
Göhnd ihm de gleitscht d'Augen uf,
Loht er esoh mynle.

Do und dert git's armi Lüt,
Die mit Noth müend ringe:
's schadt mim volle Spycher nüt,
Was i dene bringe.

Gott der Herr loht wachse 's Brot,
Wie für eus, den Arme,
Und leit eus is Herz für d'Noth
Mitlyd und Erbarme.

Das Gespenst.

An den lachenden Ufern der Aar, auf der Westseite der Stadt Aarau, lag vor Zeiten ein Christo geweihtes Frauenkloster, das von einer Gräfin von Lenzburg, damaligen Aebtissin des Klosters Schännis im jetzigen Kanton St. Gallen nach dessen Vorbild gestiftet wurde, und wozu die Stadt Aarau Platz und Materialien hergab. Es durften nur adeliche Töchter darin aufgenommen werden, und diese mußten sechszehn Ahnen zählen. Die mütterliche Sorge und Obhut desselben ward später unter Andern einer Johanna von Seon, gebornen Gräfin von Frohburg, anvertraut, deren Gemahl sie, man weiß nicht mehr aus welchen Ursachen, böswillig verlassen und einen Zug in's gelobte Land unternommen hatte. Die Gräfin war von ausnehmender Schönheit, schlankem Wuchs und stolzem Gang, feurigem Blick und anscheinend liebreichem Benehmen; aber hier und da gaben ihre Reden und Thaten einen leidenschaftlichen, herrsch- und ränkesüchtigen Karakter kund. Sie war seit der Flucht ihres Gemahls ausgemachte Feindin der Ehe geworden und wendete bei allen Gelegenheiten, wo sie nur ihren Einfluß geltend machen konnte, alle mögliche Gewandtheit an, hier und da im Abschluß begriffene Ehen zu hintertreiben; nicht aber etwa aus Abneigung gegen die Männer, wie der Verlauf dieser Erzählung zeigen wird, sondern bloß aus Mißgunst gegen ihr eigenes Geschlecht, das sie um die mütterlichen Freuden beneidete, deren sie selbst entbehren mußte.

Den im Gotteshause lebenden Jungfrauen war zwar nach den Klosterregeln gestattet, sich daraus zu verehelichen, doch mußten sie das dem Kloster bei ihrem Eintritt Mitgebrachte zurücklassen, und die Priorin hatte das Recht, zuvor ihre Genehmigung dazu ertheilen zu können, welches Recht die Gräfin von Frohburg im strengsten Sinne des Wortes anwendete und sogar mißbrauchte, indem sie einem solchen Austritt alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen suchte.

Um diese Zeit warb der etwa dreißigjährige Conrad von Reitnau um die sechszehnjährige Magdalena, Tochter des Grafen von Biberstein. Er war so glücklich, seine Liebe erwiedert zu sehen, und wäre unfehlbar zu seinem Zwecke gelangt, da auch die Gräfin Mutter dem jungen Manne gewogen zu sein schien, und der alte Graf weiter keine andern Einwendungen machen zu müssen glaubte, als, seine Tochter sei noch zu jung; wenn nicht zufälliger Weise die Priorin ihren Schnabel mit in's Spiel hätte laufen lassen, und zwar mit um so mehr Eifer, da der junge Mann in frühern Zeiten unter der Zahl ihrer Anbeter gewesen war und von ihr manche Gunstbezeugung genossen, sie aber bei Wahrnehmung ihrer übeln Eigenschaften wieder verlassen hatte. Die Geläufigkeit ihrer Zunge brachte es bald dahin, daß nicht nur der Brautwerber abgewiesen wurde, sondern auch die Aeltern ihre Tochter in's Kloster thaten, damit sie dort ihre Liebesschmerzen im Gebet zu ihrem neuen Bräutigam heilen möge.

Das junge Mädchen war bei diesem Entschluß der Aeltern untröstlich, und obschon die Priorin alle möglichen Schmeicheleien anwandte, um ihr Herz für sich zu gewinnen und ihr den Aufenthalt in den Klostermauern beliebt zu machen, fanden ihre scheinheiligen Zudringlichkeiten bei derselben doch keinen Eingang. Das Mädchen hatte gegen sie, als die Urheberin ihrer Leiden, einen unbesiegbaren Haß gefaßt, den sie ihr unabläßig durch düstere Blicke, abgewandtes Gesicht und stummes Schweigen auf alle an sie gerichteten Reden und Fragen zu erkennen gab. Da die Priorin sah, daß ihre Schmeicheleien sie nicht zum Zwecke führten, wandte sie Strenge an, und als auch diese nichts fruchtete, wurde der Klosterbeichtiger mit der Bekehrung der neuen Schwester beauftragt. Allein kurz vorher hatten einige Schwestern, worunter auch Magdalena, den Pater mit der Priorin in einer Laube des Klostergartens in unanständiger Stellung gesehen, und als nun dieser in Anwesenheit derselben dem Mädchen eine derbe Strafpredigt über die Sünden und Leidenschaften des menschlichen Fleisches hielt und sie ermahnte, sich ihrer zu entschlagen, konnte sich Magdalena nicht halten, sondern schaute beiden scharf in's Gesicht und fragte sie: ob sie nicht selbst darüber erröthen müßten? Das erzürnte die Priorin gewaltig und mit zornentbrannter Miene entfernte sie sich.

In der darauf folgenden Nacht wurde das junge Mädchen heimlich und gewaltsamer Weise in einem entlegenen Gemache an der Gartenmauer in dieselbe so grausam eingemauert, daß ihr nur für das Gesicht eine Oeffnung blieb, durch welche man ihr alle Tage etwas Suppe einschüttete, da sie selbst weder mit Händen noch Füßen sich in dem Loche rühren konnte.

Es war ein ungemein schwüler Sommer; im ganzen Aarthale sah man jeden Abend Feuermännchen (Irrlichter) in Menge; jeden Morgen stieg ein gewaltiger Nebel aus der Aar empor, dem eine drückende Hitze folgte; aus den Kantonen Solothurn und Bern kamen Nachrichten von furchtbaren Gewittern an; die Aar schwoll gewaltig und übertrat ihre Ufer, so daß das die ganze Breite vom Hasenberg zum Hungerberg nur einen See bildete; und von weggeschwemmten Häusern und Brücken schwammen eine Menge Balken jeglicher Größe daher, die die Bewohner von Aarau mit Mühe und Gefahr an's Ufer zu ziehen suchten. Da fing es an, sich rings herum auf den Bergen zu verdunkeln. Kein Lüftchen wehte, über Gösgen und Erlinsbach einerseits und über die Gisulasluh anderseits ward man Wetterleuchten gewahr, und allmähliges Tröpfeln und stärker rollender Donner verkündete das Herannahen eines heftigen Ungewitters. Plötzlich fiel ein wolkenbruchartiger Regenguß herab, ein grausiger Sturmwind sauste mit furchtbarer Gewalt von Westen her, ein Blitzschlag über den andern blendete die Augen und der Donner rasselte so entsetzlich, daß die festesten Felsengebäude Aarau's erzitterten. Dumpf wiederhallte es in den Gewölben des Klosters und eine dichte Staubwolke, einem starken Rauche gleich, drang von der Gartenmauer nach den Fenstern des mit andächtigen Schwestern gefüllten Betsaales hin. Man glaubte allgemein, ein Blitzstrahl hätte in der Nähe ein Haus angezündet; aber bald hatte der herabströmende Regen den Staub gedämmt und man erblickte die Ruinen der hart an die Aar stoßenden Klostermauer. Zwei Wände des Loches, in welchem Magdalena geschmachtet hatte, waren noch sichtbar, und darüber hin bog sich ein großes halblosgerissenes Mauerstück, das jeden Augenblick nachzustürzen drohte und alle Untersuchung gefährlich machte; die Unglückliche selbst war mit den Mauertrümmern in die Aar gestürzt, deren tobende Wellen dicht daran vorbei rauschten.

Gleich oberhalb des Klosters war die Schifflände, und in dem Augenblick, als dieses geschah, war Meister Zielemp beschäftigt, einen Kahn anzubinden, aus welchem er vorher eine Menge in der Aar aufgefischtes Holz an's Ufer geworfen hatte. Eben wollte er davon springen, um dem heftigen Regenstrom zu enteilen, da bemerkte er, daß unterhalb dem Kloster ein menschliches Wesen eine Hand aus dem Wasser empor streckte. Eiligst löste er seinen Kahn wieder los, schiffte nach und konnte glücklich das Mädchen zu sich

hineinziehen; aber die wilden Wogen hatten ihn so weit in den Strom hinein und mit sich fortgerissen, daß es ihm trotz aller Anstrengung nicht möglich war, das Ufer zu erreichen; er rief um Hülfe; Wenige hörten und bemerkten ihn, und wer ihn sah, wagte nicht, mit den erzürnten Elementen sich in Kampf einzulassen. Der Kahn wiegte, vom sausenden Winde getrieben, pfeilschnell unter der schwankenden hölzernen Brücke hindurch, die bald darauf krachend in die Fluthen zusammenbrach und ihm nachfolgte. Die ganze Bevölkerung strömte herbei, um die Zerstörung des reißenden Wassers zu betrachten. Der aus Biberstein abgewiesene Brautwerber, Herr von Reitnau, der gerade in Aarau anwesend war, begab sich ebenfalls dahin, wo er vom Schiffmeister Wanger die Nachricht von der durch Zielemp geretteten und vom Strome fortgerissenen Klosterschwester vernahm. Wie ein feuriger Blitzstrahl zuckte es ahnungsvoll durch seine Adern. Auf der Stelle ließ er seinen Gaul satteln und sprengte dem Ufer entlang den Verunglückten nach. Unweit Rupperschwyl sah er einen Mann mitten auf der Aar, sein Schiffchen an einen von einer überschwemmten Insel aus den Fluthen hervorragenden Baum gebunden, jammernd und um Hülfe rufend. Mehrere Leute standen stumm wie Fische mit offenen Mäulern am Ufer und schauten verwundert zu, ohne nur einen Versuch zu deren Rettung zu wagen. Eiligst sprang Herr von Reitnau vom Pferde, ließ sich einen Nachen losbinden und bat, es möchte einer der Umstehenden ihm behülflich sein und mit hinüber rudern; aber umsonst, Keiner wollte sich dazu hergeben und Alle schlichen davon, wie die Katze vom Taubenschlag. Da erschien plötzlich der Herr von Wildegg, schimpfend und fluchend über die Gefühllosigkeit der Menschen; er hatte dem Spiel von Ferne zuschaut, den Herrn von Reitnau erkannt und bestieg mit diesem den Nachen. Glücklich kamen sie zu dem Verzweifelnden hin, der, ganz vom Regen durchnäßt und entkräftet, die leblos scheinende Jungfrau zu seinen Füßen liegen hatte. Sie banden die beiden Kähne an einander, lösten den am Baume befestigten ab und durchschnitten wieder glücklich den allerlei Balken, Bretter, Stauden und Stöcke mit sich führenden breiten Strom. Herr von Wildegg erbat sich die beiden Männer als Gäste auf seine Burg, wohin er auch die Klosterschwester tragen und in ein Bett bringen ließ, die dort bald wieder auflebte. Sie hatte am Körper nur einige leichte Quetschungen erhalten, und ihr ohnmächtiger Zustand war bloß als Folge der Nässe und des Schreckens eingetreten. Bei ihrem Erwachen wunderte sie sich nicht wenig, seit mehrern Tagen zum ersten Male wieder in einem Bette sich zu befinden, und zwar an einem fremden Orte, von dem sie nicht wußte, wie sie dahin gekommen. Sie war aber ganz erschöpft, und hatte lange Ruhe und Erholung nothwendig.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Heinrich IV. und seine Gemahlin Bertha.

Kaiser Heinrich der Vierte entdeckte einige Zeit darauf, als er sich mit seiner ersten Gemahlin Bertha verheirathet hatte, was er eher hätte entdecken sollen, daß sie ihm nicht gefiehl. Er suchte sie also wieder loszuwerden, und stellte deshalb folgenden Handel an:

Er redete es mit einem seiner Getreuen ab, der Kaiserin mit Zärtlichkeiten so nahe wie möglich zu kommen. Würde sie ihn erhören, so wolle er Zeuge der Zusammenkunft werden, um seine Gemahlin dann des Ehebruchs zu beschuldigen und von sich stoßen zu können.

Die Kaiserin war listiger als ihr Gemahl glaubte. Sie sah den ganzen Plan ein, ohne ein Wort davon zu wissen.

Der bestochene Liebhaber spielte seine Rolle, sie die ihrige. Er war zärtlich, sie war spröde. Er wurde zudringlich, sie schien nachgiebig zu werden. Der Liebhaber und der Kaiser frohlockten. Endlich schien die Kaiserin überwunden zu sein, gab den dringenden Bitten des Liebhabers nach und bestimmte ihm die Stunde einer Zusammenkunft.

Der Kaiser freute sich des glücklichen Augenblicks und schlich sich in Gesellschaft seines Günstlings nach dem bestimmten Orte. Der Kaiser trat zuerst in das Zimmer, um nicht ausgesperrt zu werden. Sein Freund wollte ihm folgen; als ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen wurde. Sogleich ertönte dem bestürzten Kaiser die zierliche Anrede entgegen: „Bastart, wie kannst du dich unterstehen, dieses Gemach zu betreten?“ Und ohne lange auf seine Antwort zu warten, schlugen die versammelten Kammerweiber seiner Gemahlin mit Fäusten und Stöcken herzhaft auf ihn los.

Er rief ihnen zu: „Ich bin der Kaiser!“

„Lügner!“ schrieen jene.

„Haltet ein!“

„Nichts!“

„Ich bin gekommen, bei meiner Gemahlin zu übernachten.“

„Das thut der Kaiser schon lange nicht mehr.“

„Ich schwöre.“ —

„Der Kaiser braucht sich nicht einzuschleichen wie ein Dieb, wo er das Recht hat, geradezu zu gehen.“

Die Kaiserin kam selbst herbei und schrie: „Das ist mein Gemahl nicht; werft den Betrüger aus meinem Zimmer! Mein Gemahl soll mir Genugthuung gegen diesen Unverschämten verschaffen.“

Damit warf man den Kaiser zum Zimmer hinaus. — Er schlich sich lendenlahm davon, mußte einen ganzen Monat das Bett hüten und fiel in keine zweite Versuchung.

Trennung von der Geliebten.

So ziehe, Theure, denn! Des Himmels Segen
Und meines Herzens Wünsche folgen dir,
Und rufen Glück und Heil auf allen Wegen
Hin über Dich. Du gabst den Himmel mir.

Den Inbegriff von allen Seligkeiten,
In deiner Liebe, die mein Herz geahnt.
Durch sie ward zu des Lebens höchsten Freuden
Und zu der Engel Wonne mir gebahnt.

In deinem Blick voll holder Seelenklarheit,
Sah ich des Glückes Tempel aufgethan,
Und süße Träume lachten, hehr wie Wahrheit,
Aus jenem stillen Heiligthum mich an.
Und alle Pulse meines Lebens schlugen
Sogleich erhöht für Dich, für Dich allein,
Und meine lieblichsten Gedanken trugen
Dein Bild, das anmuthvolle, treu und rein.

Doch ach! schon will das Schicksal herbe Trennung;
Laut zuckt das Schmerzenswort mir durch die Brust,
Preßt des Verlustes deutliche Erkennung
Hart doch, wer so sich deines Werths bewußt.
Was Du mir warst, ich werd' es schwer vermissen:
Die Freundin, die Erwählte, Theure, Dich,
An deren Busen mir bei Scherz und Küssen
Das Leben einem Maienfeste glich.

Drum schaut mein feuchter Blick aus dunkeln Fernen,
Geliebte, Scheidende, Dir sehnend nach,
Und fleht um Trost und Hoffnung aus den Sternen
Von Dem, der ernst das Wort der Trennung sprach.
Und seh' ich einst — Gott gebe dies! — Dich wieder,
Dann sei're das ersehnte Wiedersehn
Des Herzens wärmsten Wunsch, den Schwung der Lieder:
Daß wir vereint durch dieses Leben gehn!

Naturgeschichte.

Das Rephuhn.

Wer kennt nicht das um seines vortrefflichen Fleisches willen so berühmte gemeine oder graue Rephuhn, das in Feldern und den ihnen nahe liegenden Wäldern des gemäßigten Europa's und Asiens so häufig wohnt? Ihm ist große Hitze so zuwider als allzustrenge Kälte, die manchem das Leben kostet. Und doch überwintern in Schweden viele unterm Schnee und in Höhlen. Wahrscheinlich hat ihnen die Natur dort ein etwas wärmeres Kleid gegeben. Sie wandern nie und bleiben da, wo sie aufwuchsen, immer, wenn nicht die zu sehr anwachsende Menge Nahrungsmangel besorgen läßt.

Das Rephuhn hat ungefähr die Größe einer Taube. Sein Gefieder hat eine schöne Mischung von Aschgrau, Braun und Roth. Unter dem Auge befindet sich ein hochrother Fleck, der bei dem Weibchen blässer ist, als bei dem Manne, welchem überdies noch ein kastanienbrauner Fleck an der Brust und ein stumpfer Sporn eigen ist. Der Schwanz ist dunkelroth, der Schnabel nach dem Alter verschieden.

Die Rephühner sind friedliche, gesellige Vögel. Sie leben in großer Menge beisammen und verdienen den Namen Volk, den man einer solchen Heerde beilegt. Eine Zeit lang trennt sie die Sorge für die Nachkommenschaft; dann vereinigen sie sich wieder und theilen Freude und Leid liebreich mit einander. Auf Waizen-, Gersten- und Erbsenfeldern suchen sie ihre Nahrung am liebsten, rufen mit anbrechendem Morgen dreimal laut auf, dann fällt das ganze Volk auf ein nahe gelegenes anderes Feld und bleibt da, im Fall es nicht gestört wird, den ganzen Tag über. Sobald der Schnee weg ist, trifft jedes Männchen, oft nach blutigen Kämpfen, seine Wahl, und bleibt dann seiner Gattin mit unverletzlicher Treue ergeben. Oft rufen sie sich Morgens und Abends traulich zu, um sich nicht von einander zu verlieren. Das Nest macht ihnen wenig Mühe. Etwas Gras und Stroh, einige Halme und ausgerupfte Federn, in eine Vertiefung, die zufällig der Fuß eines Menschen oder der Huf eines Pferdes getreten hat, das ist Alles; alte Feldhennen von mehr Erfahrung suchen auch wohl hierzu den Schutz eines Buschwerks. Ueber ihren 16 bis 21 schmutzig grünlich-weißen, zugespitzten Eiern sitzt das Weibchen emsig; der Mann hält Wache, während seine Gattin Nahrung sucht, und vergißt seiner Pflicht, auch wenn andere Heunen ihn freundlich locken, nie so weit, daß er ihr untreu würde. Gleich nach dem Auskriechen laufen die wolligen Jungen, oft noch mit einem Stück von der Schale auf sich, davon. Jetzt theilt der Mann die Sorgen der Erziehung mit der Mutter; er sitzt neben ihr auf der zahlreichen Brut, deren Köpfe rings herum mit den blinkenden Aeuglein artig genug unter den Alten hervorgucken. Sehr weise pflanzte der Schöpfer dem Manne eben so viel Liebe ein, da seine Gehülfin allein einer solchen Anzahl von Jungen unmöglich vorstehen könnte. In jener lieben Familiengruppe stört sie der Jäger nicht gerne, wenn auch nicht aus Zartgefühl, doch um die Jungen größer werden zu lassen. Stürzt aber dennoch der Hund in der Hitze darauf zu, so springt zuerst der Hahn mit einem warnenden, nur dann ihm eigenen Schrei auf, und macht wohl Miene, sich gegen ihn zu stellen. Ihm gibt die Liebe zu seinen Jungen eine bei Vögeln seltene Schlauheit ein, die dem Fuchse Ehre machen würde. Mit schleppendem Flügel ergreift er die Flucht. In der Hoffnung, das hinkende Thier bald einzuholen, setzt ihm der Jäger nach. Gerade so geschwind, um nicht eingeholt zu werden, und doch so langsam, um dem Jäger die Hoffnung zu lassen, es endlich doch einzuholen, flieht der Hahn immer weiter; bis der Jäger sich betrogen sieht, hat die gute Mutter bereits in aller Stille ihre Kleinen und sich in Sicherheit gebracht, und Jäger und Hunde können nur getrost nach Hause gehen. Oder, die Henne flattert dem Raubvogel und der gierigen Katze immer vor den Augen herum, um ihre Aufmerksamkeit von den Jungen weg ganz auf sich allein zu ziehen.

Ameiseneier, Insekten und Grasspitzen sind die Nahrung der Jungen, Körner und Gesäme die der Aeltern. Im Winter halten sie sich an Wachholderbeeren ꝛc. In Absicht letzterer hat die Natur die für Tausende von Vögeln im nahrungslosen Winter höchst wohlthätige Einrichtung getroffen, daß zu allen Jahreszeiten Stauden mit blühenden, unreifen und reifen Beeren angetroffen werden, so daß sie also nie ganz ausgehen. Die Stimme der Rephühner ist ein unangenehmes Zwitschern, auf welches sich ein zerstreutes Volk bald wieder sammelt. So zahm sie auch sind, brüten sie doch in der Gefangenschaft nie; man läßt sie daher in der Begattungszeit fortgehen, wonach sie oft mit ihren Bruten zurückkehren. Auch durch Haushennen läßt man die gesammelten Eier ausbrüten, und dann folgen die Jungen dieser ihrer Stiefmutter, als wäre sie eine leibliche, behalten aber zeitlebens das Eigene an sich, daß sie, so oft eine Henne kräht, antworten. In China sind sie völlige Hausthiere. Mit Anbruch des Tages ruft ihr Hirt mit einem gewissen Laut: nun versammeln sie sich um ihn und folgen ihm wie Schafe auf's Feld. Diese Anhänglichkeit an Menschen bekommen sie dadurch, daß man sie bald nach dem Ausbrüten ein paar Tage auf der bloßen Brust wärmt und mit seinem Speichel nährt.

Eine zahme Feldhenne dient den Vogelstellern als Lockvogel. Auf ihre Stimme kommen die Hähne so begierig herbei, daß sie selbst blindlings auf die Schulter ihres Würgers fliegen. In einer Kühhaut verkleidet, wobei auch die Schelle nicht vergessen werden darf, treibt man sie in's Streichnetz. Wer auch bei der Jagd auf die Erhaltung und Vermehrung dieser nützlichen Geschöpfe bedacht ist, der sucht bloß die Männchen aus, deren ein Drittheil mehr geboren wird. Letztere werden 16, die Weibchen aber bis 20 Jahre alt. Das Wildpret dieser Vögel ist vortrefflich und saftreich, ohne fett zu sein. Auch die Eier sollen sehr gut schmecken. Die Federn geben mittelmäßige Betten.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 39.

28. Sept. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

CANTON ARGAU 1 Rappen

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

☞ Das verehrte Publikum wird hiermit aufmerksam gemacht, daß mit No. 40 ein neues Quartal beginnt, für welches um baldige Bestellung gebeten wird, und wofür man sich entweder an das nächste Postamt oder in frankirten Briefen an den Verleger selbst zu wenden beliebe.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Ihr werdet hoffentlich, meine lieben Leser, wohl alle wissen, daß auch dieses, wie schon manches andere Jahr, die Aepfel bei uns wieder wohl gerathen sind, was auch den vielen fremden Obstliebhabern nur zu gut bekannt ist; deshalb beschnufeln diese unser Landgütchen die Kreuz und Queere, lesen das beste Obst für sich aus, um es zu mosten, und nehmen den guten Saft mit sich in ihre Heimath. Hier und da ist es nun aber der Fall, daß einer dieser Herren unter den vielen Aepfelsorten auch einen bittern Zankapfel aufhebt, und dafür flugs unserer alten Großmutter (die, obwohl sie an Kindesstatt ist und kaum mehr laufen kann, doch immer noch das Hausregiment führen will) dafür einen Fehdehandschuh hinwirft. Dieses hatte erst kürzlich wieder der Franzos gethan, und unsere Großmutter wäre vor Angst und Noth bald in Ohnmacht gefallen, wenn nicht zufälliger Weise der diesmalige Zankapfel (Prinz Bonaparte) sich selbst aus unserm Obstgarten freiwillig zu entfernen entschlossen hätte. Zwar wäre sie vielleicht durch Unterstützung ihrer Söhne, worunter mehrere wackere Buben sind, mittelst etwas Hoffmännischer Tropfen wieder zur Besinnung gebracht worden, (denn schon haben zu den früher genannten Kantonen auch Tessin, Appenzell Ausser-Rhoden, Freiburg, Waat, Bern, kräftige Instruktionen zur Zurechtweisung des Franzosen ertheilt); aber vielleicht wäre die gute alte Frau auch noch ganz und gar ausser sich gekommen, wenn ihr die Furcht und der Jammer einiger ihrer Muttertitti vor Augen getreten wäre, (in Graubünden wollen sich alte Stutzer aus Furcht vor den Franzosen die Schnurrbärte abrasieren lassen, und im Kanton Bern hätte der gr. Rath beinahe beschlossen, daß man künftig nur vom Haarkräusler verfertigte Schnurrbärte tragen dürfe, um sie schnell in die Tasche stecken zu können, wenn ein Franzos käme). Um aber wieder auf unsere liebe Großmutter zu kommen, so wird ihr jetzt wohl wieder ein wenig leichter zu Muthe werden; aber für wie lange, das weiß man halt nicht. Es ist von fremden Schmuslern seit kurzer Zeit gar mancher Zank-Apfel aufgehoben worden, und wenn einer weggeworfen ist, wird bald ein anderer aufgefunden, dann klopft man der Großmutter wieder an die Thür, daß das ganze Haus erzittert, und da dieses in baufälligen Umständen ist, und die Großmutter den Poltergeistern das Anklopfen nicht zu verleiden versteht, ist jedesmal ein Unfall zu befürchten. Zwar haben einige der Söhne ihre Zimmer schon in bessern Stand gestellt, aber was hilft das bei einem Sturmwind, wenn die innern Hausbalken mürbe sind. Kommt wieder so ein vermaledeiter Franzos und haut in seinem grimmigen Zorn so grob und unverständig an die Hausthür, läuft man ja Gefahr, daß die ganze Bescheerung wie Kraut und Rüben über einander zusammenpurzle. Wäre es daher nicht besser, die alte Großmutter übergäbe ihre Sache, der sie doch nicht mehr vorzustehen weiß, ihren Söhnen in die Hände, damit

diese die Erneuerung und Befestigung des Hauses unternehmen könnten, um im Fall der Noth auch wieder ohne Gefahr die Thür derb zuschlagen zu dürfen, wenn ein fremder Schnufler einen solchen Handschuh hineinwerfen möchte?

— Am 26. d. wurden bei einer Uebung der Schützen-Abtheilung des Bez. Aarau zwei Zeiger, einer durch direkten Schuß, der andere durch Abprallen der Kugel im Arm verwundet.

— Montebello hat in Uri und Schwyz Magistraten besucht, um für seine Forderung Verfechter zu gewinnen. Brauchte nicht so viel Mühe für diesen Zweck! Neuenburg, Uri, Schwyz und Unterwalden werden einander nicht verlassen! Aber daß Graubünden sich so weit verirren konnte, der Forderung entsprechen zu wollen, verdient Bekreuzigung. — In Bern haben die Herren Schnell aus Verdruß über die beschlossene Abweisung ihre Entlassung aus dem Reg. Rath genommen.

— Das Kapitel der Geistlichkeit von Obwalden hat beim Landrathe um Verbot der freisinnigen Zeitungen, worunter auch der Eidsgenosse und die Bundeszeitung, nachgesucht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Herren von Obwalden dem Wunsche der Geistlichkeit huldvollst entgegenkommen werden.

— Am heiligen eidgen. Bettage kam ein Haufe Hornmänner unter Anführung des Landammann Schorno von einem Freischießen in Altorf über den See nach Brunnen, und verführten einen kannibalischen Lärm mit Hornen, Brüllen und schimpflichen Herausforderungen auf die Klauenmänner. Ein Steinregen vom Ufer empfing die Tobenden und eine allgemeine Schlägerei war die Folge. Sogleich ging eine Stafette nach Schwyz ab und eiligst kam von dort ein Kommissär mit Landjägern, verhaftete neun Klauenmänner und ließ sie nach Schwyz führen, wo sie noch jetzt gefangen sitzen.

— Thurgau hat schon früher auf Abschaffung der schweizerischen Gesandtschaften in Paris und Wien angetragen, da diese Ambassaden viel kosten und nichts nützen. Es ist nicht außer Wege, jetzt wieder daran zu erinnern. Der schw. Geschäftsträger in Paris blieb über unsere kürzlichen Mißhelligkeiten mit Frankreich stumm wie ein Fisch; man nimmt dort nicht die mindeste Notiz von ihm, und das einzige Schreiben, das er als Lebenszeichen von sich gab, kam wie der hinkende Viviserbote hinter den alltäglichen Zeitungsnachrichten her. Was braucht's bei so bewandten Umständen für solch ein Schattenbild von Ambassador auch nur einer hellergroßen Ausgabe!? Schaffe man diese unnützen Einrichtungen ab und ersetze sie durch einfache Handels-Konsulate.

— Im Kanton Appenzell J. R. verweigerte erst kürzlich wieder der Geistliche zu Gonten einem reformirten Aargauer, welcher im Gontnerbad als Kellner gedient hatte und daselbst den wiederholten Anfällen eines Blutsturzes unterlag, die Beerdigung auf dem dortigen Kirchhofe. Das Gleiche that auch der Meister Pfarrer in Appenzell, bis endlich auf Verwendung des Badwirthes der Landamman mit einem Gegenbefehl solch' pfäffischer Unduldsamkeit in den Weg trat, und es möglich machte, daß der Leichnam auf einem Karren ohne Leichentuch bis zum Kapuzinerkloster geschleppt werden durfte, wo er von vier Schützen auf den Gottesacker getragen und dort in einer Ecke den ungetauften Kindern beigesetzt wurde. Ein deutscher Theologe, den dem Verstorbenen eine Leichenrede halten wollte, wurde durch plötzliches heftiges Gewitter daran gestört.

Ausland.

— Den Arbeitern im Weinberge des Herrn in Manchen ward in diesen Tagen ein recht erbaulicher Anblick, und, wenn man will, sogar Genuß bereitet. Es waren nämlich junge Jesuitlein hier, die mit einigen alten Jesuiten, ihren Lehrern, die Ferien zu Ausflügen benutzten, um sich in Kunst und Wissenschaft auszubilden und Erfahrung und Weltkenntniß einzusammeln. Ohne Zweifel werden diese Jünger Loyala's in den vielen neu eingerichteten Frauenklöstern freundliche Aufnahme gefunden haben. Ob sie nach Belgien reisen, weiß man nicht.

— Während sich in vielen Ländern Mißhelligkeiten unter den verschiedenen Religionsbekennern bemerklich machen, leben wir Mainzer mit einander wie die Vögel im Hanfsamen. Katholiken, Juden und Protestanten, Alles vermengt und vermischt sich in purer Liebe und Eintracht wie in Aegypten, so daß man die einzelnen Confessionsglieder nicht herausfinden und unsere Stadt als den Mittelpunkt der Toleranz betrachten kann. Unser Stadtvorstand besteht gegenwärtig 1) aus einem verstorbenen Bürgermeister, der jedoch bald durch einen lebenden ersetzt werden soll; 2) aus einem lutherischen ersten, 3) aus einem katholischen zweiten Adjunkten, und 4) aus 18 fertigen und 12 noch unter der Presse befindlichen Stadträthen gemischter Konfession. Mainz hat 6 katholische, 1 jüdische und 1 reformirte Kirche, und eine Bevölkerung in ungefähr demselben Verhältnisse. — Zum Schlusse haben wir nur noch zu bemerken, daß der „alte Gutenberg" über die Schulden, die auf ihm lasten, sehr ungehalten ist und vor Aerger zu zerplatzen droht, wenn man sie nicht bald bezahlt.

— Die Bürger von Darmstadt suchten seit Jahren vergebens Schutz gegen die Hasen und Kaninchen, die an den Waldansaaten, Feldern und Gärten außerordentlichen Schaden anrichten. In der Hecke des Ziegler Moses Hirsch findet man kürzlich zwei Schlingen, um die Kaninchen wegzufangen. Das Stadtgericht verhört den Besitzer und dessen Sohn, ob dies durch sie geschehen? Beide versichern nein, da es auch aus des Nachbars Garten geschehen sein könnte. Der Herr Assessor steckt nun Vater und Sohn neun Tage ein und droht mit längerer Haft, wenn man nicht die Wahrheit eingestehe. Da die Frau des Arrestanten daheim krank liegt, seine Kuh am Kalben ist und sein Ofen angesteckt werden soll, so bekennt er sich zur That und überredet seine Frau und

seinen Sohn, das Nämliche zu thun, da er lieber 20 fl. also für jede Schlinge 10 fl. Strafe bezahlen, als sein ganzes Hauswesen zu Grunde gehen lassen wolle. Kaum aus dem Gefängniß entlassen trägt er Höchstpreislichem Ministerium diese Unbilde, diese Tortur vor, und erbietet sich zum körperlichen Eide, daß er nichts vom Legen der Schlinge wisse und bittet um Gerechtigkeit. Dies geschah im Jahr 1838 in der Residenz. Wäre doch Mancher ein Kaninchen!

— Die politischen Gefangenen, welche bisher auf dem Hardenberg gesessen haben, werden von den Frankfurter Staatsbehörden sehr großmüthig behandelt. Zuerst ist ihnen erlaubt, sich nach Amerika überführen zu lassen, und wenn sie dort glücklich angekommen sind, erhalten sie 3000 Gulden, die sie unter sich vertheilen können. Mehr kann man wirklich für unsere Zeit nicht verlangen.

— Nach einem königl. sächsischen Gesetz vom 16. Aug. ist den Juden der Aufenthalt nur in Dresden und Leipzig gestattet; sie können jedes bürgerliche Gewerbe treiben, mit Ausnahme des Klein- und Ausschnitthandels, der Apotheken, Betreibung von Gast-, Speise- und Schenkwirthschaften, des Branntweinbrennens und des Schacher- und Trödelhandels. Niederlassungen fremder Juden unterliegen der Genehmigung des Ministeriums.

— Die kirchlichen Streitigkeiten in Preußen treten wieder grell aus dem Hintergrunde hervor, und bald wird ein Jahr verflossen sein, ohne daß man in dem unseligen Hader auch nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Im Großherzogthum Posen hat sich die Erbitterung der Katholiken durch Aufstiftung der Priester eben so vermehrt, wie im Münsterlande, und, mit Ausnahme von Schlesien, sind alle Oberhirten der katholischen Kirche gegen die Regierung im Kampfe begriffen. Dazu kommen vielfache Berichte über politische Umtriebe und Verhaftungen, die den friedlichen Zustand des Landes als gestört darstellen. Wunderbar ist, daß von Berlin selbst aus Nachrichten von ganz entgegengesetzter Natur verbreitet werden. Wahrscheinlich sollen dergleichen Widersprüche nur dazu dienen, die Ansichten des Publikums zu verwirren. So behauptet die Allgemeine Zeitung, der Berliner Berichterstatter für den Hamburger Korrespondent sei ein „jüdischer Student der Medizin, und die Baseler Zeitung betet den Artikel wörtlich nach.

— So eben erfährt man aus Pesth die Nachricht, daß in der kaum erst durch Wasserfluth heimgesuchten Stadt eine Feuersbrunst beträchtlichen Schaden angerichtet hat. Das Feuer brach am 15. Nachmittags gegen 3 Uhr bei den Ladenhändlern in der Donau-Zeile aus, und konnte erst am 16. Morgens gänzlich gelöscht werden. Achtzehn Häuser liegen in Schutt und Asche, und was die Stadt besonders empfindlich trifft, ist, daß der größte Theil der in dortiger Gegend aufgestellten sehr beträchtlichen Bauholzvorräthe den Flammen zum Raube wurde. Der Wind blies in diesem Augenblick so stark, daß die ganze Stadt sehr bedroht war. Man schätzt vorläufig den ganzen Schaden auf eine Million Gulden, den diesmal größtentheils die Assekuranzanstalten und die ärmern Klassen der Bewohner Pesths zu tragen haben.

— Aus Frankreich vernehmen wir, daß an die Regimenter in Lyon, Besançon und Befort der Befehl ergangen sei, sich ohne Verzug auf den Kriegsfuß einzurichten, und der halbjährige Urlaub für die ganze Armme eingestellt sei, welche Maßregeln der Schweiz gelten sollen.

— Der Graf Mole soll im Geheimen an Prinz Ludwig Bonaparte Folgendes geschrieben haben: „Erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit und verlassen Sie jetzt die Schweiz; Sie können ja wieder in dieselbe zurückkehren, sobald ich nicht mehr Conseilpräsident bin.“ Dieses soll dem Prinzen auch eingeleuchtet haben.

— Der französische Handelsminister befindet sich in bitterer Noth, obgleich er jetzt mit lauter Zucker zu thun hat. Die Handelskammer von Bordeaux hat ihm angezeigt, daß die französische Schifffahrt untergehen müsse, wenn der Kolonialzucker so hoch verzollt und der Rübenzucker in dieser Hinsicht so auffallend begünstigt würde. Doch kaum hat er, die Zollliste in der Hand, sein Augenmerk auf den Rübenzucker gerichtet, so erheben die Fabrikanten ein Geschrei, daß dem Minister beide Ohren sausen. Es ist in der Welt immer fatal, wenn man Geld schaffen soll und weiß nicht woher nehmen.

— Sowohl in Paris wie in einzelnen französischen Provinzen regt sich jetzt ein eigener Geist, ein Geist, der eben nicht sehr günstig für die Pläne ist, die im Geheimen in den Tuilerien ausgebrütet werden. In Paris fordert man in einer Petition mit 12,000 gewichtigen Unterschriften das Wahlrecht für jeden Nationalgardisten. In den Provinzen erheben sich die Departementalräthe, und entwickeln eine Kraft und Entschlossenheit, die deutlich verräth, daß man ferner nicht gesonnen ist, Paris für Frankreich und die Stimmung der Residenzbewohner für die aller Franzosen anzusehen. Man weiß jetzt in den Provinzen recht gut, daß in Paris Habsucht und Ehrgeiz die einzigen Triebfedern sind, die bis in die höchsten Kreise hinauf Alles in Bewegung setzen. Von dieser Bewegung will man sich nicht fortreißen lassen und rüstet sich dagegen, ohne auf die militärischen Promenaden nach der Schweiz und Belgien Rücksicht zu nehmen.

— In das ewige Einerlei der Parteienkämpfe, der langweiligen Nachrichten aus Canada, der faden Geschwätze über Spanien, Frankreich, Rußland und andere Staaten, wird jetzt nach England plötzlich wildes Kriegsgeschrei und Kanonendonner hereinbrechen. Der Kampf mit Persien ist losgebrochen, und obgleich man hofft, daß er ablaufen werde wie im vorigen Jahrhundert der einjährige oder Kartoffelkrieg, so ist doch auch die Möglichkeit einer längern Dauer vorhanden, zumal wenn von Rußland den Persern einige Unterstützung zufließen würde. In kurzer Zeit muß man also von dorther etwas Entscheidendes hören und die Zeitungen werden darin wohl bald wieder eine Störung der Ruhe Europa's wittern.

Neueste Adresse
an die hohe Tagsatzung.

Sr. Exzellenz dem Herrn Bundes-Landammann!
Hochgeachte, hochgeehrte, wohlweise und besonders fürsichtige Herren!

Endesunterzeichnete treten ehrfurchtvollst mit der allerunterthänigsten Bitte vor Sie: es möchten Hochdieselben doch um des lieben Herren willen den vielbesprochenen Prinzen im Kanton Thurgau fortweisen; er soll zwar dort Bürger sein; aber was brauchen wir wegen einem einfältigen Thurgauer den großmächtigen König in Frankreich zu erzürnen? Lieber alle Thurgauer zum Lande hinaus gejagt, als daß dieser wohlwollende, fromme und ehrwürdige König etwa Krieg oder gar Sperre uns über den Hals bringt. Denn, ist der König in Frankreich wohl ein gar guter und liebsamer Herr, der uns streichelt, wo er kann, uns in allen seinen Schreiben seine angesehenen, getreuen, lieben Freunde, Nachbarn und Bundesgenossen nennt; dem ohnehin seine wunderlichen Franzosen so viel Kreuz und Kummer machen, daß er oft seines Lebens nicht einmal sicher ist, und dem deshalb nicht auch wir noch einen Nagel zu seinem Sarg schmieden sollen: so ist er doch auch ein gar reicher und gewaltiger Herr, und in der Welt ist es ja doch einmal ein alter Brauch: Arme müssen immer thun, was Reiche wollen. Nun hat er gar viel Kanonen, Haubitzen, Tambouren, Pfeifer, Soldaten, Generäle, Marschälle und Marketender! Was würde das für einen gotteslästerlichen Lärm absetzen, wenn er uns diese alle über den Hals schickte? Welch ein Loos hätten da nicht unsere ehrbaren und tugendsamen Weiber, unsere keuschen und sittsamen Jungfrauen? Ach du allergnädigster Strohsack, was würde da nicht erst alles herauskommen? Wo wollten wir in der Schweiz Milch genug hernehmen, um die jungen Französlein alle zu tränken? Ach du meine Seligkeit! das Herz im Leib schwabbelt mir, und jedem ehrlichen Christenkind schaudert ob den vielen Schnäuzen, Bärten, Säbeln, Spießen und Sakerdiö. Sollten wir uns gegen diese etwa wehren? O da wären wir Schweizer alle mit Mann und Maus zum Voraus verloren! In der Bibel steht wohl, der kleine David habe den Riesen Goliath mit einer Schleuder todgeschlagen; und der Schulmeister hat uns erzählt, die alten Schweizer hätten bei Murten die zweimal stärkeren Franzosen besiegt, und bei St. Jakob hätten 1600 Eidgenossen gegen 30,000 Franzosen gefochten und ihnen den Einzug in's Land verwehrt; aber das sind alte Geschichten, die kein Teufel mehr neu macht; unser jetziges Militär ist zu solchen wunderbaren Heldenstücken nicht mehr kapabel; die bleiben lieber hinterm Ofen bei den Weibern und lassen sich höchstens einmal in's Baselbiet zu den vermaledeiten Revoluzern spazieren führen. Die Franzosen trinken viel Wein, das gibt Gurasche. Was wollten doch auch unsere Spengler, Kürschner, Strumpfweber, Bäcker, Schneider ꝛc., die alle Tage dreimal Kaffe trinken, mit den Franzosen ausrichten? Die wären alle mit Haut und Haar von den Franzosen gefressen, ehe sie die letzte Tasse Kaffe verschluckt hätten! — Und nun noch gar Speere! eine Sperre! Ach du heiliger und barmherziger Sant Christophel, das ist ja noch schlimmer als Krieg, Pestilenz, Hungersnoth und theure Zeit. Da geht kein Webstuhl und kein Spinnrad mehr, da muß Nadel und Schurzfell feiern, da geht der Mostkrug zum Brunnen und der Pastetenteller in die Rumpelkammer, und wir müssen Hunger und Mangel leiden, am Ende noch ganz zu Grunde gehn. Ach, nur keine Sperre! Gebt Alles zu, laßt Euch foppen und kujoniren, schlagt Nationalehre, Unabhängigkeit, alles in die Schanze, nur keine Sperre! Was haben wir von der Ehre, wenn wir nichts zu verdienen und nichts zu leben haben? was von der Freiheit, wenn wir todtgeschossen, was von der Unabhängigkeit, wenn wir von den Franzosen aufgefressen sind? Darum fort mit dem Schweizerbürger, fort mit dem Thurgauer, fort mit dem Prinzen! so bleiben wir unangefochten und in Frieden.

Wir verharren mit Hochachtung im Namen vieler Gleichgesinnten
Bartholome Hasenherz, Nikodemus Angst,
Elias Lämmerstiel.

Anzeigen.

Die Gesellschaft allgemeiner Versicherungen gegen Brandschaden zu Paris hat dem Unterzeichneten die Agentschaft zu Aufnahme von Versicherungen übertragen. Es wird dieses mit der Einladung an alle diejenigen, welche im Falle sind, Mobilien, Werkzeuge oder Geräthe aller und jeder Gewerbe, Fabriken und Hammerwerke, Kunstsachen, Früchte, Waarenlager (Magazine), Niederlagen ꝛc. zu versichern, bekannt gemacht.

Diese Gesellschaft bietet den offenen Vortheil dar, daß Jeder gegen eine billige Prämie für Brandunglück Gewährleistung findet, und für seine Versicherung unter keinen Umständen auch zu keinen weiteren Zahlungen angehalten werden kann, als zu der schon zum Voraus übereingekommenen niedrigen Prämie, während dem bei anderwärtigen Versicherungen der Versicherte den Beitrag nie zum Voraus kennt, welchen er für seine eingegangeue Versicherung zu leisten hat, zumal dieser immer von der Anzahl der Brände abhängt.

Da die Eingangs erwähnte Gesellschaft sich sowohl in allen Theilen von Frankreich, als auch in andern Ländern allgemein verbreitet hat, so ist dieses ein offenbarer Beweis des großen Zutrauens, das dieselbe einflößt. Schon sind von ihr über 10 Millionen an mehr denn 6500 Eigenthümer ausbezahlt worden, die ohne die weise Vorsichtsmaßregel einen bedeutenden Schaden in ihren Vermögensumständen erlitten hätten.

Der Unterzeichnete empfiehlt sich und ist jederzeit bereit, wünschbare Auskunft zu ertheilen. Briefe erbittet man sich franko.

Rüetschi, Notar,
Agent der Gesellschaft allgemeiner Versicherungen
gegen Brandschaden.

Unterzeichneter erinnert hiermit noch einmal, daß er sich bei Einsendung von Inseraten, Bestellungen u. s. w. Briefe und Gelder franko erbittet, da bei den äußerst wohlfeilen Preisen nicht auch noch das Porto eingeschlagen werden kann. Um dieses Blatt wolle man sich in Aarau an den Verleger selbst, auswärts aber an das nächste Postamt, in Baden auch an Hrn. Kanzlist Seiler, in Zürich an Hrn. Buchbinder Rüeg auf der untern Brücke melden. Bei mir ist von nun an zu haben:

Neues, scherzhaftes und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel, enthaltend 64 Fragen mit Antworten. 2 Bz.
Für Buchbinder das halbe Dutzend zu 10 Batzen.
Auf Kärtchen gezogen das Spiel 5 Bz.

S. Landolt, Buchdrucker in Aarau.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 40. 5. Okt. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Die Löwin und der Tiger.

Dem Andenken Ludwig Philipps gewidmet.

Die falbe Löwin schritt im Hain
Nach Futter für die Jungen,
Wo der Hyänen Hungerschrei'n
Und Wolfsgebell erklungen.

Da fand sie eines Tigers Brut
Hülflos im Dickicht liegen —
Und Wehmuth über Thiereswuth,
Und Muttermitleid siegen. —

Sie trägt den Tiger fort in's Bett
Zu's warme, zu den Söhnen,
Nährt ihn an ihrem Euter fett,
Will ihn zu sich gewöhnen.

Doch, als der Tiger flücke ward,
Verließ er seine Stätte.
„Ich lohne Dir's, bei meinem Bart;
„Ich zahle Dir das Bette!“

So zu der Pflegemutter sprach
Enteilend er in Sprüngen;
Sie schaut dem Flüchtling traurig nach —
Nichts kann ihn wiederbringen.

Der dritte Lenz vorüber war,
Sie lag auf frischen Jungen,
Als in die Höhle grell und klar
Des Tigers Laute drungen.

„Biſt, Mütterchen, noch wohl und fett? —
„Ich komm' von Dankes willen;
„Ich möchte mir aus deinem Bett
„Den Appetit heut stillen:

„Gib mir den fetten Buben dort,
„Ich kann nicht lange harren —
„Sonst würg' ich Dich, bei meinem Wort!
„Sammt deinen jungen Narren!“

Sie schaut ihn an, sie fleht zu ihm —
Umsonst ihr Mutterstöhnen!
Der Königstiger, wild und grimm,
Greift hin nach ihren Söhnen. —

Da brennt sie auf in Mutterwuth
Und stürzt sich auf den Frechen:
„So nimm den Lohn, du Undankbrut —
„Ein Mutterherz zu brechen!“

Sie schlitzt ihm auf die falsche Brust,
Bis tief in Nier' und Lungen —
Sie reißt das Herz ihm aus mit Lust
Und wirft's vor ihre Jungen.

(Gl. Ztg.)

Das Gespenst.

Fortsetzung.

Mit satanischem Wohlgefallen betrachtete die Priorin die eingestürzte Mauer, in der Meinung, Magdalena sei jedenfalls von den Trümmern erschlagen und vom Strome verschlungen worden. Sie wandte sich alsbald mit erheucheltem Mitleid an die versammelten Schwestern und eröffnete denselben: daß ihre verunglückte Mitschwester zur Strafe ihres Ungehorsams in diesem Gemache eingesperrt gewesen sei, und nun durch den Rathschluß des Allmächtigen den Tod darin gefunden habe. Aber wie sehr erschrack sie, als sie Tags darauf erfuhr, Magdalena sei gerettet, und Graf von Biberstein, Herr von Reitnau und Herr von Wildegg würden vereint beim Bischof von Basel als Kläger gegen sie auftreten. Alle möglichen Triebfedern wurden von ihr in Bewegung gesetzt, um die Klage abzuwenden, und da dieses nicht gelang, wurde von Seite der Geistlichkeit dahin gearbeitet, sie wenigstens fruchtlos zu machen, welches in so weit errungen ward, daß der Bischof und sein Kapitel sich in dieser Sache für inkompetent erklärten und sie nach Rom vor den päpstlichen Stuhl brachten, wo sie auf die lange Bank geschoben wurde. Darüber herrschte in Aarau und der ganzen Umgegend große Unzufriedenheit, da man mit allgemeinem Unwillen und gerechter Entrüstung die üble Behandlung der Schwestern von Seiten der Priorin vernommen hatte und dadurch auf mehrere frühere Fälle auf-

merksam gemacht wurde, wo Nonnen ganz verschwunden waren, ohne daß Jemand wußte, wo sie hingekommen seien, und die Priorin jedesmal vorgab, sie wären entwichen. Ihre Bosheit steigerte sich immer mehr und die Mißhandlungen im Kloster wurden immer häufiger; ja es hieß sogar, die Priorin sei vom bösen Geiste geplagt und hätte selbst Tag und Nacht keine Ruhe.

Unterdessen wurde Magdalena auf Wildegg wieder völlig hergestellt, von ihrem Vater erst nach Biberstein abgeholt und dann dem Herrn von Reitnau zur Gemahlin gegeben, wogegen sie sich gar nicht gesträubt haben soll.

Das junge Paar lebte nun auf Reitnau in fröhlicher Eintracht und Zufriedenheit. Schon war ein munteres Knäblein die Frucht ihrer ehelichen Zärtlichkeiten, und ein zweites wurde auf Extrapost erwartet, als in einer Nacht um die zwölfte Stunde in dem großen Gemache, welches die Schlafkammer der Frau von Reitnau von derjenigen ihres Gemahles trennte, die Riegel und Angeln der verschlossen geglaubten Thür knarrten, mehrere starke Tritte und dreimal deutlich der laute Ruf „Magdalena“ vernommen wurden. Erschrocken rief sie ihrem Gemahl, der rasch mit entblößtem Schwerte in das Gemach sprang, und mit festem Tone sein „Werda?“ rief. Es war stockfinster, Niemand gab Antwort und Alles war wieder mäuschenstille; Magdalena machte Licht; aber man fand Niemanden, und die Thür, welche man geglaubt hatte aufriegeln zu hören, war fest verschlossen. Beide legten sich zwar wieder zu Bette; aber bei Magdalena hatten Angst und Furcht allen Schlaf und die Ruhe verscheucht. In der folgenden und dritten Nacht wiederholte sich dasselbe Spiel, in letzterer war Frau von Reitnau vollkommen wach und hatte ein brennendes Licht neben dem Bette stehen; sie sah die Priorin leibhaftig vor sich treten, warnend gegen ihr den Finger aufheben, rufend: „Magdalena, Magdalena, nimm dich in Acht!“ wie diese es jedesmal gethan, wenn sie während Magdalenens Anwesenheit im Kloster nach fruchtlosen Ermahnungen sich wieder von ihr entfernte. Solche dreimal wiederholte Schrecken hatten die frühzeitige Niederkunft und den Tod der Frau von Reitnau zur Folge.

Aber im Kloster hatte man in dieser Zeit nicht weniger Angst und Schrecken auszuhalten. Die Priorin war in Folge einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit dem Tode nahe gerückt. Nach manchen Qualen und Peinigungen, die sie durch Bosheit und Wunderlichkeit allen sie wartenden und pflegenden Personen verursacht hatte, glaubten jetzt diese auch schon, nun bald von ihr befreit zu sein; denn kalt und starr, mit verschlossenen Augen und abgestorbenen Mienen lag sie da, als sie plötzlich um Mitternacht mit krampfhaft zuckenden Gliedern und verzerrten Gesichtszügen sich vom Lager erhob und rief: „Ich sterbe nicht, bis ich befriedigt bin!“ Dann fiel sie wieder wie todt auf ihr Lager zurück, und nur leise hörte man noch den Ruf: „Magdalena!“ ohne zu wissen, wem er gelte. Eiligst rief man den Beichtvater und den Arzt herbei, welch letzterer sie aber bei seiner Ankunft als vollkommen todt und unerweckbar erklärte. Man ließ Messen für ihre Seelenruhe lesen, die aber nicht gar schnell fruchteten, denn in den zwei folgenden Nächten erhob sie sich wieder auf dieselbe Weise, so daß man sich nicht getraute, sie zu beerdigen. Am vierten Tage Nachmittags kam sie wieder völlig zu Sinnen und verlangte selbst zu beichten, wobei sie eröffnete, daß während ihrem Priorat auf ihren Befehl fünf Schwestern durch Einmauern ihr Leben verloren hätten. Sie verzweifelte an ihrer Seligkeit, verbot sich als unnütz alle Seelenmessen und sagte, daß sie nun in der nächsten Nacht sterben werde, was auch wirklich erfolgte. Sie wurde schnell beerdigt. Bei nachheriger Untersuchung fand man wirklich die Gerippe und halbverwesten Leichname der unglücklichen eingemauerten Opfer ihrer Bosheit.

Bald darauf ging das Gerede in der Stadt, die verstorbene Priorin schreite jede Nacht in langen abgemessenen Schritten in den Gängen und Gewölben des Klosters umher, die neue Priorin hätte sich eine andere Zelle einräumen lassen, weil sie in derjenigen, welche die Verstorbene bewohnt hatte, von allerlei schreckhaften Erscheinungen geplagt worden wäre und dergleichen mehr. Diese Mähr kam auch vor die Ohren des Herrn von Reitnau, der seit dem Hinscheide seiner geliebten Gemahlin halb wahnsinnig geworden war. Er nahm sich vor, das Gespennst zu bekämpfen, um damit den Verlust von Weib und Kind zu rächen; aber sein Ansinnen wurde von der Priorin abgewiesen und ihm der Eintritt innert die Klostermauern auf's Strengste untersagt. Demungeachtet gab er sein Vorhaben nicht auf, sondern wandte sich an Bischof Friedrich von Basel, von welchem er aber ebenfalls abgewiesen wurde. Als jedoch der Bischof die Sage von der nächtlichen Wiederkehr der Gräfin von Frohburg vernahm, kam er selbst nach Aarau, um den Sachverhalt zu untersuchen und mittelst feierlicher Zeremonie den unruhigen Geist zu erlösen. Die Klosterkapelle wurde mit zwölf großen Wachskerzen erleuchtet und dem Publikum während der ganzen Nacht zum Zutritt geöffnet, zwanzig brennende Lampen erhellten die verschiedenen Gänge und offenen Hallen, wo nach gehaltenem Hochamt und heiliger Seelenmesse sollte um Mitternacht der Erscheinung des Geistes für immer Ruhe geboten werden. Eine Menge neugierigen Volkes strömte herbei, und Herr von Reitnau, der sich gewaltsam hervordrängen wollte, wurde verhaftet und bis nach Beendigung der Handlung in sichern Gewahrsam gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Rigi-Kulm in's Fremdenbuch geschrieben.

Von früher Sonne beleuchtet,
Bestärkt, o Rigi, dein Haupt,
Vom Morgenthaue befeuchtet,
Des Weisen Hoffnung, der glaubt:
Es werden der Aufklärung Strahlen
Die Menschen stets höher erfreu'n,
Bis, Ewiger! einst ohne Zahlen
Sie ihrem Dienste sich weihn!

Heldenmüthiger Kampf zwischen dreizehn Italienern und dreizehn Franzosen.

Die Leser kennen aus der römischen Geschichte den berühmten Kampf der Horatier und Curiatier, welche in dem Kriege der Römer mit den Albanern von beiden Heeren, zur Entscheidung des Streites durch Zweikampf, gewählt wurden. Die alten Schriftsteller erzählen, daß die Mütter dieser sechs Kämpfer Schwestern gewesen, deren jede an einem Tage drei Söhne geboren habe. Der Ausgang des Kampfes entschied für die Römer; die Horatier siegten und verschafften ihrem Vaterlande die Oberherrschaft über Alba. Die italienische Geschichte liefert ein ähnliches Beispiel heldenmüthigen Einzelkampfes, das wir unsern Lesern mittheilen wollen. Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts Ludwig **XII**, König von Frankreich, und Ferdinand **III**., mit dem Beinamen „der Katholische", König von Spanien, sich des Königreichs Neapel bemächtigt und zu gleichen Theilen darein getheilt hatten, sandte jeder dieser Fürsten eine Besatzung in das eroberte Land, um seine Ansprüche zu schützen und zu vertheidigen. Das spanische Heer stand unter dem Befehl des berühmten Gonsalvo de Cordova, das französische unter dem Herzog von Nemours. Diese Maßregel führte zu mancherlei Grenzstreitigkeiten, in deren Folge es bald zu hartnäckigen Gefechten kam. Während eines der Waffenstillstände, welche diesen gegenseitigen Feindseligkeiten zu folgen pflegten, gab einer der spanischen Generale zu Barletta ein glänzendes Fest, bei welchem auch mehrere französische Offiziere zugegen waren. Bei der Tafel kam das Gespräch auf die Truppen und ein spanischer Oberst pries laut die Tapferkeit einer Compagnie Italiener, die unter seinem Befehle stand, wogegen die Franzosen heftig stritten, indem sie die italienischen Soldaten für lauter Memmen erklärten. Um diesen immer heftiger werdenden Streit zu schlichten, ward ein Wettkampf verabredet. Es sollten 13 Mann von der erwähnten Compagnie gegen 13 Franzosen gestellt werden. Jedem Sieger wurden Pferd und Waffen seines Gegners und 100 Scudi in Geld zugesichert; zum Kampfplatz wählte man ein Feld zwischen den Ortschaften Andria und Quarata im Mittelpunkt beider Heere und jede Partei stellte vier Kampfrichter. Am folgenden Morgen waren die Kämpfer auf dem Wahlplatze, nachdem sie vorher die Messe gehört und das Abendmahl empfangen hatten. Jeder Kämpfer mußte auf das Evangelium schwören, daß er den Platz nur als Sieger lebend verlassen, und seinen Kampfgenossen, sobald ihnen Gefahr drohe, zu Hülfe eilen wolle. Die Streiter stellten sich in Schlachtlinie, Trompeten gaben das Zeichen zum Angriff und die Kämpfer legten im Galopp ihre Lanzen ein. In dem engen Raume zersplitterten diese ohne Erfolg, allein schon geriethen die Franzosen in Unordnung, während die Italiener noch fest zusammen hielten. Man griff nun zu den Stoßdegen und Streitärten und handhabte sie von beiden Seiten mit Muth und Geschicklichkeit. Nachdem man auf diese Weise eine halbe Stunde lang mit steigendem Ingrimm gefochten, fiel zuerst ein Franzose mit tödtlichen Wunden bedeckt, und zwei andere, von ihren Gegnern heftig in die Enge getrieben, gaben sich gefangen. Ein neuer Angriff erfolgte jetzt von Seiten der Italiener, welche im Bewußtsein nunmehriger Ueberlegenheit um so wüthender fochten. So tapfer die Franzosen, aufgemuntert durch den Zuruf der Kampfzeugen, widerstanden, mußten sie doch die überlegene Zahl der Feinde schmerzlich empfinden. Die Wuth stieg auf's Höchste: die Franzosen wollten ihre Kriegerehre retten, um so mehr, da schon zwei aus ihrer Mitte vom Kampfplatze geflohen waren. Ein Italiener wurde von seinem erscheuchten Pferde auf gräßliche Weise aus den Schranken geschleift. Man focht jetzt sowohl zu Fuß als zu Pferde, da mehrere der letztern schon unter ihren Reitern getödtet waren. Ein italienischer Soldat streckte durch seine gewaltigen Streiche mehrere Franzosen nieder, so daß zuletzt deren nur noch drei kampffähig waren. Trotz ihrer zur höchsten Wuth entbrannten Gegenwehr mußte sich bald einer gefangen geben, der zweite ward in die Flucht getrieben, und nur der letzte, zu Fuß noch wie ein Löwe fechtend, wand sich trotz der empfangenen Wunden mit vieler Behendigkeit, bis auch er unter den Streichen der siegenden Italiener fiel.

Der Kuß.

Röschen tanzte zu der Laube,
Die im Blumengarten stand,
Eine zahme Turteltaube
Tragend auf der zarten Hand.
Nachbars Fritz, der Waidgeselle,
Ward durch Röschen dort erspäht,
Weil er oft zu jener Stelle
Aus gewissen Gründen geht.
„Röschen!" — Fritz! — so rufen beide,
Und es folgt ein süßer Kuß,
Als des holden Paares Freude
Jetzt die Mutter stören muß.

Denn sie naht mit Zornesröthe,
Schickt den armen Fritz zurück,
Nimmt dann Röschen in's Gebete,
Spricht zu ihr mit finsterm Blick:
„Kind, wie konntest du es wagen?
„Warum hast du ihn geküßt?
„Lehrt' ich dich ein solch' Betragen?
„Weißt du auch, wie jung du bist?"
— Gestern zählt' ich achtzehn Jahre! —
„O mein Gott, und schon verliebt!?
„Daß ich es nur gleich erfahre:
„Wer hat dich so eingeübt?"
— Mütterchen, ich dachte immer:
So wie ich, hast du's gemacht,
Als das junge Frauenzimmer
Einst den Vater angelacht! —

Naturgeschichte.

Die Kienraupe und der Fichtenspinner.

Die Kienraupe ist eine einsam lebende, vierzöllige Raupe, fleischfarbig oder röthlich aschgrau, mit ähnlichfarbigen oder fuchsrothen Haaren, weißen und braunen Flecken. Zwischen dem zweiten und dritten Ringe dunkelblaue, mondförmige Flecken; auf dem vorletzten Ring ein stumpfer Zapfen. Die Puppe ist schwärzlich grau, länglich zugerundet. Die Raupe überwintert; im April verläßt sie ihr Winterlager und begibt sich auf die Stämme. Sie findet sich auch noch im August zugleich mit dem Schmetterling.

Sobald diese Raupen sich in Nadelwäldern einstellen, muß man alles Schießen und Fangen der Füchse verbieten; denn der Fuchs frißt diese Raupen zu Hunderten. Auch die Schweine und Wildschweine brechen nach ihnen und lieben sie sehr. Das Moos um die Stämme, worin sie überwintern, muß man aufscharren, die Raupen hervorsuchen, einsammeln und verbrennen lassen. Das Verbrennen aber des Mooses mit den Raupen im Walde selbst ist ein viel zu gefährliches Experiment, weshalb man es außerhalb demselben thun sollte. Zu der Zeit muß man auch das Sammeln der Ameiseneier und Zerstören der Ameisenhaufen verbieten; denn die Ameisen setzen den Raupen und Eiern gewaltig zu, und Kiefern, an welchen Ameisenhaufen stehen, bleiben vom Raupenfraß verschont. Vorzüglich muß man zu der Zeit aller Drosseln, besonders der Zippdrossel, schonen, denn diese kommen sehr früh, wo sie noch keine Insekten finden, und scharren dann unterm Moose die Raupen hervor. Endlich würde es auch sehr viel zur Verminderung dieses Uebels beitragen, wenn für diejenigen Forstbedienten, welche sich durch Zerstörung der Raupen besonders auszeichneten, Prämien ausgesetzt würden.

Der Fichtenspinner erscheint im März. Heerraupen und ebenfalls große Verwüster der Nadelwälder, deren Haare giftig sind. Sie verrathen sich durch die Seide, womit der Baum, worauf sie hausen, besponnen ist. Dunkelschwarz, braungelbe Haare, die an den Seiten weißlich sind und büschelweise stehen. Sie verwandelt sich oft zwei Fuß tief in der Erde. Puppe orangegelb mit Braun gemischt, hat am Kopf eine hervorragende Spitze. Im August kommen die Jungen zum Vorschein und überwintern.

Es gibt verschiedene Raupenarten, welche giftige Haare haben. Lister war einst mit Reinigen einiger kleinen Kästchen beschäftigt, worin sich einige Raupen von Nachtvögeln verpuppt hatten, und indem er den Staub davon wegblasen wollte, flog ihm dieser in's Gesicht, welches alsobald mit Blasen ganz bedeckt wurde. Eben dieses begegnete Herrn Ljungh. Er wusch sich zwar sogleich mit Wasser, allein des Nachts im Bette verwandelte sich das Jucken in einen brennenden Schmerz und ließ ihm keine Ruhe. Er wusch sich das Gesicht mit Eau d'Arquebusade, da wurden Fieber und Schmerz noch heftiger; das Gesicht schwoll und wurde mit kleinen, dünnen Eiter enthaltenden Bläschen bedeckt. Nur allmählig wurde er wieder hergestellt. Allein die Kleider, welche er damals angehabt hatte, verursachten ihm noch ein halbes Jahr hernach, ob sie gleich ausgebürstet waren, auf's Neue Jucken und Ausschlag. Reaumur rathet das Reiben mit Petersilie als Schmerz linderndes Mittel an. Brahm sagt: Wenn man verspürt von diesen Haaren an die Hände bekommen zu haben, so soll man nur nicht viel daran wischen, zumal mit Tüchern, weil man dadurch erst vollends die Haare in die Poren hineinreibt und das Uebel ärger macht. Am sichersten bedient man sich eines Messers, womit man wagerecht über die leidende Stelle hinschabt, dadurch werden die Härchen hinweggenommen und alle Folgen hören auf. Ist es aber schon zu weit gekommen, und das Brennen nebst der Geschwulst schon vorhanden; so ist das zuverlässigste Mittel eine Compresse mit Bleiessig und Wasser, oder ein Aufschlag von rohen Kartoffeln, welche man ungeschält in einem Mörser stößt, auf den leidenden Theil legt, und dies so lange wiederholt, bis die Schmerzen nachlassen. Auch gegen Wespenstiche ist dieses Mittel gut.

Auflösung des Räthsels in No. 37: „Augenblicke."

Charade.

Mis Erst, gar flüchtig uff de Beine,
Paßt under d'Jäger, fött me meine;
Doch Schwyzerjäger vo der Art
Sind nüt, trotz Schnauz und Baggebart;
's thuet Noth, wie d'Chatechismi lehre,
Daß d'Wyber ihne d'Hose chehre;
Denn mini Erste fliehnd vor Finde,
Vor Bulver, Blei und böse Hünde.
Mis Zweut händ sie zwor wol im Sack,
Doch nid no Schwyzerart und Gschmack:
Denn jede Schwyzer, treu und frei,
Verloht si uff mis Zweut elei,
Er fürcht' si nid vor Chrieg und Tod,
Vor Finde-n und vor Drang und Noth,
Er weiß für d'Freiheit no si z'wehre,
Zwingt d'Find, i-n ihres Heimeth z'chehre,
Er liebt sis Vaterland, sis Recht,
Und ist nid gern e Fürstechnecht.
Doch, Jesis Gott! i-n euse Tage
Händ d'Schwyzer über's Ganz vil z'chlage:
's git's do und dert, daß's Eine het,
Und wenn er au no brav sy wet,
So sagt mis Ganz ihn grad i d'Aengste,
Und Nohgeh währt bi-n ihm am längste.
Doch, wer si Freiheit deweg ehrt,
Ist nid sis Ländlis Name werth;
Kes Schwyzermeitschi sött ne chüsse,
Es sött's e Jedi selber wüsse;
Denn de verdient, 's gseht's Alles y,
Kes Chüßli und ke Schwyzerwy.

Die mit diesem Quartal neu Abonnirten erhalten den Anfang der Erzählung: „das Gespennst", mit einer der nächsten Nrn. nach.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 40.

5. Okt. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Während auf den 4., 5. und 6. dieses Monats 25,000 Franzosen unter General Aymard die Schweizer-Grenze besetzen und eine Unzahl fremder, monarchischer Spione unser Land durchkreuzen, hat die Tagsatzung seit letzten Montag heute erst zum zweiten Male Sitzung, und wird mit sich selbst nicht einig, wie sie die Sache am besten angreifen soll; besinnt sich der eidsgenössische Kriegsrath, ob er militärische Anstalten treffen soll oder nicht, und schaut durch's Fernrohr nach Paris, was der König von Frankreich für ein Gesicht zu der Nachricht von dem Entfernungs-Entschluß Bonaparte's schneidet. Zwar hat Genf 80 Kanonen auf seine Wälle gepflanzt, seine Milizen einberufen und 500 Bauern halfen in aller Eile die Schanzen repariren; zwar hat Wadt und Bern seine Truppen auf's Piquet gestellt: aber in der ganzen übrigen Schweiz rührt sich keine Maus. Basel, das reiche, das im Pratteler Krieg gegen seine Miteidsgenossen keine Kosten, Mühen und Opfer scheute, hält nun die rechte Hand in der Hosentasche, drückt mit der linken die Augen zu, daß es keine Franzosen sehe, und jammert. Die Herren in der Schweiz sind in solcher Angst, daß es ihnen ganz kalt über den Rücken läuft und die Haare zu Berge steigen, und, statt mit derjenigen Kraft und Würde, die der Ehre ihres Vaterlandes und ihrer Stellen angemessen ist, aufzutreten, verirren sie sich in hinterlistige und feige Diplomaten-Ränke. Zwar sieht das Spiel in diesem Augenblick nicht so gefährlich aus, denn es kann der französischen Regierung, die gegenwärtig selbst auf kranken Füßen steht, unmöglich an einem ernsthaften Streite etwas gelegen sein. Allein zu spät würde man sich für die Gefahr rüsten, wenn uns der Feind schon auf dem Nacken säße. Oder glaubt man, der Feind würde Halt machen und warten, bis unsere Postläufer ihre Kamaschen hinter dem Ofen hervorgesucht und die Hauptleute alle ihre Haus-Jokeli, Haus-Ruedi, Melcher, Kasper und Heiri zusammengezählt hätten? — Wie gesagt, zwar halten wir jetzt die Gefahr nicht für so groß; aber Bedächtlichkeit und Furchtsamkeit macht sie größer und wird sie uns immer von Neuem wieder hervorbringen, während ernsthafte, kräftige Entschlossenheit und Wachsamkeit sie uns vom Halse schaffen und den übermüthigen Fremdlingen zeigen würden, daß wir für unser Recht und unsere Freiheit vor ihren Drohungen noch nicht erschrocken sind. Aber, aber, wenn nur die Einigkeit nicht fehlte und Eigennutz nicht überall noch den Meister spielte! Wann wird die Schweiz einsehen lernen, was ihr Noth thut? Wenn nur nicht etwa zu spät! —

— Was Freunde der Freiheit in der Angelegenheit Bonaparte's viel ausgesprochen: daß das Begehren Frankreichs nur die Fortsetzung der Pläne des Auslandes gegen die freie politische Entwickelung der Schweiz sei, und daß diesem Begehren bald andere folgen werden, findet sich dadurch bestätiget, daß Metternich der schweizerischen Gesandtschaft in Mailand verdeutete: „Europa huldige konservativen (d. h. die Rechte des Volks unterdrückenden) Grundsätzen, die Schweiz aber revolutionären; und dieses Mißverhältniß könne nicht länger geduldet werden.“ Das Schweizervolk kann sich demnach freuen, bald wieder in die Umarmungen der Aristakratie zu sinken. Doch über Metternich und König Ludwig Philipp steht eine Macht, welche Recht und Freiheit der Völker schützt, Willkühr und Uebermuth von Despoten bricht: es ist der Gott der

Schicksale; er macht den Arm des Schwachen stark und den Anschlag der Gewaltigen zu nichte.

— Während sich im Kanton Solothurn unter den Menschen das Nervenfieber zeigt, ist in den appenzellischen Gemeinden Wolfhalden und Speicher unter dem Vieh die Maul- und Klauenseuche wieder ausgebrochen. Die Ansteckung der Krankheit ging von zwei Stücken Vieh aus, welche ein Viehhändler aus Baiern in diese Gemeinden gebracht hat.

— Vor einigen Tagen war im Kapuzinerkloster zu St. Michael in Freiburg ein Jesuiten-Provinzialkongreß versammelt, der von Abgeordneten aus Wallis, Schwyz, Frankreich und Deutschland besucht war, obwohl die Väter aus Germanien bloß aus geheimen und verkappten Mitgliedern des Ordens bestanden. Es war ein fortwährendes Gehen und Kommen. — An der Spitze des Jesuitenpensionats steht als Rektor ein polnischer Fürst, Gallizin.

Ausland.

— Durch eine königlich baierische Ministerial-Verfügung ist dieser Tage angeordnet worden, daß kein Blatt der „Leipziger allgemeinen Zeitung“ von den Post-Expeditionen mehr an die Abonnenten direkt abgegeben werden darf, sondern daß jede einzelne Nummer vor der Ausgabe an die Lokal-Polizeibehörden zur Durchsicht überliefert werden muß, welche dann, wenn sie nur das geringste anstößig Scheinende darin findet, geradezu das Blatt zurückbehält.

— Unter sehr vielen Merkwürdigkeiten, die ein Reisender aus dem Orient nach München mitgebracht, sollen sich auch einige Säcke voll ägyptischer Finsterniß befinden.

— In den „Neuen Lübeckischen Blättern“ verwahren sich dreizehn Lehrer gegen den von Geistlichen ihnen von der Kanzel herab gemachten Vorwurf: daß in ihren Schulen so viel Heidnisches vorkomme. Aus der Erklärung ersieht man, daß unter dem Wort „Heidnisches“ die Schriften des Alterthums gemeint seien.

— In Berlin hat man aus München Briefe mit der lateinischen Allokution des Papstes erhalten. Die Berliner sehen sich fast die Augen blind und finden doch keinen versöhnenden Schritt darin.

— Seit ihrer letztjährigen Ohnmacht wollte die Republik Krakau zum erstenmal wieder ein Lebenszeichen von sich geben und beschloß, Ludwig Philipp zu seinem Enkel zu gratuliren. Dieser Wunsch wurde den drei Schutzmächten vorgelegt; welche ihn zurückwiesen mit der Erklärung, daß Frankreich für Krakau nichts mehr sei und der König der Franzosen ihre Gratulation weder annehmen könnte noch wollte, da er der Protektion ihrer Republik entsagt habe.

— Die Laibacher Zeitung meldet aus Wippach vom 1. Sept.: „Gestern wurden die Bewohner dieses Thales in große Besorgniß versetzt. Der Wippachfluß, der am Fuße des Berges Nanos aus mehrern Quellen entspringt, fing Morgens um 6 Uhr plötzlich zu versiegen an. Von einem donnerähnlichen Getöse begleitet, sah man die Wassermasse, anstatt abwärts, zu ihren Quellen zurückfließen. In fünf Minuten waren die seichteren Stellen des Flusses trocken, die Räder der Mühlen standen still, und man besorgte, der Fluß hätte einen andern unterirdischen Ausweg gefunden, so daß er nicht mehr in sein altes Bett zurückkehren würde. Nach einer englisch verlebten Stunde bemerkte man zu allgemeiner Freude, daß sich die Gewässer wieder hoben, und gegen 8 Uhr hatte der Fluß seinen normalen Wasserstand wieder, ohne daß man bis jetzt eine weitere Veränderung bemerkte.

— In Mähren verlangt die städtische Gemeinde Kisselowitz wegen Mißhelligkeit mit ihrem Geistlichen zur reformirten Kirche überzutreten und entsagen sich aller Ansprüche auf die Ortskirche und das Kirchengut, indem sie einen protestantischen Pfarrer aus ihren eigenen Mitteln besolden wollen.

— Ein französisches Blatt sagt: „Wenn die Regierung, indem sie die thurgauische Sache auf's Aeußerste treibt, sich von Paris gegen die Schweiz wendet, um Krieg zu führen, so muß sie nothwendig den Weg über Charenton (das große Narrenhaus bei Paris) einschlagen, wo man sie hoffentlich zurückhalten wird.

— Die französische Expedition nach dem Südpol hat die Entdeckung eines großen Continents, mit einer vierzig Meilen langen Küste, südöstlich von den Shettlands-Inseln, gemacht.

— Der Unwille der französischen Nationalgarde wird immer lauter, die Gefahr dringender. Wie wird das enden? Der Julimonat ist zwar vorüber, aber Leute, die entschlossen sind, sich Rechte zu verschaffen, die ihnen, wie sie behaupten, rechtmäßig gebühren, werden sich schwerlich bis zum nächsten Juli hinhalten lassen, daß man dann ihren Wünschen zur Verherrlichung des Julifestes willfahren werde. Dazu kommt noch, daß die englischen Volksvereine die Nationalgarde aufmuntern, und daß jetzt täglich mehr und mehr die Gebrechen der Regierung aufgedeckt und die ungerechten Haushalter, die im Namen und Interesse der Regierung gewirthschaftet, entlarvt werden. Die verderbte Masse zu beherrschen, nimmt man durch unerhörte Bestechungen und Zugeständnisse die verderbtesten Individuen in Dienst. Die Geschichte erwähnt einer ungeheuren Anzahl von Regierungen, welche diesem fluchwürdigen Grundsatz huldigten; allein keine einzige hat es bisher gegeben, die ihn so offen und ohne Hehl angewendet hätte, wie es die jetzige Regierung Frankreichs thut, sie, die Nachfolgerin einer andern, welche über ähnlichem Beginnen ihr Dasein eingebüßt hat. Das Volk hat bereits die Augen geöffnet; es hat erkannt, daß die Wurzel des Uebels im Wahlgesetze zu suchen ist, welches Wahlrecht und Wählbarkeit lediglich von der Anzahl Thaler abhängig macht, die ein Mann besitzt. Die Regierung mag immerhin bestechen und versprechen, sie mag neue Aemter und Würden schaffen und verschenken, um der Habsucht gewisser Intriganten

zu genügen: das französische Volk wird diesmal nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Bei so bewandten Umständen wäre zu befürchten, daß die Aequinoctialstürme diesmal nicht nur die französischen Küsten, sondern auch die Hauptstadt Frankreichs verheeren möchten.

— Von Guadeloupe sind sehr schlimme Nachrichten eingelaufen, die auf die merikanische Blokade einen bösen Einfluß ausüben werden. Das gelbe Fieber wüthet daselbst stark und die französischen Soldaten sterben täglich zu Dutzenden. Dazu kommt noch, daß die Blokade-Flottille von den Merikanern bereits eine Schlappe erhalten und ein Schiff verloren hat, dessen Mannschaft zu Gefangenen gemacht wurde.

— Wir Belgier sitzen immer noch zwischen Thür und Angel, und wissen nicht, ob wir Frieden behalten oder Krieg bekommen werden. Unsere Patrioten, und das sind wir eigentlich Alle, schleifen zwar schon ihre Säbel, doch wahrscheinlich nur, um die Rostflecken wegzuschaffen, und nicht, um den Feinden die Köpfe wegzurasiren. Bestätigen sich die Nachrichten, welche von London her uns zugekommen sind, so behalten wir noch bis in's nächste Jahr den **Status quo**. Was das heißen soll, wissen wir zwar nicht, aber das macht nichts, wenn es nur schön klingt.

— Vor einiger Zeit las man in mehrern Zeitungen ein sehr pomphaftes Schreiben aus Taman, daß die Russen nunmehr im Besitze des größtentheils der zirkassischen Küste seien. Jetzt erfährt man von allen Seiten, daß sie im Gegentheil wieder bedeutende Niederlagen erlitten haben und zu der Ueberzeugung gekommen sind, den Handelsverkehr der Zirkassier mit der Türkei nicht hindern zu können. Es scheint also, die Siegesnachrichten der Russen seien immer die Vorreden zu ihren Niederlagen.

— Am 24. September hat auf dem Kersal-Moor, vier englische Meilen von Manchester, eine Versammlung von Radikalen und Arbeitern statt gefunden, der wenigstens 300,000 Menschen beiwohnten. Der Zudrang zu dieser Versammlung war so groß, daß die meisten Fabriken und Werkstätten der so gewerbthätigen Grafschaft Lancaster leer waren. Trotz dieser großen Menschenmasse fielen auch nicht die geringsten Störungen vor, und man sah die Polizei nur damit beschäftigt, die Kunststücke der Taschendiebe, die bei solchen Gelegenheiten niemals fehlen, zu verhindern. Banner aller Art mit Inschriften versehen gaben der Versammlung fast ein kriegerisches Ansehen, und doch wurde selbst von ihren Stimmführern jede aufreizende Rede vermieden. Allgemeines Wahlrecht ist die Basis der gestellten Forderungen. Mit der Erlangung dieses Rechts glaubt man alles Uebrige leicht beseitigen zu können. — Die Königin Viktoria reitet fleißig aus und beschäftigt sich mit Herzensangelegenheiten. Der Prinz von Holstein-Glücksburg soll der Glückliche sein, für den die jungfräuliche Königin eine zärtliche Neigung gefaßt hat. Dieser Prinz ist 22 Jahr alt, hat eine gute Erziehung genossen und soll seltene Naturgaben besitzen. — Lord Durham soll neue Truppensendungen nach Canada verlangt haben.

— Ein eigener Beitrag zu einer Warnungstafel ward unlängst in London durch den fürchterlichen Tod eines Miethkutschers geliefert, der, nachdem er sein von den Flußdrüsen behaftetes Pferd mit seinem Sacktuche abgewischt, und dieses dann wieder ungewaschen für sich gebraucht hatte, plötzlich von derselben Krankheit befallen wurde und unter den fürchterlichsten Zerstörungen im Drüsensystem seinen Geist aufgab.

— In London ist eine neue Art Gaslicht erfunden worden, welche mit atmosphärischer Luft hervorgebracht wird. Eine eben so einfach als sinnreich eingerichtete Lampe läßt die Zugluft bis zu einem gewissen zuträglichen Grade zu und bringt sie mit flüchtigen Oelen in Verbindung, von denen die Wissenschaft bis jetzt keinen Gebrauch zu machen wußte. Außerdem, daß das atmosphärische Gas ein viel glänzenderes Licht gibt, als das Steinkohlengas, und keine Explosion verursacht, kann man gegen das andere Gas 50 Prozent sparen. Ueberdies kann jedes einzelne Zimmer die Vorrichtung dazu und das Gas für sich halten, und man braucht nun nicht mehr die Gazometer, unterirdischen Röhren, Fabriken und alle die kostspieligen Anstalten, welche das Steinkohlengas erfordert.

— Zum 8. November sind in Spanien die Cortes einberufen, aber Niemand weiß, was sie eigentlich berathen sollen. Man glaubt, es geschehe nur deshalb, um wieder Gelegenheit zu offiziellen Dankadressen zu haben. In dem Zustande des Reichs, seit der Auflösung der letzten Cortes hat sich zwar Vieles verschlechtert; aber dafür haben die Herren keine Hülfe. Diejenigen Anhänger der Königin Regentin, welche gute katholische Christen sind, beten Tag und Nacht eifrig zu den Heiligen, den Thron Isabella's **II.** durch ein Wunder zu retten.

— In Rom hat man jetzt wieder zwei neue Kardinäle, und einen dritten hat sich der heil. Vater noch in petto behalten. Es sind schon Wetten darauf eingegangen worden, ob dieser in petto behaltene Kardinalshut dem Erzbischofe von Köln oder dem von Posen aufgesetzt werden soll. Jedenfalls paßt er für beide, denn die Kardinalshüte haben die Eigenthümlichkeit, daß sie, wenn sie auch etwas zu eng scheinen, doch nicht drücken, und in Betreff der Form bleiben sie stets in der Mode. Die Allokution, welche der Papst am 13. September gehalten, hat die gläubigen Seelen, d. h. diejenigen, welche lateinisch verstehen, sehr gestärkt. Ob sie aber in Preußen die nämliche Wirkung hervorbringen wird, wissen wir noch nicht.

— Der Vizekönig von Aegypten ist über den Handelsvertrag, welchen die Pforte mit Frankreich und England abgeschlossen, so erzürnt, daß er den europäischen Consuln und Agenten erklärt hat: „Er sei nicht mehr Willens, sich von den Mächten Europa's am Narrenseil

umherführen zu lassen. Er werde nun um seine Unabhängigkeit kämpfen, ohne danach zu fragen, ob das den Herren in Europa angenehm sei oder nicht. Er bekümmere sich ja um die europäischen Angelegenheiten nicht, also brauche man sich auch nicht um ihn zu bekümmern." Seinem Sohne Ibrahim Pascha hat er den Befehl zugeschickt, so schnell wie möglich gegen Konstantinopel vorzurücken.

— Der König der Sandwich-Inseln, Tämeameha III., hat zur Verhütung gemischter Ehen ein sehr radikales Mittel ergriffen, das ohne Zweifel zum Ziele führt. Er hat nämlich durch eine besondere Verordnung förmlich die Acht über die katholische Kirche ausgesprochen; jedem katholischen Missionär ist fortan der Zutritt zu den Inseln untersagt, und setzt ein Schiffskapitän einen solchen Glaubensboten an's Land, so wird ihm nicht nur sein Schiff mit der Ladung weggenommen, sondern er muß auch noch 10,000 Dollars Strafe zahlen, d. h., wenn er sie hat. Privatleute, welche katholische Lehren zu verbreiten suchen, erleiden Geld- oder Gefängnißstrafe; sind es Fremde, ist Verbannung ihr Loos. Die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu erklärt dieser König geradezu als Boten des Satans.

Wahre Anekdote.

— Als neulich irgendwo eine frömmelnde Dame, die oft aus einem lateinischen Gebetbuche betete, von einer Bekannten gefragt wurde: warum sie nicht deutsche Gebete lese? erwiederte sie mit niedergeschlagenen Blicken: "Wenn man versteht, was man liest, wird man zu sehr zerstreut und der Geist zu sehr abgezogen."

Note der Tagsatzung

an Se. Gnaden den Herzog von Montebello,

königl. franz. Gesandten in der Schweiz.

Sr. Durchlaucht dem Herrn Herzog von Montebello den allerunterthänigsten und ehrfurchtvollsten Gruß zuvor!

Endesunterzeichnete für das Wohl ihres Landes aufrichtigst bemühte Repräsentanten des schweizerischen Volkes beeilen sich, hiermit den dienstfertigsten Gehorsam ihrem einzig aufrichtigen, getreuen und theuern Freunde und Bundesgenossen, Sr. allerchristlichsten Majestät dem König der Franzosen, zu seinen allerhöchsten Füßen zu legen; ihm, den wir als die Sonne aller Sonnen, die Leuchte aller Welten und den Beherrscher alles Lebens verehren.

In Betrachtung, daß unsere Juden, der Kern des Landes, bei der geringsten Mißhelligkeit mit dem huldreichsten aller Monarchen, auf einige Zeit im Schachern gehindert werden könnten, wobei unser Käsehandel ein wenig in's Stocken käme;

In Betrachtung, daß wir vielleicht theuren Kaffe und Zucker erhielten und die Champagner-Präsente, Gnadengehalte u. s. w. zurückbleiben könnten;

In Betrachtung, daß wir in unserm Lande der Bürger noch viele haben und also an dem Einen nichts gelegen ist;

In Betrachtung, daß wir unsere Soldaten bloß zu unserm Privatvergnügen haben, oder um unsere "freien Bürger" zur Ordnung zu weisen, wenn dieselben nicht gehorchen wollen;

In Betrachtung, daß wir nicht die alten, sondern Schweizer nach der neuen Mode sind, die das Herz statt auf dem rechten Fleck nun in den Hosen haben;

In Betrachtung, daß unsere Schützen wohl Scheiben und Hasen schießen, aber nicht Franzosenblut vergießen können;

In Betrachtung endlich, daß wir nicht Schnurrbärte tragen, um unsern kriegerischen Muth dadurch zu versinnlichen, sondern nur um das große Maul damit zu verdecken;

hätten Wir beinahe zu beschließen geruht: den Bürger Bonaparte alsogleich, nach dem Willen des großmächtigsten unsrer Freunde, zu verjagen, wenn derselbe nicht von selbst uns zu verlassen für gut gefunden hätte. Demnach haben Wir statt dessen allergnädigst zu verordnen erachtet: daß denselben schleunigst die erforderlichen Pässe mit der Erlaubniß zur Abreise verabreicht werden, damit dieser nicht länger das Hinderniß zwischen dem väterlichsten Wohlwollen des Königs aller Franzosen und dem allerunterthänigsten Einverständniß der Eidsgenossenschaft sei.

Also niedergesetzt im Geheimenrath zu Basel und in einer Nachtsitzung zu Luzern zum Beschluß erhoben.

Welches wir hiermit Ew. Durchlaucht eiligst zu berichten nicht versäumen und uns demüthigst unterzeichnen

Die Gesandten von Uri, Schwyz, Unterwalden, Baselstadt, Graubünden, Freiburg, Tessin, und andere.

Anzeigen.

Die Gesellschaft allgemeiner Versicherungen gegen Brandschaden zu Paris hat dem Unterzeichneten die Eigenschaft zu Aufnahme von Versicherungen übertragen. Es wird dieses mit der Einladung an alle diejenigen, welche im Falle sind, Mobilien, Werkzeuge oder Geräthe aller und jeder Gewerbe, Fabriken und Hammerwerke, Kunstsachen, Früchte, Waarenlager (Magazine), Niederlagen ꝛc. zu versichern, bekannt gemacht.

Diese Gesellschaft bietet den offenen Vortheil dar, daß Jeder gegen eine billige Prämie für Brandunglück Gewährleistung findet, und für seine Versicherung unter keinen Umständen auch zu keinen weiteren Zahlungen angehalten werden kann, als zu der schon zum Voraus übereingekommenen niedrigen Prämie, während dem bei anderwärtigen Versicherungen der Versicherte den Beitrag nie zum Voraus kennt, welchen er für seine eingegangene Versicherung zu leisten hat, zumal dieser immer von der Anzahl der Brände abhängt.

Da die Eingangs erwähnte Gesellschaft sich sowohl in allen Theilen von Frankreich, als auch in andern Ländern allgemein verbreitet hat, so ist dieses ein offenbarer Beweis des großen Zutrauens, das dieselbe einflößt. Schon sind von ihr über 10 Millionen an mehr denn 6500 Eigenthümer ausbezahlt worden, die ohne die weise Vorsichtsmaßregel einen bedeutenden Schaden in ihren Vermögensumständen erlitten hätten.

Der Unterzeichnete empfiehlt sich und ist jederzeit bereit, wünschbare Auskunft zu ertheilen. Briefe erbittet man sich franko.

Rüetschi, Notar,
Agent der Gesellschaft allgemeiner Versicherungen gegen Brandschaden.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 41. 12. Okt. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Aufruf an die Eidgenossen.

Frisch auf nun, Vaterland! es naht
Der Feind mit seiner Macht!
Verderben droht dem freien Staat,
Wenn unser Volk nicht wacht.
Auf, Brüder, Eidsgenossen!
Seid treu und eng umschlossen!
Laßt eure Waffen blinken,
Den Schweizermuth nicht sinken!
Auf, Schützen, nun voran,
Spannt eures Stutzers Hahn!

Auf, Eidsgenossen! Philipps Schaar
Naht unserm freien Land;
Seht: der bei uns so sicher war,
Schürt nun des Krieges Brand;
Er will uns nun verhöhnen
Und drohts den Alpensöhnen.
Zwar soll es ihn nichts nützen:
Wir stehn, das Land zu schützen!
Auf, auf! zum Ehrenstreit
Macht, Schweizer, euch bereit!

Verhüllet uns auch Pulverdampf
Mit seinem grauen Flor:
Wir harren aus im Freiheitskampf!
Pfeift, Kugeln, uns um's Ohr:
Wir werden Alles wagen,
Und Keiner wird verzagen!
Und wer von uns wird fallen,
In's Land hinüber wallen,
Das kein Tyrann bewohnt:
Dem wird sein Muth belohnt.

Dort setzen ihm im Ringeltanz
Auf's müde Heldenhaupt
Die Grazien den Ehrenkranz,
Den ihm kein Herrschling raubt.
Es feiern unsre Lieder
Die Thaten unsrer Brüder,
Die, von der Ehr' getrieben,
Für's Vaterland geblieben;
Und treue Liebe weint,
Bis sie der Tod vereint.

Das Gespenst.

Beschluß.

In gespannter Erwartung stand nun die Menge da, stumm und still, mit ängstlichem Herzen. Kein Laut ward vernommen; nur der Ton des Meßglöckleins und die Stimmen der Priester unterbrachen diese ängstliche Stille. Zwölf Uhr war vorüber, kein Geist ließ sich sehen; schon wollte der das Kloster gleichsam umlagernde Volkshaufe in den äußern Reihen seiner Ungeduld durch Pfeifen und Lärmen Luft machen, als auf einmal ein entsetzliches Getöse aus der Vorhalle des Klosters drang, dem ein erbarmenswürdiges Hülfegeschrei folgte. Allgemeiner Schrecken bemeisterte sich der Anwesenden; Alles floh mit emporgesträubten Haaren, offenem Mund und aufgehobenen Aermen; Jeder wollte zuerst in der Ferne sein. Da purzelte Einer im Finstern zu Boden, daß bald ein halbes Dutzend über ihn nach fielen, dort stieß eine Andere die Scheiben ihrer Laterne ein, oder schrie, von der Menge gedrückt; ringsum war nichts als Stoßen, Drängen und jämmerliches Wirrwarr, bis sich Alles nach und nach aus der Nähe des Klosters verloren hatte. Aber vor den Hausthüren und an den Straßenecken der Stadt standen hier und da noch Gruppen, Eins das Andere fragend: „Hast du etwas gesehen?“ Manche sagten: Nein, nur der Schreck und die eilige Flucht Anderer hätte sie beängstigt; Andere aber, denen an der Wahrheit nicht so viel gelegen war, oder denen ihre allzulebhafte Einbildungskraft einen Possen gespielt hatte, erzählten gräuliche Dinge, die sie gesehen haben wollten; z. B. die verstorbene Priorin sei mit glühenden Augen und offenen Krallen dem Bischof in die Haare gefahren; oder, im Augen-

blick ihres Erscheinens sei Satan selbst in großen Sprüngen hinter ihr her gekommen, um sie zurück in seine Arme zu reißen, und dergleichen unsinniges Zeug mehr.

Die Geistlichen waren ebenfalls alle entflohen, bis auf den Bischof, der vor dem Altar in Ohnmacht lag; und alle Nonnen hatten sich in ihre Zellen geflüchtet, nur in der hohen Vorhalle lag unter den morschen zerstückelten Balken einer heruntergestürzten kleinen Gallerie eine Schwester mit zerbrochenen und gequetschten Gliedern in hülflosem Zustande. Sie hatte sich nebst einigen andern dorthin begeben, um in Ruhe und Sicherheit des Spieles Zuschauerinnen zu sein. Seit Erbauung des Klosters hatte diesen Ort, in welchem seither der Holzwurm zerstörend genagt hatte, Niemand mehr betreten, weshalb er unter seiner nunmehrigen Last herunter brach. Dieses war die Ursache des Getöses, das in den übrigen Klosterräumen dumpf wiederhallte. Die andern Schwestern waren unverletzt wieder aufgestanden und voll Entsetzen nach ihren Zellen geeilt. Dieses und das durchdringende plötzliche Hülfegeschrei der Verunglückten erschreckten den gaffenden Haufen und gaukelten beim täuschenden nächtlichen Lichtscheine der gespannten Furchtsamkeit grauenhafte Erscheinungen vor. Geraume Zeit lag die Nonne hülflos da, ehe sich Jemand getraute, ihr zu nähern, bis endlich die Pförtnerin Muth faßte und auch andere Klosterbewohner herbei rief. Unterdessen war auch der Bischof wieder zu sich gekommen, und wunderte sich nicht wenig, so ganz einsam in der Kapelle am Boden zu liegen. Er konnte sich durchaus nicht besinnen, welcher Umstand ihm diesen Zufall herbeigerufen haben mochte, raffte sich zusammen, stand auf und ging von dannen, wobei er gerade dazu kam, da man die Nonne in ihr Bett brachte und nach einem Wundarzt schickte. Als man ihn von dem eigentlichen Vorfalle benachrichtigte, schämte er sich gewaltig seiner weibischen Feigheit, und wurde mit der Priorin einig, die Sage von der Erscheinung eines Gespenstes vor dem Publikum zu bestätigen, damit sie nicht zum Gespötte des Volkes würden. Des andern Tages verreiste er wieder in aller Stille. Die Verunglückte aber, ein Fräulein von Iffenthal, eine zarte Schönheit mit sanften Sitten und reifem Verstande, verlangte bis zu ihrer Wiederherstellung in der Familie ihres Oheims, Ritter Sägisser von Aarau, gebracht zu werden, was ihr auch bewilligt wurde.

Als man nun auch wieder nach dem Herrn von Reitnau schauen und ihn frei lassen wollte, siehe, da war er aus seinem Gefängniß verschwunden, obgleich die Thür noch fest verschlossen war. Meister Zielemp, der von Herrn von Reitnau aus Dankbarkeit für die ausgestandene Angst bei der Rettung seiner Gemahlin viele Erkenntlichkeiten genossen, wollte hinwieder auch seine Dankbarkeit zu erkennen geben, und wußte ihm geschickter Weise sein Gefängniß zu öffnen und wieder zu schließen. Er begab sich zu seinem Freunde Sägisser, wo er sich mehrere Tage verborgen hielt und sich dann heimlich nach seiner heimathlichen Burg entfernte.

Aber wie erstaunte man, als die Jungfrau von Iffenthal nach ihrer Genesung erklärte, nicht mehr in's Kloster zurückkehren zu wollen. Ihre Wiederherstellung hatte auch diejenige des zerrütteten Herzens des Herrn von Reitnau zur Folge, der während ihrer Anwesenheit in Sägissers Hause öfter nach eingebrochener Abenddämmerung ungekannt den Freund in Aarau besuchte und vor Tagesanbruch auf seinem leichtfüßigen Gaul den Ort verließ. Er hatte bei diesen Besuchen das Herz der Jungfrau gewonnen und durch Sägissers Vermittelung von ihren Aeltern die Einwilligung zur Verbindung erhalten. So war ihm die Gespenster-Geschichte Genugthuung und Ersatz für seinen schmerzhaften Verlust geworden.

Sitten und Gebräuche der Tscherkessen.

Tscherkessien oder Zirkassien heißt diejenige Landschaft des asiatischen Rußlands, welche sich längs dem nördlichen Kaukasus vom schwarzen bis zum kaspischen Meere erstreckt und ungefähr 1540 Quadratmeilen umfaßt. Ein Deutscher, der sich acht Jahre in dem Lande aufhielt, giebt über die Sitten und Gebräuche folgende Beschreibung.

Der Karakter der Tscherkessen ist von Natur kriegerisch, und um diese Eigenschaft schon bei den Kindern auszubilden, bleibt die Erziehung eines Knaben nicht dem Vater überlassen, sondern wird Sache des Gemeinwesens. Es melden sich zu dem Erziehungsgeschäfte stets mehrere Ortseinwohner, und wem dasselbe anvertraut werden soll, wird durch Schiedsrichter bestimmt. Der Atlik oder Erzieher der Knaben sucht ihnen die größte Ausbildung in dem Gebrauch der Waffen, im Bändigen der Pferde und in der Ertragung von Kriegsbeschwerden zu geben. Erst wenn sie hierin etwas Bedeutendes leisten, werden sie ihrer Familie zurückgegeben.

Die Tscherkessen theilen sich in zehn Stämme, an deren Spitze jedesmal ein Fürst steht. Die Streitigkeiten, die diese stets unter sich haben, so wie ihre feindliche Stellung zu den Nachbarvölkern, tragen dazu bei, ihren kriegerischen Muth zu erhöhen, und weil es hier auf plötzliche Ueberfälle und Verringerung der Macht des Feindes ankommt, so wird der Tscherkesse früh in Räubereien aller Art geübt. Je schlauer und kühner sich Jemand hierin benimmt, desto geachteter ist er. Dagegen wird es für den größten Schimpf gehalten, wenn einer sich noch keiner gewonnenen Beute rühmen kann. Die Religion der Tscherkessen ist ein seltsames Gemisch von Christenthum und heidnischem Götzendienst. Sie verehren den einigen Gott und die Jungfrau Maria, aber zugleich eine Menge untergeordneter Götzen, welchen sie Opfer bringen, die aus Schafen, Ziegen und Ochsen bestehen. Unter der großen Anzahl von Festen, die sie feiern,

ist ihnen aber besonders das Osterfest heilig, vor welchem sie sich besonders des Genusses von Eiern, ihrer Lieblingsspeise, mehrere Wochen lang enthalten. Im Essen und Trinken sind die Tscherkessen überhaupt sehr mäßig; sie genießen selten Fleisch, und in der Regel nur dann, wenn sie Fremde bei sich beherbergen, denen sie, da sie sehr gastfrei sind, die größte Ehre erweisen. Bei solchen Gelegenheiten trägt man das Essen, nach türkischer Sitte, auf kleinen runden Tischchen auf. Der Fremde ißt allein, während der Hausherr ehrerbietig hinter ihm steht. Von Zeit zu Zeit bietet ihm der Gast von einem oder dem andern Gericht etwas an, und erst dann, wenn dieser abgegessen, setzt sich der Wirth zu Tische. Beim Speisen bedient man sich nur hölzerner Löffel, und anstatt der Gabeln der Finger. Vor und nach dem Essen wird gebetet und nach orientalischer Sitte von Sklaven Wasser gebracht, um sich die Hände zu reinigen. Die Frauen essen immer in einem besondern Gemach und lassen sich dabei nicht gern von Männern beobachten.

Ihre Kriegsgefangenen beiderlei Geschlechts behandeln die Tscherkessen als Sklaven und bedienen sich ihrer zum Landbau, theils zu Arbeiten in der Hauswirthschaft, theils verkauft man sie. Auch entschließen sich zuweilen freie Mädchen, nach der Türkei zu gehen und sich dort verkaufen zu lassen, wozu die Erzählungen der aus Konstantinopel und andern türkischen Städten zurückkehrenden Sklavinnen, welche die Herrlichkeiten der Harems rühmen und meistens ansehnliche Geschenke mitbringen, viel beitragen mögen. Ueberhaupt haben die Frauen in Zirkassien ein weit glücklicheres Loos, als bei andern orientalischen Völkern. Der Tscherkesse ist sehr galant, und seine Höflichkeitsbezeigungen gegen Frauen sind oft mit großen Unbequemlichkeiten für ihn selbst verbunden. Wenn z. B. ein Mann zu Pferde einer Frau seiner Bekanntschaft begegnet, die desselben Weges geht, so steigt er ab und ersucht sie, sich seines Pferdes zu bedienen. Lehnt sie dieses Anerbieten ab, so begleitet er sie zu Fuß, bis sich ihre Wege scheiden. Die tscherkessischen Frauen dürfen jedoch nicht müßig gehen. Selbst die reichern, die mehrere Sklavinnen haben, sind den ganzen Tag über mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, und zwar nicht bloß zum Gebrauch für ihre Familie, sondern auch für Andere, die bei geringern Mitteln ihrer Hülfe bedürfen. In diesen Arbeiten, besonders aber in feinen Stickereien, zeigen die Tscherkessinnen viel Kunst und Geschmack. Die Frauen sind zwar im Allgemeinen von angenehmer Gesichtsbildung und schlankem, zierlichem Wuchs, jedoch entspricht ihre Schönheit nicht ganz dem hohen Rufe, in welchem sie in Europa steht. Die Zartheit ihres Wuchses kommt wohl hauptsächlich von der Gewohnheit her, sich von Kindheit an stark zu schnüren. Namentlich tragen die jungen Mädchen Maroquin-Corsets, die ihnen auf den Körper festgenäht werden und die sie vor ihrer Verheirathung nicht ablegen dürfen. In der Brautnacht durchschneidet der Bräutigam diesen jungfräulichen Schmuck, der nun nicht mehr getragen werden darf, mit seinem Dolche. Die Gesetze der Sittsamkeit und Keuschheit werden in Tscherkessien sehr hoch gehalten, und aus einem übertriebenen Zartgefühl in diesem Punkte mag unter Anderm die seltsame Sitte herrühren, daß junge Eheleute sich niemals in Gesellschaft zusammen zeigen dürfen, und am allerwenigsten vor Verwandten. Wenn der Mann die Frau zufällig antrifft, so wird diese von den Gefährtinnen so lange verborgen, bis er sich entfernt hat; und eben so verläßt der Mann augenblicklich das Gesellschaftszimmer, wenn seine junge Frau hereintritt. Ein gleiches Gefühl der Schamhaftigkeit zeigt der Tscherkesse, so oft ihn seine Frau mit einem Kinde beschenkt. Sobald er die Nachricht davon erhalten, verläßt er sein Haus und betritt es erst nach einigen Tagen wieder.

Die Tracht der Tscherkessen ist durchaus militärisch. Sie tragen enganschließende Gewänder, die jedoch mit langen Aermeln versehen sind, in welchen sie die Hände verbergen, sobald sie bei Jemand vorüber gehen, dem sie Ehrerbietung schuldig sind. Sie führen krumme Säbel, ein Pistol, einen Dolch und eine albanesische Flinte, zuweilen auch noch einen Bogen. Sobald sie in ein Zimmer treten, legen sie die Waffen ab, bis auf den Dolch, der nie von ihrer Seite kommt. Panzerhemden mit stählernen Arm- und Beinschienen tragen nur die Fürsten und die Reichen. Da der Krieg die Hauptbeschäftigung der Tscherkessen ist, so sind sie in den meisten Zweigen der Betriebsamkeit noch zurück, obgleich sie im Allgemeinen zu mechanischen und besonders zu Metall-Arbeiten Geschicklichkeit zeigen. Unter den Künsten sind ihnen Musik und Dichtkunst nicht ganz fremd, ja sie verrathen sogar entschiedene Anlage dafür.

An Munters Grabe.

Trauert, Freunde! Nachbarn hört's mit Schrecken:
Ach! mein guter Munter ging zur Ruh;
Nimmer wird euch sein Gebell mehr wecken,
Denn sein Mund schloß sich auf ewig zu.

O, es war die beste Hundeseele,
Die wohl je der weite Erdkreis trug;
Ehrt den Schmerz, den ich hier nicht verhehle,
Um das Thier, es war so treu, so klug.

Ja, ihr wißt, wie er auf allen Zügen
Sieben Jahr mir stets zur Seite ging;
Weit ist er mit mir umher gestiegen,
Stets fidel, ob er den Schwanz gleich hing.

Ging's spazieren, ging's zur weiten Reise,
Sprang er fröhlich von dem Lager auf;
Sah die Schweiz in muntrer Freunde Kreise,
Auf zum Rigi ging's in kühnem Lauf.

Mancher Punkt hat ihm da sehr gefallen,
Hier die Wurst ihn, dort die Milch ergötzt.
Selbst in Roms so viel besungne Hallen
Hat er drei Mal seinen Fuß gesetzt.

Hin, wo Firnen in die Wolken ragen,
Folgt' er willig von des Rheines Strand,
Doch der Eisweg wollt' ihm nicht behagen,
Bis in Mailand er den Kuchen fand.

Auch in Schinznach, das ihn eingenommen,
Fügt' er sich in's warme Badesoch,
Mocht' ihm zwar das Wasser wenig frommen,
So krepirten seine Flöhe doch.

Freund der Ordnung und des regen Fleißes,
War das Betteln ihm zu Haus verhaßt;
Manchen Burschen, wer ihn kannt', der weiß es,
Hat er da mit grimm'gen Zahn gefaßt.

Aber schlich, gestützt am Wanderstabe,
Jetzt ein Mütterchen, ein Greis heran,
Flehte Krankheit schwach um eine Gabe,
Kündet er's nur leis durch Bellen an.

Friedlich wollt' er lieber Unrecht dulden;
Nie entzog er sich der Steuerpflicht,
Jährlich gab er zu des Landes Schulden
Seinen Thaler, und er murrte nicht.

Kurz, er hat sich bei der Freunde Schaaren
Guten Ruf durch manchen Zug verschafft;
Als ihn jetzt in seinen besten Jahren
Plötzlich hat der Tod dahingerafft.

Ruhe sanft dort unterm Aepfelbaume!
Treulich übtest du die Hundepflicht!
Ach, so Mancher stirbt auf weichem Flaume,
Und die Nachwelt gibt dies Zeugniß nicht.

Ferne nur kann mir die Hoffnung winken,
Daß ein Andrer deine Stell' ersetzt.
Unter Menschen, so will mich bedünken,
Gibt's viel Katzen, wenig Hunde jetzt.

Naturgeschichte.

Das Chamäleon.

Es gehört zu den vierfüßigen Amphibien und ist von verschiedener Größe, doch nicht über 1½ Fuß groß, hat einen großen pyramidalen Kopf, der auf den Seiten zusammengedrückt, von vorn angesehen fast viereckig erscheint, mehr hoch als breit ist, und fast so hoch als lang, in eine spitzige Schnauze endigt, die je nach den verschiedenen Arten mit kammartigen Auswüchsen besetzt ist. Auch die Seiten des Kopfes sind kammartig erhöht, der Hinterkopf ist mehr oder weniger angeschwollen, verlängert und ebenfalls mit einem Kamme besetzt. Unten an der Kehle zeigt sich ein zusammengedrückter Kropf, den das Thier nach Willkühr aufblasen kann. Der Hals ist sehr kurz und wenig beweglich; auf dem scharfen, gebogenen Rücken bemerkt man oft einen Kamm, so wie auch am Bauche. Der zugerundete Schwanz kann kräftig nach unten zusammengerollt werden. Die Schienbeine der langen und schmächtigen Gliedmaßen sind eben so lang als die Schenkel. Die Zehen sind in zwei Bündel verwachsen, die sich einander gegenüber stehen, so daß sie gleichsam eine Zange bilden, und zwar stehen an den Vorderfüßen zwei Zehen nach Außen und drei nach Innen, welches Verhältniß hinten umgekehrt ist.

Der große Augapfel dieses Thieres ist dermaßen durch ein mit körnigen Schuppen besetztes Augenlied bedeckt, daß nur eine kleine Oeffnung von zwei bis 3 Linien übrig bleibt. Hierzu kommt noch die auffallende Erscheinung, daß nicht wie bei andern Thieren beide Augen sich immer zugleich bewegen, sondern jedes Auge für sich eine beliebige Richtung nehmen kann. Eben so auffallend ist der Bau seiner Zunge: es kann dieselbe augenblicklich mehrere Zoll lang aus dem Maule herausschnellen und eben so rasch wieder einziehen, um Insekten damit zu fangen, die seine einzige Nahrung bilden. Dies scheint durch ein Umlegen der Zunge zu geschehen, und nicht, wie man früher glaubte, durch eine klebrige Feuchtigkeit an ihrer Spitze. Die Alten wähnten, das Chamäleon ernähre sich bloß durch Luft, wahrscheinlich deswegen, weil diese Thiere, gleich andern Reptilien, sehr lange ohne Nahrung leben können; vielleicht aber auch, weil seine Lungen so außerordentlich entwickelt sind, daß sie dem so mageren und fleischlosen Thiere, dem man die verschluckte Fliege im Leibe fühlen kann, äußerlich einen großen Umfang geben, während sie dessen Gewicht so sehr vermindern, daß es mit der Größe in gar keinem Verhältnisse steht, und wenn sie sich mit Luft füllen, das Thier fast durchsichtig machen.

Es ist ein träges Thier, das, gleich dem Faulthiere, sich sehr schwer fortbewegt, immer an Baumäste oder an Steine anklammert, wobei es nebst den Klauen auch den Schwanz zu Hülfe nimmt. Unbeweglich sitzt es so stundenlang, bis die Erscheinung irgend eines Insekts ihm einige Bewegung ablockt. Wenn man es ergreift, so versucht es kaum, sich mit einem Bisse zu wehren, den man übrigens nicht zu fürchten braucht, da er weder heftig noch gefährlich ist. Sein Charakter und die Kälte deuten auf eine langsame Zirkulation des Blutes, das nicht regelmäßig in das Herz und die Lungen zurückkehrt, sondern in den Haargefäßen der dünnen Haut verweilt, wo es denn das berühmte Farbenspiel hervorbringt, von welchem so viel Unrichtiges gefabelt worden ist. In der Hauptsache bleibt indessen der überraschende Wechsel wahr, und richtig ist, daß es auf einer Pflanze sitzend ein so schönes Grün annimmt, daß man es von derselben nicht unterscheiden kann, und eben so auf einem weißen Tuche eine weißliche Farbe gewinnt.

Herr Forbes, Gouverneur einer britischen Provinz in Indien, hatte ein Chamäleon, das er einige Zeit lang beobachtete. Seine gewöhnliche Farbe war ein angenehmes Grün mit blaßblauen Flecken. Die häufigste Veränderung war der Uebergang dieser Farbe in schönes lebhaftes Gelb, in Dunkelolivengrün und in reines Dunkelgrün. Sobald es gereizt wurde, oder sich ihm ein Hund näherte, blähte es seinen Körper gewaltig auf und seine Haut wurde wie Schildkrötenschale, wobei es die Farben von Gelb, Orange, Grün und Schwarz annahm. In diesem Zustand zeigte es sich am Vortheilhaftesten. Es ward aber auch auf ganz besondere Weise von der Gegenwart von etwas Schwarzem gereizt; so vermied es sorgfältig, dem schwarzen Gesimse des Zimmers sich zu nähern, und geschah dies zufälligerweise, oder legte man ihm etwas Schwarzes in den Weg, so nahm es mit einem Male die Gestalt eines Skeletts an und ward so schwarz wie Gagatkohle*). Aus der Scheu, mit welcher es alle Gegenstände, die diese Veränderung verursachten, vermied, ging offenbar hervor, daß ihm die schwarze Farbe eine peinliche Empfindung verursachte.

Man findet diese Thiere nur in den heißen Gegenden der alten Welt, und in Europa nur in Spanien. Nirgends fürchtet man sie, aber auch nirgends benutzt man sie zu irgend einem Zwecke; denn medizinische Kräfte haben auch diejenigen Theile nicht, welchen man sie früher zuschrieb.

Das Chamäleon pflanzt sich durch Eier fort, welchen die Jungen vollkommen ausgebildet entschlüpfen.

*) Gagat, ein reines, stark verhärtetes Erdpech, welches sich poliren läßt, in's Wasser geworfen obenauf schwimmt, eine glänzend schwarze Farbe hat, leicht brennt und einen nach Pech riechenden Rauch gibt. Seinen Namen hat es vom Flusse Gaga in Cilicien, wo es im Alterthum allein gefunden wurde; nun aber findet man es auch häufig in Deutschland.

Auflösung des Räthsels in No. 40: „Hasenherz."

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 41.

12. Okt. 1838.



Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Nun sage Niemand mehr, die Tagsatzung zeige nicht Muth und Entschlossenheit: mit 10,000 Mann glaubt sie den 25,000 Mann auserlesener französischer Truppen begegnen zu können und läßt sie unter Gulguer und Zimmerli von Basel bis Genf aufmarschiren. Sie bestehen aus Genfern, Waadtländern, Neuenburgern, Bernern, Solothurnern, Baslern, Aargauern, Zürchern, St. Gallern und Thurgauern. Im Fall diese nicht ausreichen sollten, ist die ganze übrige Mannschaft auf's Piket zu stellen. Dazu stimmten Zürich, Bern, Luzern, Glarus, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Waadt, Wallis, Genf, Baselland, Appenzell Außerrhoden und nachträglich Graubünden. Die andern Stände haben für solche Rüstungen kein Geld und wollen den Feind bei sich zu Hause erwarten.

— Ungeachtet der Friedensreden gewisser französischer und schweizerischer Zeitungen ist noch kein Gegenbefehl an die französ. Truppen ergangen. Neue Regimenter und Artillerie-Batterien sind aus allen Gegenden Frankreichs auf dem Marsche, um die äußersten Grenzen von Hüningen bis zum Fort de l'Ecluse zu besetzen.

— Die Nachrichten des Constitutionel Neuchatelois und der Baseler Zeitung lauten aus Frankreich immerdar sehr friedlich, ganz im Gegensatz mit andern Nachrichten, während sie Gift und Galle über unser Vaterland ausstreuen. Ihre Redaktoren scheinen keine oder verkaufte Schweizer zu sein.

— In den westlichen Kantonen der Schweiz herrscht durchgängig kriegerischer Muth und männliche Entschlossenheit. Nirgends in der Eidsgenossenschaft gewahrt man unter dem Volke jene feige Zurückhaltung, den einige wohlweise und besonders fürsichtige Judenseelen zur Schau tragen. — Die Gemeinde Planches hat in einer außerordentlichen Versammlung beschlossen, jedem Einwohner der Gemeinde, welcher für die Vertheidigung des Vaterlandes seinen Herd verläßt, täglich 2 Batzen Sold und 4 Franken bei der Abreise zu geben.

— Auf zuverläßige Nachrichten von gefährlichen Umtrieben der Aristokratenpartei wurde in Bern die Stadtlegion einberufen und die Organisirung einer Bürgerwache verordnet. In einer Versammlung zu Greng sollen sich die Häupter über einen Operationsplan zum Verrath des Vaterlandes im Fall eines Krieges mit Frankreich berathen haben. Am 7. wurde ein Mann aus dem Kanton Bern in Solothurn verhaftet, der sich mit Anwerbungen für jene Herrn befaßt haben soll.

— Während die ganze westliche Schweiz in edler Begeisterung für die Wahrung der Ehre des Vaterlandes sich erhebt, verlautet aus den neuenburgischen Engpässen keine Stimme für das Vaterland. Die preußischen Unterthanen, die hier das Regiment führen, fühlen sich unter diesem Titel sicher, lange Jahre der Erfahrung haben auch bewiesen, daß das Gefühl für die Ehre und Unabhängigkeit des Bodens, der sie gezeugt, schon längst in ihnen erstorben ist, und daß sie beide mit gieriger Hast gegen ein Ordensband wegzuwerfen im Stande sind. Sollte es mit Frankreich Ernst werden, so dürfte eine der ersten Aufgaben für die eidgen. Militärbehörde die Besetzung Neuenburgs sein, das dortige Volk, das seinen Schweizerursprung noch werth hält, würde die Bundesbrüder mit Freuden empfangen.

— Am 4. d. wurden in Kaien, in der appenzellischen Gemeinde Rehetobel, nahe bei dem Vogelheerde, verschie-

dene Geldapparate, namentlich zwei Modelle zur Verfertigung von Kopf- und Schwerdtthalern, ein Modell zum Abgusse von halben Brabanterthalern, und wieder andere für Sechskreuzer- und Batzenstücke durch einen Taglöhner in einem Ameisenhaufen gefunden. Wenn dieselben nicht durch das Kupfer- und Zinkblech, womit sie umhüllt waren (auch ein Kupferkreuzer lag dabei), gegen Zerstörung geschützt worden, so konnten sie noch nicht lange in dem Ameisenhaufen verborgen liegen, da sie nur wenig von Rost angefressen sind. — Auch in der Gemeinde Grub ist die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen.

— Bei einer auf dem Zuge nach Italien befindlichen Heerde baierischer Ochsen ist in Ursern die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen, und die Regierung von Uri hat daher, um dem Verbreiten dieser verheerenden Seuche vorzubeugen, den Viehtransport auf der Gotthardsstraße sofort zu hemmen beschlossen.

— Graf Pourtales aus dem K. Neuenburg hat dem neuen botanischen Garten in Zürich ein höchst werthvolles Geschenk in tropischen Pflanzen gemacht. Bereits sind davon drei große Kisten angekommen, welche einen Werth von 500 fl. haben. Eine weitere Sendung wird noch erwartet.

— Das **Journal du Commerce** theilt einen Brief eines Schweizer-Aristokraten an einen französischen Beamten mit, in welchem erklärt wird: Frankreich müsse Krieg anfangen, was auch die Tagsatzung beschließe; dann müßten von allen regenerirten Kantonen enorme Kontributionen erhoben werden, die besonders von den Radikalen erpreßt werden müßten, und alle Kantone, die gegen Frankreich gestimmt, müßten mit Truppen überschwemmt, was sich vertheidigt, niedergemacht und die Ortschaften verbrannt werden ꝛc. Nur auf solche Weise würde der Freiheitsschwindel vernichtet!!!

— In deutschen Zeitungen liest man Folgendes: „Es ist wahrhaftig die höchste Zeit, daß sich der Prinz Louis Napoleon aus der Schweiz entfernt, denn sonst fallen sich die verschiedenen Kantone noch in die Haare und prügeln sich darüber, ob der Prinz ausgewiesen werden soll oder nicht. Wieder einmal hat es sich gezeigt, daß die Einigkeit in ihren Thälern und auf Bergen nicht zu Hause ist. Eifersucht, Eigennutz und Krämerinteressen aller Art beherrschen einen guten Theil der Schweizer, und dadurch wird auf alle eine Makel geworfen. Der Unschuldige muß mit dem Schuldigen leiden, ein altes Sprichwort, das sich dort in seiner ganzen Bedeutung bestätigt. Was helfen nun die Erklärungen so vieler wackern Männer? Frankreichs Wille ist erfüllt durch den Wankelmuth feiger Seelen, und die ganze Schweiz ist dabei zum Gespötte geworden. Wenn man sich in andern Staaten über sie lustig macht: womit wollen sie sich nun vertheidigen? Wenn nicht noch eine bessere Zukunft für sie zu hoffen wäre, bliebe es wahrlich keine große Ehre, Schweizer zu sein!“ So urtheilt man über uns in Deutschland, und dieses Urtheil haben uns unsere intriganten und feigen Haarzöpfe des Aristokratismus zugezogen; sie haben eine jedes Nationalgefühl erdrückende Schmach auf die Blätter der thränenwerthen Geschichte unserer Unabhängigkeit und Freiheit geprägt. Der fremde Einfluß, bestechlicher Ehrgeiz, Parteigeist und Selbstsucht haben über die Gerechtigkeit einer heiligen Sache gesiegt; die Nationalität ist dem spottenden Hohne der Fremden preisgegeben, alle Vaterlandsliebe verachtet und dem Gespötte derjenigen ausgeliefert, welche sich über unsere Demüthigung freuen. Schande, ewige Schande diesen Niederträchtigen, welche ihre Seele beflecken durch Verkaufung der Ehre und durch Verrath der Interessen und der Freiheit eines unabhängigen Volkes! Und dreimal Schande allen denjenigen Schweizerblättern, welche, statt Wahrheit, Aufklärung und Freisinnigkeit im Volke zu wecken, jenen Niederträchtigkeiten durch ihre Salbadereien Eingang zu verschaffen suchen.

Ausland.

— Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, u. s. w. Das ist ein sehr altes Lied, aber es paßt immer. Darum erzähle ich euch aus Hannover, daß sich die Füchse dort so außerordentlich vermehren, daß man fast sagen könnte, Schlauheit und Hinterlistigkeit seien dort zu Hause. Andere wichtige Dinge fallen nicht mehr vor und die Amnestie von Mailand scheint dort noch nicht in's Deutsche übersetzt worden zu sein, sonst hätte sie vielleicht auch einige Folgen gehabt.

— Die Einweihungen neuer Klöster in Baiern nehmen kein Ende, und dabei wird so viel geräuchert, daß sich namentlich über München hin ganz schwarze Wolken lagern, die früher oder später den Ausbruch eines Ungewitters befürchten lassen. Von einer politischen Amnestie wird viel gesprochen; indeß so lange die historisch-politischen Blätter von Görres, Philipps und Consorten erscheinen, in welchen für die Franziskaner-Mönche in Jerusalem gebettelt und gebetet wird, statt für die unglücklichen Landsleute zu flehen, die da und dort in Armuth oder im Kerker sitzen: so lange ist an eine politische Amnestie nicht zu denken. Das Mittelalter, die Zeit, in welcher Wunder und Zeichen geschahen, will man mit Gewalt herauf beschwören, und wendet dazu Mittel an, wie man sie kaum in Schillers Geisterseher findet. Wenn diese Wunder nur auch den Blinden ihr Gesicht und den Dummen ihren Verstand wieder gäben.

— Die General-Administration der baierischen Posten läßt jetzt zu Lindau ein neues Dampfschiff bauen, genannt „Concordia.“ Das ist in jetziger Zeit ein bedeutungsvoller Name, indeß bleibt zu wünschen, daß die „Eintracht“ in Zukunft auch anderswo, als bloß auf dem Bodensee, zu finden wäre.

— Nach der in München gemachten Anzeige kursieren falsche österreichische Zwanziger mit der Jahrzahl 1831. Sie sind nicht geprägt, sondern nach einem ächten Stücke geformt und aus einer Mischung von Zinn und Blei sehr

rein gegossen, auch, wie alle dergleichen Nachgüsse, in Farbe, Klang und Gewicht zu erkennen.

— Wenn es nicht in den Wiener Zeitungen stände, so würden wir es nicht glauben, daß Rußland zu Oesterreichs Schaden die Montenegriner unterstützt. Wir wissen nicht, was das heißen soll, denken aber, das kann wohl nicht lange so gehen. So viel haben wir Wiener eingesehen, daß Rußland dabei einen Zweck hat, und wenn wir nun das nicht leiden wollen, so haben wir auch einen Zweck dabei; denn wir sind halter doch auch keine ganz zwecklosen Menschen.

— In Turin sind wieder zwei neue Heilige fabrizirt und aufgestellt worden. Die Savoyarden können somit dem Lauf der Welt ruhig zuschauen, denn nichts wird sie zu stören vermögen, wenn sie solch mächtige Beschützer in ihrer Mitte haben.

— Es heißt, daß Piemont, so fern Frankreich das Land Gex besetze, seinerseits ebenfalls Chatlais besetzen werde, jedoch nicht um in Uebereinstimmung mit Frankreich zu handeln, sondern um gegen die Besetzung eines neutralen Bodens zu protestiren.

— Unter dem Titel: „Die Könige, die Republik und das Kaiserreich," zirkulirt in Paris seit einigen Tagen eine Flugschrift, in welcher der König der Franzosen auf das Schonungsloseste heruntergemacht wird. Sie wird begierig gelesen; aber die Polizei läuft sich fast die Beine ab, um die Exemplare zu erhaschen.

— In Nantes ist ein Tapir angekommen, den der französische Consul zu Para in Brasilien dem Pariser naturhistorischen Museum als Geschenk zusendet. Er ist sehr zahm, erst acht Monate alt und schon 200 Pfund schwer. Wenn er sich in Frankreich akklimatisirt, wird er binnen Jahresfrist ein Gewicht von 500 bis 600 Pf. erreichen.

— Alle Jahre werden von den Kammern in Frankreich den Ministern Millionen Gelder zu geheimen Ausgaben, nämlich zu Bestechungen bewilligt. Die Pariserzeitungen berichten: die Schweiz habe dieses Jahr den Ministern mehr geheime Gelder gekostet, als ganz Frankreich.

— Wie man hört, will der Herzog von Montebello zu dem Abschiedsmahle, welches der Prinz Bonaparte den Schützen von Thurgau und St. Gallen zu geben gedenkt, den Champagner liefern.

— Den neuesten Nachrichten von der französ. Grenze zufolge sind nun auch in Hüningen und an der Neuenburger Grenze starke franz. Truppenkorps angelangt. General Aymard soll beim Ministerium um seine Entlassung eingekommen sein, deren Ursache militärische Unruhen in Folge seines kriegerischen Tagsbefehles in Lyon seien. An seine Stelle soll der König den General-Lieutenant Vicomte Schramm ernannt und mit neuen Instruktionen versehen zur Division abgesandt haben.

— Das ministerielle Journal des Debats stößt mit vollen Backen in die Lobposaune und meint: die französische Regierung habe in der Verwickelung mit der Schweiz Beweise ihrer Festigkeit gegeben, und werde auch ihre Mäßigkeit und Aufrichtigkeit beweisen." Wenn sich ein Privatmann solche Aufrichtigkeit erlaubt hätte, würde man mit ihm sehr komisch umgegangen sein; indeß eine Regierung darf das, denn sie ist eine moralische Person. — Die Petition der Nationalgarde in Betreff der allgemeinen Theilnahme am Wahlrecht hat bereits in Paris und dem Stadtbanne 20,000 Unterschriften.

— In der Stallung eines Herrn Cantel zu Paris war kürzlich in seiner und seiner Gattin Abwesenheit zur Nachtzeit Feuer ausgebrochen. Die eilfjährige Tochter schlief mit einem Wiegenkinde und einer achtzigjährigen Großmutter im zweiten Stocke, eilte, vom Feuerlärm geweckt, voll Muth und Geistesgegenwart nach der Wiege des Kindes und trug es in den Hof hinab; dann kehrte sie mitten durch Rauch und Flammen in das Haus zurück, und brachte auch die Großmutter in Sicherheit. Durch das Beispiel des heldenmüthigen Mädchens angefeuert, leisteten die Umstehenden so wirksame Hilfe, daß das Feuer in kurzer Zeit gelöscht war.

— Am 8. weihte der Erzbischof von Paris zu La Delivrante eine Statue ein, auf welcher mehrere unter dem Schutze der hl. Jungfrau bewirkte wunderbare Heilungen verzeichnet stehen. Er hatte die Einweihung der Mutter Gottes gelobt für den Fall, daß es ihm gelinge, den Fürsten Taleyrand zu bekehren. Da sich der Fürst auf dem Todbette wirklich bekehrt hat, so vollzog nun der Erzbischof sein Gelübde. Man sieht auf der Säule Marie, für den Sünder betend. Auf der Kugel, die als Grundlage dient, stehen die Inschriften (in lateinischer Sprache): „Getreue Jungfrau, wünsche mir Glück, ich habe mein Schaf gdfunden, das verloren war;" und „Votif Hyacinth Ludwigs von Quelen, Erzbischof von Paris, für das ewige Heil des Fürsten von Talleyrand, der auf gebührende Weise zur Wiederversöhnung zugelassen worden ist, und hingeschieden unter beharrlichen Anzeichen der Reue."

— Eine der wichtigsten Entdeckungen hat so eben in einer der Kohlengruben in der Umgegend von Charleroi statt gefunden; in einer Tiefe von 1100 Fuß hat man einen fossilen Palmbaum entdeckt. Er stand aufrecht und seine Wurzeln durchdrangen den Boden auf mehrere Fuß; sein Stamm hatte einen Durchmesser von 36 Zoll. Der Baum soll dem naturhistorischen Kabinet von Brüssel übermacht werden.

— Die Irländer sind zwar sehr heftig auf das neue Armengesetz erbittert, aber nicht auf die Anstellungen, die dadurch nöthig werden. Mehr als 7000 Individuen haben sich um dergleichen Aemter beworben, und für die fünf Vizekommissär-Stellen allein 800. Dennoch ist keiner von diesen berücksichtigt worden, sondern fünf Engländer haben jene Posten erhalten. Daß dadurch wieder Mord und Skandal entsteht, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

— Die Herzensangelegenheit der Königin von England wird als eine Sache, an der das Volk einen lebhaften Antheil nimmt, öffentlich besprochen; aber man scheint doch noch nicht genau denjenigen zu kennen, der die stolze Viktoria besiegt hat. Während Einige den dänischen Prinzen von Holstein-Glücksburg nennen, wollen Andere wissen, daß der König der Belgier aus keinem andern Grunde einen Besuch in England gemacht habe, als um seine königliche Nichte auf die Liebenswürdigkeit und den Geistesreichthum eines koburgischen Prinzen aufmerksam zu machen. Man wird über diese Brautfahrten nicht eher etwas Zuverlässiges erfahren, als bis die Sache vor das Parkament gebracht und dort heftig gestritten wird, wen die Königin lieben soll und wen nicht. So viel ist gewiß, daß derjenige Prinz, der so glücklich ist, ihr Gemahl zu werden, eine sehr untergeordnete Rolle spielen und in dem freien England der unfreieste Mann sein dürfte. — Die Versammlungen der Arbeiter dauern fort. Nur das Aufheben der Korngesetze dürfte den Sturm beschwören, der sich immer drohender zusammenzieht.

— In der portugiesischen Provinz Alemtejo, die südlich an das rebellische Algarbien grenzt, treibt jetzt ein sehr muthiger und liebenswürdiger Empörer, Bajoa, sein Wesen. Er hat etwas mehr als hundert Mann Reiterei bei sich, für deren Bedürfnisse er sehr väterlich sorgt, indem er überall die Kassen der Regierung ausleert, sobald er etwas darin findet, das Privateigenthum aber nicht anttastet und nur im dringendsten Fall Steuern eintreibt, wofür er, wie ein rechtlicher Mann, Quittungen ausstellt, die der Form nach ganz richtig sind. Wer ihm nichts thut, dem thut er auch nichts, und wenn ihm auf seinem Zuge Damen begegnen und sie sind hübsch, so begleitet er sie und küßt ihnen beim Abschiede die Hand. Auf diese Weise hat er bei Jung und Alt sich sehr viele Freunde erworben, so daß es der Regierung schwer ankommen möchte, seiner habhaft zu werden.

— Der Himmel des spanischen Ministeriums hängt jetzt voller Baßgeigen, denn jetzt hat es erstlich einen wackern Kriegsminister, den von dem allmächtigen Espartero in Vorschlag gebrachten General Rivero, und zweitens hat sich das Haus Rothschild entschlossen, in mehrern Terminen 50 Millionen Realen vorzuschießen, und schon sind die ersten 10 Mill. in Madrid angelangt. — Munagorri, der Chef der baskischen Unabhängigkeit, erhält aus England und Frankreich Geld, worüber sich Don Carlos am meisten ärgert. Uebrigens soll es seinem Geschäftsträger, dem Grafen Alcudia, gelungen sein, in Teplitz auch für ihn eine Unterstützung von fünf Millionen Franken, zahlbar in zwölf monatlichen Raten, zu erwirken.

— Nachrichten aus dem südlichen Rußland zufolge übersteigen die Anstrengungen dieser Macht im gegenwärtigen Augenblick Alles, was bisher gesehen worden ist; einerseits um die Tscherkessen für ihren bisherigen Muth und ihre Tapferkeit zu züchtigen, anderseits um den Persern gegen England beizustehen.

— Die Verhältnisse von Persien, Aegypten und der Türkei werden immer verwickelter, und eben diese Verwickelungen bilden die orientalische Frage, an deren Lösung die mächtigsten Staaten Europa's jetzt arbeiten. Bestätigt sich das Gerücht, daß England und die Pforte einen Allianzvertrag gegen Persien geschlossen haben, so muß sich Persien ganz in die Arme Rußlands werfen, und dürfte in dieser Umarmung leicht erdrückt werden. Frankreich scheint seinen Einfluß in der Türkei verloren zu haben und weiß in diesem Augenblicke selbst noch nicht, was es thun soll. Oestreich ist bei der Sache lebhaft interessirt, und der Vizekönig von Aegypten scheint wohl „Michel in der Klemme" zu sein. Wenn man die Grundsätze der verschiedenen an dieser Frage betheiligten Staaten in Erwägung zieht: so dürfte es ziemlich rumpeln, wenn sie ernstlich an einander geriethen.

— Auf einem österreichischen Dampfboote haben sich zwei Pestfälle ereignet. Es kam von Trapezunt und lag vor Konstantinopel in Quarantaine. Einem darauf befindlichen Reisenden gelang es, die das Schiff bewachenden türkischen Soldaten zu täuschen und aus der Quarantaine zu entspringen; der Unglückliche wurde jedoch eingeholt und so mißhandelt, daß er schon am folgenden Tag den Geist aufgab.

— Die Zahl der über ganz Europa verbreiteten Mitglieder des Jesuitenordens soll sich, nach eigenen Angaben der Jesuiten, auf 5000 belaufen, worunter sich viele, sogar protestantische Laienbrüder befinden sollen. — Gott stehe uns bei!

— In Jamaika sind kürzlich zwei Frauen in dem Alter von 160 und 140 Jahren gestorben. Beide hatten ihr ganzes Leben hindurch nur Wasser getrunken.

Anzeigen.

Bei S. Landolt, Buchdrucker in Aarau, ist auf Subskription hin zu erhalten:

Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10 Bogen gr. 8. Sursee bei J. Konrad. Subskriptionspreis bis Ende dieses Monats 10 Bz. Nachheriger Ladenpreis 12 Bz.

Dieses gelungene Werkchen bedarf für Freunde dramatischer Dichtkunst und helvetischer Geschichten kaum einer Anpreisung; nur darf versichert werden, daß es gewiß kein Schweizer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Auch ist bei mir zu haben:

Neues, scherzhaftes und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel, enthaltend 64 Fragen mit Antworten. 2 Bz. Für Buchbinder das halbe Dutzend zu 10 Batzen. Auf Kärtchen gezogen das Spiel 4 Bz.

Ferner: feinen holländ. Zucker-Syrup, das Pfund zu 3 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 42. 19. Okt. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Spinnerlied.

Spinn, Töchterchen, spinn,
Der Freier sitzt drinn!
Gieb Acht,
Er wacht,
Ob laufe das Mädchen,
Ob fein auch das Fädchen!
Ja, merke die dies,
Er lauert gewiß.

Spinn, Töchterchen, spinn,
Der Freier sitzt drinn!
Ja fein
Muß sein
Das Fädchen gesponnen,
Es kommt an die Sonnen;
Verborgen bleibt nichts
Im Scheine des Lichts.

Spinn, Töchterchen, spinn,
Der Freier sitzt drinn!
Wie schön
Zu sehn!
Gewiß zum Beneiden!
Ein Fädchen wie Seiden
So zart und so fein,
So prächtig und rein.

Spinn, Töchterchen, spinn,
Der Freier sitzt drinn!
Und wenn
Du schön
Dein Fädchen gesponnen,
Dann hast du gewonnen;
Der Freier wird dann
Ganz sicher dein Mann.

Das Orakel zu Delphi.

Durch Kekrops nach Griechenland getragen, und durch die phönizischen und ägyptischen Handels-Kolonien in alle Küstenländer des mittelländischen und atlantischen Meeres bis zu den Säulen des Herkules und dem Meerbusen von Guinea verbreitet, wurde das Religionssystem der Aegypter zur Mutter des ganzen abendländischen Polytheismus, der, von den Griechen verschönert, unter der Weltdiktatur Roms fortblühte, bis er, geschwächt durch die Forschungen der Philosophen, vor den einfachen, von einer trostlosen Menschheit mit Jubel begrüßten Lehren des Gekreuzigten allmählig schwand. Kein System hat länger gedauert, keins eine derartige Herrschaft geübt. Die ganze alte Welt trug seine Fesseln; ja, durch Zeiten, Umstände und Vorurtheile gemodelt, macht es sich jetzt noch bei vielen, selbst christlichen Völkern offenbar, und sogar bei denjenigen, die es verachten, lebt es in Symbolen fort und zieht wie ein geheimer Faden durch ihre theologischen Systeme.

Bei der Ausbreitung des ägyptischen Kultus entwickelte die Priesterkaste eine rastlose Thätigkeit; denn sie sah in dieser Ausbreitung das wirksamste Mittel zur Erweiterung und Befestigung ihrer Macht, und zur Ausführung ihres ungeheuern Planes, der, durch die Bevormundung aller Völker, nichts Geringeres als die Weltherrschaft sich erstrebte.

Einig in der Verfolgung dieses Ziels überall und durch alle Zeiten, waren auch der Geist der Priester, ihre Verfahrungssystem und ihre Handlungsweise bei allen Völkern gleich. Die Religion, hinfort bloß der Deckmantel und die Dienerin dieses Strebens, wurde zum Mittel erniedrigt, den Verstand der Nationen durch Aberglauben zu verhüllen, um sie in Finsterniß nach Gefallen zu lenken. Das Nachdenken über religiöse Mysterien stempelte man zum ärgsten Frevel an der rächenden Gottheit. Autorität trat an die Stelle der freien Forschung, die Schrecken der Strafgewalt an jene der Ueberzeugung; das Monopol der Wissenschaften endlich lieferte den Priestern die Verwaltung des Staats in die Hände und gab ihnen immer neue Mittel, das erniedrigte Volk nach Gefallen zu plündern. Alle Tugenden so-

gar wurden in den Händen dieſer Menſchen zum Mittel, ihre heuchleriſche und und unbegrenzte Eigenſucht zu befriedigen. Um den Sorgen des Reichthums zu entfliehen, hüllten ſie ſich in den Mantel freiwilliger Armuth; und arm, ſicherten ſie ſich des Reichthums Genuß; um von häuslichen Sorgen und Mühen verſchont zu bleiben, lebten ſie im Cölibat. Sie erhoben die Selbſtbeſchauung und die Andacht zur Tugend, damit man ihren Müßiggang achte, und ſie in geehrter Faulheit von der Arbeit Anderer leben konnten. Sie nannten Gaben und Opfer den Göttern gefällige Werke, damit es ihnen an ſichern und mühelosen Einkünften niemals mangle. Sie erfanden das Schaugepräge des Kultus, um dabei vor dem gaffenden Volke die Rollen der Götter zu ſpielen, für deren Dollmetſcher und Mittler ſie ſich ausgaben, und deren Macht ſie ſich anmaßten; und ſie erhoben die Gewalt der Könige und heiligten ihre Perſonen, um als Schöpfer dieſes Nimbus ihre eigene Erhabenheit den Völkern um ſo eindringlicher, die Geſalbten aber um ſo gewiſſer zu ihren Verbündeten und Verpflichteten zu machen, die ſie an unſichtbaren Fäden leiteten. Sie predigten die Schädlichkeit der Aufklärung, um im alleinigen Beſitz alles Wiſſens zu bleiben, und verkehrten den öffentlichen Unterricht da, wo ſie ihn nicht hindern konnten, ſo, daß er das Volk nur dümmer und knechtiſcher, nicht klüger und verſtändiger machte; kurz, dieſe Kaſte, die ſich zu allen Zeiten und unter allen Völkern ſo zu ſtellen wußte, daß ſie allen Laſten und Beſchwerden anderer Stände entging, und „die Roſen des Lebens ohne Dornen brach,“ übte Jahrtauſende lang das Geheimniß: mitten in der Anarchie im Frieden, unter dem von ihnen ſelbſt begünſtigten Deſpotismus in Sicherheit, unter der Arbeit, die ſie predigte, in Ruhe und Nichtsthun, im Schooſe des Mangels in Ueberfluß, und in der Demuth als Herrſcher über Zeitlichkeit und Ewigkeit zu leben.

Was man aber dem Volke als heilige Wahrheit lehrte, das konnte die Eingeweiheten und Prieſter nicht befriedigen. Außer dem allgemeinen Kultus beſtand daher überall, wo der ägyptiſche das Fundement bildete, noch eine geheime Lehre für den engern Kreis der Auserwählten. Man kann ſich denken, daß damals, mehr noch wie jetzt, die Anſchauung von unverhüllten Wahrheiten dem Volke niemals vergönnt werden durfte. Erſt in ſpätern Zeiten, als auch profane, nicht zur Kaſte gehörige Denker (vorzüglich griechiſche Philoſophen) auf dem Wege der einfachen Spekulation zur Erkenntniß des Richtigen und Trügeriſchen im öffentlichen Kultus, und zur höhern Wahrheit gelangten, bildeten ſie, dieſe edlen Männer, die fortan das Ziel der Verfolgung der Prieſterkaſte waren, einen ausgewählten Kreis von Zöglingen um ſich, um ihre Erkenntniß dauernd zu machen; und ſo entſtanden Verbrüderungen, aus deren Mitte auch in die Völkerkreiſe ſo viel Licht ſtrahlte, als der allgemeine Kulturzuſtand und die Verhältniſſe nur immer erlaubten. Dieſe waren es, welche den orthodoxen Polytheismus untergruben, die Allmacht und das Anſehen der Prieſter ſchwächten, und das allgemeine Volk für die Aufnahme der Chriſtuslehre allmählig vorbereiteten.

Eins der mächtigſten und dauerhafteſten Werkzeuge in den Händen der Prieſter zur Erhaltung ihrer Herrſchaft waren die Orakel. Ihre Erfindung zeugt von einer tiefen Kenntniß der menſchlichen Natur.

Unaufhörlich wird die Mehrzahl der Sterblichen von dem unruhigen Verlangen geplagt, den Schleier zu lüften, welcher über ihrer Zukunft liegt. Immer vermuthen ſie zwiſchen vorhandenen oder eingebildeten Gefühlen, die ſie Ahnungen nennen, und ihren künftigen Schickſalen und Ereigniſſen ein geheimnißvolles Band; ein Glaube, der ſich bei Lichte betrachtet auf die lächerlichſte Eigenliebe gründet, welcher ſich der Menſch nur hingeben mag. Denn was iſt der Ahnungsglaube anders, als der Wahn, die Allmacht werde aus abſonderlicher Theilnahme an unſerer kleinen Perſönlichkeit und ihren Privatanliegen die unwandelbaren, ewigen Geſetze der Natur verändern und dienſtbare Geiſter um dich her verſammeln, dir durch dieſe oder jene Zeichen deine Zukunft anzudeuten? — Genug, dieſe ſonderbare Schwäche der Menſchenmehrzahl wurde immer von ſchlauen Betrügern als ein Umſtand wahrgenommen, aus welchem große Vortheile zu ziehen wären. So entſtand Zeichendeuterei und Wahrſagerei, welches Gewerbes ſich die Prieſter bemächtigten, eiferſüchtig alle geiſtige Gewalt in ihren Händen zu vereinigen, und es als Monopol trieben. Die weltlichen Gewalten, befreundet mit jenen, ſahen in demſelben ein wirkſames Mittel zur Leitung der Völker. Alles, was Dummheit und Aberglauben verbreitete, immer gern begünſtigend, nahmen ſie die Zeichendeuter in ihren Schutz und beförderten durch ihr eigen Beiſpiel den Glauben an die „heilige Kunſt“, aus Träumen, Ahnungen, Zeichen, Sternbildern, aus den Eingeweiden der Opferthiere, dem Fluge der Vögel ꝛc. die Zukunft zu verkündigen. Mit dieſem Gewerbe des Betrugs hing das auf gleichem Grunde ruhende Inſtitut des eigentlichen Orakels auf das Genaueſte zuſammen. Gewöhnlich wurden Orakel (Orte, wo man auf beſtimmte Fragen von den Dollmetſchern der Gottheit offenbarende Antwort erhielt) an Plätzen gegründet, wo entweder Schrecken der Natur, oder auf Sagen geſtützte heilige Erinnerungen das Gemüth zu gläubiger Andacht ſtimmten. Die Prieſter waren klug genug, bevor ſie ihren Gott ſprechen ließen, den Fragenden über alle Umſtände auszuforſchen, die eine vernünftige Muthmaßung über ſein künftiges Schickſal begründen konnten; und ſie waren welterfahren genug, um aus den jedesmaligen Verhältniſſen der Staaten und dem Charakter ihrer Machthaber wahrſcheinliche Schlüſſe auf die kommenden Ereigniſſe zu ziehen. Traf

das Orakel zu, so wurde es zur Ehre des Gottes laut durch die Welt verkündigt; schlug's fehl, so wurde es sorgfältig verschwiegen. Auch waren die Antworten stets so abgefaßt, daß immer eine andere, oft die entgegengesetzte Auslegung des Spruchs möglich blieb, und daß, wie auch der Würfel fiel, eine wahre Vorhersagung ganz gut herausgedeutelt werden konnte. Gesetzgeber, Feldherren und Könige ehrten die Orakel, weil sie ihnen ein wirksames Beförderungsmittel ihrer Plane waren; denn oft schlug der Ausspruch des Gottes den Widerstand da nieder, wo Vernunftgründe und Gewalt nicht durchzudringen vermochten.

Es gab Orakel, die nicht bei einem Volke bloß, sondern in der ganzen damals bekannten Welt in Ansehen standen. Die ältesten und berühmtesten waren die des Jupiter-Ammon in der lybischen Wüste, und das zu Dodona, ebenfalls ägyptischer Gründung. Jünger, aber nicht weniger berühmt, war das von Delphi in Griechenland, am südlichen Fuße des Parnassus. Der Ort, wo die Sprüche desselben ertheilt wurden, war eine Höhle, Pytheion genannt, in einer engen Felsschlucht, unfern vom großen Tempel des Apollo; an derselben Stelle, wo einst Gott den Drachen Python, wie die Mythe erzählt, getödtet hatte. Die Entdeckung dieser Höhle schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Abhange des Berges weidete, und, als er an ihrem Eingang ausruhete, in prophetische Begeisterung gerieth. Vermuthlich ein Taschenspielerstückchen der Apollo-Priester. Diese bauten durch lange Säulenhallen das neue Heiligthum in das alte ein, und stellten über die Höhle den goldenen Dreifuß, auf welchem eine Priesterin, Pythia genannt, die Eingebungen des Gottes, welche als begeisternde Dünste aufsteigen sollten, empfing und verkündigte. Diese Wahrsagerin war ein von den Priestern zu dem Blendwerk abgerichtetes, verrücktes Mädchen. Nachdem sich die arme Wahnsinnige zuvor im nahen castalischen Quell gebadet, dann mit Lorbeer bekränzt und unter Weihgesängen auf den mit Lorbeer geschmückten Dreifuß niedergelassen hatte, gerieth sie nach einigen Minuten tiefen Schweigens in den Zustand der Verzückung. Sie zitterte und aus ihrem Munde ertönte Klaggeschrei und langes Stöhnen. Diesem Zustande folgte völlige Raserei. Ihre Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, handfeste Priester hielten die sich gräßlich Windende gewaltsam auf dem Dreifuß zurück: da endlich offenbarte sich der Gott unter fürchterlichem Geheul durch einzelne Worte und Sylben, welche die Priester unter großen Ehrfurchtsbezeugungen mit Sorgfalt auffaßten, ordneten und schriftlich den Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Versen; später begnügte sich der Gott, sie in Prosa zu ertheilen. So toller, ekelhafter Spuk einer Betrügerrotte dauerte 1500 Jahre, und das verrückte Werkzeug der Priesterarglist empfing die ehrerbietigsten Huldigungen und die reichsten Geschenke nicht nur von den Abgesandten aller griechischen Staaten, sondern auch von allen Mächtigen und Königen der Welt. Mehr als einmal bestimmten die Antworten der Pythia das Schicksal ganzer Reiche, und ihre Wirksamkeit auf Giechenland, als ein gemeinschaftliches Band der Nation und als Stütze der Regierung, während so langen Zeitraums war unermeßlich.

Als die National-Regierungen aufhörten oder nur Schattenspiele waren ohne Macht und Ansehen im Volke, als die weltbeherrschenden Machthaber in Griechenland den Beifall des Gottes nicht mehr nöthig hatten und seine Mißbilligung sehr ungnädig aufgenommen haben würden: da beschränkte sich sein Orakel auf Privatanliegen, und nachdem Nero den Apollotempel um den letzten Rest seiner Schätze beraubt hatte und der erloschene Glaube an des Gottes Macht die Priester hungern ließ, da — verstummte er.

Die Liebe.

Namenlos süßes Gefühl, das meine Seele erfüllet,
Wonne durchbebt meine Brust, Sehnsucht erwecket mein Herz.
Sage, o Geist meines Seins, was sich darunter verhüllet,
Und was den Busen mir schwellt oft mit dem süßesten Schmerz?

Nur der Gedanken an Sie ist's, der das Sehnen mir wecket,
Sehnen voll Wonnegefühl, Wehmuth mit zärtlicher Lust!
Er, der die Wange bald bleicht, bald sie mit Purpur bedecket,
Reget das Blut in mir auf, füllt mit Entzücken die Brust.

Liebe, mit Hoffnung durchwirkt, ist es, was Wonne mir bringet;
Sie nur beherrschet mich ganz, weckt mich zum fröhlichen Scherz;
Bange Besorgniß jedoch, die mit der Sehnsucht noch ringet,
Füllet mit Schmerzen die Brust, stimmt oft zur Wehmuth mein Herz.

Namenlos süßes Gefühl, o du Gedanke der Liebe,
Nennst die Geliebte du mir, wiege zum Schlafe mich ein.
Ach, es ist immer nur Traum, wenn er doch ewig mir bliebe!
Denn im Gedanken an Sie lebt meine Seele allein.

Naturgeschichte.

Der Tapir.

Man hat lange geglaubt, es gebe nur in Amerika Tapire, nicht aber in der alten Welt; in der neuern Zeit wurden jedoch nicht bloß Knochen einer bei den großen Erdüberschwemmungen untergegangenen Art in Deutschland und Frankreich aufgefunden, sondern es ward auch eine lebende Art in Ostindien entdeckt, namentlich in Malakka und Sumatra. Sie ist in ihren Formen ganz dem amerikanischen ähnlich, fast wie ein Schwein gebaut, mit kleinen Augen und rundlichen, weißgesäumten Ohren. Das Fell ist dick und fest und nur dünn mit kurzen Haaren bedeckt; die Beine sind kurz und stark, die vordern Füße haben vier, die hintern nur drei hufähnliche Klauen. In den Kiefern stehen oben und unten sechs Vorder- oder Schneidezähne, und eben so zwei Eck- oder Hundszähne, auf jeder Seite einer; dagegen finden sich im Oberkiefer jederseits sieben, im untern nur sechs Mahl- oder Backenzähne. Es unterscheidet sich diese Art hauptsächlich durch den Mangel der kurzen Mähne und durch die Farbe. Diese ist schwarz, und nur der Rücken, die Seiten, der

Steiß und die Ohrenspitzen sind weißlich. Die Jungen sind schwarz, oben mit gelben Flecken und Streifen, unten mit weißen. Erst vom sechsten Monate an erhalten sie die Färbung der Erwachsenen. Die Größe der Letztern beträgt von der Rüsselspitze bis an die Spitze des kurzen Schwanzes beim Männchen 6 Fuß 10 Zoll, beim Weibchen 8 Fuß, und jenes ist am Vordertheil 3 Fuß und 2 Zoll, dieses 3 Fuß und 5 Zoll hoch. Der malajische Tapir wird, jung gefangen, leicht zahm, ist aber nicht so bekannt, wie der amerikanische. Dieser ist im größten Theile von Südamerika einheimisch, besonders in weniger bewohnten Gegenden. Seine Farbe ist graulichbraun, an der Kehle und der untern Seite des Halses mehr aschgrau. Die säugenden Jungen sind an der obern Seite des Kopfes mit weißen kreisförmigen Flecken besprengt, und an jeder Seite des Körpers laufen vier weiße unterbrochene Streifen von der Schulter bis an den hintern Rand der Schenkel; die ganze untere Seite des Körpers ist graulich weiß. Erst nach dem zweiten Jahr verschwinden diese Zeichnungen. Der Rüssel kann willkührlich zusammengezogen und verlängert werden, und der Tapir bedient sich desselben gewöhnlich, um kleine Baumzweige abzubrechen. Der Kopf eines amerikanischen Tapir-Weibchens ist 1 Fuß 5 Zoll, der ganze Rumpf 4 Fuß 3 Zoll, der Schwanz nur 3 Zoll lang, die mittlere Höhe aber beträgt 3 Fuß 4 Zoll. Das Männchen ist immer kürzer und niedriger. Vom Scheitel zieht sich über den Nacken eine kurze, nicht viel über einen Zoll hohe Mähne hin.

Dichte Waldungen, in denen es an Wasser nicht fehlt, sind der gewöhnliche Aufenthalt des Tapirs. Hier streift er Morgens und Abends umher, wälzt sich gleich den Schweinen im Wasser und Moraſt, um sich abzukühlen und von Stechfliegen zu befreien, gegen die ihn der Schlammüberzug schützt. Ueber die Mittagsstunde schläft er, und geht in bewohnteren Gegenden bloß während der Nacht seiner Nahrung nach. Er folgt auf seinen Wanderungen immer gebahnten Pfaden, ist aber sehr scheu und flieht, sobald ihm ein Mensch begegnet, in's Wasser, um sich durch Schwimmen und Tauchen zu retten. Den größten Theil des Jahres hindurch lebt das Männchen allein, das Weibchen aber ist gewöhnlich von seinem Jungen begleitet. Beide Geschlechter vereinigen sich im Winter auf einige Zeit, während welcher sie öfter ein gedehntes Pfeifen, den einzigen Laut, welchen sie von sich geben können, wiederholen. Im Frühjahr wirft das Weibchen ein Junges, welches bis zum Winter bei der Mutter bleibt und von ihr vertheidigt wird, indem sie mit den Zähnen den Feind zu zerreißen sucht, auch mit den Füßen auf ihn tritt, um besser reißen zu können; eben so wehrt sich das Männchen gegen Menschen und Hunde, wenn es angeschossen ist. Die Nahrung des Tapirs besteht einzig in Stoffen aus dem Pflanzenreiche; Melonen und Zuckerrohr sind seine Lieblingsspeise, auch Salpeter haltende Erdstellen beleckt er gierig.

Jung gefangen ist er nach wenigen Tagen an seine Gefangenschaft gewöhnt und verläßt die ihm angewiesene Wohnung nicht wieder. Er folgt seinem Herrn auf Wanderungen in Wälder, kehrt aber um und geht allein nach Hause, sobald ihm der Weg zu lang wird. Uebrigens ist er ungelehrig und unfolgsam. Er gewöhnt sich leicht an alle bei den Menschen vorkommenden und gekochten Speisen; Salz ist zu seiner Gesundheit erforderlich, so wie, besonders im Sommer, hinreichendes Wasser zum Saufen und Baden.

Man jagt den Tapir sowohl seines Fleisches, als seines Fettes und Felles wegen. Da er sich mehrstens am Wasser aufhält und seinen Verfolgern durch Schwimmen zu entgehen sucht, so folgt man ihm in Kähnen und richtet die Schüsse bei seinem Auftauchen ihm nach dem Kopf, dennoch entkommt er oft, wenn keine Hunde zur Hand sind. In Paraguay stört man ihn durch Hunde auf, treibt ihn in's Freie, wo er von Reitern gefangen wird mittelst Schlingen, deren sie sich auch zum Einfangen anderer Thiere, z. B. der wilden Rinder, bedienen. Alsdann durchstechen sie dem Thier von innen die Nasenlöcher und ziehen einen ledernen Riemen durch; der Schmerz, den jede widerstrebende Bewegung dem Thiere verursacht, bringt es dazu, dem Führer muthig zu folgen. Das Fleisch des alten Tapirs soll nach den Versicherungen der Reisenden dem Rindfleische zu vergleichen sein, das Fleisch des jungen Thieres aber dem Kalbfleisch durchaus nicht nachstehen. In Brasilien wird es von allen Bewohnern gegessen, in Paraguay aber nur von den Indianern, die besonders auf das Fett oder den Speck begierig sind, überhaupt alle Theile des Thieres benutzen und sogar die Haut braten und verzehren, welche aber auch gegerbt, und zu Peitschen, Zäumen und dergleichen benutzt wird.

Zwei Höflinge Ludwigs **XVIII.** vergaßen sich in Gegenwart ihres Monarchen so sehr, daß sie sich im heftigen Wortwechsel einander Dummköpfe nannten. Der Monarch schwieg voll Verwunderung über diese Unanständigkeit, während ein Anwesender sie mit der kurzen Bemerkung traf: „Das ist gegenseitiger Unterricht.“

Charade.

Nehmt Ihr dem ersten Silbenpaar
Ein kleines r, so stellt sich dar
Ein schmuckes, muntres Vögelein,
Das singt so schön und schmeckt so fein.
Die dritte Silb' — ein goldnes Vließ
Für manche Stadt, für manches Land —
Hätt' Eva einst im Paradies
Der Silbe hohe Kraft gekannt,
Statt Feigenblättern wohl — ich wette —
Sie andern Zeug genommen hätte,
Um sich und ihren Herrn Gemahl
Zu kleiden, wie's der Herr befahl.
Denn Frauenzimmer lieben Wahl. —
Ist innigste Anhänglichkeit
Der Freundschaft unverkennbar Zeichen,
So muß in dieser Pilgerzeit
Kein Freund dem Freunde gleichen,
Den Euch mein Ganzes nennt,
Und den ihr sicher Alle kennt;
Denn spricht er einmal bei Euch ein,
So könnt Ihr auch gewärtig sein:
Er läßt von Euch wohl nimmer ab,
Bleibt Euch ergeben bis an's Grab.
Nur waltet noch der kleine Zweifel:
Ob wohl auch Ihr ihm also hold?
Wie? — oder ob Ihr Geld und Gold
Recht gern hingebt, könnt Ihr zum Teufel
Den Allzuvielgetreuen schicken,
Läßt er sich nur von Weitem blicken. —
Und kennt Ihr ihn, im barschen Ton
Ruft Ihr: Der schofle Herr Patron
Mit seiner treuen Freundschaft bleibe
Uns bis in Ewigkeit vom Leibe!
Doch, jagt ihn noch so hastig fort:
Er bleibt Euch treu, auf Ehrenwort,
Und weicht er auch, so heißt's fürwahr
Doch nur: „Adieu, à revoir!“

Fr. Schw.

No. 42.

DAS POSTHÖRNCHEN.

19. Okt. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Frankreich und die Schweiz.

Es het e Buur e großi Chue,
Der Nochber het der Stier derzue.
Ke schönere git's uff der Welt:
Lueg, wie-n er sini Hörner stellt,
Und wie so stolz der Grind er treit
Und d'Ohre nebedure leit.
Jetz isch d'Chue trächtig, 's ist e Pracht,
Wie sie der Ranze füre macht;
Das git mi Seel es prächtigs Chalb!
So seit der Aetti. 's Müetti will
Nüt wüsse-n und rüeft: schwyg mir still!
I troue wäger nume halb;
D'Chue gschwillt so förchtig jetz uf's Mol,
Mir ist derby nid halb so wohl;
So dick ha-n i no keini gseh,
Das chönnt am End es Unglück geh,
Und wenn me d'Sach no gnau ermißt,
Es Unghür, das eus Alli frißt.
Bhüet Gott, was wird au zletscht dodruus?
— Herr Jehgerligs, e chlini Muus! —

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Man soll gegenwärtig in der Schweiz damit umgehen, ein Aktienunternehmen zu einer herrlichen Neubaute zu gründen. Sie soll den Tempel neumodischer Selbstständigkeit vorstellen, ein riesenhafter Palast mit zwölf vergoldeten Hauptpforten, wozu die goldenen Schlüssel an zwölf auswärtige Mächte vertheilt und feierlichst überreicht werden müssen. Das Gebäude wird auf einen Kreuzweg in die Mütte der Schweiz gestellt und mit 22 unterirdischen kleinen Thürlein versehen, durch welche die Gesandtschaften der Kantone hineinkriechen sollen. Man wird kein einziges Fenster daran gewahren, damit kein Licht hereindringe, das die innere Ruhe stören könnte. Die Decke des durch einen Kronleuchter erhellten Saales ist die kunstreiche Darstellung des Innern einer Perücke, deren herabhängender Haarbeutel an der obern Seite des Zimmers den Präsidentenstuhl bildet, der auf einem aufrechtstehenden dünnen Eisenstäbchen ruht, damit nur leichte Personen darauf Stand halten können. An jeder zum Eintritt der fremden Mächte bestimmten Hauptpforte sind Opferstöcke angebracht, zu denen nur die Gesandten der Kantone die Schlüssel haben. Ein herrlicher Park, mit Zedern, Maulbeer- und Brodbäumen bepflanzt und von den vortrefflichsten Champagner-Reben und Immergrün umrankt, soll den Palast umgeben und mit dem köstlichsten Gewild bevölkert werden. Die ehrwürdige Compagnie Jesu wird darin freiwillig den Wachedienst versehen. Vor der Hauptfacade des Gebäudes wird die eidgenössische Kreuzigung von 1815, aus einem einzigen Granitblock gehauen, aufgestellt. Jeder, der an dem Gebäude und diesem Symbole vorbeigeht, ist gehalten, den Hut abzuziehen, den konservativen Glauben zu beten und beim Weggehen das rechte Knie zu beugen.

* Die Schweiz hat Frankreich und Montebello viel, ja sehr viel zu verdanken. Sie hat durch sie erfahren, daß das Vertrauen auf das Ausland immer täuscht, und nur Vaterlandsverräther ihre Hoffnung auf Fremde bauen. Das Volk hat nun gelernt, daß die eigentlichen Vorrechtler keine Versöhnung, sondern nur die Herrschaft oder den Untergang des Vaterlandes wollen. Es hat eingesehen, daß die Tagsatzung nicht im Stande ist, Ehre und

Unabhängigkeit der Schweiz zu wahren. Selbst die französischen Grenzkantone sind zur Einsicht gelangt, daß sie von der abgelebten Großmutter weder Rath noch Hilfe zu erwarten haben. Im Osten der Schweiz hat der eidgenössische Schützenverein, im Westen haben sich Freischaaren militärisch organisirt, deren brauchbare Hülfe in dringenden Zeitumständen selbst der greise General Guiguer und der gewandte Kriegsmann Oberst Zimmerli anerkannt haben. Aus allen Gauen des Vaterlandes aber ertönt der Ruf: Vororte und Tagsatzung sind beim ersten Anlasse zum Schnitte reif, der erste Sturm wird diese vermoderten Anstalten wegwehen.

* Daß die Neuenburger Herren sich mehr vor den Schweizertruppen fürchten, als vor fremden, ist bekannt, darum hat auch die eidg. Militärbehörde ihnen zärtlich geschont und ihre Grenzen unbedeckt gelassen. Ueberhaupt leuchtet die Sarnerei aus allen von ihr veranlaßten Beschlüssen der Tagsatzung hervor, indem Freiburg nichts zu leisten hatte, wogegen Wadt und Genf, bei welchen Weinlese ist und die mit edlem Patriotismus alle Kriegsanstalten machten, ehe die pflichtvergessenen Behörden der Eidsgenossenschaft nur an eine Vertheidigung der Grenze dachten, fortan die höchsten Anstrengungen machen mußten. Von Baselstadt war in den Beschlüssen gar keine Rede. Während also nahe Kantone nichts thun mußten, sollten vom äußersten Osten der Schweiz, Thurgau und St. Gallen, Truppen marschiren.

* Ein Mitglied der eidsg. Militärbehörde machte seinen ersten Besuch nach seiner Ankunft in Luzern beim Montebello. Der Fuchs besuchte den Wolf als Vetter. An einem Mittagsmahle von lauter Sarnern führte Heß von Zürich den Vorsitz. Bern ist von seinen Parteigängern befreit; aber an Fuchsschwänzen ist nirgends Mangel.

* Am 14. Mittags reiste der Prinz Bonaparte von Arenenberg ab, das er mit tiefem Schmerz verlassen haben soll. Auch die Thurgauer verlieren den Sohn der wohlthätigen Königin Hortense sehr ungern, und viele Freunde begleiteten ihn, nachdem sie ihm vorher viele Beweise von Theilnahme gegeben, in 26 Kutschen bis nach Schaffhausen.

* Selbst in die Thäler des Wallis ist die allgemeine Begeisterung, welche seit einigen Wochen die Bewohner der Eidsgenossenschaft ergriffen, gedrungen, und eine Menge nicht milizpflichtiger Männer und Jünglinge hatten sich zu Freiwilligen gemeldet. Nur in Basel blieb Alles still, und ausser den spöttelnden Witzen der Zeitung ward von dort aus keine Stimme für's Vaterland vernommen.

* Das wichtigste und lobenswertheste, was die Tagsatzung in ihrer letzten vierzehntägigen Zusammenkunft gemacht, ist: daß sie die aufgebotenen Truppen bedankt und entlassen, den Ständen ihren vaterländischen Eifer belobt und sich dann, nachdem sie Ludwig Philipps Zufriedenheitsnote sich hat vorlesen lassen, aufgelöst hat. Den größten Theil der Zeit hielt sie keine Sitzungen, oder in diesen plagte sie die Langeweile. Warum fürchten sich diejenigen Stände, die bei jeder eidsgenössischen Maßnahme über deren Kosten jammern, nicht auch über die Kostspieligkeit und Nutzlosigkeit dieses Instituts?

* Nach der Luzerner Allg. Kirchenzeitung No. 39 genießt der flüchtige Abt von Muri im Engelberger Kloster täglich vierundzwanzig Schoppen Wein zur Beförderung der Weinkultur, die sich auf starke Konsumtion gründet.

* In Gemäßheit eines von der General-Versammlung des Schweizerischen Schützenvereins vom 4. Juli erhaltenen Auftrages, hat das Zentral-Komite desselben so eben einen Entwurf über militärische Organisation der Schützen in Zeiten der Vaterlandsgefahr erlassen, und denselben einstweilen für unvorhergesehene, vor Abhaltung einer Generalversammlung eintretende Fälle der Gefahr, als eine provisorisch geltende allgemeine Anleitung zu Bildung von freiwilligen Schützenkorps erklärt. Gleichzeitig erläßt das Zentral-Komite einen kräftigen Aufruf an alle Mitglieder des Vereins zum Zusammenhalten im Zeitpunkt, wo die Ehre des Vaterlandes gefährdet sei.

Ausland.

** Im Würtembergischen ist unter dem Vieh an vielen Orten die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen. Nach Behauptungen von Thierärzten stellt sich diese Seuche aus dem Grunde ein, daß das Vieh in kalten Herbsttagen und Nächten auf den moorigen, sumpfigen, mit Reif bedeckten Matten geweidet wird und das mit Eis überkrustete Gras verschlingt, so wie der reifige kalte Wiesengrund auf die Klauen nachtheilig einwirkt.

** Das künftige Schicksal des Wildes in Würtemberg wird sich recht freundlich gestalten, wie man aus folgender Mittheilung des Stuttgarter Beobachters wahrnehmen kann, welcher meldet, daß im Oberamte Göppingen eine solche Strenge gegen die Hunde und Hundebesitzer herrsche, daß Niemand es wagen dürfe, mit seinen Hunden in's freie Feld zu spazieren, ohne Gefahr zu laufen, daß ihm derselbe erschossen oder er um 10 fl. gestraft werde. Ein Bauer im Revier Hohenstaufen, der seinen Hund zum Mäusefangen abgerichtet hat und ihn zu diesem Zwecke hinter dem Pfluge herlaufen ließ, wurde zwei Mal hinter einander um 10 fl. gebüßt. Der Mann will nun nach Amerika auswandern.

* Am 2. d. M. ereignete sich in der Nähe der Festung Königstein in Sachsen ein merkwürdiges Naturereigniß. Gegen Mittag trennte sich unfern des Dorfes Pfaffendorf vom sogenannten Pfaffensteine eine gegen 100 Ellen hohe und 30 Ellen breite steile Felsenwand los und stürzte mit donnerähnlichem Krachen unter einer undurchdringlichen Staubwolke herab, daß sie mit ihren Trümmern eine Waldfläche von 1½ Scheffel Land gänzlich überschüttete und nun von den unter den Steinmassen begrabenen Bäumen keine Spur mehr zu sehen ist. Es steht zu befürchten, daß vielleicht in Kurzem auf derselben

Stelle eine andere eben so große Felswand nachfolgt, welche sich schon durch einen mächtigen Riß in ihrer ganzen Länge von der Hauptbasis losgetrennt hat und nur noch durch ein unbedeutendes Felsenstück zusammengehalten wird.

** In einem gewissen Lande, in welchem auch die Sonne auf- und niedergeht, starb ein alter Israelit. Sein Sohn, der sich später taufen ließ und die Absicht hatte, in den Dienst der Regierung zu treten, kam eines Tages zu einem hohen Beamteten, zeigte den Tod seines Vaters an und präsentirte einen werthvollen Diamantring mit der Bemerkung, sein Vater habe ihm auf dem Todbette befohlen, dies seinem Gönner als ein kleines Andenken von ihm zu überreichen. Später sollen bei verschiedenen Gelegenheiten noch fernere Andenken erfolgt sein. Der neue Christ stieg nach und nach zu hohen Stellen, worüber sich viele Leute wunderten und fragten: „Wie geht das zu?“

** Ein geheimer Agent Rußlands, der vorzugsweise dazu verwendet wurde, die sich in Krakau aufhaltenden Flüchtlinge aufzuspüren und andere dergleichen Dienste den Residenten der Schutzmächte zu leisten, also mit einem Wort ein feiler Spion, deren es auch in der Schweiz viele hat, wurde mit 40 Dolchstichen durchbohrt gefunden.

** In politischer Beziehung leben wir Pariser eigentlich immer im April. Die größte Unbeständigkeit gilt für die höchste Weisheit, und nur der allein, der den Anlaß zu diesem unbeständigen Hin- und Hertreiben giebt, weiß, wohin das Alles hinaus soll. Die Schweizer-Angelegenheit ist, so weit gut Unterrichtete mit ihrem Scharfblick dringen, nur eine Maske, hinter welcher ein ganz anderes als ein kriegerisches Gesicht steckt; und wenn in diesem Gesicht auch einige Züge auf militairische Bravour schließen lassen, so ist das wieder nur affectirt. Man hat ganz andere Dinge vor. Nach dem Norden sind die Fernröhren der Tuilerien gerichtet, dort sucht man ein für die Freundschaft empfängliches Herz und hat es vielleicht schon gefunden. Es herrschen zwischen jenem nordischen Kabinette und dem der Tuilerien große Sympathieen, besonders seitdem die orientalischen Angelegenheiten, namentlich in Persien, zu einer solchen Krisis gekommen sind. Hierauf läßt sich nur erwiedern, daß die Sympathieen der Kabinette nicht immer Sympathieen oder gegenseitige, freundschaftliche Gefühle der Völker voraussetzen. Die Zeiten sind vorbei, in denen ein Einzelner einer Nation von vielen Millionen vorschrieb: wie ich, müßt auch ihr denken und handeln. Diese Seelenverkäuferei hat aufgehört, und wer sie jetzt noch einmal in Anwendung bringen wollte, würde, noch ehe er den Handel geschlossen, die verderbliche Erfahrung machen, daß er sich selbst verkauft und verrathen habe.

** Der Herzog von Montebello soll neulich von einigen Theaterfreunden ersucht worden sein, in dem Stück „Viel Lärm um Nichts“ die Hauptrolle zu spielen.

** Nachrichten aus Tunis zufolge kann Frankreich, wenn es doch so viel kriegerische Lust hat, dieselbe nun auch auf dieser Seite abkühlen. Die wiederholten Reklamationen der franz. Kaufleute zu Tunis haben die Aufmerksamkeit der Regierung geweckt. Der frühere Consul ist zurückberufen und ein Anderer mit ausgedehnten Vollmachten dahin abgeschickt, den fünf Kriegsschiffe begleiten und diesen noch andere nachfolgen sollen, um eine „eklatante Satisfaktion“ zu erzwingen.

** Nach Briefen aus Toulon nehmen die französischen Zerwürfnisse mit den Republiken Südamerika's eine ernste Wendung. Auch die Argentinische Regierung folgt dem Beispiel von Mexiko und hat Frankreich den Krieg erklärt.

** Wie man hört, soll General Aymard, ehemaliger Kommandant der glorreichen Expeditions-Armee an den Schweizergrenzen und Verfasser des muthigen Tagsbefehls, zum Grafen von Bramarbas ernannt und ihm das Patent bereits ausgefertigt worden sein. Für seinen sonstigen Eifer dürften ihm Güter in Afrika angewiesen werden.

** Auf zwei Blätter wird in Paris jetzt besonders Jagd gemacht, nämlich auf den „republikanischen Moniteur“ und auf den „freien Mann.“ Beiden Blättern war man neulich so weit auf der Spur, daß der „Moniteur“ die Wegnahme der Pressen anzeigte, worauf sie gedruckt wurden; aber während dies geschah, erschien eine neue Nummer des „freien Mannes.“ Sonderbar, daß die Juli-Polizei sogar in Danzig verborgene polnische Emissäre aufspüren kann, während sie die Pressen in Paris selbst nicht findet, worauf die ihr anstößigen Blätter gedruckt werden.

** Man will in Paris wissen, daß der Graf Mole dem Prinzen Louis Napoleon aus der Kasse der geheimen Fonds ein ansehnliches Reisegeld angeboten habe.

** Briefen aus Reggio vom 2. Oktober zufolge war in Modena das Gerücht verbreitet, der Herzog werde an seinem Geburtstage den 4. Oktober eine Amnestie erlassen.

** Der König von Sardinien hat das ehemals von der verstorbenen Königin Maria Theresia bewohnte Hotel, das schönste in Genua, den Jesuiten überlassen, um ein Kollegium darin zu errichten. Am 2. November soll diese Anstalt eröffnet werden.

** In die ellenlangen englischen Berichte über die vielen Arbeiter-Versammlungen und die Reden, welche bei dieser Gelegenheit zum größten Aerger der Torypartei gehalten werden; ferner in die delikaten Vermuthungen, wer das Herz der jungfräulichen Königin rühren werde, und endlich in die weithinschallenden Stoßseufzer über die tyrannischen Korngesetze, über die vielen Mißärnten und das tägliche Steigen der Brotpreise mischen sich jetzt zur Abwechslung, auch einige Nachrichten aus den Canadas. Lange hatte man von dem edlen Durham, seinen populären und milden Maximen, so wie von den loyalen Gesinnungen und dem Heldenfeuer der britischen Truppen nichts gehört; jetzt aber vernimmt man: „daß sich die loya-

len Truppen sehr im Schnellaufen und im Ausreißen üben, auch will man neuen Plänen zu einer Revolution auf der Spur sein.“ Diese Nachrichten sind freilich sehr kurz, aber wahrscheinlich ist die Verlegenheit, in welcher sich der edle Durham befindet, sehr lang und groß. Jedenfalls ist die Ruhe in den kanadischen Provinzen noch nicht so befestigt, wie man es uns in Europa glauben machen will.

** Die Königin Viktoria erhält fortwährend schmeichelhafte und sinnreiche Geschenke. Unter andern hat eine Londoner Dame ein Paar Schuhe in kleinen farbigen Perlen gestickt, worauf in anmuthiger Zusammenstellung auf einem Grund von Eichenblättern eine Rose, eine Hagedornblüthe und eine Kleeblume, die Sinnbilder der drei Königreiche, angebracht sind. Die junge Königin bekommt doch wenigstens auf diese Art die drei Reiche nicht unter ihre Füße.

** Die Fahrten im Luftballon sind jetzt in England sehr im Schwunge. Neulich wollte gar Hr. Green mit einem Tiger auffahren, allein es wurde ihm, in Betracht der schlimmen Eigenschaften dieses Thieres, die durch den Schwindel noch hätten vermehrt werden können, von der Polizei untersagt.

Der treue Rabe.

In einem der Höfe vor den Ställen der Königin von England zu Newmarket findet man ein so ausserordentliches, lebendes Beispiel der Anhänglichkeit zwischen Thieren, wie es wohl die Annalen des Thierreichs noch selten berichtet haben. Vor sieben Jahren fiel während strenger Kälte ein Rabe anscheinend todt in oben genannten Hof. Einer der Stallleute hob ihn auf und warf ihn in die Hundehütte, welche ein Stöber als Hofhund bewohnte. Man beachtete diesen Vorfall damals nicht im Geringsten; der Hund wurde wie gewöhnlich gefüttert, und der Rabe ganz vergessen. Im Frühling verließ der Hund seine Hütte, um auf dem grünen Rasen umherzuspringen und nach seiner Gewohnheit die Tour um die Ställe zu machen; aber er war nicht mehr allein; wenn er schlief, bewachte ihn, lief er, so folgte ihm stets ein gefiederter Kamerad. Wenn der Hund sein Futter bekam, suchte der Rabe die besten Bissen aus und legte sie vor seinem Freunde nieder, oder brachte ihm sogar aus der Entfernung Knochen. Wurde ein Pferd gesattelt, dessen Reiter die Absicht zeigte, den Hund mitzunehmen, so war der Rabe gleich auf seinem Posten, um sie auf ihrer Excursion fliegend zu begleiten. So wunderbar schon dieses Treiben des Raben an und für sich ist, so ist doch die Art, wie sich dieser Vogel dabei benimmt, noch viel wunderbarer, und für den, der es nicht mit eigenen Augen gesehen, unbeschreiblich. Als Schreiber dieses den zärtlichen Eifer des Raben beobachtete, schlief der Hund auf dem Rasenplatze vor dem Hofe; ganz in seiner Nähe saß der treue Rabe, in dessen ganzer Haltung und Geberde sich die zarteste Aufmerksamkeit aussprach. Nichts außer dem Hunde vermochte die Aufmerksamkeit des gefiederten Wächters zu fesseln; — ihm wurde Futter vorgeworfen: er ließ es unberührt; man suchte ihn aufzuscheuchen: er ging nur desto näher zu seinem Gefährten heran und verdoppelte die liebende Sorgfalt, mit der er ihn bewachte. Lord Albemarle äußerte bereits die Absicht, dieses seltene Beispiel von Dankbarkeit und Treue durch den Pinsel eines geschickten Malers verewigen zu lassen.

Anzeigen.

Das in jeder Beziehung wohlthätige Gesetz des aargauischen Großen Rathes vom 5. Sept. 1838 über den Loskauf der Bodenzinse hat die früher gesetzlich bestimmten Normalpreise zur Grundlage, wodurch viele tausend Berechnungen theils zur Ausmittelung des Kapitals, theils auch in Betreff des Zinses, absolut nothwendig werden. Einem jeden Pflichtigen muß daran gelegen sein, zu wissen, was er statt der bisherigen Natural-Lieferung nunmehr in Geld zu verzinsen und zu bezahlen hat, und deswegen dürfte die tabellarische Zusammenstellung der Loskaufsummen für die bodenzinspflichtigen Getreidearten berechnet, wie z. B. vom halben Mäßli bis zum Mütt oder Malter ꝛc., nebst Beisetzung des Zinsbetreffnisses von einem jeden kleinern oder größern Betrag zu 4% geneigte Aufnahme finden. Einem solchen Bedürfniß zu entsprechen, bietet Unterzeichneter solche Berechnungstabellen für jedes im hiesigen Kanton früher bestandene trockene Hohlmaß (von Lenzburg, Aarau, Brugg, Zofingen, Baden, Zürich, Klingnau, Bremgarten, Zug, Rheinfelden, Laufenburg, jedes auf einer besondern Tabelle, deren Bezeichnung man der Bestellung beizufügen beliebe) zum Verkauf an, und zwar um den gewiß billigen Preis von 5 Rappen per Stück.

S. Landolt, Buchdrucker in Aarau.

Da mir mehrfach zu Ohren gekommen, daß Jemand im Publi ausgestreut, als sei meine Buchdruckerei nicht zu jeder dahin gehörigen Arbeit genugsam eingerichtet, versichere ich dagegen, jede derartige Bestellung, besonders aber Tabellen, Rechnungen, Fakturen, Zirkulare, Adreßkarten, Etiquetten ꝛc. in jeder beliebigen und Doppelfarbe, zu Jedermanns Zufriedenheit möglichst schnell, billig und geschmackvoll liefern zu können, und bitte deshalb um geneigten Zuspruch.

Auf Subskription hin ist bei mir zu erhalten:

Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10 Bogen gr. 8. Sursee bei J. Konrad. Subskriptionspreis bis Ende dieses Monats 10 Bz. Nachheriger Ladenpreis 12 Bz.

Dieses gelungene Werkchen bedarf für Freunde dramatischer Dichtkunst und helvetischer Geschichten kaum einer Anpreisung; nur darf versichert werden, daß es gewiß kein Schweizer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Auch ist bei mir zu haben:

Neues, scherzhaftes und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel, enthaltend 64 Fragen mit Antworten. 2 Bz. Für Buchbinder das halbe Dutzend zu 10 Batzen. Auf Kärtchen gezogen das Spiel 4 Bz.

Ferner: feinen holländ. Zucker-Syrup, das Pfund zu 3 Bz.

Auch muß ich hiermit noch einmal erinnern, daß ich mir bei Einsendung von Inseraten, Bestellungen u. s. w. Briefe und Gelder franko erbitte, da bei den äußerst wohlfeilen Preisen nicht auch noch das Porto eingeschlagen werden kann.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 43. 26. Okt. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der Herbst.

Jüngst entstieg dem Schoos der Erde
Eine anmuthsvolle Welt,
Eden gleich; des Schöpfers „Werde!“
Scholl durch Wald und Flur und Feld.

Hüllen sanken, neues Leben
Drang in's Inn're der Natur;
Blüthen reiften, frische Reben
Grünten auf in weiter Flur.

Heitrer strahlte uns vom Himmel
Sonnenglanz, die Nacht entschwand;
Froher ward das Weltgetümmel,
Es zerriß der Schwermuth Band.

Philomelens Lied im Haine
Bebte leise durch die Brust,
Und in Luna's Silberscheine
Athmeten wir Himmelslust.

Schön und lieblich reiften Früchte
Ihrem Aerntetage nah.
Duftend war's beim Mondenlichte:
Großes, Herrliches geschah.

Dort vereinten sich im Kreise
Schnitterschaaren mit Gesang,
Kehrten nach gewohnter Weise
Heim zur Ruh beim Glockenklang.

Gottes Gaben sind gesammelt
Zum Genuß, zum Eigenthum.
O daß unsre Lippe stammelt
Ihm zum Lob und Preis und Ruhm.

Nun sind traurig öd die Felder,
Und der Obstbaum stehet leer;
Ueber Stoppeln, durch die Wälder
Saust der Westwind stark daher.

Blättter rauschen durch die Aeste
Nieder zu der Erde hin.
Storch und Schwalben, unsre Gäste,
Einten sich, hinweg zu ziehn.

Lämmer kehren von den Triften
Langsam ihrem Stalle zu;
Schaarenweis ziehn in den Lüften
Raben; einsam schreit Uhu.

Regenströme stürzen nieder
Auf die öde, düstre Flur;
Trauertöne hallen wieder
In der großen Weltenuhr.

Auch des Menschen Eitelkeiten,
Ehre, Reichthum, Ansehn, Stand,
Schwinden in dem Strom der Zeiten,
Pilger ziehn in's beßre Land.

Fürstenglanz und Erdenschimmer
Sinken einst dahin in Staub;
Tod und Leben wechseln immer:
Alles wird der Zeiten Raub.

Erde deckt des Leibes Glieder,
Wenn das müde Auge bricht;
Aber einst erwach' ich wieder
In dem reinern Morgenlicht.

Nach dem Herbste folgt der Winter,
Bis einst die Natur erwacht;
Und die Sonne scheint gelinder,
Wenn der neue Frühling lacht.

Damaskus in Syrien.

Ein gebirgiges, unangebautes und menschenleeres Terrain, mit wenigen Dörfern und einigen Lagerplätzen wandernder Kurden- und Araberstämme, aber an malerischen Trümmern verschiedener Zeiten, an Gräbern und Heiligenstätten der Christen, Juden und Mahomedaner reich, umgibt jene lachende, von vielen Bächen reich bewässerte, immer blühende und grünende Ebene, auf welcher das gepriesene Damaskus liegt. Der Mahomedaner glaubt, hier sei das Eden der Bibel, und er nennt die Arme des Flusses Barrady die vier Ströme des Paradieses. Mohamed selbst, so erzählt die Legende, soll sich, als er mit seinem Heere

hierher kam, beim Anblick der üppigen Gegend und der prachtvollen Stadt abgewendet haben mit den Worten: „um das himmlische Eden nicht zu verlieren, betrete ich dieses nicht.“ Eine Moschee heiligt die Stelle, wo er dieses gesprochen. Damaskus, einst Hauptstadt des Chalifats, jetzt die des türkischen Paschaliks, ist eine der ältesten der Welt. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; schon vor 4000 Jahren war sie volkreich und groß. Ihr jetziger Umfang ist etwa 3 Stunden, und ihre Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig noch auf 140,000 Seelen. Hier wohnte der feurige Paulus; man zeigt noch das hohe Fenster, von wo herab er sich durch ein Seil rettete, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, der von den Priestern aufgehetzt, ihn erwürgen wollte. Die Straßen der Stadt sind zwar eng, winklicht und unreinlich, die Häuser schlecht und unansehnlich gebaut; aber ihre innere Einrichtung ist durchgängig bequem, oft reich und schön, und deutet auf Wohlstand und äußere Behaglichkeit. Die Lebensmittel sind außerordentlich wohlfeil; das Brod ist als das feinste und schmackhafteste im ganzen Morgenlande berühmt. Herrliche Südfrüchte bringt die Ebene im Ueberfluß hervor, und Zitronen, süße Orangen, Aprikosen und Pfirsiche, köstliche Pflaumen und die kräftigsten Trauben wachsen nirgends von vorzüglicherer Güte. Sie werden zu angenehmen Konfituren bereitet, die in zierlich aufgeputzten Läden in allen Straßen feil sind.

An großen Gebäuden ist Damask nicht reich; die 200 türkischen Moscheen sind meistens klein und versteckt, und verschönern nur durch ihre schlanken Minarets die Fernsicht der Stadt. Der Eifer der Christen erbaute in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier eine Menge Kirchen, unter diesen eine, die Metropolitankirche, Johannes dem Täufer, dessen Haupt hier verwahrt wird, geweiht, höchst prachtvoll und groß. Die Türken verwandelten sie in eine Moschee, und kein Christ darf bei Todesstrafe sie betreten. Das ausgedehnteste der öffentlichen Gebäude ist die große Karavanserei, zur Beherbergung der Karavanen bestimmt. Es bildet ein unermeßliches, nach Innen offenes Viereck, dessen hohes Dach nach dem Hofe zu von korinthischen Säulen getragen wird. Ein Springbrunnen, der seine Wasserstrahlen hoch in die Luft schleudert und in einem weiten Marmorbecken sammelt, ziert die Mitte des Hofes. Oben in den Gallerien sind die Wohnungen der Reisenden; unten die Hallen für Waaren, und die Ställe für Pferde und Kameele. Hier ist reichlich Platz für 5000 Menschen und 2000 Stück Vieh; wenn aber die große Jahres-Karavane nach Mekka sich hier sammelt, die der Pascha mit 5000 Kriegern durch die Wüste zu geleiten hat, dann beherbergt das Haus zuweilen wohl 10,000 Pilger.

Einen reizenden, erquickenden Aufenthalt gewähren zur heißen Jahreszeit die über den spiegelhellen, rauschenden Fluthen des Barrady auf eingerammtem Pfahlwerk angelegten Kaffehäuser. Nach der Quay-Seite zu sind sie offen und auf Säulen ruhend, an denen sich blühende Schlingpflanzen hinaufranken. Springbrunnen plätschern in der Mitte der Salons, und des Abends, bei der reichen Beleuchtung argantischer Lampen hinter bunten Glasglocken, rufen sie unwillkührlich die morgenländischen Beschreibungen von Feenpalästen in's Gedächtniß, welche Erinnerungen durch Mährchenerzähler, die sich mit der Guitarre begleiten, die türkische Musik, die in Opiumträumen verzückten Gesichter und die syrischen Tänzerinnen voll glühender Ueppigkeit vermehrt werden.

Durch Damasks Lage an der Grenze der Wüste, die es zum Sammelplatz der Karavanen und zum Markt macht für den Tausch aller Erzeugnisse Arabiens, Persiens und Ostafrika's gegen europäische und westasiatische Waaren, ist reichlicher Verdienst seiner Bevölkerung immer gewiß, und bei der Ueppigkeit des Bodens fordert der Landbau hier weniger Anstrengung, als nur irgendwo auf der Erde. Aber trotz diesen Zeichen der öffentlichen Wohlfahrt wird der schärfer Beobachtende doch bald gewahr werden, daß die höhern Interessen des Lebens hier um kein Haar besser bestellt sind, als im ganzen türkischen Reiche, und sich nicht nur Christen, sondern auch die meisten Muselmänner nach Veränderung eines Zustandes sehnen, der ihnen längst als erdrückend und unerträglich schien. Wer vermag auch die Uebel alle aufzuzählen, welche die Bevölkerung dieser Länder quälen? Alle Laster der alten Römer und Griechen vereinigten sich und häuften sich auf, als beide Nationen zu einem Volke verschmolzen waren. Wollust, Blutdurst und Stolz des Patriziats, unwissende Rohheit und Verruchtheit des Sklaven, Kriecherei des Freien, alles Schlechte, was die alte Welt geschaffen, vereinigte sich in ein häßliches Ungeheuer: die römisch-griechische Gesellschaft unter den Byzantinern. Nachdem alle erdenklichen Laster die Nationen des blühenden Asiens entnervt hatten, fiel es in die raublustigen Hände der Araber und Turkomanen. Vom Eifer entbrannt, die Lehre ihres Propheten auszubreiten, fielen sie aus den angrenzenden Wüsten und Gebirgen über die fruchtbaren Ebenen und herrlichen Städte her, stürzten die entarteten Fürsten vom Throne, warfen ihre entmannten Christenvölker in die Sklaverei und betrachteten sich als alleinige Eigenthümer von Leib und Leben und jeglichen Besitzes der Ueberwundenen.

Die Unterdrücker waren der Zahl nach gegen die Unterdrückten unermeßlich klein, kaum wie 1 zu 100. Viele Jahrhunderte lang bestand die Regierungsweisheit der Türken lediglich darin, die ungeheure Mehrheit in strenger Unterwürfigkeit gegen die Minderheit zu erhalten. Um einen der natürlichen Ordnung so zuwiderlaufenden Gehorsam zu ermöglichen, wurden die härtesten Strafgesetze erfunden, deren Grausamkeit die barbarischsten Sitten erzeugten, und

da der Unterſchied der Kaſten zwiſchen Herren und Sklaven zu zweierlei Gerechtigkeit im Staate nöthigte, ſo fanden die Begriffe von Recht und Unrecht keine Baſis mehr, weder im Herzen noch im Verſtande, ſie gingen unter. Verzweiflung und Muthloſigkeit überfiel die beknechteten Völker. Ihr Leben war in ihren Augen nur noch eine mühſelige Bürde, eine freudenloſe, ſchmerzhafte Pilgerſchaft; die Erde eine Stätte der Verweiſung. Die Felder wurden allmählig verlaſſen, die Aecker lagen brach. Alle moraliſchen Beweggründe zur Fortpflanzung verſtummten, ganze Provinzen entvölkerten ſich, die ſchönſten Städte wurden menſchenleer, und die koſtbarſten Monumente verfielen. Unwiſſenheit, Aberglaube und Fanatismus der verwilderten Horden vereinigten ihr Wirken mit dem der vollkommenſten Deſpotie; Verödung, Trümmer und Elend überzogen allmälig das ganze, weite, unglückliche Reich. Und ſo ſehen wir jetzt die türkiſche Alleinherrſchaft, gegründet auf die Ruinen des Reichs der Aſſyrer, Aegypter, der Königreiche Judäa, Syrien, des Pontus und Armeniens, mit den Füßen tretend den Staub der Herrlichkeit der Semiramis und der Kleopatra, der Seleuciden, des Mithridates und anderer großer Könige, daſtehen eben ſo verachtet als gehaßt, morſch und kraftlos, im Begriff zuſammenzuſtürzen durch die Macht empörter Sklaven, durch die Wirkung innerer Kriege und durch die Zerrüttung der Finanzen ſowohl als aller organiſchen Theile der Verwaltung; ſichere Beute des mächtigſten ſeiner Nachbarn, und nur durch die Eiferſucht anderer Reiche ein unbeneidetes, troſtloſes Daſein friſtend. Die mißhandelte Menſchheit von Aſiens Weſten, die Urmutter der abendländiſchen Stämme, ſie ſehen wir ausſtrecken die flehenden Hände nach Europa, und die Enkel bitten um Erlöſung aus dem Elendsabgrund und um die Gabe des Friedens und der Ziviliſation. Wird Europa ſein Ohr verſchließen dieſem Hülferuf, und gleichgültiger Zuſchauer bleiben bei dem jetzigen und künftigen Loos der ſchönen Länder und ihrer Völker? Liegt es nicht im Intereſſe der Menſchlichkeit ſowohl als der Politik, daß Europa mit ruhiger Ueberlegung gemeinſchaftliche und zeitige Maßregeln treffe, um zu verhindern, daß die chriſtlichen Völker beim Einſturz des Reiches mitbegraben werden, oder daß die lauernde, ſchlaue Habſucht das Gleichgewicht in dem europäiſchen Staaten-Verein gänzlich zerſtöre, das, für Völker und Fürſten gleich beunruhigend, des Nordens Koloß ſchon ſo lange bedroht?

Noch deckt die Zeit mit undurchdringlichem Schleier das künftige Loos jener ſchönen Länder; aber Manches, was vor unſern Augen vorgeht, weckt den großen Gedanken, daß es allerdings der Zukunft beſchieden ſein möge, die Völker Europa's und Aſiens durch die Bande der Ziviliſation, durch die Verſchmelzung ihrer geiſtigen und materiellen Intereſſen, zu einer Familie zu verknüpfen. Seit ſiebenzehn Jahren wirkt England ſtandhaft und mit ungeheurem Erfolge in dieſem Geiſte. Vom Delta des Ganges drang binnen ſo kurzer Zeit europäiſche Bildung bis zu den Quellen des Indus, bis zu der Mündung des Irawaddi und über die Eisrücken des Himalaja hin bis in die Hochebenen Thibets. Wohin wir in Aſien die Blicke wenden, in die Hauptſtädte des „himmliſchen Reichs“, in die Alpen Cabuls, oder in die Steppen der Mongolen, nach Birmah oder nach Perſien, überall ſehen wir Geſandtſchaften und Reiſende des engliſchen Gouvernements, oder britiſcher Ziviliſations- und Entdeckungs-Geſellſchaften, gleich thätig, die Wege auszukundſchaften und anzubahnen, auf welchen das Rieſenwerk, das unermeßliche Aſien mit ſeinen hundert Völkerſchaften allmählig der europäiſchen Kultur zu gewinnen, gefördert werden könne. Aber nicht bloß von dieſer Seite allein, auch von der entgegengeſetzten gewahren wir große Kräfte, die zu gleichem Zwecke ſich rüſten. Wir ſehen den größten unter den Strömen unſerer Halbkugel, das Band, mit welchem der Schöpfer die Herzen beider Continente zu verknüpfen gedachte, das aber eine barbariſche Politik niemals zu benutzen erlaubte, ſeinem natürlichen Zwecke zurückgegeben, und iſt erſt einmal der Kanal, der die Donau mit dem Rhein, das ſchwarze Meer mit dem atlantiſchen verknüpft, vollendet, vollbracht das Werk, das den jetzt zu weiten Umwegen gezwungenen Handel zwiſchen beiden Welttheilen in eine neue Bahn führt, und den direkten Austauſch und den Verkehr zwiſchen den Binnenvölkern Aſiens und Europa's nothwendig–nach ſich zieht: dann wird die Idee, daß einſt eine Sonne der Ziviliſation die Menſchheit beider Continente erwärmen werde, auch dem phantaſieärmſten Kopfe etwas mehr als Chimäre ſein.

Das Ohr des Malchus.

Der Herr iſt einiſt ganz allsgmach
Mit ſine Jüng're üb'r e Bach
Is Garteland ſpaziere g'gange:
Do chöme Lüüt mit Spieß und Stange,
Die möchte gern der Meiſter foh.
Er froget ſie: „Was wänd Ihr do?“
— Mer händ der Nazerener welle,
Wer's vo-n Euch iſt, de ſöll ſi ſtelle! —
Judas, der Erzſchelm, ſchmöckt der Brote
Und will der Herr jetz gſchwind verrothe:
Er git dem Meiſter grad e Chuß
Und ſeit: „Salveto Dominus!“*).
Sant Peter, ohni witers z'ſchelte,
Will halt die Sach nit gern lo gelte,
Und iſt e kei ſo Galgedieb,
Er ſeit: „Der Herr iſt mir no lieb!
Was händ ihr uverſchante Gſelle
Scho wieder mit dem Meiſter welle?
I ſäge-n Euch, göhnd Ihr nit gly,
So zieh-n i 's Schwert und haue dry!“

*) Gegrüßet ſeiſt Du, Herr.

Doch Malchus mit de rothe Hose
Mag uff Sant Peters Gschwätz nid lose,
Er stemmt si a-n e-n alte Stock
Und packt der Meister vor am Rock.
Jetz wird Sant Peter bös dodrab
Und haut 's recht Ohr dem Chriegschnecht ab.
Der Meister gseht das Ohr am Bode
Und denkt: do mueß i au mi rode;
Er liest 's Ohr uuf, und seit: „Oheie,
Mach, guete Fründ, nit Stempeneie!
Steck nume wieder 's Schwert i d'Scheide,
Sust will i 's Haue dir verleide!
I mag nid Chrieg, will Friede ha.
So isch es; lueg mi nume-n a!“
Druuf hymet er dem arme Tropf
Sis Ohr gschwind wieder a si Chopf:
„Es het, zupf's nume hin und her,
As wenn's no nie verheit gsy wär.“
Sant Peter seit: „So machst Du Gschichte;
I mag für Di nüt meh verrichte!
Es nützt eus wäger doch nit viel,
Wenn i mi au scho wehre will:
Was i verschloh so i-me Tanz,
Das machst Du alles wieder ganz.“
Und wie-n er's gseit het, het er's tho:
Und het si Meister fasse lo,
Het tublet und ist vo-n ihm dänne,
Und het ne nümme welle kenne.
Doch ist ihn sis Bitrage grone,
Wo-n er het 's Meisters Lyde gseh;
Er het gar grüüsli drüber gschroue
Und gseit: das thue-n i nümme meh.

Naturgeschichte.

Der Lämmergeier.

Weniger edel von Gestalt und Sitten, als der Adler, ist der Geier. Jener will keine andere Beute, als die der Lohn seines Kampfes ist; dieser wagt sich nur dann an das Lebendige, wenn ihm das Aas fehlt. Jener geht seinem Gegner allein zu Leibe, verfolgt und besiegt ihn ohne Gehülfen; dieser fällt mit mehrern vereinigt, wie eine Straßenräuberbande, über ein einziges Opfer her. Jenen ruft leben und Bewegung zum Kampfe auf; diesen ladet pestilenzialischer Todtengeruch zum Fraße ein: und wenn der Adler an Adel und Großmuth dem Löwen gleicht, so vereinigt der Geier die Grausamkeit des Tigers mit der ekelhaften Gefräßigkeit des Schakals.

Ein nackter Kopf, ein gerade aus gehender Schnabel, der erst an der Spitze hackenförmig umgebogen ist, und eine gespaltene Zunge sind die auszeichnenden Eigenschaften der Geier. Gemeinschaftliche Freßlust und Feigheit, nicht gesellige Tugenden, vereinigen ihrer eine größere Anzahl, als man sonst bei Raubvögeln beisammen zu sehen gewohnt ist. So fallen in Brasilien zuweilen ihrer hundert zugleich den müde von der Arbeit nach Hause kehrenden Ochsen an, beißen ihm ein Loch in seine Haut und fressen so, unter tausend Leiden dieses guten, arbeitsamen Thieres, sein Fleisch von innen heraus. Ihr Flug ist träge, nicht ohne Anstrengung und mehrmaliges Ansetzen heben sie sich in die Luft empor. Sie sitzen meist in sich gekrümmt mit hervorgestrecktem Kropfe. Kürzer und weniger gebogen als bei andern Raubvögeln sind ihre Krallen. Der ganze Körper der Geier ist mit weichen Flaumfedern überdeckt, die fast wie Wolle aussehen, so daß, wenn man die großen Federn ausreißt, ein gerupfter Geier einem gefügelten Schafe gleicht. Aber eben diese Wolle gibt seinem Felle einen vorzüglichen Werth. In Kairo wird das kostbarste Pelzwerk davon gemacht, und man kann da die schönsten Kleider, mit Geierhäuten gefüttert, in Kaufmannsgewölben finden. Ihre Gefräßigkeit ist oft ihr Verderben; denn sie fressen sich oft so voll, daß sie sich nicht emporheben, sondern mit Hunden gehetzt, wohl gar mit Prügeln und Steinen getödtet werden können.

Zu wünschen wäre, daß der Geierfang nicht allzu emsig aus Gewinnsucht betrieben würde; denn die Geier sind die größten Wohlthäter der Menschen in den heißen Erdstrichen. Hier, wo Nachlässigkeit und schlechte Landespolizei oft Menschen und Thiere auf dem freien Felde verwesen und die Luft verpesten lassen, hat die weise Natur, als Vormünderin der oft so sorglosen Menschen, die Geier gleichsam als Todtengräber aufgestellt. Ihr scharfer Geruch wittert jedes Aas von ferne. Sie verzehren das, was nun nicht mehr nützen, wohl aber durch giftige Ausdünstung entsetzlich schaden würde, und erhalten dadurch tausend Menschen das Leben. Sie folgen den Karavanen auf dem Fuße nach, lagern sich da, wo jene ihr Lager aufschlagen, fressen die weggeworfenen Eingeweide des Schlachtviehes, und verzehren die vielen Leichnamen und Aase, die bei diesen mühseligen, durch die Ueberfälle arabischer Horden oft so blutigen Zügen auf den Straßen liegen bleiben. Sie begeben sich, wie die Hyäne und der Schakal, gern auf Schlachtfelder, und verdienen dort durch ihre Freßgier weit mehr Dank, als diejenigen, welche ihnen auf diese Weise Nahrung verschaffen. Auch wenn der in ungeheure Fluthen sich ergießende Nil wieder zurücktritt, und viele todte Thiere liegen läßt, versammeln sich Geier, um in Gemeinschaft mit den Sumpfvögeln aufzuräumen. Zur Ehre der Aegypter muß man gestehen, daß sie es ganz einsahen, was sie den Geiern schuldig sind. Nicht zufrieden, ihnen den Abgang, Unrath und alles Aas zum Futter zu überlassen, erstreckt sich das Erbarmen der Muselmänner auch aus Religionsgrundsätzen so weit, daß beim Auf- und Untergange der Sonne den Geiern frisches Fleisch vorgeworfen wird. Der Aufwand hierzu wird aus Stiftungen bestritten, die von besondern Freunden dieser Vögel einzig hierzu errichtet worden. Auf Obelisken und in Mumienbekleidungen wurde in ältesten Zeiten schon der Geier verewigt und ihn zu tödten bei Lebensstrafe verboten.

Der größte unter den europäischen ist der Lämmergeier; er ist 4 Fuß lang und mißt mit ausgespannten Flügeln bei 10 Fuß. Von der untern Kinnlade seines purpur-fleischfarbenen Schnabels hängt ein langer haariger Bart herab. Glänzend funkelt der gelbe Augenstern in dunkelrothem Kreise, und wie ein Schnurrbart ziehen sich von dem oben stark gewölbten Schnabel dunkle Streifen hin, dergleichen auch über den Kopf laufen. Sein Oberleib ist dunkel graubraun, der Unterleib röthlichgelb und schmutzig weiß. Seine Füße sind stark befiedert und enden sich in bleifarbige Zehen mit starken Krallen. Seine Heimath sind die Tyroler- und Schweizer-Alpen, auch in Sibirien wird er gefunden. In der Nahrung ist er mit den übrigen Arten im Gegensatz, indem er nur dann Aas frißt, wenn er nichts Lebendiges erhaschen kann. Ziegen, Schafe, Gemsen sind seine gewöhnliche Speise. Es muß ein großartiges Schauspiel sein, den Lämmergeier die Gemse verfolgen zu sehen; welche furchtbaren Sprünge mag diese nicht von Felsen zu Felsen machen, bis sie jenem zur Beute wird.

In unzugängliche Einöden, die keines Menschen Fuß je betritt, baut er sein Nest. In Menagerien hat man schon Beispiele gehabt, daß das Weibchen eines Lämmergeiers ohne Paarung zwei Eier, von der Größe eines Gänseeies, gelegt hat.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 43.

26. Okt. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Von den erledigten Geschäften der Tagsatzung waren zwei Dritttheile reglementarisch, müssen alle Jahre erledigt sein und werden daher gewöhnlich wie mit einer Drehorgel abgeleiert. Erledigung und Nichterledigung dieser Geschäfte brauchten 45 Sitzungen von 47 Gesandten während 90 Tagen. Rechnet man für jeden Gesandten, Weibel und Gefährte inbegriffen, ein Taggeld von 16 Fr., so hat die diesjährige Tagsatzung die Eidsgenossenschaft wenigstens 87,680 Fr. gekostet, ungefähr so viel, als ein Truppenkorps von 10,000 Mann sieben Tage lang auf den Beinen zu erhalten kosten würde. Durchgeht man nun das Verzeichniß unerledigter Geschäfte, so sollte man dafür halten, um diesen Preis dürfte man leicht etwas Tüchtigeres finden, als so eine Tagsatzung ist.

* Der schweizerische Handelskonsul in Amsterdam hat dem Vorort die Anzeige gemacht, daß auf die Nachricht, es dürfte ein Krieg zwischen Frankreich und der Schweiz sich entspinnen, mehrere in niederländischen Diensten sich befindende Schweizeroffiziere höhern Ranges sich bei ihm eingefunden und zu Handen der obersten Bundesbehörde ihm die Erklärung abgegeben haben, daß sie jeden Augenblick bereit seien, aus niederländischen Diensten zu treten, um ihre Kenntnisse, Gut und Blut ihrem Vaterlande zu weihen. Der Vorort hat diesen Vaterlandsfreunden seinen wärmsten Dank für den edeln Beweis vaterländischer Gesinnungen abgestattet.

* Am 18. Okt. starb in Luzern, nach zweitägigem heftigem Leiden Hr. Großrath und Stadtrath Bielmann. Er hatte Dienstag Abends mit den übrigen Aktionärs des neuen Theaters einem Essen zur Feier glücklicher Aufrichtung dieses Gebäudes beigewohnt und kehrte fröhlich und wohlgemuth um 12 Uhr nach Hause, hatte aber auf dem Wege das Unglück, in der Dunkelheit an einen Karren zu stoßen und sich in der Magengegend so schwer zu verwunden, daß ungeachtet schneller und sorgfältiger Hülfeleistung keine Rettung mehr möglich war. Er war ein redlicher, freisinniger und äußerst thätiger Mann, geachtet von allen, die ihn kannten.

* Dasjenige Mitglied der eidsgenössischen Militäraufsichtsbehörde, welches in Galla-Uniform seinen ersten Besuch in Luzern dem französischen Gesandten, Herzog von Montebello, machte, ist Johannes Herzog, gebürtig aus dem Dorfe Effingen; dazumal, als die Bürger im Kanton Aargau noch einen Meister brauchten, wußte er sich in Bekleidung dieser Stelle ein so gewaltiges Ansehen zu geben, daß man ihm seine gewohnten politischen Kratzfüße nicht hätte ansehen können; es ist derselbe, welcher im aargauischen Gr. Rathe bei dem Beschluß, betreffend die Verweigerung der von Frankreich verlangten Ausweisung Ludwig Napoleons, sich feierlichst zu Protokoll verwahrte, was er wahrscheinlich der französischen Ambassade bei jenem Besuch ergebenst zu eröffnen hatte.

* Ein Reisender, der sich für einen Thurgauer ausgab, kam in das Gasthaus zur Krezeren-Brücke in Stocken, und ließ sich Erfrischungen vorsetzen. Sein Diskurs mit den Wirthsleuten führte auf die Vertheidigungsanstalten der Schweiz gegen Frankreich. Der Thurgauer spottete mit Verachtung des schweizerischen Militärwesens und lobte dagegen die große Macht und Gewandtheit der französischen Truppen, während die Gastwirthin und ihre Schwester, wie es braven Schweizerinnen geziemt, Kraft, Muth und Tapferkeit ihrer Landsleute vertheidigten und

erzürnt ihm mit Worten zu verstehen gaben, wie sie mit den Franzosen verfahren wollten, wenn dieselben allfällig in die Schweiz eindrigen sollten. Da der Reisende aber in seinen Aeußerungen zu Gunsten der Franzosen beharrte, so geriethen die Frauenzimmer vereint handgreiflich hinter ihn her, spedierten den Schweizer-Franzosen zum Haus hinaus und riefen ihm nach: „so verdienen alle Franzosen von uns behandelt zu werden, und so auch alle Schweizer, die ihnen das Wort reden.“

* Ein Landpfarrer in einer der freundlichsten Gegenden des K. St. Gallen hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Taubstummenanstalt zu errichten. Die Zöglinge, der humansten und zweckmäßigsten Behandlung sicher, erhalten bei ihm Unterricht für möglichst deutliche Sprache, richtiges Lesen und Schreiben ꝛc. Für Unterricht, Kost, Wohnung und Bedienung wird wöchentlich 3 fl. bezahlt. Die Anstalt ist mit dem 1. Okt. einstweilen für 6 bis 8 Zöglinge eröffnet worden.

* Die Regierung von St. Gallen hat eine Viehsperre gegen Vorarlberg und die süddeutschen Staaten angeordnet, in welchen die Maul- und Klauenseuche sich immer mehr verbreiten soll.

* In Heiden sind die früheren Dorfbewohner durch die Vermittelung der Baukommission übereingekommen, das neue Dorf nach allgemeinem Plan regelmäßig zu bauen und kein anderes als feuerfestes Gebäude aufzuführen. Indessen wurde dem Eigenthümer der Schmiede, in welcher das Feuer ausbrach, der Wiederaufbau seines Hauses durch die Vorsteherschaft untersagt, gegen welche Maßnahme er jedoch bereits die Appellation an den kleinen Rath ergriffen hat. Den Dürftigen unter den Brandbeschädigten von Heiden hat der kl. Rath des Kantons St. Gallen einen Beitrag von 800 fl. aus der Kantonshilfskasse zukommen lassen.

* Die Seidenzucht im Kanton Appenzell macht immer erfreulichere Fortschritte. Dem Komite der gemeinnützigen Gesellschaft wurde ein 13¼ Ellen langes und eine Elle breites Stück Seidenzeug vorgelegt, das im Laufe dieses Jahres in der Gemeinde Speicher von einem Landmanne ohne fremde Beihülfe, ausgenommen 60 Pfund Laub, das im Kant. St. Gallen zur Ernährung der Würmer geholt werden mußte, gewonnen worden. Der Stoff wurde in einem und demselben Hause von 1491 selbsterzogenen Cocons abgehaspelt, gespuhlt, gezettelt und gewoben. Außerdem wurde dem Vereins-Ausschusse von Hrn. Alt-Rathsherr Züst und einem jungen Künstler in Wolfhalden circa 40 Loth selbstgezogene Seide an Strängen übermittelt, welche nun, nachdem sie das Eigenthum der Gesellschaft geworden, bis zur nächsten Hauptversammlung unter der Leitung des Hrn. Hugener in Stein von Landleuten zu einem Regenschirme, einem Paar Strümpfe und Halstüchern verarbeitet und solchergestalt, nebst dem obenerwähnten Seidenstücke, dem Vereine vorgelegt und dann veräußert werden wird.

* Diese Woche wurden die Erziehungsanstalten der Jesuiten in Freiburg wieder eröffnet; die Anzahl der Studierenden ist größer als letztes Jahr, sie wird gegen 800 gerechnet. Mangel an Raum ließ den zahlreichen Nachfragen für dieses Pensionat nicht in größern Maßstabe entsprechen, es würden sonst über 1000 Zöglinge sein. Bewahre uns der Himmel vor dem vielen giftigen Samen, der dadurch in die Welt gestreut wird.

* Seit einiger Zeit hat sich in Küßnacht der Eifer für das Schulwesen immer mehr gehoben; da von der Landsgemeinde nichts erhältlich war, thaten sich Privatpersonen zusammen, erbaten vom Erziehungsrathe des K. Luzern einen Sekundarlehrer, dem sie jährlich über 600 Fr. Besoldung zusicherten; eben so wurde eine Mädchenschule gestiftet und eine Lehrerin mit 400 Fr. Besoldung berufen.

* Die Klauenseuche ist nun für den Kanton Schwyz zum zweiten Male höchst empfindlich. Der Markt in Lauis kann entweder nicht besucht werden, oder fällt sehr nachtheilig aus. In diesem Kanton wird man eine ungewöhnliche Menge Fallimente erleben, wofür weder das Kloster Einsiedeln, noch die Jesuiten, noch das Horn-Regiment, noch die Bürgermeister von Zürich Rath und Hülfe wissen. In Lachen haben in Folge der Absetzung eines Schulmeisters wieder unruhige Auftritte statt gefunden, während welchen das Zeughaus von den Bewohnern Lachens bewacht wurde.

* Das vom dreifachen Bezirksrath in Schwyz erlassene Steuergesetz hat das Vieh steuerfrei erklärt. Man lacht, aber man empört sich auch darüber. Der Rath besteht durchgehends aus den großen Viehbesitzern; soll man da nicht vermuthen, es sorgen dessen Mitglieder mehr für das eigene Wohl, als für das allgemeine? Und wenn man endlich hört, daß der Rath und sein Anhang fast Alles, die Gegnerschaft fast Nichts von dem Reichthum der Alpen genieße, soll man da nicht ausrufen: „Wer wenig hat, dem wird noch genommen, was er hat?“

Ausland.

* Wer durch die Würtemberger Forsten geht, und ist nicht ein sehr guter Christ und vorurtheilsfreier Mann, der glaubt an Verzauberung und denkt, er ist auf die Insel der Circe versetzt, jener spaßhaften Prinzessin, die aus einer Jagdliebhaberei alle Prinzen und sonstige Standesherren und Personen, die sie besuchten, in Wild verwandelte. Diese in Wild verwandelten Menschen behielten bekanntermaßen ihre fünf Sinne und den Gebrauch derselben in noch höherem Grade bei, denn vorher, als sie Menschen waren, und daher geschah es, daß sie in ihrer Verwandlung sehr vernünftige Streiche machten. Von solchem Wilde wimmeln unsere Jagdreviere; Hirsche, Rehe, Schweine, Füchse und Hasen kommen zusammen, singen Loblieder auf diese oder jene Person und halten dann auf sehr verständige Weise Rath, welchen Acker oder Garten sie zuerst verwüsten wollen. Trifft es nun, daß in der Nähe dieser Wilden-Thiere-Sitzungen sich das Feld eines Mitgliedes der zweiten Kammer befindet: so stürzen sie sich auf dasselbe und hausen wie toll. Man hat, um

sich gegen diese Verheerungen zu schützen, diesem edlen und unedlen Wilde einige Artikel aus einem Wildschaden-Gesetz vorgelesen, aber sie haben gelacht und die Sache ist ärger geworden denn vorher.

* Folgendes Lied wurde am 19. d. in Wien dem Kaiser Ferdinand zu seinem Namenstage dargebracht:

Gott erhalte Oestreichs Kaiser!
Heil dem edeln Ferdinand!
Oestreichs Volk beherrscht ein Weiser,
Lenkt es mit gerechter Hand.
Mild und fest zu knüpfen weiß er
Des Vertrauens schönstes Band.
Herrlich tönten seine Worte
Von Milano's Dome her:
„Keines Kerkers Eisenpforte
„Banne den Gefangnen mehr,
„Und vom fernen Zufluchtsorte
„Sei dem Flüchtling Wiederkehr!"
In Lombardia's stolzer Krone
Strahlet kein Demant so rein,
Als der jüngst von Franzens Sohne
Eingefügte Edelstein.
Heil drum seinem Kaiserthrone!
Ferdinand weiß zu verzeihn.

* Die Gebete zu Gott, mit welchen der heilige Vater seine letzte Allocution schloß und die nur die Bitte zum Inhalt hatten, der Herr der Heerschaaren möge das Herz aller Feinde der Kirche zum Besseren wenden, scheinen entweder nicht aufrichtig gemeint gewesen zu sein, oder sie sind vielleicht eben nur des letzteren Grundes wegen, nicht erhört worden. Genug, auf die Feinde der alleinseligmachenden Kirche in Preußen, und ganz besonders in Berlin haben diese Gebete nicht nur gar keinen Einfluß gehabt, vielmehr trifft man dort Anstalten, sich alle ferneren Gebete der Art indirekt zu verbitten, d. h. man will mit Rom gar nichts mehr zu thun haben, ja es soll der noch daselbst befindliche Theil der preußischen Gesandtschaft zurückgerufen und alle weitere Verbindung abgebrochen werden. Diese Wendung hat endlich die Sache genommen, nachdem seit Jahr und Tag versöhnende Schritte gethan worden. Hätte man damals schon den Bruch mit Rom offen ausgesprochen, so würde vielleicht die Krisis der katholischen Kirche in Deutschland nun schon vorüber sein. Jetzt, wo von verschiedenen Seiten her die katholische Welt aufgeregt worden ist, wird die Trennung von Rom mehr Lärm machen.

* Unterhalb der Stadt Oberwesel wurde am 16. Okt. ein mit drei Pferden bespanntes Fahrzeug rheinbrüchig, schlug um und die Ladung, bestehend aus 94 Zentner Vitriol, 58 Zntr. Schrot, 51 Zntr. Backofensteine und 59 Zntr. Lohe nebst den Kleidungsstücken, Papieren und einer aus 68 Thlrn. bestehenden Baarschaft des Schiffmanns versank in die Tiefe des Stromes. Die auf dem Schiffe befindlichen sieben Personen konnten sich im Augenblicke der Gefahr eiligst in die angehängten Kähne retten. Weder das Schiff noch die Ladung war versichert.

* In München zeigen sich die Mitglieder der Gesellschaft Jesu immer häufiger in ihrer Ordenstracht, und man spricht davon, daß dieser Orden nächstens wieder in die baierischen Staaten eingeführt werden dürfte. In der evangelischen Kirche findet man jetzt öfter Schriften, Aufsätze und Briefe, im Sinne von Bekehrten an ihre Verwandten geschrieben, welche den Zweck haben, die Protestanten von dem Irrthume ihrer Ketzerei zu überzeugen. In einem derselben hieß es u. A., daß Martin Luther eigentlich ein Katholik gewesen, den nur durch Zurücksetzung gekränkter Stolz zum Abfall gebracht, womit er so leichtsinnig sich und viele andere nach ihm der Hölle überlieferte u. s. w.

* Ein Mezger in Stockholm hatte einem andern Bewohner der Hauptstadt eine Summe von einigen tausend Reichsthalern zu zahlen, und wurde durch Exekution von seinem Gläubiger dazu angehalten. Der Mezger, um sich für die seinem Kredit zugefügte Schmach zu rächen, besuchte seinen Gläubiger, der krank war, in einem Augenblick, wo dieser allein war, und prügelte ihn in seinem Bette.

* Am 7. Okt. wurde in der Gemeinde Pruney-sous-Ablis eine Frau von zwei Kindern entbunden, welche die sonderbarste Bildung darbieten. Diese Mißgeburt bildet zwei verwachsene Körper mit einem obern und einem untern Kopfe, so daß, wenn man das eine auf die Füße stellt, das andere den Scheitel gegen den Boden kehrt; die Gesichter stehen beide nach der gleichen Seite; man beobachtet zwei Brustkasten und acht Gliedmaßen; sie haben aber zusammen nur einen Bauch, zu dessen beiden Seiten ein Gesäß mit einem After befindlich ist; zwei Wirbelsäulen sind ihrer ganzen Länge nach wahrzunehmen, eben so zwei Steißbeine, aber nur ein Kreuzbein. Es kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß es zwei gesonderte, aber körperlich in einander gewachsene Wesen sind, deren jedes seinen eigenen Willen hat. Ihre ganze Länge beträgt 20 Zoll. Die Mutter dieses Naturwunders ist gut gebaut und hat schon im vorigen Jahre ein wohlgestaltetes Kind geboren; ihre letzte Niederkunft war leicht und bot keinen außergewöhnlichen Umstand dar.

* Manchmal greift man, um seiner Sache recht gewiß zu sein, zu Mitteln, die eben nicht dazu beitragen können, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. So hat neulich der Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Paris, um diese in den Provinzen zu empfehlen, die Anzeige gemacht: bei ihm seien die Herren Montalivet und Montebello erzogen worden.

* Am 17. Okt. fühlte sich der außer Dienst befindliche Escadrons-Chef der Artillerie, Hr. Nault, plötzlich auf der Straße sehr unwohl, und trat, um sich zu erholen, in den Laden eines Stiefelputzers in der Passage Radzivil. Vergebens suchte man eine ganze Stunde lang einen Arzt

auf, und ein herbeigerufener Apotheker erklärte, daß er zu dem verlangten Aderlaß nicht befugt sei. Endlich kam der Polizei-Kommissär des Stadtviertels in Begleitung eines Arztes, aber der ehemalige Artillerie-Offizier war bereits verschieden. Und dies ist in Paris vorgefallen, in einer Stadt, welche die große Nation die einzige in der Welt nennt.

* Das französische Kriegsministerium, welches wegen dem Tagsbefehl des General Aymard beinahe roth geworden wäre, will jetzt, wie man hört, den Befehl erlassen, alle Generale, die Anlage zur Beredsamkeit und schwülstigen Deklamationen haben, zu pensioniren oder in Afrika anzustellen.

* Die „Revue de Paris“ berichtet, daß Hr. v. Montebello auf seinem Gesandtschaftsposten bleibt. Sollte er aber je abgelöst werden, so soll nach dem Altersrang Hr. Baron Mortier sein Nachfolger werden.

* Der „National“ theilt die Nachricht mit, daß der Kriegsminister an den General Schramm den Befehl geschickt habe, die Sammeldivision bis zum 31. Oktober aufzulösen.

** Als die Königin Viktoria von England noch Prinzessin war, las sie eines Tages in der römischen Geschichte die Erzählung von der Mutter der Grachen, Kornelia, welche einer eiteln Dame, die mit ihren Edelsteinen prunkte, ihre beiden Kinder mit den Worten vorstellte: „Das sind meine Edelsteine.“ Die kleine Viktoria legte das Buch hin, blickte ihrer Lehrerin schalkhaft ins Gesicht und sagte: „Edelsteine? im besten Fall waren es doch nur „Cornelians (Karniole).“

* Es ist nun als Thatsache bekannt, daß die Unruhen auf Canada nicht nur nicht gedämmt sind, sondern immer mehr auf eine für England empfindliche Weise auflodern. Alles rüstet sich zu einer energischen Empörung und man spricht laut und offen von der Trennung. Lord Durham will seine Gouverneurstelle niederlegen und nach England zurückkehren; es heißt aber, die Königin Viktoria habe einen eigenhändigen Brief an ihn geschrieben und ihn gebeten, seinen Posten zu behalten, in der Hoffnung, der Lord werde einem solchen Wunsche willfahren. Unterdessen trübt sich auch der politische Horizont in den englischen Kolonien in Ostindien. Nach Berichten aus Kalkutta ist eine Armee von 20,000 Mann aus Nepal in das englische Gebiet eingefallen, und es heißt, Dost Mahomed Khan hätte den General Allard geschlagen.

* Wir erfahren, daß die Londoner Konferenz ihre Beschlüsse über die Vorschläge des Königs von Holland gefaßt habe. Sie verlangt die Vollziehung der 24 Artikel in Betreff der Territorialfrage. In Betreff der Schuld beschränkt sich ihr Reglement auf eine sehr unbedeutende Reduktion. Es soll nun ohne Aufschub statt finden, ohne daß es der Liquidation des Syndikats unterworfen werde.

* Nachrichten aus Tauris melden, der Schah habe die in dem Ultimatum des britischen Gesandten gestellten Bedingungen angenommen und den Wunsch ausgedrückt, daß derselbe so bald als möglich nach Teheran zurückkehren möge.

* Auf dem Dampfschiff „Fürst Metternich“ ist bei der Rückreise von Trapezunt nach Konstantinopel ein Perser an der Pest gestorben, und ein Kapitän nebst zwei Passagieren erkrankten. Bei der Ankunft im Hafen von Konstantinopel meldete der Kapitän das Schiff in Quarantäne. Die an Bord befindlichen Perser lehnten sich dagegen auf, zwei derselben sprangen in's Meer und schwammen an's Ufer, wo sie jedoch sogleich festgenommen, vor den Richter geführt und nach kurzem Verhör erschossen wurden. Von den drei Erkrankten ist hernach der Offizier gestorben.

* Wie man hört, soll der Vizekönig von Aegypten seinen Tribut an die Pforte nur deshalb in Baumwolle entrichtet haben, damit der Sultan seine Ohren gegen die Einflüsterungen der europäischen Mächte schützen könne.

* Die Prinzessin von Beira, Schwester Don Miguels, soll den spanischen Boden betreten haben, um sich mit Don Carlos, ihrem geliebten Schwager, zu vermählen. Die Prinzessin sei von dem ältesten Sohne des Prätendenten, dem einundzwanzigjährigen Infanten Karl Ludwig Maria, und einem päpstlichen Legaten begleitet gewesen, welch Letzterer die priesterliche Einsegnung vollziehen soll. Eine solche Geschichte fehlte noch, um die Regierung in Madrid vollends in Verzweiflung zu bringen.

An ein böses Weib.

Wer dich zum Weibe hat, der scheut kein Ungeheuer,
Und rennt mit Freuden in's Kanonenfeuer.

Anzeigen.

Das in jeder Beziehung wohlthätige Gesetz des aargauischen Großen Rathes vom 5. Sept. 1838 über den Loskauf der Bodenzinse hat die früher gesetzlich bestimmten Normalpreise zur Grundlage, wodurch viele tausend Berechnungen theils für Ausmittelung des Kapitals, theils auch in Betreff des Zinses, absolut nothwendig werden. Einem jeden Pflichtigen muß daran gelegen sein, zu wissen, was er statt der bisherigen Natural-Lieferung nunmehr in Geld zu verzinsen und zu bezahlen hat, und deswegen dürfte die tabellarische Zusammenstellung der Loskaufsummen für die bodenzinspflichtigen Getreidearten berechnet, wie z. B. vom halben Mäßli bis zum Mütt oder Malter ꝛc., nebst Beisetzung des Zinsbetreffnisses von einem jeden kleinern oder größern Betrag zu 4% geneigte Aufnahme finden. Einem solchen Bedürfniß zu entsprechen, bietet Unterzeichneter solche Berechnungstabellen für jedes im hiesigen Kanton früher bestandene trockene Hohlmaß (von Lenzburg, Aarau, Brugg, Zofingen, Baden, Zürich, Klingnau, Bremgarten, Zug, Rheinfelden, Laufenburg, jedes auf einer besondern Tabelle, deren Bezeichnung man der Bestellung beizufügen beliebe) zum Verkauf an, und zwar um den gewiß billigen Preis von 5 Rappen per Stück.

S. Landolt, Buchdrucker in Aarau.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 44. 3. Nov. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Am ersten schönen Tage nach langem Regenwetter.

Es haben die Barden der Vorwelt und Weisen
Den Wechsel besungen in ewigen Kreisen,
Den Wechsel, der diesen Erdball drückt,
Hernieder vom Weltenvater geschickt.

Und immer noch treiben sich Tage und Stunden!
Die Düfte des Lenzes, längst sind sie verschwunden!
Der Sommer mit seiner goldnen Frucht,
Er wird von uns vergebens gesucht.

Ein nächtlicher Flor hat die Erde umhüllet,
Das Gewölke die Brust mit Sorgen erfüllet,
Als ob kein heitrer Tag mehr erwacht'
Und keine Sonne dem Pilger mehr lacht'.

Doch, was erfüllt mir mit Unruh die Seele?
Was ist es, daß ich mich mit Sorgen so quäle?
Schau hin, mein Auge, nach fernem West,
Wo der Hoffnungsstern sich blicken läßt!

Durch die Wolken dringt freundlich der Strahl der Sonne,
Verkündet dem Erdenball Heil, Lust und Wonne;
Wo Menschenhand zur Arbeit sich hebt,
Und Regsamkeit die Natur belebt.

O Goldstrahl, wie blickst du so freundlich hernieder!
Wie tönen so fröhlich der Vögelein Lieder,
Wie spielt jetzt so munter der Knabe und scherzt,
Daß Regenluft nimmer ihn fesselt und schmerzt.

Ja, sei mir gegrüßet, du schönster der Sterne!
Die Welt zu erquicken erscheinst du so gerne;
Und ruft, wann du deine Strahlen geschickt:
„Groß ist der Herr, der Menschen beglückt!“

Und du, o Mensch, willst in Kleinmuth verzagen?
Den Hoffnungsblick nicht mehr zum Sternenchor wagen?
Dich stürzet des Wetters finstrer Sturm,
Gleich wie im Staube den Erdenwurm?

Nein! Himmelan blicke, es lebt ja dort oben
Der Gütige, den wir anbeten und loben,
Der Gott, der Allen stets wohlgethan
Auf dieser dunkeln Lebensbahn!

Vertraue dem Arm, der Heere von Welten
Unwandelbar lenket und ewig. Sie melden:
Nie hat der Allgütige den verschmäht,
Der Hülf und Segen von ihm erfleht!

Noch kreisen die Jahre, noch tosen die Winde
Dem Greise, dem Manne, dem Jüngling, dem Kinde;
Einst scheidet des Lebens düstere Nacht,
Und reiner Aether uns ewig lacht.

Das Toggeli (der Alp).

Freiherr Anton von Fahrwangen war schon als achtjährige Waise aus dem Hause seiner vermögenlos verblichenen Aeltern entfernt und nach Wien gebracht worden, wo er von einem nahen Verwandten in Pflege genommen, aber sehr streng und lieblos behandelt wurde. Er hatte viele gute Anlagen und Eigenschaften, und war besonders sanften und liebreichen Gemüthes. Die böse Behandlung seiner Pflege-Aeltern machte ihn zwar schüchtern, doch nahm er dieselbe nicht übel auf und traute überhaupt Niemanden argen Sinn zu, weil er in sich selbst keinen fand. In reifern Jahren mußte er jedoch vielseitig das Gegentheil erfahren, indem er als arme Waise ohne Empfehlung und Sorge einflußreicher Gönner trotz seinem Fleiß und seinen Fähigkeiten sich überall zurückgesetzt sah. Als es ihm nun in der Fremde nicht gelingen wollte, irgend eine Anstellung zu erhalten, die ihm den nöthigen anständigen Lebensunterhalt sichern würde, kehrte er in seine Heimath zurück, um bei den dortigen Verwandten und ehemaligen Freunden seiner verstorbenen Aeltern Hülfe zu suchen. In seinem väterlichen Hause wurde er von dem derzeitigen Besitzer, Freiherrn von Balm, seinem Oheim, Anfangs scheinbar freund-

ſchaftlich aufgenommen und bewirthet; allein bald kam auch die Rede auf ſeine jetzigen Umſtände, und als Anton dem Oheim ſeine Hoffnung, irgend ein Unterkommen zu finden, offenbarte und ihn um ſeine Mitwirkung dazu bat, erwiderte dieſer: „Jeglicher rechtſchaffene junge Mann hat ſich in der Fremde auch etwas erworben, etwas geſammelt, was bei Dir vermuthlich auch der Fall iſt?“

Anton zuckte mit der Achſel und ſchwieg; denn obwohl er von ſich glaubte, daß er niemals zu den Unfleißigen gehört und in Erfahrungen und Kenntniſſen für ſein Alter nicht zu den Geringſten gezählt werden dürfte: ſo erlaubte ihm ſeine Beſcheidenheit doch nicht, ſich ſelbſt zu rühmen.

„Aha,“ ſagte der Oheim: „ich verſtehe ſchon! Alſo Hans Liederlich geweſen, Alles verjagt und nichts erſpart! Einige Zeit will ich Dir wohl Aufenthalt und Koſt bei mir geſtatten, um Dich nicht geradezu in Noth und Elend zu ſchicken. Unterdeſſen magſt Du dich umthun, und wird es Dir gelingen, ein Unterkommen zu finden, ſoll es mich ſehr freuen. Etwas Weiteres kann ich für dich nicht thun, denn deine Aufführung und dein brauchbares Wiſſen ſind mir unbekannt, und Du ſelbſt haſt ja nichts mitgebracht, was Dich empfehlen könnte.“

Jetzt verſtand Anton den Oheim erſt recht, daß er unter dem Erworbenen „klingendes Silber“ verſtehe. Dieſe Rede ergriff und kränkte ihn tief im Innerſten ſeines Herzens, und erweckte in ihm erſt den Stolz auf das Bewußtſein ſeines innern gemüthlichen Werthes. Er dankte dem Oheim höflich für ſein gefälliges Anerbieten und entfernte ſich, ohne weiter ein Wort mehr darüber zu verlieren.

Ganz in Gedanken vertieft, und ohne zu wiſſen, wohin er ſich nun wenden wolle, führte ihn der Weg dem See und dem Schloſſe von Hallwyl zu. Da begegnete ihm ein mit rothen Triefaugen behaftetes häßliches Bauernweib, das ein halbes Dutzend Schafe vor ſich her trieb; ein kleines, kaum vierzehn Tage altes Lämmlein, deſſen Vorderbeine gänzlich wie Sicheln auswärts gebogen waren, ſo daß es auf den Knien laufen mußte, ſchleppte ſich mit Mühe hinter den Alten her, während ſeine Mutter immer meckernd rückwärts ſchaute, ob ihr Junges auch komme; fluchend hieb die unbarmherzige Bäurin mit einer Peitſche auf das kleine mißgeborne Thierlein los, um dasſelbe zu ſchnellerem Laufe anzutreiben. Dieſe Szene weckte den Jüngling aus ſeinen Träumereien und die kalte Gefühlloſigkeit des Weibes empörte ihn; er ermahnte ſie, das Thierchen zu tragen; ſie aber lachte ihn aus, und als er ihr etwas ernſthaft und derb Mitleiden einſprach, überſchüttete ſie ihn mit einem Strom von Schimpfworten, die ihn ſo ſehr erzürnten, daß er der Bäuerin eine derbe Maulſchelle verſetzte und ſeines Weges weiter zog.

Er beſaß eine zahme Amſel, die ihn, auf ſeiner Achſel ſitzend oder vor ihm her flatternd, überall hin begleitete. Als er den glänzenden Spiegel des Sees gewahrte, ſetzte er ſich nieder auf einen grünen Raſenplatz, um das Ufergelände genauer betrachten zu können, deſſen Anſicht er ſich ſeit ſeinen Knabenjahren kaum mehr erinnern konnte. „O du guter Gott!“ dachte er bei ſich ſelbſt: „wie ſchön wäre dieſe meine Heimath, wenn ich nicht allein darin ſtände!“ Seine Amſel flatterte freudig um ihn her und pfiff nach ihrer gewohnten Weiſe, als ſie auf der Straße vor ihm eine große Ackerwerre gewahr wurde; huſch war ſie darüber her, machte ihr in luſtigen Sprüngen mit einigen Schnabelhieben den Garaus, verſchlang ſie und flog dann hinab in ein Gebüſch am Waſſer. Anton fand ſich beſchämt durch die ſorgloſe Munterkeit des Thierchens und erinnerte ſich unwillkührlich des Spruches: „Der allmächtige Vater, der die Raben auf dem Felde nährt, wird auch meiner nicht vergeſſen!“ Somit ging er getröſtet von dannen, als plötzlich ſein Vogel mit dem ihm bekannten Angſtruf aus einem Buſche aufflog, wobei er ein Geräuſch vernahm, das dem Plumſchen eines in's Waſſer fallenden ſchweren Gegenſtandes glich. Schnell eilte er zu dieſer Stelle und ſah in dem dort etwa fünf bis ſechs Fuß tiefen hellen Seewaſſer ein Frauenzimmer mit dieſem Elemente ringen, wodurch ſie ſich eher vom Ufer entfernte, als ihm näher kam. Raſch ſtürzte er ſich nach, ergriff ſie und zog ſie in's Trockene. Es war ein wunderſchönes, zartes Mädchen von etwa achtzehn Jahren, welches über den Unfall beſchämt ihn ſchüchtern anblickte und mit liebreichen Worten bat, ſie in's nahe Schloß Hallwyl zu begleiten, wo er ohnehin einzuſprechen geſonnen war. Dort angelangt, empfing man, zwar erſtaunt über den triefenden Anzug der Erſcheinenden, den Gaſt ſehr freundſchaftlich und reichte ihm andere Kleider, wobei er erfuhr, daß die Gerettete die Tochter des Gutsbeſitzers war, die, nachdem auch ſie ſich in trockene Kleider begeben, erklärte: ſie hätte am Seeufer eine Blume pflücken wollen, und ſei, durch das Geſchrei eines Vogels erſchreckt, ausgeglitſcht und in's Waſſer gefallen. Anton hinwieder gab auch ſeine Herkunft zu erkennen und eröffnete dem Herrn von Hallwyl zutraulich ſeine Lage und die kalte Einſeitigkeit des Oheims.

„Hat nichts zu ſagen, junger Mann!“ antwortete Hallwyl: „Ich kenne den Knicker; bei ihm hat außer dem Geld nichts in der Welt einen Werth. Deine Offenherzigkeit aber gefällt mir; bleibe bei uns, Du ſollſt nicht allein und ohne Troſt in deiner Heimath ſein. Ich verdanke Dir das Leben meiner Tochter. Verlange dafür, was Dir gefällt; wenn es in meinen Kräften ſteht, ſoll es Dir mit Gottes Hilfe gewährt ſein.“

Da flatterte die Amſel vor das Fenſter, und bat, an eine der kleinen runden Scheiben pickend, um Einlaß. Anton erklärte ſie als ſein Eigenthum, ſo wie, daß, wenn auch dieſer Vogel nicht die muthmaßliche Schuld des Un-

falles gewesen, es immerhin in seiner Pflicht als Mensch gelegen sei, den Nebenmenschen aus Lebensgefahr zu retten.

„Ach was! Keine Ausreden, junger Mensch!“ sagte Hallwyl: „Du hast großmüthig geholfen, wo Hülfe Noth that; es soll auch Dir geholfen sein!“

Anton erwiederte bescheiden: „Nun, ich werde Eure Bemühungen um meine Wenigkeit mit Dank erkennen; es wäre unbescheiden, die Güte eines Wohlwollenden zurückzuweisen, wenn man ihrer so dringend bedarf.“

„Jetzt rede Du, Mathilde!“ fuhr Hallwyl zu seiner Tochter gewandt fort: „Womit hast Du im Sinn, ihm für dein Leben zu danken?“

Sie erröthete, senkte ihr Köpfchen und schwieg.

Anton nahm dafür das Wort und erklärte noch einmal mit entschlossenom Tone, daß man ihm keinen Dank schuldig sei, und daß er sich einzig um gütige Empfehlungen und einiger Beihülfe zu irgend einem Unterkommen bewerbe, die er ohne willige und einflußreiche Verwandtschaft nun so nöthig habe.

Hallwyl rieb sich mit der Hand die Stirn und sagte: „Ich verstehe, mein Freund; soll an meiner Sorge nicht fehlen.“

Anton ließ nun von Fahrwangen seine wenigen Effekten holen. Man wies ihm im Schlosse zu Hallwyl ein Gemach zu einstweiliger Wohnung an, wohin er sich nach Ankunft seiner Sachen begab, um sie auszupacken und zu ordnen.

Als Herr von Hallwyl mit seiner Tochter allein war, sagte er zu ihr: „Ich glaubte ihm mit nichts besser danken zu können, als mit dem Anerbieten deiner Hand, doch dein Herz scheint fern davon zu sein?“

„Lieber Vater,“ antwortete sie: „Ich mißkenne Deine guten Absichten nie; aber wie konnte ich auf eine solche Frage in Gegenwart der betreffenden und noch unbekannten Person antworten? Ich verdanke ihm nun freilich die Rettung meines Lebens; aber was wäre sie für mich, wenn sie mich für mein ganzes Leben unglücklich machte? Ueberdies, setzte sie, am Schürzenzopf zupfend, mit gesenktem Blicke, etwas leiser hinzu: scheint ihm auch an meiner Hand nicht so viel gelegen zu sein!“

„Hast Recht, mein Kind,“ sagte er. „Schlafe ruhig auf deinen Schrecken.“

(Fortsetzung folgt.)

An Mark Aurel.

Wenn, Fürsten Weiseſter, in unsrer Zeit du lebtest,
Der Kunst und Wissenschaft Emporschwung könntest sehn,
Du, der stets Eifers voll nach Vervollkommnung strebtest:
Wie würd'st den Zeitgeist du mit scharfem Blick durchspähn!
Und wenn du ehmals dich als Gott gleichsam erhebtest:
Wie würdest du erst jetzt des Ruhmes Lorbeern mähn!
Gebötest du, wie einst, noch hundert Millionen,
Wie würd' des Segens Füll' in deinem Reiche wohnen!

Lebensgefahr des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen zu Saalfeld, 1547.

Nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 kam Kaiser Karl V. mit dem gefangenen Kurfürsten Johann Friederich auf dem Marsch nach Augsburg auch durch Saalfeld. Sie übernachteten daselbst am 27. Junius, Donnerstag nach dem Johannisfest. Der Kaiser nahm sein Quatier in dem erst erbaueten Gasthaus zur goldenen Gans (jetzt zum goldenen Anker) auf dem Markte und logirte in dem größten Zimmer der zweiten Etage, über dessen Thür geschrieben stand: „Gemach Ihre Kaiserl. Gnaden Karl V.“ Der gefangene Kurfürst wurde in ein Gewölbe parterre links am Eingang in den Hof eingeführt und die Thür desselben mit spanischer Wache besetzt. Beide hohe Personen waren die ersten Gäste in diesem Gasthause. Im Jahre 1532 den 8ten Nov. Freitags nach Leonhardi hatte Johann Friedrich in Saalfeld persönlich die feierliche Huldigung empfangen (Müllers Annalen), 1544 während eines dreitägigen Aufenthaltes den Jubel und die Freuden-Bezeigungen der Stadt eingeärntet; und jetzt in der Mitte dieser ihm treu gebliebenen Unterthanen als Gefangener in einem Kerker zu sein, mußte seine edle Brust mit bitterem Schmerz erfüllen. Die allgemeine Theilnahme an dem traurigen Loos des geliebten Landesvaters stieg zu einer solchen Erbitterung der Bürger gegen die spanische Einquartierung, daß, ohnerachtet es für Stadt und Land die nachtheiligsten Folgen haben konnte, doch Excesse vorfielen und zwei spanische Offiziere außerhalb der Stadt erstochen wurden. Während der Kurfürst in seinem Gefängniß mit manchem Wehgefühl zu kämpfen haben mochte, befiel ihn auf einmal eine unerklärbare Bangigkeit; Angstschweiß brach hervor, und er konnte, etwas Uebles ahnend, nicht länger innerhalb der Mauern verbleiben. Er ließ sich vom Kaiser die Erlaubniß ausbitten, frische Luft zu schöpfen. Sie wurde ihm gewährt. Kaum hatte er den Hof des Gasthauses betreten, so brach die Decke des Gewölbes zusammen. Die Rettung des heldenmüthigen Vertheidigers der guten Sache auf dem Wege der Vorsehung machte doch auf den Kaiser so viel Eindruck, daß er den Kurfürsten nicht wieder in ein Gewölbe führen, sondern milder behandeln ließ. Das Gewölbe selbst mit den Spuren, wo die Decke einbrach, besteht bis jetzt noch. Zum Andenken an den Aufenthalt dieser hohen Personen in diesem Gasthause wurde über die Hausthür desselben eine hölzerne Tafel mit der Aufschrift angebracht: „Herzog Johann Friedrich, geborner Kurfürst zu Sachsen, und Kaiser Karl V. die ersten Gäste in dieser Behausung. Anno 1547.“

Als Johann Friedrich aus seiner Gefangenschaft zu seinen Unterthanen zurückkehrte, erfreute er auch Saalfeld mit seinem Besuch am 14. Sept. 1552, wurde mit möglichster Feierlichkeit und ungemeinem Jubel empfangen und logirte wieder in demselben Gasthofe, wo ihn als Gefangenen so große Gefahr bedroht hatte. Während seiner Anwesenheit wurde auf dortigem Rathhause wieder die erste feierliche landständische Versammlung gehalten.

Warnung.

Es trippelet und schnüüflet im Cheller die Muus
Um d'Falle, und hätti der Speck so gern druus:
Und schlüüft sie zletscht ine-n und frißt en — o weh!
So isch sie verlore-n und gümplet nie meh.
Flieh, flieh! Flieh, flieh!
Wenn der Lockvogel pfyft.

Der Fischer setzt Aengel mit Würmlene dra;
Das Fischli umschwänzlet's und lechzet dernah:
Es schnappet und schnappet, und het's es — o weh!
So isch es denn gfange-n und schwänzlet nie meh.
Flieh flieh, flieh flieh,
Wenn der Lockvogel pfyft.

Der Vogler steckt Rüetli mit Beerene dra,
Das Finkli umflattret's und möcht sie gern ha;
Und chunnt's ihne nöcher und frißt sie — o weh!
So isch es halt gfange-n und singt is nie meh!
Flieh flieh, flieh flieh,
Wenn der Lockvogel pfyft.

Du hüpfist dur's Lebe so munter und froh,
Es locket und pfyft dir bald dert und bald do;
Lo's locke, lo's pfyfe, wenn's scho niemes wehrt,
Und denk, was di 's Fischli und 's Vögeli lehrt:
Flieh flieh, flieh flieh,
Wenn der Lockvogel pfyft.

M. Usteri.

Naturgeschichte.

Der Meerpolyp.

Er gehört zu den Sepien, den größten und vollkommensten unter den Weichthieren, welche bloß das Meer, und zwar stets entfernt von den Küsten vorzugsweise die wärmern Zonen bewohnen. Die Natur hat in ihnen zähe, bewegliche, weiche Hautmassen, mit reichlicher Fleischmuskelthätigkeit dargestellt, in welchen von festen Theilen nur schwache Spuren und keine symmetrischen Gliedmaßen zu bemerken sind. Dennoch scheint ihr Nervensystem höhere Kräfte zu bewahren, denn man will sie als grausam, räuberisch, gefräßig, selbst listig erkennen.

Ihre Haut ist äußerst glatt und glänzend, wie Flechsen, und bildet einen Fleischsack, der sämmtliche Eingeweide einhüllt. Ihre Seiten dehnen sich bei mehrern zu fleischigen Floßen aus, nach vorn aber, über den Kopf hinaus, in lange Arme. Auf der Hautoberfläche zeigt sich bei gereiztem Zustande das Erscheinen und Verschwinden von Pünktchen, dem Farbenspiel des Chamäleons ähnlich.

In dem Fleischsacke steckt das eigentliche Thier, gekrümmt, so daß sich ein, gleichsam das Schwanzende vorstellender Theil, der Trichter, nach unten wieder herumbiegt, um unter dem Kopfe aus jenem Sacke wieder hervorzutreten. Auch der Kopf steht aus ihm hervor, ist rund, mit zwei dem Papagaienschnabel ähnlichen Kinnladen, und zwei großen, aus vielen trennbaren Häuten bestehenden, übrigens sehr ausgebildeten Augen. Um den Mund befinden sich acht bis zehn fleischige, dreieckig kegelförmige, ausdehnbare Aerme, an denen zierlich gebildete Näpfchen entwickelt sind, die, der obern Mündung eines Leuchters gleichend, einen Knorpelring bilden und in ihrem hohlen Raume mit Blättchen besetzt sind. Mittelst dieser in einer oder zwei Reihen stehenden Saugnäpfchen kann das Thier sich fest an andere Körper anheften, indem es sie anpreßt und durch Zurückziehen eines Muskels derselben eine Saughöhle bildet, sie dabei mit dem in einen langen Strick ausdehnbaren Arm umfassen und sie zur leichten Beute machen. Selbst badende Menschen werden von ihnen so heftig umschlungen, daß ihnen die Kräfte ausgehen und sie in Lebensgefahr gerathen. Diese Organe dienen den Sepien auch zugleich zum Laufen, Schwimmen und Fortkriechen.

Eine eigene Drüse erzeugt einen dunkelschwarzen Saft, der ihnen den Namen „Tintenfisch“ gab und den der gemeine am reichlichsten ausleeren kann, um dadurch das Wasser zu trüben und seine Beute desto sicherer zu fangen oder sich vor den Feinden verbergen zu können. Dieser unter dem Namen Sepia bekannte Stoff wird in nußgroßen verhärteten Knollen zu uns gebracht und zu Malerfarbe verbraucht.

Die Sepien verzehren Seethiere aller Art, Fische, Muscheln und Krebse. Sie selbst werden wieder größern Raubthieren zum Opfer. Bei ihrer Begattung umfassen sich Männchen und Weibchen mit den Armen, Kopf gegen Kopf, und schwimmen so eine Zeit lang mit einander verbunden. Ihre Eier, von länglichrunder Gestalt, haben eine schwarze biegsame Schale, die sich in einen Stiel verlängert, mittelst dessen sich ihrer gegen hundert traubenartig an andere Körper anhängen, daher ihr Name Seetrauben.

Ihr Fleisch ist zähe und fad, und schmeckt schlecht; doch werden die kleinern Gattungen in Italien häufig gebraten an Wirthstafeln aufgesetzt, die größern ißt nur das gemeine Volk.

Der große Meerpolyp ist mit den Aermen gewöhnlich anderthalb Fuß lang, auch gibt es welche von drei Fuß und noch größere. Er soll öfter an's Land gehen. Man findet ihn im Mittelmeer, dem atlantischen, und selbst, wiewohl seltener, in der Nordsee bis nach Grönland. Im Winter verbirgt er sich, wenigstens sind in dieser Jahreszeit noch nie welche gefangen worden.

Barbudo (der spanische Schinderhannes).

Eine Geisterstimme.

Viel gethan hab' ich im Leben, ausgeplündert, todtgeschlagen,
Und um ein paar lump'ge Gulden mußt' ich wie ein Hund mich plagen:
Meinen Spuren folgten Häscher, meinen Schritten die Gendarmen,
Und am Ende sah man bluten auf dem Hochgericht mich Armen.
Wartet nur, ihr Henkersknechte, komm' ich wieder einst auf Erden,
Will ich, euch zum bittern Hohne, auch Gesetzesschreiber werden.
Sichrer läßt es sich dann plundern, man bekommt sogar noch Orden,
Und man braucht sich nicht zu plagen, nicht zu kämpfen, nicht zu morden.

Auflösung des Räthsels in No. 42: „Zipperlein.“

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 44.

3. Nov. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Die wichtigen Anstände zwischen der so winzig kleinen Schweiz und dem riesenmäßig gewaltigen Frankreich sind nun gehoben, die Furcht und Entsetzen erregende Gefahr ist nun glücklich vorübergeschlüpft, die wackern und kriegerischen Heldensöhne Helvetiens sind von der bedrohten Grenze, die sie in unzähligen Schaaren so muthig bewachten, wieder zu ihren liebenden und lohnenden Weibern und Schätzchen heimgekehrt und selbst die um das Wohl gemeiner Eidsgenossenschaft so aufrichtig besorgte, kräftige und einige Bundesbehörde, die hohe Tagsatzung, hat den Schweiß von ihrer Stirn getrocknet, und nach einer Arbeit voll saurer Mühe und bitterer Angst die Hände gefaltet, um dem lieben Gott für die Erhaltung des Friedens zu danken und ihn zu bitten, er möge verhüten, daß nie nie mehr ein Fürst über ihre ungerathenen Kinder sich beschwere; alsdann legte sie sich in den Schoos der süßen Ruhe, wir wollen nicht hoffen der ewigen, wie die Ungerathenen wünschen; denn welches dankbare Landeskind wird nicht ihre in den nun vorübergeeilten wichtigen Augenblicken so väterlich und heilsam gewirkten Bestrebungen gerührt anerkennen, um sie dadurch anzufeuern, in zukünftigen allfällig kritischen Umständen auf gleiche Weise fortzufahren? Wer wird läugnen, daß einzig und allein sie den unseligen Sturm beschworen, indem sie auf der einen Seite sich so entschlossen zeigte, während sie auf der andern so schnell, ungesäumt und parteilos alle Landessöhne so zahllos unter die Waffen rief, und dadurch kräftigen und wirksamen Widerstand und mächtigen Schutz dem Vaterlande bereitete? Wer wird nicht sein Vertrauen für alle Zukunft einzig und allein auf eine Behörde setzen, deren Freiheits- und Vaterlandsliebe, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, Erfahrenheit und Entschlossenheit, Kräfte und Muth sich seit längerer Zeit so glänzend bewährt hat? Darum wird Niemand der verführerischen Stimme Gehör schenken und folgen, die da so glattzüngig, heuchlerisch und süßtönig ruft: „Eidsgenossen, säumet nicht länger, den Bund eurer Väter zu erneuern und aus dem lockern wieder einen Bund stiften, der uns einig und stark machen kann. Lässet euch fürder nicht mehr daran hindern durch die kopf- und trostlosen Berathungen der Tagsatzung. Weg mit diesem Institut von dem heiligen Geschäfte, für welches es weder Sinn noch Willen hat! Es entstehe ein neues Grütli! Auf, ihr biedern Eidgenossen, ergreifet das Panner der Freiheit, damit sich das Schweizervolk unter ihm sammle zum neuen Bunde für Gott und Vaterland!“ Dieses, geliebte Landeskinder, ist die süße Stimme des strafbaren Jakobinismus, des Radikalismus, der Revolution, die euch auf gefährliche Klippen verlocken und in's sichere Verderben führen will, darum folget ihr nicht, schlafet ruhig und vertrauensvoll unter der Obhut einer altgewohnten Behörde, deren Stützpunkt einzig auf eurem eignen Wohlbefinden ruht und die den Frieden und das gute Einverständniß mit den Nachbarn nie aus den Augen verlieren wird. (Obiger Aufsatz möge denjenigen verehrten Lesern des Posthörnchens zu trostreicher Erbauung dienen, denen die bisherigen nicht behagten, und die deshalb ihr gnädigstes Mißfallen darüber bezeugten).

* Durch die neuesten Verwickelungen ist wenigstens so viel gewonnen worden, daß die welschen Kantone vermöge ihrer Aufopferung und trefflichen Haltung die Achtung und Liebe der deutschen regenerirten Kantone in

einen bisher nie gekannten Grade, so wie die Herren Pronnard und Rigaud eine bleibende eidsgenössische Bedeutung gewonnen haben. Dann hat man die Erfahrung gemacht, daß ein Angriff auf unsere Unabhängigkeit so leicht nicht angehe, wie der stolze Herzog von Mortebello zu glauben schien, sondern daß ein Aufstand in Masse zu erwarten wäre, etwa dann dem Gewalthaber Niemand verbürgen könnte, daß der Lavastrom nicht auch sein Gebiet erreichen und ein Tag erscheinen möchte, der ihm nicht gefiele. Endlich hat der Radikalismus in der Schweiz neue kräftige Wurzeln geschlagen, wodurch Aristokratie und „Schüßdemlich“ ganz in Hintergrund fallen; denn das Volk ist seiner selbst bewußt geworden, hat seine Kraft wieder kennen gelernt und sich von Männern, die man sonst für aufrichtige Volksmänner hielt, aber jetzt zur Nachgiebigkeit gegen Frankreich geneigt waren, nicht den Glauben an sein Recht rauben lassen.

* Der Geld- und Lederhändler Großrath Büttiker wurde im Wirthshause zu Wangen über die Treppe hinunter geworfen, weil er diejenigen „Verräther des Vaterlands“ nannte, welche die Waffen gegen Frankreich ergreifen würden. Die Bäuern, welche ihn hinauswarfen, entschuldigten sich folgendermaßen: „Wir hätten ihn beim Richter anzeigen können, wußten aber zum Voraus, daß sowohl das Amtsgericht Olten als das Appellationsgericht ihn frei gesprochen hätte, darum wollten wir ihn selber richten.“

Ausland.

* Der politische Mord in Krakau ist, nach Privatbriefen, dort der Gegenstand der höchsten Volkserbitterung geworden. Der Ermordete war ein allgemein gehaßter russischer Agent, Cielek, als dessen Mörder der Student Lewiczki verhaftet wurde. Vergebens stellte der Beschuldigte Zeugen, welche beschworen, daß er den ganzen Abend über seine Wohnung nicht verlassen habe. Die militärisch geführte summarische Untersuchung endete damit, daß man den Angeklagten durch Prügel zum Geständniß zu bringen suchte, in deren Folge er im Gefängnisse starb. Die Masse der Senatoren und Deputirten unterzeichneten einen energischen Protest gegen dies Verfahren; aber die allgemeine Erbitterung des Volks verdoppelt die strenge Wachsamkeit der Besatzung.

* Bei dem ersten Volksaufstande in Stockholm, angeregt durch die Verurtheilung des Assessor Ersenstolpe, wurden Mehrere verwundet, die man in ein Lazareth brachte. In dasselbe begab sich sofort der Präsident des Hofgerichts, und forderte von den Aerzten, die Verwundeten auszuforschen, wer die Anstifter der Unruhen gewesen, und wer sie dazu verführt. Im Namen aller seiner Kollegen antwortete ein junger Arzt: „Unsere Pflicht erheischt, den Kranken beizustehen und ihre Heilung zu vollenden, aber keineswegs das Amt der Späher zu übernehmen.“ Eine solche ehrenfeste Antwort würde an manchen Orten vielleicht nicht gegeben worden sein.

* Die Landstraßen in Frankreich sind jetzt in so schlechtem Zustande, daß selbst die Kuriere nicht zur bestimmten Zeit eintreffen können. Man wundert sich um so mehr darüber, da im diesjährigen Staatsbüdget ungeheure Summen für's Straßenbauwesen angeführt sind.

* Der Charivari meint: „Mit Recht muß man erstaunen, daß der Hof mit so vieler Hartnäckigkeit darauf bestand, daß Louis Napoleon verjagt werde, da er doch sonst die Louis und Napoleons so sehr liebt und sie so emsig in seine Kasten sammelt.“

* Die Königin von Portugal sieht schmerzvoll und dabei doch mit mütterlicher Freude dem Augenblicke entgegen, wo sie ihrem Volke einen zweiten Vater schenken wird. Prinzen sind nämlich schon bei ihrer Geburt Volks-Väter, oft auch nicht. Was den Frieden des Landes betrifft, so gehört dieser noch zu den Fabeln ohne Moral.

Donna Maria Theresia, Prinzessin von Beira, soll in dem Augenblicke, wo sie den spanischen Boden betrat, an das französische Polizeiministerium eine große Nase geschickt haben.

* Es heißt, daß die Prinzessin Beira ihrem Gemahle nicht nur viel Geld, sondern, was noch mehr werth ist, auch das Versprechen mitbringe, auf eine kräftige Unterstützung von Seiten Rußlands rechnen zu dürfen.

* Der famöse Karlisten-General Kabrera hatte jüngst eine ganze Menge Weiber gefangen, und hoffte, ihre zärtlichen Männer würden sie für große Summen wieder einlösen. Er scheint aber gerade keine von den besten erwischt zu haben: denn mit Mühe konnte er für ihre Freilassung kaum einige Maulthiere erhalten. Dagegen ward in Frankreich ein Mädchen ihrem Bräutigam abtrünnig und verlobte sich mit einem andern. Der Verstoßene forderte den neuen Günstling zum Zweikampfe heraus, tödtete ihn und zerschmetterte sich hierauf selbst den Kopf durch einen Pistolenschuß.

Pfarrer Paul.

Zwar — die Gemeinde klagt:
„Paul thut nicht, was er sagt.“
Doch eines scheint mir gut:
Paul sagt nicht, was er thut.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 45. 10. Nov. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Sprachlos trat ich aus den Räumen,
Wo nur Nacht und Dunkel weilt,
Zu des Lebens schönern Keimen,
Die Natur und Menschheit theilt.

Liebend reicht aus jenen Fernen
Mir Jehova seine Hand,
Daß ich zu den bessern Sternen
Eingeh', zu dem Heimathland.

Liebend trat Er mir zur Seite,
Als ich an dem Abgrund lag;
Liebend schützt Er mich noch heute —
Bis zum letzten Glockenschlag.

Kann ich gleich in schwachem Grade
Preisen seiner Liebe Höh'n:
Soll doch ewig seiner Gnade,
Seiner Liebe Fahne wehn!

Liebe goß Er in die Sphären
Seiner weiten Schöpfung aus.
Sterbliche, ihr sollt sie hören
In dem großen Weltenhaus!

Liebe lenkt der Mütter Herzen
Zu dem zarten Säugling hin;
Ihr entweichen Sorg' und Schmerzen,
Wo im Kampf sie Muth verlieh'n.

Wo sich Brüder tödtlich haßten,
Hat die Liebe sie vereint;
Und wo Liebende erblaßten,
Hat der Freund den Freund beweint.

Wo der Frevler ob den Thaten
Blutet auf dem Hochgerüst,
Deckt die Liebe Schuld und Schaden,
Deckt die Liebe Trug und List.

Ja, mein Glaube steht hienieden
Felsen gleich im Meeresgrund;
Dieser Glaube führt zu Frieden,
Zu der Liebe schönem Bund.

Wo der Tod die Herzen trennet,
Hebt der Glaube mich empor,
Was die Erde Scheiden nennet,
Trägt uns zu der Engel Chor!

Ob auch Thoren Witze reißen:
Ich folg' stets des Glaubens Bahn;
Selbst im Sturm ist uns verheißen
Gottes Macht, drum bet' ich an!

Und so lang die Gottheit waltet,
Ist die Tugend niemals Wahn:
Dort, wo sich mein Glaub' entfaltet,
Schau' ich, was Verklärte sah'n.

Meine Hoffnung kann nicht trügen,
Sie stammt aus dem Urquell ab;
Meine Sehnsucht kann nicht lügen,
Sie geleitet mich in's Grab.

Eine beßre Zukunft reichet
Treu dem Dulder seinen Lohn;
Dort, wo jede Klage schweiget,
Winkt dem Guten eine Kron'.

Drum, o Glaube, Hoffnung, Liebe!
Führet mich zur Tugend an;
Sagt, daß nach des Lebens Trübe
Erst beginnt des Glückes Bahn.

Ihr sollt mir zur Seite wallen:
Euch reich' ich den Pilgerstab,
Führt mich hin in jene Hallen
Der Verklärung über'm Grab.

Dort will ich den Vater bitten:
„Laß, Herr! Glaube, Lieb' und Treu',
Hoffnung wohnen in den Hütten,
Daß die Erd' dein Tempel sei!“

Das Toggeli (der Alp).

Fortsetzung.

Voll Gedanken über die Vorfälle des vergangenen Tages lag Anton im Bette, ohne daß er den Schlaf finden konnte.

Freudeathmend über die Beiſtandsverheißungen des Herrn von Hallwyl ſetzte er neue Hoffnungen in die Zukunft und dankte Gott für den glücklichen Zufall, der ihn in dieſes Haus geführt. Aber zwiſchen alle Hoffnungen und Gebete drängte ſich ihm immer unwillkürlich das Bild der reizenden und liebreichen Tochter ſeines neuen Beſchützers auf, und ſelbſt als ihn endlich die Ermattung ſeines Körpers dem Schlummer überliefert hatte, gaukelte ihm der Traumgott dasſelbe mit allerlei angenehmen Nebenumſtänden ſo voller Liebreiz vor, daß er, des Morgens erwacht, wünſchte, auf ewig ſo fortgeträumt zu haben. Er rief ſich die Begebenheiten des geſtrigen Tages wieder zu Gedächtniß, um ſich zu verſichern, daß nicht das Ganze nur ein Traum geweſen ſei, und jetzt erſt fielen ihm die Worte des Herrn von Hallwyl auf, jetzt erſt glaubte er ſein Anerbieten recht zu verſtehen, und wagte doch nicht, an die Möglichkeit zu glauben, daß es ihm damit Ernſt geweſen oder daß er es wirklich ſo gemeint habe. Doch, dachte er bei ſich ſelbſt: ſei dem wie ihm wolle, iſt für mich nichts verloren; war es nicht alſo, kann es noch werden; meinte er es aber wirklich ſo, kann man ſich ja noch immer verſtändigen; es hätte ſich ja ohnedies für einen neuangekommenen Fremdling nicht geſchickt, ſolche Gedanken zu hegen und derlei Anſprüche geltend zu machen; man muß doch erſt einander gegenſeitig kennen lernen; Zeit bringt Rath.

Eine flüchtige Röthe überzog Mathildens Antlitz, als der Jüngling in's Speiſegemach zum Frühſtück trat, und ſeinen Morgengruß ausrichtete. Er mußte auf des Hausherrn Befehl neben ihr Platz nehmen, was ihm eben nicht ſo unlieb war. Stumm ſaßen beide eine Weile neben einander, als wenn ſie abſichtlich jede Berührung und jede Anrede vermieden, bis Herr von Hallwyl von Wien zu ſprechen begann und den Gaſt um Dieſes und Jenes befragte, worauf Anton mit Beſcheidenheit Antwort und Auskunft ertheilte. Dabei entging aber dem alten Herrn der gegenſeitige Blickwechſel, das Erröthen und Augenniederſchlagen der jungen Leute nicht, und er ſchloß daraus, daß die beiderſeitige Abneigung wohl nicht ſo groß ſein müſſe. Von dieſer Zeit an ließ er ſie oft abſichtlich bei einander allein und ſchickte ſie mit einander ſpazieren, denn der Jüngling und ſein Benehmen gefiel ihm, und es war ihm daran gelegen, daß ſeine von luſtigen Liebhabern aus den Burgen der Umgegend umſchwärmte blühende Tochter bald einen rechtſchaffenen Gatten erhielt, den er in Anton, als dem Sohne eines ſeiner geliebten Jugendfreunde, erblicken zu dürfen glaubte, wozu ihm dagegen keiner der bisherigen Bewerber paſſend ſchien, von denen er aber doch befürchtete, daß es einem derſelben gelingen möchte, des Mädchens Gunſt zu erſchleichen, und obwohl mehrere aus ſehr reichen und angeſehenen Familien ſich dabei befanden, ſo war die Liebe zu ſeinem Kinde doch vernünftiger und aufrichtiger, als daß er ſie bloß irdiſcher Güter halber, deren er ſelbſt genug beſaß, Dieſem oder Jenem anhieng; nein, er ſah auf Edleres: auf ein ſanftes Gemüth, häuslichen Sinn und hellen Verſtand, und er beſaß ſelbſt des Scharfblickes genug, um dieſes an Anton ſogleich wahrzunehmen, wenn ſchon der geldſüchtige Oheim ihn nicht empfehlungswürdig befunden hatte. Mit Vergnügen bemerkte er daher bald die immer größer werdende Vertraulichkeit zwiſchen Anton und Mathilden, und als er ſie eines Tages wieder in ihrem Blickwechſel beobachtet hatte, ſagte er zu Anton: „Junger Mann, Du biſt nicht mehr fremd in unſerm Hauſe; haſt Du einen Wunſch auf deinem Herzen, mache ihn ohne Scheu offenbar; wir ſind Dir ohnehin viel ſchuldig, und Du weißt, daß ich wie ein zweiter Vater Dich liebe!“

Zu Mathilden gewendet, ſprach er: „Und Du, mein Töchterchen, haſt ihm den Lohn für die Lebensgefahr, in die er ſich deinetwegen verſetzte, noch immer nicht gegeben; ich dächte, wenigſtens ein Küßchen wäre ſie werth.“

Der Jüngling fiel ſeinem Gönner zu Füßen, welcher ihn aber alſogleich wieder empor hob, beide jungen Leute bei den Händen faßte, dieſe in einander legte und ſagte: „Nun, was zögert ihr?“

Sie fielen einander um den Hals und ein glühender Kuß erfüllte Beider Herzen mit unnennbarer Seligkeit. Plötzlich aber riß ſich Mathilde los und fing heftig an zu weinen.

„Was iſt Dir?“ fragte der Vater verwundert: „Ich will doch nicht hoffen, daß Dir damit ein Leid geſchehe?“

Sie antwortete nicht und eilte davon in ihre Kammer.

Anton ſtand beſchämt und erſchrocken da, und bat den Herrn von Hallwyl um Verzeihung, wenn er etwa unbewußt eine Unanſtändigkeit begangen haben ſollte.

Dieſer aber tröſtete ihn mit den Worten: „Laß das nur gut ſein, mein Sohn; das Kind wird ſich ſchon wieder zurecht finden, es ſind bloße weibliche Launen.“

Mathilde hing zwar ſeit ihrer Bekanntwerdung mit Anton in unbeſchreiblicher Liebe an ihm; doch war dieſes bisher ein Geheimniß ihres Herzens geweſen, wovon nie noch eine Aeußerung über ihre Lippen gekommen war. Der Vater hatte ſie mit dieſer Szene überraſcht, unvorbereitet ihr das Geheimniß entſchleiert und dadurch ihren weiblichen Sinn gekränkt. Sie hatte ſogar noch nie an eine Verbindung gedacht, zumal da der Vater ſeit dem erſten Abende der Ankunft des Gaſtes mit keiner Silbe mehr der Sache Erwähnung gethan. Sie hätte ſich vor einem entſcheidenden Augenblick auch gern mit ſich ſelbſt zurecht gefunden und die heilige Mutter Maria u. ſ. w. um ihr Gutachten befragt. Mathilde war ein gutes Kind, nicht ohne natürlichen Verſtand, aber, wie damals alle Frauenzimmer, etwas abergläubiſch. Sie kannte in der Nähe eine alte Kartenſchlägerin und Wahrſagerin; zu dieſer nahm ſie nun ihre Zuflucht, um von ihr das auf ſie wartende Schickſal der Zu-

kunft zu erfahren. Die alte Hexe merkte bald, wenn ſchon das Mädchen den wahren Grund ihrer Neugierde nicht geradezu offenbarte, warum es ſich handle; auch hatte ſie ſchon lange die Anweſenheit des jungen Fremdlings im Schloſſe Hallwyl und ſein Gewicht beim Herrn desſelben durch allerlei Gelegenheit und in verſchiedener Geſtalt erfahren und in ihm denjenigen wieder erkannt, der ihr zwiſchen Fahrwangen und Meiſterſchwanden eine derbe Maulſchelle verſetzt hatte. Sie ſuchte mit mancherlei Umſchweifen das Mädchen näher auszuforſchen, und beſchied ſie dann auf den dritten Tag wieder zu ſich, an welchem ſie die Antwort erhalten ſollte. Unterdeſſen erkundigte ſie ſich, wo ſie nur konnte, genauer nach der Herkunft und den Verhältniſſen des Jünglings. So trat ſie auch mit einem Körbchen voll Eierbirnen in das Schloß Fahrwangen, wo gerade der Freiherr von Bellikon, einer der Anbeter Mathildens, auf Beſuch bei der Familie Balm war, in welcher er ebenfalls um die Gunſt einer Tochter buhlte. Als derſelbe von dem geſchwätzigen Weibe vernahm, daß ein vermuthlicher Bräutigam der Tochter des Hauſes Hallwyl ſich dort befinde, ſuchte er heimlich mit der Hexe von Seon, unter welchem Namen ſie weit umher bekannt war, allein zu ſprechen. Er kannte den Aberglauben Mathildens und ihre Bekanntſchaft mit dem Weibe wohl, weshalb er von dieſer großen Einfluß auf die Handlungen und Entſchlüſſe des Mädchens erwartete und ihr ſchöne Belohnung verſprach, wenn ſie den Vogel aus dem Neſte treiben könnte. Eiferſucht und neue Hoffnungen zu eigenem Glück vermochten ihn zu dieſem Schritt; denn der Herr von Hallwyl galt für reich, hatte nur einen Sohn, der in fremdem Kriegsdienſte war, und dieſe Tochter, ſo daß eine ſchöne Morgengabe von ihm zu erwarten ſtand, welche die Nebenbuhler wohl auf einander neidiſch machen konnte. Dieſes Anerbieten nahm nun das Weib mit Freuden an, zumal eigener Ingrimm mit in's Spiel trat, der ſich dadurch die erhaltene Maulſchelle rächen zu können glaubte.

(Fortſetzung folgt.)

Wunderbare Rettung aus dem Rachen eines Tigers.

Eine Parthie Europäer, Indigopflanzer und Offiziere von einem eingebornen Regimente in Oſtindien ritten auf die Tigerjagd. Sie waren noch nicht weit gekommen, als ſie eine ungeheure Tigerin aufjagten, die mit der größten Unerſchrockenheit einen der Elephanten angriff, der erſt kurz vorher gekauft und noch nicht erprobt worden war. In Schrecken geſetzt, drehte er ſich plötzlich um und floh. Vergebens bot der Treiber alle Liſt auf, um ihn mit dem Geſicht wieder nach dem Tiger zu lenken, die behende Beſtie ſprang augenblicklich auf ſeinen Rücken, packte den darauf ſitzenden Europäer beim Schenkel, riß ihn herunter und trug ihn auf ihren Schultern dem Gehölze zu, eben ſo, wie der Fuchs einen Kapaun fortträgt. Jede Jagdbüchſe war auf ihn gerichtet; man wagte es aber nicht, loszufeuern, aus Furcht, den Unglücklichen zu treffen. Er drang ſchneller durch das Dickicht, als es die Elephanten thun konnten, ſo daß ihn die Jagdparthie bald aus den Augen verlor; doch folgte man noch der blutigen Spur, um wenigſtens des Freundes Leichnam zu retten. Die Blutflecken wurden aber immer ſchwächer und ſeltener, bis man endlich tief im Schilfe alle Hoffnung aufzugeben anfing. Auf einmal ſtieß man ganz unerwartet auf die Tigerin, die zum großen Erſtaunen todt dalag, das unglückliche Opfer immer noch in ihrem Rachen haltend. Man redete ihn an, aber durch den großen Blutverluſt ohnmächtig geworden, gab er keine Antwort. Schnell ſchnitt man den Rachen des Thieres auf, brach die Kinnbacken aus einander und nun erſt war man im Stande, die Spitzzähne aus der Wunde zu ziehen. Glücklicherweiſe war ein Wundarzt bei der Geſellſchaft, der den Patienten ſorgfältig behandelte. Alles athmete freier und wünſchte ſich Glück zu der ſonderbaren Rettung. Man brachte ihm in die nächſte Behauſung: unter der ſorgſamen Pflege ſchlug er bald ſeine Augen auf und erzählte ſeinen Freunden, was im Verlauf ſich zugetragen.

Der Sturz vom Elephanten und der Blutverluſt hatte ihn ſeiner Beſinnung beraubt. Als er wieder zu ſich kam und merkte, daß er auf dem Rücken der Tigerin liege, die in ſchnellen Sätzen durch das Geſtrüppe drang, wobei ihm Geſicht und Hände von den Dornen verletzt wurden, gab er ſich anfänglich ſelbſt auf; bald aber fiel ihm ein, er habe ein Paar geladene Piſtolen in ſeinem Gürtel ſtecken. Mehrere Verſuche, eine davon herauszuziehen, wurden durch ſeine Schwäche vereitelt, die ihm der Blutverluſt verurſacht. Zuletzt gelang es ihm aber doch, und er feuerte nach dem Kopfe des Tigers. Der Schuß hatte aber keinen andern Erfolg, als daß ihm das Thier wieder einen ſchmerzhaften Ruck gab, ſeine Zähne noch tiefer in's Fleiſch hinein drückte und ſeine Sprünge verdoppelte. Dieſes machte ihn wieder auf wenige Minuten beſinnungslos. Als ſeine Sinne wiederkehrten, zog er das zweite Piſtol, hielt die Mündung unter das Schulterblatt des Tigers, wo das Herz liegen mußte, und drückte los; das Thier ſtürzte nun auf der Stelle todt nieder, ohne zu heulen oder zu zucken.

Noch war die Gefahr nicht vorüber. Er hatte keine Kraft, um Hülfe zu rufen, und noch als er ſeine Freunde herannähern hörte, befürchtete er, ſie möchten vorüber ziehen ohne ihn zu bemerken. Glücklicherweiſe kam es anders, und nur ein lahmes Bein war die Folge der ſchrecklichen Lebensgefahr, worin er ſich befunden.

Der Brot-Schaft.

Es het emol es Meisterswyb
Uß purem Tüfels-Gyz
Verschlosse 's Brot vor luuter Chyb
De Chnechte-n allersyts.

Do goht sie einist furt uff's Land
Und nimmt der Schlüssel mit,
Sie wigt und bschaut ne-n i der Hand,
Und seit, wie's öbbe git:

"I will doch gseh, wer jetz well neh,
So lang i dusse bi;
Bi-n i deheim, will i scho geh,
So vil 's mueß Jedem sy."

Druf chöme d'Chnechte mit dem Ma
Vo-n ihrer Arbet hei:
E jede will jetz z'esse ha,
Doch finde sie kes Bei.

Der Ma seit gschwind: "Das hilft is nüt:
De Trog do nehme zwee
Und träge-n e, sei's no so wyt,
Zur Frau uf's Feld. Löhnd gseh!"

Wie gredt, so tho. Sie nehme gly
De Trog und rücke-n uus,
Der Ma lauft hurtig hinde dry
Und rüeft vo Huus zu Huus:

"Het niemer ächt mis Wybli gseh?
I bi-n i großer Noth:
I finde wäger niene meh
Kei Schlüssel zue mim Brot.

So schreit und lauft de wacker Held
Dur's Dorf mit selem Trog,
Bis zue der Frau wyt i sis Feld.
Es ist mi Seel kei Lug.

Und seit: "Lueg Frau, do ist der Schaft,
Gschwind gib der Schlüssel her;
Es manglet eus zum Schaffe Chraft,
Der Mage-n ist is leer.

Naturgeschichte.

Der Mangobaum.

Nutzbare Gewächse verbreiten sich durch Verpflanzung oft so leicht und schnell, daß man ihr eigentliches Vaterland zuweilen nicht mehr anzugeben weiß, wie dies besonders mit vielen unserer Obstarten der Fall ist. So hat sich auch der Mangobaum aus seinem Vaterlande Ostindien schon nach Arabien und bis nach Südamerika verbreitet, obgleich dieses letztere Land an großen und schönen Bäumen mit Früchten vom vortrefflichsten Geschmack keineswegs Mangel hat. In jenen Gegenden ist dieser Baum etwa das, was bei uns Aepfel- und Birnbäume sind, und wie man von diesen eine fast zahllose und sich immer noch vermehrende Menge verschiedener Sorten hat, so ist dies auch bei den Mangofrüchten der Fall.

Der Mangobaum erreicht eine Höhe von 40 Fuß und gleicht einigermaßen unserer Eiche, die Blätter sind aber fast wie die des Wallnußbaums gebildet. Die Blüten ähneln denen unsers Hartriegels, nur sind sie und deren Trauben größer, und an den letztern kommen vier bis fünf Früchte zur Vollkommenheit, welche, wie Pfirsiche und Aprikosen, außen fleischig sind und innen eine harte Nuß mit einem bittern Kern haben.

Diese Früchte nun sind es, welche dem Baume seinen Werth geben, denn obwohl manche einen sehr schlechten Geschmack und ein nicht sehr lockendes Aeußere haben, zeichnen sich andere durch innere Güte eben so wie durch ihr Ansehen aus, und diese halten mit den köstlichsten Früchten anderer Art jede Vergleichung aus. Man unterscheidet besonders den grünen Mango, welcher sehr große Früchte trägt, den Pflaumen-, Pfirsich- und Aprikosen-Mango ꝛc. Die gewöhnliche Art hat Früchte, die etwas größer sind als ein Gänsenei, am Stiel dicker als gegen die Narbe, einer Gurke nicht unähnlich. Sie sind Anfangs grün, gehen dann in's Gelbe über, wobei manche rothe Seiten, wie viele Aepfelarten, bekommen, andere aber ganz gelb, auch wohl grün bleiben. Ihre Haut ist dünn, das Fleisch faserig und außerordentlich saftig, der Geschmack ist ungemein angenehm, säuerlich-süß, daher kühlend und erquickend. Auch der Geruch ist aromatisch, und zeigt, wie bei der Ananas, die Reife an. Man ißt die Früchte sowohl roh, als auf verschiedene Weise zubereitet; man macht sie mit Zucker ein; die jungen, unreifen Früchte kommen zwischen das unter dem Namen Atschia bekannte indische Eingemachte. Auch wird die Frucht mit dem Messer geöffnet und das Innere mit frischem Ingwer, Knoblauch, Senf, Salz, Oel und Essig gefüllt, um sie mit Reis oder wie eingemachte Oliven zu essen. Den ausgepreßten Saft bewahrt man eingedickt auf. Die Mandeln aus dem Kern werden, getrocknet und gepulvert, verschiedenen Speisen zugemischt; geröstet braucht man sie auch als Heilmittel. Die Blätter und die gequetschte Rinde haben einen, dem der Früchte ähnlichen Geruch und man pflegt auch die Rinde zu kauen, um die Zähne dadurch zu reinigen und das Zahnfleisch zu stärken. Eben so macht man von ihr mehrfachen medizinischen Gebrauch: die Frucht soll ein ganz vortreffliches Mittel gegen den Skorbut sein, doch darf dabei gar keine andere Speise genossen werden.

Der Mangobaum wächst schnell und trägt schon vom siebenten Jahr an reichlich; er pflanzt sich leicht durch seine Kerne fort und soll bis auf hundert Jahr alt werden. Sein Holz ist wenig brauchbar, da es zu saftreich und zerbrechlich ist, daher die Aeste oft nicht bloß von der Last der Früchte, sondern auch unter ihrer eigenen Schwere brechen, wenn sie von Holzwürmern angefressen sind, die sich in Menge darin aufhalten. Er wird fast nur als Brennholz benutzt, doch macht man auch wohl Kähne daraus und verwendet es nebst Sandelholz zum Verbrennen der Leichen oder zu Särgen. Mit den Blättern schmückt man in Indien an festlichen Tagen die Häuser. Unser europäisches Klima verträgt dieser Baum nicht und wird nur in gutgeheizten Gewächshäusern zur Blüte und Frucht gebracht.

Besserer Rath.

Hochweise Männer gebieten:
"Willst du vor Liebe dich hüten,
Sollst Mädchen und Frauen
Du nicht anschauen."
Allein noch Weisere riethen:
"Um dich vor Liebe zu hüten,
Sollst Mädchen und Frauen
Du recht anschauen!"

Der blinden Welt behagt der Irrthum allzusehr;
Vernunft ihr predigen, scheint fast ein Irrthum mehr.

No. 45.

DAS POSTHÖRNCHEN.

10. Nov. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Seit dem 5. ist der aargauische gr. Rath in seiner ordentlichen Wintersitzung versammelt. Mehrere wichtige Gesetzesvorschläge wurden an Kommissionen gewiesen. Auf dem Traktanden-Zirkular erscheinen so viele wichtige Geschäfte, daß die Behörde alle Ehre verdient, wenn sie ihre Aufgabe mit Umsicht und Ausdauer löst.

— Die Schützengesellschaften von Glarus und Luzern haben dem Aufruf vom eidsg. Zentral-Komite bereits Folge gegeben und sich militärisch konstituirt.

* Eine Versammlung von ungefähr 60 Bürgern in Genf hat, um das Andenken an die jüngstverflossenen Tage der Ehre und Vaterlandsliebe und Aufopferung zu verewigen, beschlossen, der Regierung eine gewisse Anzahl von Kanonen zur Vervollständigung der Bewaffnung des Platzes zu schenken.

* Ein Schullehrer von Altnau im Thurgau nahm einen eilfjährigen Schüler wegen mangelhaftem Auflösen eines Rechnungs-Exempels mehrere Mal hinter einander so unsanft beim Kopf, daß er demselben das Genick zerbrach. Trotz schleuniger ärztlicher Hilfe mußte der mißhandelte Schüler unter unsäglichen Schmerzen sterben. Der Lehrer befindet sich in Haft und Untersuchung.

* In Dettenried, K. Zürich, verbrannten vorige Woche zwei Häuser, in denen 37 Personen in 8 Haushaltungen wohnten und die zu 5900 fl. versichert waren.

* Ein am Haken, K. Schwyz, einzeln stehendes Haus gerieth am 24. Okt. Nachts in Brand, und zündete so hell in den Flecken Schwyz hinab, daß man dort ohne Licht lesen konnte. Die Flamme schlug an allen vier Ecken des Hauses zugleich auf, und die unglückliche Familie, die schon im Bette war, verlor einen vierjährigen Knaben und alle ihre Habe.

* Es wird immer deutlicher, daß von Basel aus in enger Verbindung mit der Sarnerei eine Reaktion unter französischer Ueberrumpelung beabsichtigt wurde und vielleicht noch wird; selbst französische Offiziere äußerten sich: „Die Schweiz wird durch ihre eigenen Schurken verrathen!“

* Der Polizei-Kommissär Kunkler in St. Gallen hat vom russischen Kaiser einen Brillantenring erhalten, weil er während der kaiserlichen Anwesenheit in Friedrichshafen durch seine polizeilichen Maßregeln so weislich alle Gefahr von diesem hohen Monarchen abgehalten hat. Was mögen erst diejenigen von dem furchtsamen Kaiser erhalten haben, die so promt die St. Galler Nachtzettel über den Bodensee spedirten? Solche Ringe sind wahre konservative Zauberringe.

* Gegenwärtig befindet sich in Genf der aus der Festung Wesel entlassene Rösinger, und ist der Gegenstand allgemeiner Theilnahme.

Ausland.

* Der Erzbischof Demeter zu Freiburg im Breisgau hat an die badische Regierung die Erklärung abgegeben, daß er sich im Falle befinde, dem päpstlichen Brevet in Bezug auf gemischte Ehen, gleich den Bischöfen Preussens, beitreten zu müssen. Dieser unerwartete Schritt macht viel Aufsehen.

* Das Binger-Loch unterhalb Mainz ist dieser Tage recht ordentlich eingesalzen worden, indem ein mit 1700 Zentnern Salz beladenes Schiff daselbst scheiterte.

* Nach Friedberg in Hessen ist ein Sturmvogel gebracht worden, den ein Bewohner im Felde getödtet hatte. Der gewaltige Sturm, der in diesen Tagen wü-

thete, mag das Thier dahin getrieben haben, das zwar auf den Meeren häufig, auf dem festen Lande aber eine große Seltenheit ist.

* Am 31. Oktober war in Leipzig der Gasbehälter in der Gasbeleuchtungsanstalt so dumm und zersprang, womit alle Erleuchtung aufhörte. In der Post wurde es so dunkel, daß man kaum die gelben Uniformen der Postillone erkennen konnte. Hätte nicht der Mond noch die Gefälligkeit gehabt, uns sein klares Antlitz zuzuwenden, so hätten wir in einer wahren ägyptischen Finsterniß gesteckt, zumal ohnedies in manchen von Gas erleuchteten Gesellschaftssälen alle Unterhaltung abgebrochen werden mußte, weil es plötzlich stockfinster wurde.

* Der Weihbischof und Generalvikar von Osnabrück hat Briefe gesandt nach Aufgang und Niedergang, nach Mittag und Mitternacht, und drohende und strafende Worte ergehen lassen, auf daß Keiner von den Dienern des Herrn mehr die Hand auflege bei einem Paar, das in gemischter Ehe zu leben trachtet, es sei denn, daß gedachtes Paar seine Früchte einzuführen gelobe in den alleinseligmachenden Schafstall. Solches hat der Hochwürdige in lateinischer Sprache gethan und streng geboten, Keinen, der hartnäckig in der Sünde gemischter Ehe verharren wolle, der Gnade des Herrn theilhaftig werden zu lassen.

* Am 26. Okt. ist die Pulvermühle oberhalb Mons in die Luft geflogen. Eine große Anzahl Häuser wurden zerstört und viele Menschen getödtet und verwundet. In dem Augenblicke, wo der Schlag erfolgte und Fenster und Thüren einstürzten, fielen die Frauenzimmer einander mit großem Geschrei in die Arme, in der Meinung, der jüngste Tag sei da.

* Der Uebergang der Prinzessin von Beira über die Pirenäen nach Spanien bietet jetzt vielen phantastischen Leuten einen wildromantischen Stoff dar, den sie mit Fackelzügen, Schmugglern, Maulthieren und baskischen Riesengestalten ausmalen, die sich sämmtlich im Vordergrunde bewegen, während der Hintergrund durch einen französischen Polizei-Beamten belebt wird, dem ein spanischer Priester eben einen Zopf dreht. In Madrid hat diese Geschichte großes Aufsehen erregt, und wie schlecht es um die Sache der Königin steht, läßt sich daraus schließen, daß sich kein Lieferant findet, der die Sorge für die Bedürfnisse der Armee übernehmen will. In Saragossa sollen dreihundert Geistliche, die man für heimliche Carlisten hielt, eingesperrt worden sein.

* Ein schalkhafter Diplomat soll der jungen Königin von Spanien zu ihrem Geburtstage ein Fernrohr geschenkt haben, damit Ihre Majestät die Thätigkeit der Quadrupelallianz genau beobachten können.

* Die Wiedereinsetzung der Klerisei in das Direktorium des öffentlichen Unterricht ist ein Schritt der französischen Regierung, der mit vielen Besorgnissen erfüllt. Der Priestereinfluß zeigt sich schon hier und dort, indem mehrere freisinnige Lehrer von ihren Kathedern entfernt wurden.

* In der Regentschaft Algier soll eine neue Stadt gebaut werden, welche der Gouverneur Philippeville nennen will.

* Bei einem Gewitter, das über die Stadt Neapel ausgebrochen, schlug der Blitz in eine Kirche, als eben Messe gelesen wurde; er fiel am Hochaltar zur Seite des Priesters in die Erde, als dieser dem Volke den Segen ertheilte und mit ausgestreckten Armen das Allerheiligste emporhielt. Der heftige Schlag warf ihn zu Boden und verbrannte sein ganzes Gewand. Die silbernen Leuchter, mit denen der Altar in Menge verziert war, schmolzen wie Wachskerzen und verschwanden wie Hauch. Auch vom Allerheiligsten, welches der Priester in der Hand hielt, blieb nur Asche übrig.

* In Athen soll ein neues Journal herausgegeben werden, unter dem Titel: „Sokrates," nach diesem zu schließen die Zeitung alle andern an Weisheit übertreffen sollte, insofern heutiges Tages in Zeitungen noch Weisheit zu finden ist.

* Es bestätigt sich die Nachricht, daß 10,000 Engländer an der Küste des persischen Meerbusens gelandet und im Marsche gegen Schiras begriffen sind.

* In Peru ist eine neue Revolution ausgebrochen. Ganz Nord-Peru hat sich gegen die Verbündung mit Bolivia erklärt.

Jemand trat im Laufe dieser Woche in's Regierungsgebäude zu Aarau, kam unter andern vor eine gewisse Thür und klopfte an, aber Niemand gab Antwort. Da dieser im Innern des Zimmers sprechen hörte, klopfte er nach einer Weile noch einmal, es ward aufgethan und unter die Thür des Gemaches, in welchem auf gepolstertem Stuhle ein junges Frauenzimmer saß, trat ein Herr und fragte in barschem Tone: „Was wollt Ihr?"

— Habe ich die Ehre, den Herrn Finanz-Sekretär zu sprechen?

„Nein!" antwortete der Herr trotzig.

— Hätten Sie nicht die Gefälligkeit, mir zu zeigen, wo sich der Herr Finanz-Sekretär befindet?

„Ich kenne keinen Finanz-Sekretär!" schnurrte der Herr ihn ab und schlug die Thür zu.

Man kennt zwar diesen Herrn nicht, bittet ihn aber tausend Mal um Verzeihung, wenn man ihn etwa in zarten Verrichtungen gestört haben sollte, und gibt ihm, sei er, wer er wolle, zu verstehen, daß es einem im Dienste eines republikanischen Staates sein Brot Essenden wohl geziemt, auch gegen den kleinsten seiner Mitbürger gefällig zu sein.

Weitern Nachfragen zufolge ergab es sich, daß der gesuchte Herr Finanz-Sekretär sein Zimmer gerade links daneben hatte, und sehr freundlich die gewünschte Auskunft ertheilte. Ehre dem Ehre gebührt.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 46. 17. Nov. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Meister Pfriem.

Es war einmal ein Kleiner,
Ein Schuster, der hieß Pfriem.
Der dacht', es wüßte Keiner
Zu machen Schuh gleich ihm.
Und nicht für Schuh alleine,
O nein, in jedem Stück,
Glaubt' immer unser Kleine,
Hätt' er ein groß Geschick.

Bei Allem sprach er eilig,
Noch eh' gesehn er's recht:
Das weiß ich besser freilich,
Ihr andern wißt es schlecht.
Und weil er glaubt' zu wissen
Allein all' Dinge recht,
So schmeckte ihm kein Bissen,
Denn Alles war ja schlecht.

Nur Eins konnt' er nicht fassen,
Er sprach: „Mir ist's zu rund,
„Wie kann doch Gott nur lassen
„Das Alles gehn so bunt?
„Was sind das für Geschöpfe,
„Die er erschuf an's Licht?
„Nur solche arme Tröpfe
„Zu schaffen, lohnt sich nicht.“

So dacht' er einst in Sorgen
Bei später Abendzeit,
Was sein am andern Morgen
Erwarte für ein Leid;
Noch sprach er zu dem Kissen:
Auch du glaubst weich zu sein,
Ich muß es besser wissen.
So schlief er murrend ein.

Ihm träumt nach einer Weile,
Er ständ' am Himmelsthor
Und wollt' hinein in Eile,
Ein Riegel war davor;
Er klopft mit lautem Klange,
Und dachte schon bei sich:
Die Hüter bleiben lange,
Die sind nicht sonderlich.

Da ist ihr Ruf erschollen:
„Sag' an, was willst du hier?
„Die Unzufriednen sollen
„Nicht nahen dieser Thür.
„Die Menschen machten's nimmer,
„Gott selber, dir nicht recht,
„Du weißt es besser immer;
„Dir wär's auch hier zu schlecht.“

Zu weinen und zu flehen
Erbärmlich er begann:
„So soll es nun ergehen
„Mir ewig armem Mann!
„Ach, wollet Ihr erschließen
„Ein wenig mir die Thür,
„Ich will's in Reue büßen!
„Den letzten Platz gebt mir.“

So flehte gar elende
Das kluge Meisterlein.
Ein Engel sprach am Ende:
„So trete denn herein;
„Doch schwören mußt du heilig,
„Zu nennen nie das Wort:
„Das weiß ich besser freilich,
„Sonst mußt du wieder fort.“

Der Schuhster schwur's mit Freuden
Und trat jetzt schüchtern ein,
Er stellte ganz bescheiden
Sich in ein Winkelein;
Er sah die goldnen Throne,
Die Herrlichkeit, das Licht,
Und sprach in leisem Tone:
„So schön dacht' ich mir's nicht.“

Da sah der Engel viere
Mit einem Balken, schwer,
Er schreiten durch die Thüre,
Sie trugen ihn doch quer.

Das schien dem Pfriem nicht füglich,
Er dachte so für sich:
„Zwar ist das nicht sehr klüglich,
„Doch geht's, was kümmert's mich.“

Mit einem Sieb dann traten
Zwei andre Engel auf;
Was glaubt Ihr, das sie thaten?
Sie schöpften Wasser auf.
Schon wollte Pfriem vergehen,
Doch hielt er sich und sprach:
„Was hier auch mag geschehen,
„Wenn's geht, so seh ich's nach.“

Kaum hat er das ertragen,
Da ward er zwei gewahr,
Die schirrten an den Wagen
Ein schnelles Rosse-Paar;
O Wunder! sieh', sie banden
Das eine vorwärts an,
Das andere sie spannten
Dann rückwärts hintenan.

Da rief er wieder eilig,
Er trug es länger nicht:
„Das weiß ich besser freilich,
„Ich sag's Euch in's Gesicht!“
Doch kaum hat er's gesprochen,
So tritt ein Engel vor:
„Dein Wort hast du gebrochen,
„Von hinnen, kluger Thor.“

Da hilft kein Weinen, Flehen:
Verscherzt ist nun sein Glück.
Nur einmal noch im Gehen
Wirft Pfriem den Blick zurück,
Und sieht denselben Wagen,
Der ihm so thöricht schien,
Vom Rosse-Paar getragen,
Die ihn nun aufwärts ziehn.

Das Herz von Neu' zerrissen
Wacht er jetzt auf, voll Gram,
Daß durch sein Besserwissen
Er um den Himmel kam.
Den Schwur hielt fortan heilig,
Nie sprach er mehr das Wort:
„Das weiß ich besser freilich“,
Seit so geträumt ihm dort.

W Fnd.

Das Toggeli (der Alp).

Fortsetzung.

Des andern Tages benahm sich Mathilde, als wenn weiter nichts vorgefallen wäre; mit der gleichen Anhänglichkeit, wie früher, fütterte sie Antons possirlichen Vogel, der durch besondere Zutraulichkeit und allerlei sonderbare Sprünge und komische Töne seine Dankbarkeit für das Dargereichte zu erkennen gab. Das ging bis zum dritten Tage; da blieb auf einmal das Thierchen von ihrer Hand ungefüttert. Mathilde schien sogar seine muntere und dreiste Zudringlichkeit nun zu scheuen und zu hassen, selbst seinen Herrn geflissentlich zu meiden, und die Dienerschaft wollte auch bemerkt haben, daß die Jungfrau sich vor dem Herrn sowohl als dessen Vogel bekreuze. Niemand konnte sich diese schnelle Aenderung in ihrem Betragen erklären.

Der alte Herr sagte zwar: „Laßt sie nur ein paar Tage so fortmachen, sie wird von selbst umkehren und anders werden.“ Allein er irrte sich darin sehr. Sie floh fortwährend geflissentlich die Anwesenheit Antons, und, konnte sie ihm nicht ausweichen, so vermochte sie es doch nicht über sich, ihn anzuschauen, antwortete ihm auch auf die liebreichsten Anreden nie, und all' ihr Benehmen gegen ihn war schnöde, abweisend und trocken, woran, wie sich die Leser leicht denken können, nur die Hexe von Seon die Schuld trug; denn als Mathilde an dem bestimmten Tage wieder zu ihr gekommen war, um ihre Prophezeihungen zu hören, zuckte sie anfangs mit erheuchelt mitleidiger Miene die Achseln und wollte nicht heraus mit der Sprache, wodurch sie des Mädchens Neugier nur gespannter machte und endlich auf dessen eindringliche Bitten zur Antwort gab:

„Ihr würdet es doch nicht glauben, meine Gnädige, und nur meine Wenigkeit euern Unmuth darüber empfinden lassen.“ Mit diesen Worten verzog sie ihr boshaft lächelndes Gesicht in Züge des Abscheues und machte dreimal das Kreuz. Als ihr aber Mathilde doppelte Belohnung und Nachsicht versprach, die Offenbarung möge lauten, wie sie wolle, sagte sie: „Nun denn, so vernehmt eures Spieles Deutung: Euch soll ein Bräutigam aufgedrungen werden, der Euch zeitlich sehr unglücklich machen und mit sich in's ewige Verderben reißen wird!“ Sie schwieg.

Mathilde wollte die Deutung genauer erklärt wissen. Die Alte wiederholte die frühere Zurückhaltung und Bekreuzigung, bis sie den Bitten des Mädchens nachgab und sprach: „So wisset denn, daß Euer Bräutigam ein Diener des Satans ist, an dessen Hand Ihr das Schicksal seiner frühern Braut theilen müßtet!“

Diese Worte erschreckten die Jungfrau sehr. „Was, wie? Schicksal! Braut?“ stotterte sie in abgebrochenen Worten.

„Ja,“ sagte die Hexe: „das unglückliche Schicksal dieser bedauernswürdigen Braut wartet auch Eurer, sobald Ihr mit diesem Menschen getraut sein werdet. Diese seine erste Braut ist jener Vogel, den er beständig bei sich hat. Es war ein Fräulein aus Wien, die er sich zum Opfer seiner teuflischen Künste erkor. Dadurch, daß sie den von ihm ihr geschenkten Trauring an ihren Finger zog, erhielt er zauberische Macht über sie, vermittelst welcher er sie in einen Vogel verwandelte, sich aus jener Gegend flüchtig machte und dadurch dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entzog. Ihr werdet noch ein kleines goldenes Ringlein an des Vogels Füßen finden; es ist dasselbe, welches die Un-

glückliche in seine Gewalt lieferte, und ein ähnlicher Ring ist für Euch bereit.“

Ein unwillkührlicher Schauer überfiel Mathilden, als sie solche Offenbarung vernahm. Mit betrübtem Herzen kehrte sie in die väterliche Burg zurück, und eine peinigende Furcht vor Anton und seinem Vogel, die sogar allmählig in vollkommenes Entsetzen ausartete, hatte sich ihrer bemächtigt.

Herr von Hallwyl rieth dem Jüngling, ihr zuweilen ein kleines Geschenk zu machen, um damit die Launen allfällig gekränkter Eitelkeit ein wenig zu beschwören. Anton war Maler; er überreichte ihr einige von ihm selbst verfertigte, meisterhaft gelungene Blumen- und Fruchtkörbchen, nebst dem Porträt ihres Vaters. Sie aber berührte diese nicht und wich davon. Ein ander Mal gab er derselben ihr eigenes Porträt, sie warf es vor sich zu Boden und zertrat es; und als er eines Tages nach ihrer Zither griff, um darauf zu spielen, riß sie ihm dieselbe heftig aus den Händen, warf sie in den Schrank und schlug dessen Thür so gewaltig zu, daß das an der Wand hängende Brustbild ihrer verstorbenen Mutter herunterfiel und die Rahme davon in zwei Stücke zerbrach.

„Du hättest ihr dein Porträt schenken sollen!“ sagte der Vater zu Anton.

„Wie kann sie an meinem Bilde Gefallen finden, wenn sie meine Person haßt?“ antwortete der Jüngling.

„Nicht doch,“ erwiederte Hallwyl: „Sie haßt dich nicht! Beweis dafür ist mir, daß ich sie schon öfter seufzend deinen Namen aussprechen oder verstohlen nach dir hinblicken sah, wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Es muß etwas Anderes dahinter stecken. Das Geheimniß wird wohl noch offenbar und das Räthsel gelöst werden.“

Um diese Zeit sprach der Herr von Bellikon wieder häufiger auf Hallwyl ein. Er freute sich des wirksamen Eindrucks, den die Lügen des alten Weibes auf das jugendlich leichtgläubige Herz des Mädchens gemacht. Gar zu gerne hätte er den lästigen Nebenbuhler auch aus den Gunsten des alten Herrn vertrieben, was ihm aber nicht gelingen wollte, weshalb er sich auch nicht getraute, seinen Neid gegen ihn unverhüllt ausbrechen zu lassen und ihn offen zu befeinden. Eben so bedauerte er, daß ihn Mathildens Herz um keinen Gedanken mehr begünstigte, denn früher, wenn gleich der von ihm Gehaßte aus ihren Gunsten gehoben schien. Dieses steigerte seinen Neid immer höher und er sann auf einen Gewaltstreich, der Antons lästige Gegenwart auf Hallwyl beseitigen sollte, ohne daß man ihn als Triebrad von dessen Entfernung ahnen könnte.

Unterdessen hatte der alte Herr eines Tages seine Tochter weinend in der Gartenlaube angetroffen.

„Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte er sie. „Bin ich nicht mehr dein Vater, daß du dich mir nicht mehr vertrauen darfst? Es lastet schon lange ein Geheimniß auf deinem Herzen; dein ganzes Benehmen gibt es mir kund. Was ist es, das dir Kummer macht, oder dir im Wege ist? Rede!“

Sie fing heftiger an zu schluchzen und konnte lange nicht antworten. Endlich rief sie: „Mache daß Anton unsere Gegend verläßt!“

„Wie? Anton wäre der Dorn in deinem Auge?“ fragte Hallwyl erstaunt. „Ich hätte geglaubt, Dankbarkeit, die dir doch hoffentlich nicht mangeln wird, hätte dir Liebe zu ihm eingeflößt?“

„Ach Vater! quäle mich nicht,“ sagte sie. „Ich liebe ihn und hasse ihn zugleich. Ich liebe in ihm den Retter meines Lebens; aber hassen muß ich ihn als einen Sünder, der mich mit in den Abgrund der Hölle ziehen würde. Darum, mein lieber Vater, entferne ihn, damit er nicht länger mir das Herz zerreiße.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Amboise.

Unweit Tours, im sogenannten Garten Frankreichs, nahe am linken Ufer der Loire, liegt das alte königliche Lustschloß Amboise, dessen Bauart, so wie seine Geschichte, die Aufmerksamkeit der Reisenden erregen muß. Der stattliche Palast liegt auf einer der höchsten und steilsten Felsenwände, die hier das romantische Loirethal bilden, ist nur durch eine im Innern des Felsenberges hinaufgeführte Wendeltreppe zugänglich, und könnte auch jetzt, trotz dem Schießpulver, eine fast uneinnehmbare Festung abgeben. Schon vor dreihundert Jahren von Ludwig **XI.** erbaut, steht es noch heute fest und unerschüttert, aber öde in seinem Innern. Es war der Lieblingsaufenthalt Karls **VIII.**, der sich hier durch die Aussicht in das herrliche mit Weinbergen umgrenzte Thal und durch das Vergnügen der Jagd in den nahen Waldungen für die lästigen Staatsgeschäfte zu entschädigen pflegte. Er verwandte bedeutende Summen auf die Verschönerung der Gebäude und starb hier 1498, nachdem er sich bei Gelegenheit einer Baubesichtigung in den Galerien dieses Schlosses durch einen Sturz gegen ein Felsstück das Gehirn zerschmettert hatte. Nach dieser Zeit wurde Amboise immer nur auf sehr kurze Zeit von einzelnen Gliedern der königlichen Familie der Jagd wegen besucht, bis man es endlich nach dem verhängnißvollen Jahr 1560, wo es durch die darin verübten Gräuelszenen verrufen wurde, nicht mehr besuchte, sondern das einst so prächtige Schloß zum Staatsgefängniß bestimmte.

Es genüge, auf jene Ereignisse, die diesem Schlosse eine traurige Berühmtheit geben, mit wenigen Worten hinzudeuten. Die schweren Verfolgungen, welche die Hugenotten (wie man die Protestanten in Frankreich nannte) in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts besonders durch

die Königin Katharina von Medicis und die Herzoge von Guiſe erlitten, reizten ſie zu einer Verſchwörung, um ſich Glaubensfreiheit zu verſchaffen. Einer auserleſenen Schaar wurde die Ausführung des Planes aufgetragen. Das Haupt der Verſchwörung war der Prinz Ludwig von Condé, der aber im Hintergrunde blieb, während die eigentliche Leitung des Unternehmens ein franzöſiſcher Edelmann, du Barry de la Renaudie, erhielt, der ſich an die Spitze der Bewaffneten ſtellen, den König Franz II. durch Abgeordnete um Abhülfe der vorgetragenen Beſchwerden bitten, und wenn das Verlangen abgewieſen würde, ſich desſelben bemächtigen ſollte. Ein Advokat zu Paris, obgleich ſelbſt Proteſtant, verrieth aber den Plan. Der König verließ Blois, begab ſich auf ſein feſtes Schloß Amboiſe, und die Herzoge von Guiſe beſetzten die Umgegend mit Kriegsvölkern. Ohne den Verrath zu ahnen, rückten nun die Verſchwornen am 16. März 1560 unter allerlei Verkleidung in ſchwachen Haufen gegen die Stadt Amboiſe, die unterhalb des Schloſſes an der Loire liegt. Sobald ſich aber eine Abtheilung dem Orte näherte, wo die Soldaten im Hinterhalte lagen, wurde ſie umzingelt und nach tapferer Gegenwehr theils getödtet, theils gefangen. Nicht ein Haufe entging dieſem Schickſale. Man brachte darauf die Gefangenen in das Schloß, wo man ſie an dem Geländer der Balcons oder an eiſerne Hacken, die in die Mauer geſchlagen wurden, aufhängte. Der Hauptanführer Renaudie aber wurde von einem ſeiner Verwandten, der im königlichen Heere diente, im Walde bei Amboiſe erſchoſſen und ſein entſeelter Körper auf der Loirebrücke an den Galgen gehängt. Ueber 1200 Verſchworene verloren an dieſem Tage in und um Amboiſe ihr Leben. Dies war der ſogenannte Aufſtand von Amboiſe, dem dann bald noch blutigere Auftritte folgten.

Naturgeſchichte.

Der Sturmvogel.

Meiſtens über der offenen See, fern vom Lande, auf menſchenleeren Klippen, wohnen die 24 Arten der Sturmvögelgattung, und ſchwirren Tage lang herum. Auch wenn der Schiffer ſchon viele Monate kein Land erblickte, oder zwiſchen furchtbaren Eismaſſen wie Cook ſegelt, begegnet ihm dieſer kühne Vogel. Nur dann, wenn ein Sturm im Anzuge iſt, ſucht er eine bleibende Stätte, und wird dadurch ein warnender Bote der Vorſehung, der das Schiffsvolk zur Vorſicht und Wachſamkeit aufruft. Er ſucht entweder ſeine Klippen, oder das Schiff zu gewinnen, wo er meiſtens um das Steuerruder ſeinen Platz nimmt. Sein Vorgefühl iſt ſo untrüglich, daß die Schiffer in den nordiſchen Meeren, ſobald er bei ihnen Schutz ſucht, die Segel einziehen, und ſich zum Kampfe mit Wellen und Winden vorbereiten. Vielleicht machen die über Verhältniß großen Flügel, daß er im Fluge die zunehmende Bewegung der Luft ſchneller fühlt, als der Menſch. Er geht zuweilen auf der Oberfläche des Waſſers, und weil man darin eine Aehnlichkeit mit dem Apoſtel Petrus fand, nannte man ihn St. Peterſtvogel. Der Schnabel der Sturmvögel iſt etwas zuſammengedrückt. Die gleichen Kinnladen haben eine gekrümmte, unten eine etwas gefurchte Spitze. Köcherförmig und abgeſtumpft ſind die Naſenlöcher. Ihre Schwimmfüße haben nur drei Zehen; hinterwärts eine bloße Kralle.

Die Größe der Sturmvögel iſt verſchieden. Man findet ſie von der Größe des Raben bis zur Lerche herab. Ihre Farbe iſt meiſtens dunkelſchwarz oder braun. Die kurze Zeit, in der ſie am Lande leben, wohnen ſie in Felſen- und Erdhöhlen, aus denen ſie oft ein widerliches Quacken hören laſſen. Sie nähren ſich von See-Inſekten und laufen oft in den Spuren, die das Schiff zurückläßt, ihrer Nahrung nach. Auf lebendige und todte Wallfiſche fallen ſie gierig her, ſchmauſen da die krebsartigen Läuſe, die ſie in Menge finden, und ſaugen den Thran. Ihr Schnabel ſcheint ihnen hierzu als Hacke, und der Stachel hinten als Fußeiſen zu dienen, um auf einem ſo ſchlüpfrigen Felde zu ärnten. Vielleicht macht ſie der Thran ſo fett, daß die Einwohner von Ferroer ſie als wahre Thierlampen brauchen können: ſie ziehen nämlich dem Sturmvogel einen Docht durch den Leib und nageln ihn an; der Docht wird nun angezündet und alles Fett zieht ſich allmählig hinein, ſo daß er wie die hellſte Lampe brennt. So gab hier die wohlthätige Natur auf die einfachſte Art jenen Menſchen Lampen, ohne die ſie vielleicht eines ſo brauchbaren Erſatzes des Sonnenlichtes entbehren müßten.

Der gewöhnlichſte iſt der kleine Sturmvogel (Procellaria pelagica) von der Größe einer Lerche. Dieſe Gattung iſt es eigentlich hauptſächlich, welche ſich bei herannahenden Stürmen auf die Schiffe ſetzt und ſich zu Zeiten in's feſte Land hinein, auch wohl bis nach Süd-Deutſchland verfliegt. Sie laſſen, wenn ſie längs der Fläche des Waſſers fliegen, die Füße ſenkrecht auf den Waſſerſpiegel nieder, laufen mit ſtillgehaltenen ausgeſpannten Flügeln eine kleine Strecke über das Waſſer hin, und fliegen dann wieder. Wenn ſie ſtehen bleiben wollen, um Meergras, oder was ſonſt auf dem Waſſer ſchwimmt und ihre Nahrung enthalten könnte, zu unterſuchen, ſo ſetzen ſie ihre Füße nicht durch das Waſſer, ſondern auf die Fläche desſelben und ſtehen ſo mit trippelnden Füßen und ſtillgehaltenen Flügeln darauf, bis ſie wieder anfangen zu fliegen. Ja ſie ſcheinen oft auf dem Waſſer zu ſpringen.

Es iſt ein ſtiller, ruhiger Vogel, der ſein Neſt in Felſenritzen und Mauerlöchern ſo tief hinein macht, daß man es nicht ahnet, daher denn auch die Schiffer, die ſie wegen der plötzlichen Annäherung bei Stürmen und wegen ihrer düſteren Farbe für Unglücksboten anſehen, behaupten: Niemand wiſſe, woher ſie kommen, wo und wie ſie brüten. Ja, man hat von ihnen die Fabel, daß ſie ihre Eier unter den Flügeln ausbrüten.

Charade.

Ich vorderſte habe viel Brüder;
Wir laufen bald da und bald dort,
Der Eine bergauf und bergnieder,
Der Andre auf Ebenen fort.
Zwar bleiben wir, um nicht zu trügen,
Ein Jeder ſtets unverrückt liegen.
Doch Tag und Nacht dienen wir gern
Dem Bettler, dem Diener, dem Herrn.
Biſt du, was die Zweiten uns nennen,
Dann wirſt du gerühmt und geehrt;
Und ſollte man je dich verkennen,
Dich ehret dein eigener Werth.
Will Vielheit der Erſten uns necken:
So ſtehet das Ganze bereit,
Es pflegt ſeine Arme zu ſtrecken
Und ſprachlos ertheilt es Beſcheid.

No. 46.

DAS POSTHÖRNCHEN.

17. Nov. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

CANTO 1 Rappen

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* In Muri haben nicht minder als 231 zarte Schönheiten ihre Nadeln, Fingerhüte, Pfannen, Kellen, Kärste und Rechen bei Seite gelegt, dafür die Feder ergriffen und eine Petition an den gr. Rath geschrieben, für — den frommen Aufwiegler Ambrosius Christen, Mönch und von der Regierung aufrührerischen Benehmens halber abgesetzten Pfarrer in Muri. Aller ihm gegebenen Zeugnisse nach zu urtheilen war er

Der Ketzer abgesagter Feind,
Der jungen Wittwen heißer Freund,
Den Jungfern ein Berather;
In zwanzig Dörfern aus und ein
War er viel Kindern groß und klein
Ein wohlbestallter P(--)ater.

* Am 5. Nov. Nachmittags ist im Kloster Engelberg der geflüchtete Abt Ambrosius von Muri, 70 Jahr alt, gestorben, ihm nach die darauf folgende Nacht der bekannte ehemalige Pfarrer Cuttat in Pruntrut, den in Colmar ein Schlagfluß dahin raffte.

* Zuverlässigen Berichten nach soll der ehemalige Pfarrer Tschudi von Glarus, mit einem Paß von der Regierung von Uri, unter dem Titel „Baron von Tschudi,“ nun direkte nach Rom zum Papst verreist sein, um dort als unparteiischer Zeuge! Bericht über die kirchlichen Vorgänge in Glarus abzustatten.

* In Glarus, K. Wadt, hat eine junge Weibsperson, die mit Härte ausgestoßen und dem ärgsten Elende preis gegeben wurde, zuerst ihr uneheliches Kind und dann sich selber vergiftet.

* In der Gemeinde Malters, K. Luzern, wurde am vorletzten Sonntag in der Nacht eine von Rohheit zeugende und in ihren Folgen schauderhafte That verübt. Drei junge Bursche, nachdem sie die Schenke, wo sie gespielt und gezecht, verlassen hatten, strichen in der Gegend umher. Ein junger, friedlicher Mensch, der harmlos seines Weges ging, wurde meuchelmörderisch von den dreien überfallen und zu Boden geworfen. Der Angegriffene greift zur Nothwehr nach seinem Taschenmesser, und verwundet einen der Angreifer im Unterleibe, erhielt aber von demselben ebenfalls eine Stichwunde. Letzterer ist bereits an seiner Wunde gestorben, legte aber noch in den letzten Zügen das Bekenntniß ab, daß er den Tod sich selbst muthwillig zugezogen habe und daß der verwundete Angefallene durchaus unschuldig sei.

* Eine Frau in Bünden nahm unvorsichtiger Weise ein Tuch, womit sie einem kranken Stück Vieh das Maul abgewischt hatte, zwischen die Zähne; sie erhielt alsbald eine ähnliche Krankheit, wie die Maulseuche des Rindviehes.

* Die Unordnungen im K. Schwyz dauern immer noch fort und greifen wieder immer weiter um sich. In Arth stellen sich die Klauenmänner gegen die Verhörkommission und bewachen sich, daß Keiner von ihnen verhaftet werden kann. Sobald Einer vom Verhör kommt, wird von ihnen ein schriftliches Gegenverhör aufgenommen über Alles, was das Verhöramt ihn gefragt und was er geantwortet. In Steinen wurde den Klauen ein schon angesetzter Tanztag untersagt, dagegen den Hörnern ein solcher bewilligt. Auf den 10. ist der Bezirksrath einberufen und es steht zu erwarten, ob er die selbst hervorgerufene Unordnung unterdrücken wird. Schon sind aber auch viele frühere Hornanhänger durch das verfassungswidrige und ungerechte Steuergesetz gegen die Regierung aufgebracht worden.

Ausland.

* Der König von Baiern hat das an ihn gestellte Ansuchen, der Gesellschaft Jesu zu gestatten, im baierischen Reiche eine Erziehungsanstalt zu gründen, genehmigt. Die Jesuiten werden daher in Landsberg eine Privat-Anstalt errichten.

* Denjenigen der rhein-baierischen Schullehrer, die bis jetzt Wirthshäuser, Tanzböden und sonstige Vergnügungsorte besuchten, auf die Jagd gingen, sich besonders kleideten, oder gar Backen- und Halsbärte trugen, wird es fortan schlecht gehen, wenn sie sich nicht schnell bessern. Namentlich dürfen sie keine Bärte mehr tragen, wenn sie nicht alsobald abgesetzt werden wollen. Sonst hielt man den Bart für das Zeichen der Weisheit; woher sollen nun jene Herren Lehrer schnell ein anderes Sinnbild für ihre Weisheit nehmen?

* In der Nacht vor dem 1. Nov. brach über dem Dorfe Argis, franz. Dep. de l'Ain, ein furchtbarer Orkan aus, welcher merkwürdiger Weise nur drei Minuten dauerte, aber mit solcher Heftigkeit wüthete, daß er mehrere Dächer und Kamine wegriß, einige hundert Fensterscheiben einschlug und auf mehr als hundert Schritte weit eine Menge starker Bretter mitnahm. Da das Ereigniß gerade am Feste aller Heiligen vorfiel, so glauben die Leute, der Sturm habe eine besondere Bedeutung.

* Aus Guadeloupe meldet man, daß seit dem 27. Juni das gelbe Fieber dort furchtbare Verheerungen anrichtet. Der Magistrat hat zwei Räthe, den königlichen Anwalt und noch einige Mitglieder durch dasselbe verloren. Das Militär muß die meisten Opfer geben; in einer Compagnie von 84 Mann sind über 50 gestorben.

* In Krakau ist in Folge des letzten Mordes von den Schutzmächten eine Zwischen-Kommission gebildet worden, welche in allen vorkommendrn Fällen Voruntersuchungen einzuleiten, Beweise zu sammeln und erst nach Erörterung der Herkunft des Inquisiten denselben der betreffenden Behörde in Oestreich, Rußland, Preußen oder Krakau zur fernern gerichtlichen Prozedur zu übergeben hat. Die Dauer dieser außerordentlichen Institution in Krakau hängt von den Umständen ab, und wird aufgehoben werden, wenn sich die Behörden dieser freien Stadt das frühere Vertrauen wieder erworben haben werden, d. h. mit andern Worten, wenn ihre Freiheit willfährig und demüthig den Nacken beugen wird.

* Die Christinos in Spanien scheinen wirklich die Vermählung des Don Carlos durch blutige Nachfeier verewigen zu wollen, wenigstens läßt sich so etwas aus den Greuelszenen vermuthen, die zu Valencia stattgefunden haben. Der christinische General Mendez Vigo und mehrere Offiziere, die das wüthende Volk verhindern wollten, das Blut gefangener Carlisten zu vergießen, wurden ermordet, und um der Raserei des Pöbels Einhalt zu thun, mußten abermals eine Anzahl carlistischer Offiziere geopfert werden. Die Nachricht von diesen entsetzlichen Auftritten hat Madrid ebenfalls in Aufruhr gebracht und ohne Zweifel würde dort eine Revolution ausgebrochen sein, wäre nicht General Narvaez mit seinen Truppen in der Stadt. Der ehrgeizige Narvaez wird diese Ereignisse wohl zu benutzen wissen und dem mächtigen Espartero den Sturz bereiten. Zum Chef der Reserve-Armee, die auf Papier 40,000 Mann stark ist, hat man ihn schon ernannt. Die Ränke, deren sich diese beide Feldherren gegen einander bedienen, werden der Sache der jungen Königin, die sie bereits an den Rand des Verderbens gebracht haben, den Todesstoß geben. Was wird die Quadrupel-Allianz dazu sagen?

* Man erinnert sich, daß am Frohnleichnamsfest zu Lissabon einige Unruhen vorfielen, bei welcher Gelegenheit die Minister etwas geprügelt und mit Steinen begrüßt wurden; auch Se. Excellenz, der Herr Minister Sa da Bandeira, einige Stiche erhielten, die aber Dero Orden auffing. Als Rädelsführer dieses störenden Auftritts nahm man 18 Personen fest, und unter diesen den Befehlshaber der Nationalgarde-Artillerie, Herrn Quadros. Ueber alles dieses ist um die Mitte des October von dem Geschworengericht das Nichtschuldig ausgesprochen, und zwar aus Mangel gehöriger Beweise. Man sieht daraus, wie stark in Portugal die Beweise sein müssen, um schuldig gehalten zu werden. — Wenn die Königin zum zweiten Male Mutter geworden ist, will sie auch gegen ihr Volk Mutterpflichten erfüllen d. h. die Cortes in Person eröffnen. —

* In Montgomery in Großbritannien hatte ein armer Weber einen Polizeidiener beleidigt, und dafür verurtheilte ihn der Friedensrichter, ein Geistlicher, zu 100 Pf. Sterl. Strafe und zu Stellung zweier Sicherheits-Bürgen, deren jeder 50 Pf. St. niederlegen sollte. Da der arme Mann diese 200 Pf. nicht aufbringen konnte, mußte er, obgleich seine Frau, der Entbindung nahe, noch drei kleine Kinder zu ernähren hatte, auf ein Jahr in's Gefängniß wandern.

* Man vernimmt, daß ein beträchtlicher Theil der Drusen zum Christenthum übergetreten ist. Mehrere Consuln in Beirut wurden durch den dortigen Bischof eingeladen, der Taufe von ungefähr 150 Drusen beizuwohnen, welche, um den Verfolgungen der ägyptischen Regierung sich zu entziehen, den Entschluß gefaßt haben, zu einem Kultus überzugehen, der ihnen die Sympathieen des Pascha's sichert. In allen Dörfern der Drusen nimmt die Zahl der Neugetauften täglich zu und beträgt im Ganzen schon über 600.

* Ein fürchterlicher Sturm hat auf dem schwarzen Meere großes Unheil angerichtet. Viele Kauffahrtei-Schiffe sind zu Grunde gegangen, und von der russischen Marine eine Fregatte und eins der vorzüglichsten Dampfschiffe.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 47. 24. Nov. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit und Leben
Will mir der Vater geben
Nach meines Grabes Nacht!
Dort soll ich ewig schauen
Den Herrn — und Ihm vertrauen,
Wenn einst mein Leib vom Staub erwacht.

Nicht ewig sollen währen
Der Erde bittre Zähren,
Die hier mein Auge weint.
Ich soll nach Kampf und Leiden
Einst schmecken ew'ge Freuden,
Wann mir der Tag des Herrn erscheint.

Zu reineren Gefilden,
Die droben sich enthüllten,
Schwang sich mein Heiland auf:
Zu jenen lichten Höhen,
Nach dieses Lebens Wehen,
Lenk' ich auch meinen Pilgerlauf.

Hin über'n Tand der Erde
Zu jenem neuen „Werde!“
Steigt ahnungsvoll mein Geist.
Der Herr will mich erwecken:
Nun kann mich nicht mehr schrecken
Was Grab und Tod und Moder heißt.

Von fern winkt mir die Krone
Zu meiner Arbeit Lohne
Im hohen Sternenlicht.
Weich', Erd' und Weltgetümmel!
Ich ringe nach dem Himmel;
Der Erde Flitter rührt mich nicht.

Drum, Seele, sei zufrieden!
Was ist's, das dich hienieden
Noch quält und niederdrückt?
Zu jenen goldnen Fernen,
Im reinen Strahl der Sternen
Glänzt Wonne dir und Lebensglück.

Nun mag die Hölle wüthen,
Nun mag der Sturm hienieden
Mir noch so schrecklich sein:
Ich bebe nicht; ich traue
Dem Gott, auf den ich baue,
Der mich erhebt zum ew'gen Sein!

Dann fällt der Vorhang nieder
Es schallen Jubellieder
Dem Herrn zum Lobgesang;
In ungetrübter Wonne,
Im Strahl der Gnadensonne
Ertönt ihm Dank im hellen Klang.

Das Toggeli (der Alp).

Fortsetzung.

Herr von Hallwyl merkte bald, daß irgend eine Bosheit dahinter verborgen liegen müsse, die er sich so bald wie möglich zu enthüllen vornahm, und obwohl er einsah, daß er zu voreilig dem jungen Freund die Hand seiner Tochter gleichsam angeboten habe, mochte er doch dieses Anerbieten, das er aus Zuneigung und offenem Vertrauen dem Jüngling machte, nicht einer bloßen Laune oder Tücke opfern, wenn nicht natürliche oder gegründete Abneigung Mathildens es erheischten, und daß Erstere nicht vorhanden war, glaubte er überzeugt sein zu können, so wie ihm keine Veranlassung zur Letztern bekannt war. Um der Sache auf die Spur zu kommen, beschloß er, Anton durch einen seiner Freunde, den Freiherrn von Meisterschwanden, auf einige Zeit in dessen Burg zum Besuch bitten zu lassen, indem er hoffte, unterdessen von seiner Tochter den Grund ihres Benehmens erforschen oder auch sonst erfahren zu können. Zu diesem Behuf hatte er dem Freunde das Verhältniß Antons zu seiner Familie und das Betragen Mathildens gegen Gelobung der Verschwiegenheit geoffenbaret, worauf der Freiherr ihm sagte: „Ich kann dir vielleicht auf die Spur hel-

fen. Jüngſthin war ich bei einem Abendeſſen in Bellikon, wo auch mehrere junge Ritter anweſend waren, denen der junge Herr ſpottweiſe von einem ſcherzhaften und beluſtigenden Spiel erzählte, das er mittelſt der Hexe von Seon in einer gewiſſen Liebesgeſchichte treibe.“

Als nun Anton nach darauf an ihn erfolgter Einladung Hallwyl auf etwa vierzehn Tage verlaſſen wollte, erbat ſich der alte Herr den Vogel aus mit dem Verſprechen, daß er ſelbſt ihn pflegen wolle, damit ihm unterdeſſen kein Leid widerfahre, was jener gern bewilligte.

Des andern Tages ſprach Herr von Hallwyl zu ſeiner Tochter: „Nun, kleine Eigenſinnige, iſt dein Wunſch erfüllt. Der Gegenſtand deines Haſſes und deiner Liebe, wie du ſelbſt ihn nanntest, hat uns freiwillig verlaſſen. Ich hätte ihm gerne für die Zukunft ein beſſeres Loos bereitet; aber als er erfuhr, wie du von ihm denkeſt, ließ er ſich nicht länger abhalten, ein Haus zu verlaſſen, in welches ihn Liebe gezogen, Mißkennung aber hinein verfolgt habe.“

Dann zog er einen Ring von ſeiner verſtorbenen Gemahlin hervor und fuhr fort: „Anton läßt dir noch ein freundſchaftliches Lebewohl ſagen und hinterläßt dir ein kleines Andenken, ſo wie er mir auch den Vogel überließ.“

Beim Anblick des Ringes ſtieß Mathilde einen heftigen Schrei aus, trat mit Geberden des Abſcheues ein paar Schritte zurück und rief unter Anrufung aller Heiligen, daß nur die Berührung des Ringes ſie ſchon unglücklich machen könnte.

Hier verlangte der Vater von ſeiner Tochter genaue Auskunft über ihre Aeußerungen und die Quelle ſolchen Unſinnes, welch Erſtere dieſe auch nach einigem Sträuben mit mancherlei Nebenumſtänden ertheilte, aber die Letztere verſchwieg und hartnäckig verheimlichte.

„Wenn dem alſo wäre,“ ſagte Hallwyl: „daß in dieſem Vogel eine verzauberte Jungfrau ſteckte, ſollte es mir lieb ſein, denſelben zurückbehalten zu haben, da ſich vielleicht Rath finden könnte, das arme Weſen wieder aus ſeiner Verzauberung zu erlöſen. Es fällt mir eben ein, daß hier in der Nähe ſich ein altes Weib aufhält, dem man allerlei geheime Künſte zuſchreibt; man nennt ſie, glaub' ich, nur die Hexe von Seon. Wie wär's, wenn man dieſe darüber befragte?“

Eine heftige Röthe überzog plötzlich Mathildens Geſicht. Sie wußte nicht, was ſie antworten ſollte. So ſehr ſie in ihrem liebreichen und mitleidsvollen Gemüth die Erlöſung eines unglücklichen Geſchöpfes wünſchen mochte, ſchämte ſie ſich doch der Bekanntſchaft des Weibes, welche ihr betroffenes Gewiſſen verrathen zu wollen ſchien.

„Ich weiß,“ fuhr nun der Vater fort: „die Frauenzimmer heutiges Tages ſind alle mit dergleichen Leuten bekannt, alſo wirſt auch du die Hexe unſerer Gegend kennen. Rufe mir das Weib hierher; ich will ſie darüber ſprechen.“

Mathilde gehorchte und ging, froh, daß wenigſtens die Wahrſagerin nicht ihr unbewußt und unvorbereitet durch jemand anderem herbeigeholt ward.

Das alte ſchlaue Weib, das die jugendliche Schwäche und den Wankelmuth des Mädchens befürchtete, redete ihr ſehr eindringlich zu, von ihren früheren Beſuchen nichts zu verrathen. Sie war mit allerlei Kräutern und deren Kräften bekannt und hatte verſchiedene Arten derſelben getröcknet und in alten, ſchmutzigen Leinwandſäckchen aufbewahrt. Aus einem dieſer Säckchen holte ſie nun der Jungfrau eine Hand voll ſolchen Krautes hervor, ſprach eine Art Segen darüber und ſagte: „Hier, meine Gnädige, nehmt zum Voraus von mir ein Mittel, das Euch vor allem Einfluß des Böſen ſchützen wird. Machet davon Thee und genießet jeden Abend vor Schlafengehen eine Taſſe voll desſelben; Ihr werdet alsbald gewahr werden, ob ein böſer Geiſt Euch nachgehe; er wird Euch im Schlafe zu necken ſuchen. Fürchtet Euch aber nicht, das Thee in Euerm Magen macht ſeine Zauberkraft auf Euch machtlos. Morgen werde ich dann bei Zeiten vor dem gnädigen Herrn erſcheinen, dem Ihr jedoch bei Leib und Leben nichts davon offenbaren ſollet, wenn Ihr nicht wollt, daß das Kraut ohne Wirkung bleibe.“

Mathilde ging und that, wie ihr gerathen ward. Schon in der erſten Nacht nach dem Genuſſe des Thees hatte ſie ſehr beängſtigende und ſchwere Träume, die ihr die Wahrheit der Ausſagen des alten Weibes beſtätigten und ihren Glauben an ſie auf's Neue befeſtigten.

Als die Wahrſagerin in's Schloß Hallwyl kam, brachte der alte Herr Ring und Vogel, und fragte das Weib: „Glaubſt du, daß dieſer Vogel eine bezauberte Perſon und dieſer Ring ein Zaubermittel ſei?“

„Euer Gnaden wollen einem armen Weibe ihre Unwiſſenheit verzeihen!“ antwortete ſie.

„Keine Ausreden, Weib!“ rief er: „Ich verlange, daß du deine Meinung ſageſt, und werde dich zu einem Ausſpruch zu zwingen wiſſen. Darum antworte auf meine Frage.“

„Wenn es denn doch ſein muß, ſo erlaube der gnädige Herr: ja, ich halte ſie für verzaubert.“

„Man ſagt: du ſeieſt in ſolchen Künſten bewandert. Getrauſt du dich, den Zauber von dieſen Dingen zu löſen?“

„Ich bin zu geringe, als daß ich etwas dazu vermöchte. Gott der Herr beſitzt allein die Macht.“

„Ich weiß doch, daß du derlei Künſte ſchon geübt und dich ſelbſt deſſen gerühmt haſt. Haſt du wahr geredet, ſo übe auf meinen Befehl auch hier deine Kunſt; war aber deine Rede Lüge, ſo ſoll der Galgen bereit ſtehen, Weib. Ich ſpaße nicht mit dir.“

„Nun, wenn der gnädige Herr befehlen, will ich mit

des Allmächtigen Hülfe mein Möglichstes verbinden; doch bitte ich inständigst um Gnade, wenn Euer Wunsch nicht in des Herren Rathschluß läge; ich wäre unschuldig am Mißlingen.“ Dann beschrieb sie mit ihrem Stabe einen großen Kreis im Gemach, setzte den Ring und den Vogel hinein und machte drei Kreuze an die Decke, worauf sie einige Zauberworte sprach. Der Angstschweiß drang ihr aus der runzlichten Stirne und ihre Glieder bebten, ihre Zähne fingen an auf einander zu klappern, denn alle Zauberſprüche wollten aus dem Vogel keine Jungfrau hervorrufen; er schien sich auch nicht im geringsten um die Noth des Weibes zu bekümmern, pfiff ganz behaglich sein Liedchen und haschte nach Fliegen, ohne im Geringsten zu einer Verwandlung Miene zu machen. Da fiel sie dem Herrn von Hallwyl zu Füßen und bat heulend und klagend um ihr Leben.

Dieser sagte zu seiner Tochter: „Siehst du nun, daß dieses Weib eine Betrügerin ist, die dich, wie ich genau unterrichtet bin, mit sündiger Lüge bethörte. Dieser Ring ist nicht Antons, sondern deiner seligen Mutter Ring, und der Vogel bleibt Vogel, wenn auch das goldene Blättlein von seinem Fuße gelöst wird.“

Und zur Hexe gewendet, sagte er: „Fort mit dir in's Gefängniß, du Gotteslästerin! Befreie dich dann selbst daraus mit deiner Kunst, wenn du's vermagst.“

Sie wurde sogleich gepackt und in ein Behältniß des Schloßthurmes eingeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Wittington.

Richard Wittington war ein armer Knabe, der seine Aeltern früh verloren und nach allerlei Ungemach endlich als Küchenjunge in das Haus eines Londoner Kaufmanns kam, wo er den Tag über viel von den rauhen Behandlungen des Kochs, des Nachts auf seinem eignen Dachkämmerchen noch mehr von den Ratten und Mäusen zu leiden hatte, die dort ihr Wesen trieben. Um diese Plagegeister zu bannen, kaufte er sich für die wenige Baarschaft, die er sich nach und nach erspart hatte, eine Katze. Es begab sich nun, daß um dieselbe Zeit Richards Herr ein Schiff in die See gehen ließ und jedem seiner Dienstboten die Erlaubniß gab, irgend einen Handelsartikel mit auf das Fahrzeug zu geben, um denselben in den fremden Ländern zu verkaufen. Nur der arme Richard hatte nichts, was er mitgeben konnte. Aber aufgefordert von seinem Herrn, holte er seine Katze mit weinenden Augen aus seiner Schlafkammer, und übergab sie dem Schiffskapitän, während die ganze versammelte Dienerschaft über diesen seltsamen Artikel lachte. Das Schiff segelte ab und landete an der Küste der Berberei. Der Kapitän meldete sich bei dem König des Landes, schickte ihm Proben seiner Schiffsladung, ward freundlich von ihm aufgenommen und zur Tafel geladen. Wie erstaunte aber der Engländer, als in dem Speisesaal ein Heer von Ratten und Mäusen von allen Seiten auf die Tafel sprang, die sich der Speisen bemächtigten. Der Kapitän erinnerte sich dabei an Wittigtons Katze, ließ sie augenblicklich aus dem Schiffe holen, und siehe da, in Kurzem war das Ungeziefer verschwunden. Darüber erstaunte und erfreute sich der König so sehr, daß er sich das Thier gegen eine große Menge Goldes erkaufte. Während dies mit der Katze im fernen Lande sich zutrug, ging es dem armen Wittington selbst in London noch weit schlechter als sonst. Er faßte deshalb den Entschluß, in die weite Welt zu gehen, verließ eines Tages am frühen Morgen das Haus seines Herrn heimlich und wanderte aus der Stadt. Kaum aber hatte er eine halbe Stunde im freien Felde zurückgelegt, als die Glocken der Stadt zu läuten anfingen, und in ihrem harmonischen Klange glaubte er deutlich die Worte zu hören: „Kehre um, Wittington, dreimal Mayor von London!“ Diesen Zuruf nahm er für eine Vorbedeutung und kehrte in das Haus seines Herrn zurück, wo man ihn noch nicht vermißt hatte. Bald darauf kehrte das Schiff zurück, und Wittington, der arme Knabe, sah sich plötzlich im Besitz eines außerordentlichen Vermögens. Er lernte nunmehr das Geschäft seines Herrn, wurde später dessen Theilnehmer, heirathete dann dessen einzige Tochter und ward endlich wirklich dreimal zum Lordmayor von London erwählt.

Die schöne Susanna.

Es het emol e ryche Ma
E wunderschöni Ehfrau gha,
Drum ist au g'gange bi sim Huus
Mengs glustigs Herrli y und uus.
Doch d'Frau, wie's sy söll, fromm und treu,
Het glebt für ihre Ma elei.

Do sind im Ort zwe Richter gsy,
Die werde glustig au e chly,
Und wo die Frau im Garte goht
Is Bad, und d'Thür verrigle loht,
So sind die Schalke drinn versteckt
Und händ noh ihre d'Finger gstreckt.

„Lueg Fraueli, 's ist Alles zue,
Lo-n eus, was d'Liebi rothet, thue;
Es gseht's ke Mönsch, mer sind elei.
Doch seist du öbbe zue-n is: nei!
So säge mer: mer heige di
Bim Chnecht im Garte ligge gseh.“

D'Frau denkt: Ach Gott! was söll i thue?
Erlaub i's nid, händ die kei Rueh;
Und sündige-n i wider Gott,
So ha-n i ewig Schand und Spott.
Sie schreit um Hülf. Du gueti Frau!
Die böse Gselle schreie-n au.

Sie rede-n ihre-n offe noh:
Sie heig der Chnecht zum Ehbruch gloh.
Und 's Volch, wo's setig Sache ghört,
Verdammt das Wyb ganz unverhört
Zum gschwinde-n Armesünder-Tod.
Do chunnt en Engel i der Noth.

Und Daniel rüeft: "Was d'Bosheit thuet!
Unschuldig bi-n i a dem Bluet!"
Er loht ei Chläger bsundrig ho
Und fragt ne: "Stoht die Sach e so,
So säg, was für e Baum 's ist gsy,
Wo's drunder gscheh ist? Säg mer's gly."

De git zum Bscheid: "Wie-n i's ha gseh,
Isch's unde bi der Linde gscheh."
Druuf holt me-n au der Ander her,
Und Daniel seit: "Du Zottelbär,
Wenn 's wohr ist, was di Zunge seit:
Bi welem Baum het's zue st treit?"

Er bsinnt st: "Obe bi der Eich,"
So seit er, "het sie gmacht de Streich."
Jetzt rüest's Volch freudig: "Gottes Gricht
Dur Daniel do sis Urthel spricht:
Wer falsches Zügniß boshaft redt,
Ohn' Gnad der Tod verschuldet het."

Naturgeschichte.

Der Borkenkäfer.

Die Käfer dieser Gattung sind sämmtlich nur klein, hart und in altem oder auch frischem Holz der Bäume lebend. Sie und ihre Larven bohren diese an und veranlassen dadurch das Austreten des Nahrungssaftes, in dessen Folge die Bäume absterben, und wodurch diese Thiere ganze Wälder zu Grunde richten. Ihr Kopf ist klein, mit keulen- oder fadenförmigen Fühlern versehen und in das Bruststück zurückgezogen. Der Leib ist cylinderisch, selbst gewölbt oder kugelig, von Farbe sind die meisten braun. Ihre Larven sind fußlos und fressen sich Gänge in verschiedener Art theils unter der Rinde hin, theils tief in das Holz. Zu ihrer Verminderung tragen hauptsächlich die Spechte bei, welche deshalb auch von den Jägern besondere Schonung verdienen.

Der Buchdrucker. Pechschwarz, walzenförmig, etwas glänzend und weichgelblich behaart; der Kopf fast ganz in dem vorn rauhen, hinten glatten Bruststücke versteckt; Fühlerkeule gelb. Der Leib wenig länger als das Bruststück, die Flügeldecken grob gestreift, punktirt, hinten in Form eines hohlen Kreises abgestutzt, mit 6 Zähnen, wovon der vierte der größte ist. Dieses ist der so gefährliche Borkenkäfer, welcher im Jahr 1783 auf dem Harzgebirge so sehr überhand nahm, daß er anderthalb Millionen Stämme zerstörte, und noch jetzt hier und da große Verwüstungen anrichtet. Er wird 3 Linien lang, kommt aber auch kleiner vor, und die noch nicht der Luft ausgesetzten, unter der Rinde befindlichen, sind braunroth. Seine Lebensweise ist die der übrigen Gattungen dieser Familie, daher sie zugleich für diese als Muster dienen kann. Er erscheint mit dem ersten warmen Frühlingswetter, indem er aus den Ritzen der Borken und anderer Schlupfwinkel, wo er überwintert hat, hervortritt, und dann in die Rinde stehender Fichten oder der Klötze ein senkrecht bis auf die Basthaut gehendes Loch von einer Linie Durchmesser gräbt. Hierauf bohrt das Weibchen allein stammaufwärts einen 2 bis 4 Zoll langen und 2 Linien breiten graden Kanal, zu dessen beiden Seiten es in kleine Grübchen einzeln die 60 bis 80 kleinen, weißlich glänzenden Eier legt und mit seiner Absonderung, dem Wurmmehl, bedeckt. Aus ihnen kommen nach 8 bis 14 Tagen die kleinen, fußlosen Maden, die sogleich zu beiden Seiten des Mutterkanales geschlängelte Gänge nagen, welche nach ihrem Ende hin mit dem zunehmenden Wachsthum der Larven gleichfalls an Weite zunehmen. So zeigt sich dann die Innenseite der leicht abzulösenden Borke mit solchen parallel dicht an einander stoßenden, mit Mulm gefüllten Kanälen bedeckt, die wie gefiedert beiderseits vom Mutterkanale ausgehen, daß der Platz auf das Sparsamste benutzt erscheint und auch die von der entgegengesetzten Seite herankommenden Larven sie bis an die Grenze der andern fortsetzen. Wenn nach 3 bis 4 Wochen die Larven zur Verwandlung bereit sind, so gräbt jede am Ende ihres Ganges eine etwas erweiterte Höhle, um sich darin zu verpuppen. Nach etwa 14 Tagen kriecht der Käfer aus der Hülle, bleibt noch einige Zeit unter der Borke und gräbt ohne Ordnung Gänge, die er hinter sich mit seinem Unrath und Holzmehl wieder ausfüllt. Endlich kommt er heraus, um sich zu begatten und neue Kolonieen anzulegen. Man wird seine Anwesenheit bald an den Löchern der Rinde oder an dem durch die Weibchen ausgeworfenen Holzmehle gewahr, welches nebst Harztropfen, Spinnengewebe ꝛc. außen an dem Baume bemerkbar ist. Durch die Zerstörung des Bastes wird der Baum abständig, die Nadeln werden roth und fallen ab, und zuletzt ist ein solcher Stamm kaum zu Brennholz, aber gar nicht mehr zu Bau- und Nutzholz zu gebrauchen. In der Regel gehen indeß die Borkenkäfer nur die schon kränklichen Bäume an und besetzen erst die gesunden, wenn ihre Anzahl zu groß wird. Der ganze Verwandlungsverlauf umfaßt einen Zeitraum von acht Wochen; in der Regel zwei Bruten im Jahr, im Juni bemerkt man aber die meisten. Ein Stamm kann 80,000 Stück Larven enthalten.

Der Kupferstecher. Glänzend pechschwarz, Fühler und Füße rothbraun, die Füße pechbraun, an der Basis schwarz, an der Spitze stumpf, jede mit 3 undeutlichen kleinen Zähnen besetzt. Eine Linie lang, schlank, vollkommen walzenförmig, wenig behaart; findet sich unter der Borke der Fichten mit dem vorigen vermischt. Seine Mutterröhre ist aber nicht senkrecht, wie bei diesem, sondern zieht sich in schräger Richtung um den Stamm herum. Die Gänge der Larven dringen auch tiefer in das Holz hinein als bei jenen. Dieser greift zumal die Aeste und obern Stammspitzen an. Man soll ihn sehr häufig im Klafterholze finden. Seine Anwesenheit verräth sich an den kleinen Löchern, die nur eine kleine Linie im Durchmesser haben.

Der Lärchenborkenkäfer. Pechschwarz, etwas glänzend, blaßhaarig, mit längeren, gestreift punktirten Flügeldecken, am Ende rundum ausgeschnitten, mit unregelmäßig gezähntem Rand. Er ist nur anderthalb Linien lang, im Verhältniß zu seiner Länge ziemlich breit. Auch seine Gänge gehen geschlängelt um den Stamm herum. Unter Fichten- und Lärchenrinden.

Der Fichtenborkenkäfer. Pechschwarz, kurzbehaart, mit ziegelrothen Fühlern; die Flügeldecken zart punktirt gestreift, mit höckerig rauhen Zwischenräumen. Drittehalb Linien lang, walzenförmig schlank, mit vorn übergebogenem, den Kopf fast ganz versteckendem, gewölbtem, nach vorn verschmälertem Bruststück. Er ist kleiner und schlanker als der Buchdrucker. Man findet ihn zwar hier und da häufig an den Kiefern, doch nur an kranken Bäumen, zumal solchen, die schon vom Buchdrucker angestochen sind. Seine Lebensart und Verwandlung ist übrigens wie bei diesem; die Larve lebt unter der Rinde, der Käfer selbst mehr in den obersten jungen Trieben, welche dadurch auch verderben.

Auflösung des Räthsels in No. 46: "Wegweiser."

No. 47.

DAS POSTHÖRNCHEN

24. Nov. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Auf die offizielle Nachricht von dem Tode des Abts von Muri sandte die aarganische Regierung sogleich den Herrn R. R. Waller nach Engelberg, um dort die Auslieferung der Hinterlassenschaft zu bewirken. Nach einer Anweisung des Convents von Muri wurden ihm sowohl die Schuldtitel als eine Baarschaft von 7000 Fr., zusammen etwa 349,527 Fr. verabfolgt.

* In der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. brach in Wilnau, K. Zürich, Feuer aus. Sieben Haushaltungen wurden dadurch obdachlos und ein vierzehnjähriges Mädchen starb den Flammentod. Wie verlautet, soll das Feuer in einer Bäckerei ausgebrochen sein und sich schnell eines nahe gelegenen Heuschobers bemächtigt haben.

* Am 8. d. ist in Lausen schon wieder ein Züchtling entwischt, nachdem er den ihn bewachenden Landjäger mit einem Pickel zu Boden geschlagen hatte.

* Der Redaktor der Baseler Zeitung weist den Freunden schweizerischer Bundesreform das Irrenhaus Königsfelden zum Aufenthalt an. Soll man über ihn rufen: „Herr, vergib ihm, er weiß nicht, was er thut!“ oder aber: „Es wäre besser, daß Einer stürbe, als daß das ganze Volk verdürbe!“??

* Trotz dem, daß seit drei Jahren eine Kommission der andern folgte und Experten über Experten, ja der große Rath von St. Gallen selbst sich für eine neue Straße von St. Gallen über Rorschach nach Staad ausgesprochen haben, beschloß derselbe nun endlich am 20. d. M. mit 99 gegen 30 Stimmen die bloße Korrektion der alten Straße.

* Dem Bäcker Schawalder in Altstätten ist im eigentlichen Sinne des Worts ein Hase in die Küche gejagt worden. Es hatten nämlich einige rüstige Jäger am Stoßberge einen Hasen aufgejagt und denselben so eifrig und systematisch verfolgt, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als sich dem Weichbilde der Stadt zu nähern, wo er beim untern Thore sich durch eine Oeffnung in das Schawaldersche Haus flüchtete und durch Zufall in die Küche gerieth; hier wurde er mittelst eines über ihn geworfenen alten Korbes lebendig gefangen.

* Einige Junkersbetschwestern haben in der Bruchkapelle zu Luzern alle Abende die Abhaltung eines Abendrosenkranzes gegründet, damit von dem lieben Gott die Gnade ersteht werde, daß er die Junker wieder zu dem Regimente rufen wolle. Alle Jahre läuft eine Kerzenbettlerin für diese Andacht in den Häusern herum. Für die vorstehenden Stadtrathswahlen werden die Rosenkränze in Psalter verwandelt und dadurch wird der Kerzenverbrauch verdreifacht.

* Im solothurn. Steinbruche von Bargetzi steht gegenwärtig ein Meisterstück von einem Brunnentrog. Die Schaale umfaßt bei 700 Kubikfuß Wasser und ist nur aus zwei Steinen zusammengesetzt; in der Mitte erhebt sich der Brunnstock und bildet eine mit Neptuns Dreizack und drei verschlungene Delphinen gekrönte Säule. Dieses sowohl der gewaltigen Steinmasse als des edlen Stylo halber ausgezeichnete Meisterstück ist für das Großherzogthum Baden bestimmt und wird nächster Tage nach Lörrach abgehen.

* Der Volksfreund. Unter diesem Titel ist in Bern ein lithographirtes Zerrbild erschienen, welches folgendermaßen aussieht. Eine Figur stellt einen Wolf dar, dem ein Schaaf oder ein Schaafsfell gleich einer Brente auf

dem Rücken herumbaumelt. Die Schultern des Raubthieres sind mit einem wollenen oder wachstaffetnen Kragen, der ungeheure Kopf ist mit dem Turban des Abd-el-Kaders gegen die Unbill der Witterung geschützt. Der Wolf scheint Durst zu haben; denn er streckt die Lelle weit heraus und zeigt bei dieser Gelegenheit ein halbes Dutzend tüchtige Zähne. Als Vervollständigung der beiden Schwänze hängt ihm hinten eine gewaltige Scheere, ein Bügeleisen, ein papierenes Maß und ein ungebührlicher Ellstecken über den Steiß hinunter — und da er sich in den Kopf gesetzt zu haben scheint, nur auf den Hinterfüßen zu gehen, statt auf allen Vieren, so hat er sich als Nothbehelf einen Stock angeschafft, dessen oberes Ende infulartig ein Schaafskopf ziert, von welchem herunter Bänder flattern mit der Inschrift Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität. Unten am Stocke steht der Name „von Arx“; das ganze Kunstprodukt ist unterzeichnet der gute Apostel. Man sieht, es gibt auch in Bern Karrikaturen für Publizisten.

* An vielen Orten unsers Schweizerlandes wird der Holzmangel immer fühlbarer, wo hingegen den Appenzellern das Holz immer lästiger wird. Ganze Fuder Ruthen und Stöcke müssen geschnitten werden, nur um die verirrten und sündhaftigen Menschen auf den rechten Weg zu leiten. Der gr. Rath in Trogen beschloß erst noch in den letzten Tagen vorigen Monats, 12 Individuen mit 200 Stockschlägen zurecht weisen zu lassen. Denn dort sollen die Menschen scheint's nicht auf dem Wege der Besserung, sondern auf dem radikalen Holzwege zur Weisheit und Tugend, zum Himmel gelangen. O Herr! hilf Allen, daß sie nicht unter die Stöcke fallen.

* Der kl. Rath von Appenzell ARh. verhandelte in seinen Sitzungen am 6. und 7. November 8 Straffälle, 15 Zivilprozesse und 7 administrative Gegenstände. Ein Landmann forderte von seinem Schwiegervater für den Brautwagen, mit dem er dessen Tochter, seine nunmehrige Frau, bei ihrer Hochzeit selbst ausgerüstet hatte, 150 fl. Entschädigung, wurde aber abgewiesen mit der Vertröstung: er möge seine Forderung nach dem Ableben der Aeltern geltend machen.

* Der gr. Rath der Stadt Chur hat sich durch eingetretene Umstände gezwungen gesehen, statt die gewöhnlichen obrigkeitlichen Wahlen fortzusetzen, die alte Orts-Obrigkeit als einstweiliges Provisorium zu erklären und derselben aufzutragen, eine Verfassungs-Kommission zu konstituiren, um das alte ehrwürdige, aber nicht mehr bequeme Gebäude der Stadtverfassung zeitgemäß zu reformiren.

* Zur Warnung erzählt das Churer Wochenblatt, daß im Amtsbezirke Sonnberg zwei ganz gesunden und ausgewachsenen Hunden zur Probe Milch vorgesetzt wurde, die von Kühen herkam, welche mit Maul- und Klauenseuche behaftet waren. Der Kopf eines jeden Hundes wurde auf den Genuß dieser Milch sehr geschwollen und in ihrer Mundhöhle entstand eine solche Entzündung, daß sie ununterbrochen eine Menge Speichel aus derselben ergossen, völlig krank wurden und von ihrem Lager nicht mehr aufstehen konnten. An mehrern Orten bekamen auch Kinder, welche solche Milch genossen, ganz geschwollene Köpfe.

* Letzthin wurden zu Somwir, in Graubünden, zwei Bären geschossen, wovon der erste gefährlich angeschossene auf den Jäger losprang, ihn packte, und beide in etwas unzärtlicher Umarmung den steilen Felsabhang im Schnee hinunter rollten, bis ein anderer Jäger schnell herbeieilte und das Thier am Leibe seines Kameraden mit einem Schuß erlegte.

* Am 10. war dreifacher Bezirksrath in Schwyz, der mit Mehrheit beschloß, es soll die Verhörkommission mit ihren Verrichtungen in Arth fortfahren und Landjäger zu ihrer Unterstützung erhalten. Schon sind Vorbereitungen zu militärischer Exekution gemacht. Die Regierung wird vom Kantonsrath unbedingte Vollmacht erhalten, die Maßregeln gegen Arth mit Gewalt durchzusetzen.

* Am letzten Markttage kam eine Rotte Muottathaler aus dem Girschen lärmend und tobend über den Platz, stieß auf einen alten angesehenen Klauenmann, Führer der neuen Landleute, ergriff ihn, schleppte ihn in seinen Laden, trieb mit wildem Gebrüll die Käufer aus demselben, schlug das Getäfel der Wand ein und nöthigte den Sohn des Hauses, welcher diese Schändung des Eigenthums- und Hausrechts drohend mißbilligte, in seinem eigenen Hause sich vor der Wuth dieser Rotte zu flüchten. Dafür erscheint aber keine Verhörkommission.

* Die „Helvetie“ erzählt ein Beispiel, wie die Magnaten von Neuenburg sich selbst mit unverdientem Lobe zu hudeln verstehen. Bei einem alten, dieses Jahr wie gewöhnlich gefeierten Feste richtete ein Kapitan zum Schluß seiner Anrede folgende Worte an seinen Freund, den Präsidenten des Staatsraths: „Endlich, Herr Präsident, empfangen Sie unsere Wünsche für die Mitglieder des Staatsrathes, welche durch ihre weise Verwaltung die väterlichen Absichten des Königs unterstützen und unser ganzes Vertrauen und unsere Ergebung verdienen; und erlauben Sie uns, Ihnen insbesonders alle unsere Achtung, von der wir durchdrungen sind, gegen den Chef des Staates auszudrücken, welcher durch seine Weisheit das Land im Innern glücklich zu machen weis, und durch seine Würde und seine großen Kenntnisse es gegen Außen auf eine Stufe erhoben hat, worauf dasselbe seines kleinen Umfangs wegen keinen Anspruch machen konnte.

Ausland.

* In Würtemberg hat man gegenwärtig nicht nur mit Pietisten, sondern sogar mit Schatzgräbern und Geistersehern, so wie mit den Dienern der römischen Kirche zu kämpfen, die mit einem Male auf Ideen kommen, welche im ganzen christlichen Evangelium mit keiner Silbe enthalten sind. Kurz das ganze Heer unseliger Geister scheint sich auf's Neue zu regen. Mit den widerspennstigen Geistlichen macht es die Regierung jedoch ganz in der

Stille ab: sie entzieht ihnen bloß den Gehalt, indem sie wohl weiß, daß der Hunger die Vögel zahm macht.

* Vorige Woche hat das Kriminalgericht zu Neustadt in Baiern eine Gesellschaft Juden in Uhlefeld aufgegriffen, als sie gerade beschäftigt waren, altem verdorbenen Hopfen durch Schwefeln wieder ein gutes Ansehen zu geben und ihn sodann, mit guter Waare vermischt, als ächtes Gut zu verkaufen. Der ganze Vorrath wurde weggenommen, mehrere Transporte, die bereits auf dem Wege nach Leipzig waren, zurückgeholt, und die Untersuchung eingeleitet. — Leider befassen sich in diesem Jahre, durch die hohen Hopfenpreise dazu verleitet, Juden und Christen, selbst größere Häuser, an mehr als an zwanzig Orten unsers Landes mit dem schändlichen Handwerk des Hopfenschwefelns, und man darf annehmen, daß bis jetzt schon über 600 Zentner auf diese betrügerische Weise manipulirter verdorbener Hopfen nach Sachsen und Preußen gegangen sind.

* Wie vorauszusehen war, zeigt sich unter der protestantischen Geistlichkeit als Antwort auf die Schritte der Katholischen in Preußen gleiche Sprache der Erbitterung und Aufreizung. Hatten die Katholischen kein gemischtes Paar mehr einsegnen wollen ohne das schriftliche Versprechen, daß die Kinder katholisch erzogen werden sollen, so fordern jetzt die protestantischen Geistlichen dasselbe Versprechen für ihre Konfession. Die Verwirrung in dieser Beziehung ist im Wachsen und die bisher geübte christliche Duldung macht einer um sich greifenden Feindschaft Platz, die bereits an mehrern Orten zu bedauernswürdigen Thätlichkeiten geführt hat.

* Es ist in der That verdrießlich, daß man erst durch Erfahrung klug wird. Auch der Direktion der Berliner-Potsdamer Eisenbahn ist es so ergangen; denn um die zahlreich angehängten Wagen schneller zum Ziele zu bringen, schickte sie neulich eine Lokomotive nach, die hinten stoßen sollte. Das that nun diese Maschine auch; aber sie stieß, ohne sich an Polizei und Gendarmen zu kehren, so heftig an den letzten Wagen, daß die darin Sitzenden mit ihr in sehr nahe Berührung kamen und beschädigte Nasenbeine, blaue Augen, Rippen- und Kreuzschmerzen mit nach Potsdam brachten, was eigentlich doch nicht ihre Absicht gewesen war.

* Da dem geistlichen Ministerium in Hannover die Anzeige gemacht worden ist, daß der hiesige katholische Kaplan einem Katholiken, der mit einer Protestantin verheirathet seine Kinder zur protestantischen Schule schickt, aus diesem Grunde zu wiederholten Malen das heilige Abendmahl verweigert habe, und da aus andern Gegenden des Königreichs ähnliche Nachrichten von Eigenmächtigkeiten und Umtrieben der kath. Geistlichen einlaufen, so erwartet man bald von Seite der Regierung strenge Maßregeln dagegen.

* Gäbe es eine Eisenbahn von Paris nach Algier und Konstantine, so würde sich der Conseilpräsident Mole ganz bestimmt einige Tage abmüßigen, dorthin eilen, den alten Valee umarmen und ihm sagen: „Marschall, Sie sind ein Götterkind! Wenn Sie nicht wären, hätte die große Nation keine Beschäftigung und würde sich noch mehr, als es leider schon geschieht, um die Regierung bekümmern. Nehmen Sie nur immerfort Plätze ein, wenn es auch Leute kostet, ich sorge Ihnen für mehr, und dann verschaffen Sie mir vor allen Dingen sichere Nachricht von Abd-el-Kaders Tod, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, Sie sollen einen dankbaren Freund an mir haben.“ Denn der Conseilpräsident möchte gar zu gern die Augen Frankreichs nach Afrika richten; aber Frankreich sieht nicht mehr nach Afrika, es blickt auf sich selbst, auf seine Minister, auf die Deputirten, die allmählig ankommen, auf die Nationalgarde und ihre Wahlreform-Petition, auf die hinterlistigen Manöver der Regierung, welche sie mit den Präfekten vornimmt, und auf die Mißbräuche, die jeder Tag anders und in ekelhafteter Gestalt hervorruft. Mit größerer Spannung ist seit Jahren keiner Kammereröffnung entgegen gesehen worden; man erwartet große Resultate. Ob sie aber erfüllt werden? und wenn nicht: ob die Nation wieder der Unthätigkeit ihrer Vertreter ruhig zuschauen wird?

* Sollte das franz. Ministerium durch die Kammer gestürzt werden, so wird ihm ein Trost nicht fehlen; denn gewiß wird es nach seinem Tode von der Kirche heilig gesprochen, da ohnehin die Heiligen-Fabrikation und aller mittelalterliche geistliche Skandal wieder streng überhand nimmt. Ursprünglich gab es im Kloster zu Montbrison nur Nonnen der heiligen Klara. Vor etwa sechs Monaten hat ihnen der Papst zehn muntere, starke und wohlbeleibte Kapuziner geschickt, so daß nun Mönche und Nonnen zusammen in demselben Kloster leben. Diesem sieht die Regierung stillschweigend zu.

* Am 7. November soll in Paris bei dem östreichischen Botschafter eine Konferenz sämmtlicher Gesandten der nordischen Höfe, Neapels und des päpstlichen Nuntius statt gefunden haben, worin erklärt wurde, Don Karlos als König von Spanien anzuerkennen, wenn er nach seinem Einzug in Burgos eine Amnestie erlasse, um endlich dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen.

* Sollte es sich in den nächsten Tagen ereignen, daß der Erzbischof von Paris eine Herausforderung zum Boxen erhielte, so muß man sich darüber gar nicht wundern, denn der hochwürdigste Herr hat in allen Kirchen Frankreichs für die Bekehrung der Engländer beten lassen und diese halten sich durch das gottselige Werk für beleidigt.

* Am 20. Oktober Morgens um 7 Uhr sah man ein Mädchen von 27 Jahren auf den Knien durch das Dorf Guingamp in Frankreich rutschen, begleitet von zwei andern Mädchen, die ihr Lebensmittel nachtrugen. Sie war auf einer Pilgerfahrt nach Bülat begriffen, und sollte die ganze Hinreise auf den Knien, die Rückreise bis zur Kirche Notredame in Guingamp barfuß machen. Dies war ein Befehl ihrer verstorbenen Herrin, welche ihr Tag und Nacht erschien, bis sie sich zur Ausführung

eines Unternehmens entschloß, wozu ihre Herrschaft bei Lebzeiten wahrscheinlich keine Lust gehabt hatte.

* In Marseille drängt sich das gläubige Publikum in die Kirche St. Charles, um den Leichnam des heiligen Exupere zu betrachten, welchen der Papst der geistlichen Propaganda zu Lyon verehrt hat. Da dieser Heilige den Kopf verloren hatte, wurde derselbe durch einen wächsernen ersetzt, was bei den Bewunderern auch der Fall sein könnte.

* Die Morgenchronik enthält einen naiven Bericht aus Canada, worin sehr klar bewiesen wird, daß sich dieses Land nächstens unfehlbar an Nordamerika anschließen werde. Lord Durham selbst erklärt es für England unmöglich, bei dem jetzigen unseligen Zustande Canada's dieses Land ferner nach den bisherigen Prinzipien zu regieren.

* Am 31. Oktober ist die Königin von Portugal von einem zweiten Prinzen entbunden worden, der jetzt schon Herzog von Oporto ist. Die Königin und ihr Prinz befinden sich sehr wohl, das Land aber leidet immer noch an heftigem Kopfweh und Magendrücken.

* Rußland scheint, wenn auch nicht im Innern, doch in seinen westlichen Provinzen auf sehr verderbliche Elemente zu stoßen. Die Verschwörung, welche man entdeckt hat, und die sich über diese Provinzen und das Königreich Polen ausdehnt, verräth nur zu deutlich, daß hier trotz der angewandten Strenge eine Unzufriedenheit fortwuchert, welche die Thätigkeit der Regierung unaufhörlich in Anspruch nimmt. Unter solchen Umständen werden freilich die Gewitterwolken, welche sich im Süden an der Grenze des osmanischen Reiches zusammenziehen, wohl noch nicht sich ihrer Blitze entladen. Auch der Sultan hat eine Ausweisungsnote erhalten, und zwar eine russische. Die Engländer haben den Türken nämlich einen tüchtigen General in dem verbannten Polen Chrzanowski geschickt. Rußland verlangte seine Ausweisung. Der Sultan aber antwortete: Bewahre! Chrzanowski ist ein geschickter Offizier, auf den ihr kein Recht mehr habt, seit er von euch geächtet ward; da wir tüchtige Offiziere heutzutage sehr wohl brauchen können, so behalten wir ihn und bleiben euch in Gnaden gewogen. Um den Aerger des russischen Gesandten hat man sich nicht weiter bekümmert. Die Tscherkessen sollen neulich wieder große Vortheile erlangt haben, und da dies nach der bombastischen Proklamation geschehen ist, in welcher sie der russische General zur Unterwerfung aufforderte, so ist der von den Tscherkessen errungene Sieg ohne Zweifel eine bessere Antwort als die, welche sie englischen Blättern zufolge darauf gegeben haben.

Baden. Wer sich von dem Treiben gewisser Menschen irgend einen Begriff machen will, besuche nur hier und da die öffentlichen Bezirksgerichte; er sieht da nicht nur den Bruder gegen den Bruder, den Vater gegen seinen Sohn, sondern sogar Bürger gegen ihren Seelsorger auftreten. Ein solcher Fall waltet gegenwärtig vor dem Bezirksgericht Baden. Die Würenlinger feiern jährlich, wie sonst Niemand im Bezirk Baden, den Sankt Michael, der, wie es scheint, ihr General-Bevollmächtigter vor dem höchsten Wesen ist. Der Festtag fiel dieses Jahr auf einen Samstag. Arme Bürger, welche des Schillings zu ihrem ehrlichen Fortkommen äußerst bedürftig sind, arbeiteten die ganze Woche hindurch in einem Kellerraume. Sie dachten am Schlusse der Woche nicht mehr an ihren Gemeindsfesttag, mehr hingegen wurden sie von ihrem Meister, der den Einsturz der Kellererde befürchtete, zur strengen Arbeit angespornt. Kurz, sie vergaßen den Festtag und arbeiteten, um ihr tägliches Brod zu verdienen, während ihre Mitbürger zu Hause dem Geber alles Guten durch mehr als hundertmaliges „Gieb uns heute“ ihr tägliches Brod abtrotzen wollten, und noch obendrein den Festtag durch Saufgelage entheiligten. — Wer hat wohl besser gethan, die Arbeitenden, oder die betenden Lungerer?

Herr Hoz, genannt Güllenschöpfer, entblödete sich Sonntags darauf nicht, nach Art seines Klägers das Kamin zu fegen; er spie den Ruß mit Gift und Galle auf die armen Leute aus, indem er sie in einer geistlosen Rede als schlechte Menschen und gottlose Christen bezeichnete. Hoz gestand nun vor Gericht die Klage in so fern ein, als er sie „schlechte Christen“ betitelt habe, treibt aber dabei seine Unverschämtheit so weit, daß er die von dem Kläger zu Zeugen aufgeforderten Pfarrgenossen zum Eide treiben will! Das thut ein Seelsorger?! Sauberes Müsterchen von Schinkelhändler.

Und dies ist der gleiche Pfaffe, welcher unlängst im Rausche einem Milizen aus der Umgegend den Säbel aus der Scheide zog, und damit in Gesellschaft des saubern Kaplans Wyß auf öffentlicher Straße herumfuchtelte.

Wenn ein Privatmann unverdient empfangene Grobheit rügt, droht man ihm mit Entziehung des Verdienstes; aber solche geistliche Bubereien läßt man ungeahndet.

Diese Judenfigur vertheidigt in vorliegender Sache zwar Niemand als ein gewisser alter Bassist an der Halde dahier, der das Arbeiten armer Leute an abgeschafften Festtagen für Sünde hält, während er selbst an allen Sonn- und Festtagen kleine Brödlein backt und sie feilbietet. Von ihm wären übrigens auch lustige Abenteuer z. B. Augsburger zu erzählen.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu erhalten:

Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10 Bogen gr. 8. Surse bei J. Konrad. Preis 10 Bz.

Wenn auch dieser Gegenstand schon von verschiedenen Autoren für die Bühne bearbeitet wurde, so hat keiner derselben das Volksleben damaliger Zeit im Gegensatze einer strengen, despotischen und in sich gegen Freiheit und Recht verschwornen Regierung mit solch malerischen Farben geschildert, als der gegenwärtige Verfasser. Dieses gelungene Werkchen bedarf demnach für Freunde dramatischer Dichtkunst und vaterländischer Geschichten kaum mehr Anpreisung; indem versichert werden darf, daß es gewiß kein Schweizer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 48. 1. Dez. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Auf das „Alpenhorn“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Die verehrten Abonnenten erhalten jede Woche gratis dazu noch das „Posthörnchen“, eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Der Winter.

Im stehe unter meines Gottes Himmel
Im großen Tempel der Natur:
Tief unter mir liegt dieser Welt Getümmel,
Rings um mich her ist Leichenspur!

Durch meine Brust bebt schauerliche Stille
Im öden Thal der Sterblichkeit;
Denn die Natur birgt sich in weiße Hülle,
In's feierliche Sterbekleid.

Ach! wo ist hin des heitern Frühlings Schöne
In bunter Blumen frischem Duft?
Der Vögel Chor ächzt hungernd Klagetöne,
Und durch den Wald zieht kalte Luft.

Wo ist des Sommers reizendes Gefilde?
Wo ist der Sonne Strahlenglanz?
Wo ist Aurorens Morgengruß und Milde?
Wo ist der Mücken Sonnentanz?

Wo ist der Herbst mit seinen goldnen Früchten,
Als froher Winzer Stimme schallt'?
Wo ist das Lied aus dunklen Haines Fichten,
Deß Echo doppelt wiederhallt'?

Im Rieseln starrt des Silberbaches Quelle,
Und Schnee bedeckt das ganze Land;
Des Eises Spiegel glänzet rein und helle,
Und nackt steht jede Felsenwand.

Kein Sänger wiegt sich auf des Baumes Zweigen,
Der Winter rief, das Leben wich;
Und festgebant steht jetzt der Schifflein Reigen,
Der tanzend über Wellen strich.

Auch in des düstern Winters rauhen Tagen
Ehr' ich des Höchsten weise Macht!
Er hört der tausend Kreaturen Klagen,
Der sie, wie mich, hervorgebracht!

Selbst eingeenget in die stillen Mauern,
Bet' ich zu Dir, dem Herrn der Welt;
Und bei des Feldes und des Waldes Trauern
Sei heilig mir, was Dir gefällt!

Wenn aus der Höh' ein Heer von hellen Sternen
Im Strahlenlicht herunterblickt,
Will ich den Spruch der ew'gen Weisheit lernen:
„Der Herr ist groß, der Alles schickt!“

Mein Lenz der Erde ist hinabgesunken,
Den Sommer sah ich jüngst vergehn,
Der nahe Herbst erschleicht des Lebens Funken,
Der Winter wird den Staub verwehn.

Ich bebe nicht. Herr über Tod und Leben!
Wenn gleich das Glied im Grabe starrt:
Du wirst den ew'gen Frühling dort mir geben,
Wo Klarheit des Vollenders harrt.

Das Toggeli (der Alp).

Fortsetzung.

Um diese Zeit war es, daß der Sohn des Hauses, Hans von Hallwyl, ein kräftiger junger Mann mit reifem Verstande und heiteren Sinnen, seine väterliche Burg wieder betrat. Er vernahm eines Abends bei einem Spaziergange mit seiner Schwester von dieser die jüngsten Begebenheiten in Betreff Antons und der Hexe, und zwar mit allen den vielen Zuthaten geschmückt, womit Frauenzimmer damaliger Zeit gewöhnlich ihre Berichte und Erzählungen auszustatten pflegten. Eben so hatte er schon vom Herrn von Bellikon, dessen persönlicher Freund er war, die gegenwärtige Anwesenheit des gehaßten Nebenbuhlers in der Burg zu Meisterschwanden auf eine Weise vernommen, die Antons Person vor seinen Augen nicht im günstigsten Lichte erscheinen ließ. Kein Wunder also, daß er gegen diesen zum Voraus eine gewisse Abneigung faßte, und Jenem versprach, mit ihm vereint bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit Anton jeden ferneren Gedanken an Hallwyl aus dem Kopfe zu treiben.

Der günstige Augenblick schien dem Herrn von Bellikon gekommen zu sein, als mehrere Ritter aus der Umgegend

auf's Schloß Rued zu einem Gastmahle eingeladen wurden, wozu der Herr von Meisterschwanden auch Anton mitnahm. Indem die Herren ganz vergnügt und in muthwilliger Laune bei einander saßen, kam ein alter blödsinniger Mann, der Mäusefallen zu verkaufen anbot. Einige der Anwesenden fingen an, in allerlei groben Scherzen und beleidigenden Spottreden sich mit seiner Person zu belustigen. Sie trieben ihr Spiel sogar so weit, daß sie den armen Mann an Händen und Füßen packten und seiner ganzen Länge nach auf einen Tisch legen. Eben war Bellikon im Begriff, ihm einen großen hölzernen Schöpflöffel voll Haberbrei in's Gesicht zu schmieren, als Anton mitleidig ihn zurückzuhalten und abzumahnen suchte. Dieses schien der Herr sehr übel zu nehmen; sein beißender Spott richtete sich auf Anton und es kam zwischen beiden zu heftigem Wortwechsel, in dessen Folge der ganze für den armen Mann bestimmte Brei unversehens Anton auf die Nase flog; allein noch ehe die Umstehenden Partei ergreifen oder sich in's Mittel legen konnten, hatte dieser den Unverschämten bei der Gurgel gepackt und ihn rücklings mit dem Hinterkopf so derb gegen die Wand geschlagen, daß ihm Hören und Sehen verging. Dieser Vorfall machte der zufriedenen Laune der Gesellschaft ein Ende. Der Herr von Meisterschwanden und einige Andere, die das unbescheidene Benehmen Bellikons mißbilligten, brachen auf, um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, und begleiteten Anton wieder nach der Burg seines Gastherrn zurück. Hans von Hallwyl hatte ebenfalls gefunden, Hr. v. Fahrwangen hätte Recht gehabt und sei so hassenswürdig nicht, wie man ihm denselben geschildert hatte; er wünschte vielmehr von diesem Augenblick an, ihn näher kennen zu lernen.

Während dieses auf Rued begegnete, war Mathilde auf Hallwyl mit der Schloßköchin zufällig über die Hexe von Seon zu Rede gekommen und sagte zu derselben: „Die alte Frau dauert mich, sie weiß doch etwas, und ist gewiß unschuldig; wenn ich sie nur aus der Gefangenschaft befreien könnte!“

„Was befreien?“ rief die Köchin: „Wißt Ihr denn nicht, daß sie mit Hülfe des leidigen Satans sich selbst befreit hat? Schon seit gestern ist sie verschwunden, und kein Mensch weiß, zu welchem Loche sie hinausgefahren ist.“ Hierbei bekreuzte sie sich und fuhr dann fort: „Niemand hat in dieser Nacht ein Geräusch gehört; nur ich war um die zwölfte Stunde noch wach und sah ganz feurige Strahlen um das Schloß herum fahren, als wenn sie etwas suchten; auf einmal hörte ich ein entsetzliches Brausen durch die Luft und Alles war dann wieder mäuschenstille, wenigstens sah und hörte ich nichts mehr, denn ich hatte den Kopf tief unter das Deckbett gezogen. Bei solchen Anlässen ist's nicht zu paßen; ich wenigstens möchte nicht mit lebendigem Leibe dem Gottseibeiuns in die Klauen gerathen. Wie gesagt, nur ich allein hörte dies. Ich bin aber auch ein Fraufastenkind, ich höre und sehe Alles. Am andern Morgen, Ihr waret gerade mit dem jungen gnädigen Herrn am See hinauf spazieren gegangen, wollte Jakob die Gefangenen speisen, da fand er bei der Hexe von Seon das Nest leer und den Vogel ausgeflogen. Er machte Lärm. Der gnädige Herr kam herbei. Man untersuchte Alles und fand nichts als das Schlüsselloch, wo sie hätte hinausschlüpfen können. Der gnädige Herr war sehr ungehalten darüber, und gebot uns, still zu sein bei der Sache und Niemanden etwas davon zu sagen. Ihr dürft es aber schon wissen, Ihr seid ja Niemand, das heißt, wenigstens niemand Fremder außer dem Hause.“

So hätte sie noch lange fortgeplaudert, wenn Mathilde sie nicht unterbrochen und gefragt hätte: „Aber weiß denn gar Niemand, wo sie hingekommen ist? Ich hätte sie nothwendig noch etwas zu fragen. Schon seit langer Zeit werde ich des Nachts so entsetzlich geplagt, daß ich mich bald vor dem Schlafengehen fürchten muß. Bald ist mir, als wenn eine Katze mir auf der Brust läge und das Athemholen erschwerte, bald summen allerlei unsichtbare Wesen mir gar lästig um die Ohren, bald ist es, als wenn mir Jemand den Leib zusammendrückte, bald...“

„Aha, aha!“ fiel ihr die Alte hastig in's Wort: „das ist ja das Toggeli, von welchem Ihr gepeiniget werdet!“

„Das Toggeli?“ fragte Mathilde verwundert: „Was ist das, das Toggeli?

„Das ist der Geist eines bösen Feindes, der Euch zu Leibe gehen möchte, oder wenigstens ein von Euerm Feinde dazu Angestellter.“

„Ja, das sagte mir die Hexe schon; aber sie gab mir auch ein Kraut, das mich davor bewahren sollte. Ja, sie behauptete sogar, der junge Herr von Fahrwangen wäre der Plagegeist. Doch ist es sonderbar, daß er gewöhnlich im Traume mir so erscheint, als wenn er mich befreien wollte, dann erschrecke ich vor ihm, wie vor dem Versucher, und erwache.“

„Paperlapa, ich will Euch ein besseres Mittel sagen, wodurch Ihr Euern Unhold los und kennen lernen werdet. Ich bin ein altes Weib und habe in meinem Leben allerlei Erfahrungen gemacht; dieses Mittel hat sich in meiner Jugend bei mir ganz bewährt gefunden. Ein reiner Junggesell muß am Charfreitag vor Sonnenaufgang ein Hahnenei im Wald in einen Ameisenhaufen verscharren und dabei dreimal die Worte sprechen:

Plagegeist laß ab von der ich mein',
Und fahr' in dieses Ei hinein.

Dabei muß er Euch in Gedanken haben. Am Ostersonntag muß er vor Sonnenaufgang das Ei wieder holen und in's Feuer werfen. Ihr werdet an der geschundenen, wie vom

Feuer gebrannten Nase erkennen, wer der Plagegeist war, und werdet von nun an von ihm befreit sein. Hört nur! Ich war in meiner Jugend etwa achtzehn Jahr alt und hatte einen Liebster, der Jakob hieß und mich heirathen wollte. Er war ein sauberer Bursche, der mir wohl gefiel, und ich hätte ihm meiner Lebtage nichts Böses zugetraut. Aber ich wurde in dieser Zeit gar sehr vom Toggeli gedrückt, und des Nachbars Sohn, der Rudi, rieth mir dieses Mittel. Er selbst besorgte die Ausführung, und siehe da, Jakob der böse Bube, hatte die geschundene Nase. Rudi hatte zwar dabei auch eine Beule am Kopf erhalten, denn er war im Wald gestolpert und gefallen; aber der Aetti meinte, ich sollte ihn dafür heirathen und den Jakob fahren lassen, was ich mir auch gefallen ließ. Seither wurde ich nie mehr vom Toggeli geplagt."

"Aber," versetzte Mathilde: "wo nehme ich geschwind ein Hahnenei her? Ich habe noch nie von solchen gehört, Wenigstens unser Hahn legt keine Eier, und sonst hat Niemand in der Nachbarschaft einen."

"Laßt das nur gut sein, meine Gnädige! Es legen freilich nicht alle Hähne Eier; aber ich will Euch doch eins verschaffen, das gewiß gute Wirkung thun soll, verlaßt Euch auf mich."

(Fortsetzung folgt.)

Gueti Lehr.

Hannsjoggeli, lauf doch
nid grad e so i's Füür!
Denn 's Füür ist heiß und brönnt,
Und d'Salbe-n ist gar thüür.
Säg nid: "i ha's nid gseh!"
Es zündt dir jo, wie meh
As d' fürst rückst, du Gauch;
Und gsehst 's Füür selber nit,
So gsehst jo doch der Rauch.
Wer grad dri-n ine'rönnt,
De macht kei Schick dermit.

Der chinesische Philosoh Meng-tseu.

In dem kleinen Königreiche Tsou, Provinz Chan-toung, (350 Jahre vor Christo) geboren, stammte er aus niedrigem Hause. Früh verlor er seinen Vater. Seine Mutter, die ziemlich gebildet war, wendete alle Sorgfalt auf eine gute Erziehung. Einer der philosophischen Grundsätze der Chinesen sagt: "Willst du weise werden und bleiben, so wohne nicht unter den Thoren und Schlechten!" Diesem Grundsatze getreu, wechselte die Mutter zweimal ihren Wohnort, um den Sohn dem bösen Beispiele der Nachbarschaft zu entziehen. Zuerst hatte sie neben einem Fleischer gewohnt. Die Besorgniß, daß der Knabe an den Anblick von Blut und roher Grausamkeit sich gewöhnen und daran Freude gewinnen möchte, trieb sie aus jener Gegend. Sie kam in die Nähe eines Begräbnißplatzes zu wohnen. Bald gewöhnte sich der Knabe, das Jammern und Geheule derjenigen nachzuahmen, welche die Gräber ihrer Verwandten besuchten. Die Besorgniß, ihr Sohn möchte dadurch die religiösen Gebräuche verspotten lehren, bewog sie bald, auch diese Wohnung zu verlassen. Glücklicherweise fand sie eine Wohnung gerade der Schule gegenüber. Das schöne Betragen und die Kenntnisse der Schüler erregten bald die besondere Aufmerksamkeit des Knaben. Er bemühte sich, das zu Hause nachzuahmen und zu lernen, was er von ihnen gesehen und gehört. Die Mutter fühlte sich glücklich, ihren Sohn auf so gutem Wege zu sehen, und schickte ihn nun selbst in die Schule, wo er große Fortschritte machte. Bald bereiste er die verschiedenen Staaten von China, besuchte die Höfe der Fürsten, philosophirte mit ihnen, entwickelte die Grundsätze der Weisheit und Politik, deren Ziel stets die Wohlfahrt seiner Landsleute blieb. Schnell flog der Ruhm seines Namens umher und sammelte Schüler um ihn aus allen Gegenden. Zuerst nur Fürsten und Große des Reiches, dann Jünglinge aus allen Klassen. Sein Grundsatz war, die Lehren der Weisheit so weit als möglich zu verbreiten. Uebrigens sprach er sich weit entschiedener und kühner aus, als seine Lehrer und Vorgänger. Indem er Regierende wie Regierte ihre gegenseitigen Pflichten klar und bestimmt lehrte, trachtete er allmählig ganz China seinen Grundsätzen zu unterwerfen. Das Volk überzeugte er von den göttlichen Rechten der Könige, und den Königen gebot er: die Wünsche ihres Volkes zu hören und zu ehren, dem despotischen Willen Zügel anzulegen, als Väter ihrer Unterthanen sich zu benehmen. Unabhängig und selbstständig zeigte er sich immer. Keine Gewaltthat, kein Schritt der Unterdrückung geschah, ohne von ihm ernst und derb gerügt zu werden.

Er besaß eine ungemeine Kenntniß des menschlichen Herzens, ungewöhnliche Geschmeidigkeit des Geistes und volksthümliche Gemüthlichkeit. Unablässig wußte er Handlungen der Willkühr der Regenten und Mißbrauch der Gewalt ihrer Diener zu enthüllen und zu Schanden zu machen. Von Frage zu Frage, von Einwendung zu Einwendung wußte er seinen Gegner, wer dieser auch sein, wie hoch er stehen mochte, stets dahin zu bringen, daß seine Schlechtigkeit, Dummheit oder Lächerlichkeit Allen offenbar wurde.

Meng-tsen starb in seinem vierundneunzigsten Jahre. Erst über 1300 Jahre nach seinem Tode begann eigentlich die Zeit seines größten Ruhmes, die Zeit der gleichsam heiligen Verehrung und Lehrherrschaft, welche seine Philosophie dort noch genießt und übt. Unter der Kaiserdynastie der Soung wurde ihm im Jahr 1005 im östlichen Gebiete der Provinz Chang-toung über seinem Grabe ein Tempel erbaut und der Titel Koung-Tsu (Herzog von Tsou) ihm beigelegt. Zu-

gleich wurde seine Bildsäule im Tempel des Confucius aufgestellt, unmittelbar nach dem Bilde des Yuen-tsen, dieses Lieblingsschülers jenes größten aller Chinesen.

Meng-tsen wird von allen gelehrten Chinesen für einen ihrer ersten Philosophen gehalten. Sein hinterlassenes Werk bildet den vierten Theil der klassischen Bücher, wonach die Schulen und Universitäten in China heute noch lehren.

Wer ist frei?

Der offne Mann ist in der Herren Augen
Ein steter Dorn und kann zum Dienst nicht taugen.
Zu achten den, der grad geht, ist fatal,
Und für die Herren immer eine Qual.

Und lernt der Herr den Offenen erst kennen,
Er wird ihm bald nicht Broderwerb vergönnen,
Und wird ihn ihm, wenn er es kann, entziehn;
Für den wird's eitel sein, sich ferner zu bemühn.

Wem aber Hülfe fehlt, der bleibet heutzutage
Mit seinem Haben stets im untern Hühnerschlage;
Dem Schmeichler nur allein wird immerfort das Heil,
Macht auch die Sach' er schlecht, die Arbeit doch zu Theil.

Drum wer nicht will sein Lebtag unterliegen,
Muß lernen erst sich bücken und sich schmiegen;
Er muß den Kratzfuß aus dem Grund verstehn,
Will er, daß einst es ihm soll glücklich gehn.

O goldner Schlüssel zu der Freiheit Hallen,
Läßt nicht umsonst in diese Räume wallen!
Nur der kommt hin und wird ein freier Mann,
Wer Mittel hat und dich erkaufen kann.

Selbst in der Freiheit hochgepriesnen Landen,
Wo reiche Herren dich um Geld erstanden,
Wer nichts besitzt, leb' er auch schlicht und recht,
Er bleibet immer dieser Herren Knecht.

M. S. von W.

Wir wollen dem Herrn Verfasser seine Meinung mit kürzern Worten andeuten:

Wer nicht kann heucheln
Und nicht kann schmeicheln,
Wird, wenn er nicht kann erben,
Sich Reichthum nie erwerben.

Wer nichts besitzet,
Ob gleich er nützet,
Wird auf der falschen Erden
Niemals geachtet werden.

Naturgeschichte.

Die Maus.

Sie gehört zu der Klasse der Nagethiere, die sich durch zwei bloße Schneidezähne an der obern wie an der untern Kinnlade auszeichnen. Ihr Schwanz ist lang, nackt, zugespitzt, schuppig, und gibt ihnen ein widerliches Ansehen. Sie bilden alle ein zahlreiches lästiges Ungeziefer, ekelhaft durch den Geruch, das Benagen unserer Nahrungsmittel, während sie sich an den schmutzigsten Oertern des Hauses aufhalten, so wie durch das Zerstören vieler uns werthvoller Dinge. Ihre Vermehrung ist erstaunlich.

Die Hausmaus. Ihre Farbe ist Jedermann bekannt; aber es gibt verschiedene Spielarten, gelbe, gefleckte und besonders ganz weiße, welche sich die Liebhaber als Stubenthierchen zu halten pflegen. Die in Wäldern vorkommenden sind dunkler gefärbt und munterer. Der Charakter der Maus ist Furchtsamkeit, Bewußtsein der Schwäche, daher ihre schnelle Flucht beim geringsten Geräusch: denn solche, die langsamer laufen und sich leicht todtschlagen lassen, sind gewöhnlich krank. Die Maus bereitet unter den Dielen und Schlupfwinkeln der Häuser, den Böden und Scheunen ein Lager für ihre Nachkommenschaft und Vorrathskammern für zusammengeschleppte Nahrung. Sie benagt Alles, sogar Blei, und kann in Fruchtböden und Plunderkammern in einer Nacht gewaltige Verheerungen anrichten. Ihr Harn und Unrath hat widerlichen Geruch, daher sie selbst in Zuckergläsern gehalten auf die Länge unangenehm wird. Um weiße Mäuse auf diese Art zu halten, gibt man ihnen in ein solches Glas allerhand Läppchen, Papiere u. dgl., bedeckt dasselbe leicht und reiniget es öfters. Andere stecken sie in eiserne Käfige, legen sie an Kettchen u. s. w. Zur Nahrung dient ihnen fast Alles aus dem Thier- und Pflanzenreiche, am liebsten Speck und Milch; auch saufen sie gern Wasser. Es gibt unnütze Menschen, die sich mit der Zucht der weißen Mäuse eigens abgeben. Wie sehr sie den Liebhaber reizen können, beweist folgende Erzählung: Der indische Fürst Nabob-Vizier von Oude, ein edler, großmüthiger aber verschwenderischer Regent, ließ sich Liebhabereien wegen oft von gewinnsüchtigen Leuten hinreißen. Einst hatte sich ein französischer Oberst zwei weiße Mäuse verschafft, und brachte sie in einem silbernen Käfig dem Nabob, der sie durchaus haben wollte und 6000 Rupien (etwa 5500 Thaler) dafür bot. Der Oberst wollte 10,000 Rupien und würde sie auch erhalten haben, wenn der Minister dem Nabob nicht gerathen hätte, einige Tage zu warten. Unterdessen brachte ein Kerl, der davon gehört haben mochte, einen ganzen Käfig voll weiße Mäuse und verkaufte sie für wenige Rupien.

Unter den mannigfaltigen Vertilgungsmitteln ist je nach der besondern Absicht diese oder jene Auswahl zweckmäßiger. Eine einzelne Maus läßt sich am sichersten durch eine Falle wegbringen; sind sie hingegen in Menge, vertilgt man sie besser durch Gift. Pulverisirte Krähenaugen (Strichnos nux vomica, Brechnuß) mit Mehl und Zucker gemischt, und als Häufchen in einen Winkel oder auf einen Teller gestreut, tödtet sie unausbleiblich, ohne für die Nahrungsmittel einer Speisekammer gefährlich zu sein. Eben so gefahrlos ist es, eine Speckschwarte mit jenem Pulver einzureiben und am Boden anzunageln. Die Maus will ihre Beute in ihr Loch fortschleppen, und ich konnte einst einige lange nicht wegbringen, indem ich genannte Mischung auf ein Papier streute, auf das ich den Fuß des Tisches gestellt hatte; kaum legte ich aber dasselbe Mittel auf ein kleines freies Papierblatt, so war auch dasselbe schon hinweggeschleppt und die Mäuse verschwunden. Diese kleinen, muntern Thierchen pflanzen sich das ganze Jahr fort, selbst im Winter, und bringen auf einmal 4 bis 8 blinde Junge zur Welt, die sie zärtlich lieben und verpflegen. Ihre hauptsächlichsten Feinde sind nächst dem Menschen die Hunde, Füchse, Katzen, Igel, Marter, Iltis, Wiesel, Eulen, Weihen und Würger.

Verkündigung von der Kanzel.

Auch wollen wir zu milden Liebesgaben
Elise Truth Euch sehr empfohlen haben.
Die Fromme will in's Kloster sich begraben;
Allein sie hat noch nicht genug Vermögen,
Um das Gelübd der Armuth abzulegen.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 48.

1. Dez. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Wiederschein.

Vom Rigi durch die schwarze Nacht
Sieht nach der Heimath hin
Der Pilger: ob kein Sternchen lacht.
Doch trübt's ihm nicht den Sinn.

Zur Kanzel zieht er keck hinan,
Mit Fackeln in der Hand;
Und furchtbar lodert himmelan
Der glühend rothe Brand.

Des Liebchens Aug' gen Himmel blickt
Und sieht die rothe Fluth:
Das Herz, dem Trennungsschmerz entrückt,
Erfrischt der Liebe Gluth.

Wie schön strahlt dort vom fernen Berg
Des Feuers Glanz zurück!
Wie schöner noch im frommen Herz
Der Liebe Flammenblick.

Das Feuer am Himmel das Auge ergötzt,
Die Liebe im Herzen das Auge benetzt.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Am 22. Nov. Abends wurde in Zürich die Schauspielerin Dem. Kleiber unter einer sehr schönen und rührenden Abdankungsrede des Herrn Pfarrer Kälin bestattet. Eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts folgte der Leiche. Diese 21 Jahr alte Schauspielerin gehörte unter unsere beliebtesten Aktricen. Montags spielte sie noch und Dienstags hatte sie sich mit Rattengift, das sie sich zu verschaffen gewußt, vergiftet. Unglückliche Liebe soll die Ursache dieses Selbstmordes gewesen sein.

* Der Seckler Karl Emanuel Jäggli von Zürich soll auf verbotenem Umgange mir seiner unehelichen Tochter in Kriminal-Untersuchungsarrest gebracht worden sein.

* Unter den Toasten, die den 16. Nov. an dem Abendessen, welches bei Anlaß der Eröffnungsfeier der Hochschule in Bern, im Casino vielerlei Personen vereinigte, wurde auch folgender, von Hrn. Prof. Kortüm ausgebrachter mit Beifall aufgenommen: „Ich bringe die Gesundheit aus auf das alte kriegerische Bern, dessen Geist vor einigen Wochen wie Hamlets Geist vorüber geschlichen ist. Ich hoffe, daß bei den ersten Verwickelungen dieser Geist wieder erwachen werde.“

* Man vernimmt, daß Herr Alt-Landamman Fellenberg dem Verein für christliche Volksbildung nebst einem Rapport über die von ihm besuchten Anstalten desselben ein Geschenk von 350 Franken zugesandt habe.

* Ein Branntweinsäufer, welcher am 6. in furchtbar berauschtem Zustande in das Inselspital zu Bern gebracht wurde, verschied bald an den Folgen seiner Thierheit.

* Auch den Brienzersee wird künftigen Frühling ein Dampfschiff befahren, welches an Festigkeit und Eleganz sogar noch dasjenige auf dem Thunersee übertreffen wird. Der Schiffsleib wird von Eisen, die Maschine von niedrigem Druck, die Länge 64 Fuß auf 9 Fuß Breite sein.

Dragonerhauptmann Matti steht an der Spitze des Unternehmens.

Ausland.

* In Sachsen wollen die jungen Leute gar nicht mehr groß und stark werden. Die Ursachen dieser fatalen Wirkung kennt man noch nicht, so viel aber weiß man, daß von 14,000 zur Rekrutirung gestellten nur etwa 4800 zum Militärdienst zu gebrauchen waren. Vielleicht wird in Sachsen auch viel Branntewein getrunken.

* Ein Berliner Student der Rechte, Ewald v. Maßov, aus alt-adelichem Geschlechte, wurde auf ein Mal vor ganz kurzer Zeit durch die Zeitungen seines Adels rechtskräftig für verlustig erklärt und sollte aus unbekannten Gründen in der Festung Kolberg eine langwierige Freiheitsstrafe abbüßen. Nun kommt plötzlich die Nachricht, daß seine Cousine, ein eben so geistesgegenwärtiges als ritterliches Fräulein und Nichte eines preußischen Staatsministers, ihn aus der Gefangenschaft auf eine englische Brigg entführt habe. Die Flüchtlinge sind mit vieler Ueberlegung zu Werke gegangen, da sie ein Vermögen von 60,000 Thalern in Staatspapieren mitgenommen.

* Viel Sensation hat in Mainz der Tod eines israelitischen Dienstmädchens erregt, das sich in einem Brunnen ertränkte. Seine Herrschaftsfrau war nämlich gefährlich an einem Brustübel erkrankt, und das Mädchen faßte die fixe Idee, alle Frauen, die so unglücklich wären, es in Dienst zu bekommen, müßten sterben, weil das wirklich zufällig schon mehrere Male der Fall war. Sie faßte daher den Entschluß, ihr Leben zu verlassen, damit es nicht ferner Anderer Tod verursache. Das Ertränken muß ihr schwer gefallen sein, da das Bassin nichts weniger als tief ist.

* Wenn es Gottes Wille ist, so werden die Bewohner der freien Stadt Frankfurt so frei sein und Seide spinnen. Das thun zwar schon Viele in sinnbildlicher Bedeutung, d. h. sie machen gute Geschäfte; aber nun soll es auch an's wirkliche Seidespinnen gehn. Man will nämlich eine von den der Stadt gehörigen Weiden mit Maulbeerbäumen bepflanzen und Seidenzucht treiben. Die dazu nöthigen Raupen sollen in Frankfurt schon vorhanden sein.

* In Bamberg ist ein bedeutender Kirchenraub verübt worden. Zur Feier des Patrons der Pfarrkirche zu St. Martin wurde der Hauptaltar passend verziert; auf demselben standen 16 große und 14 kleinere silberne Leuchter, und am Abend ward noch zwischen 5 und 6 Uhr durch die Seminaristen, Pfarrer und Kaplane Gottesdienst gehalten. In der Nacht brachen Diebe in die Kirche, indem sie Löcher in die Kirchenthüre sägten, die zur Orgel führte, und mittelst der gemachten Oeffnung die vorgeschobenen Riegel zurückbrachten. Als des andern Morgens 5 Uhr der Küster die Kirche öffnete, fand er den Altar leer und das sehr schöne, 5 bis 6 Fuß hohe Basrelief, den heil. Martin zu Pferd vorstellend, vorwärts auf den Boden hingeworfen. Der Schaden mag sich auf etwa 7000 Gulden belaufen.

* Die kathol. Kirche zu Trzemeszno und diejenige zu Exin, beide im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, wurden in zwei auf einander folgenden Nächten aller silbernen Geräthe beraubt; Kreuze, Kelche, Meßteller, Monstranzen, Büchsen und Altarleuchter sind verschwunden, ohne daß man von diesen oder den Dieben eine Spur entdecken konnte.

* Das Minder Amtsblatt enthielt folgende Bekanntmachung: „Um das Einfrieren der Feuerspritzen bei strenger Kälte zu verhüten, ist es sehr zweckmäßig, in jeder großen, zum nächsten Dienste bei dem Feuer bestimmten Spritze sogleich nach Oeffnung des Spritzenhauses eine Quantität von 10 bis 12 Loth Weingeist zu gießen und anzuzünden. Nach etwa 5 Minuten wird die Spritze alsdann, auch mit dem kältesten Wasser gefüllt, ihren Dienst nicht versagen.“

* Dieser Tage erleben wir das naturmerkwürdige Beispiel, daß ein alter Löwe kindisch wird und sich mit Mäusen zu zanken anfängt. Das riesenmäßige Frankreich will nun seinen kriegerischen Muth und seine Kraft auch an der kleinen Republik der freien Stadt Bremen erproben. Bereits hat es eine derbe Note mit einem Kriegsschiff dorthin gesandt, weil bei der Feier des 18. Oktobers einem dort eingebürgerten Franzosen die Fenster eingeworfen wurden, als er sein Haus nicht, wie andere Bürger, erleuchtete. Der winzigste Grund scheint demnach Frankreich genügend, um die Republiken der Reihe nach anzufechten.

* Frankreich will wieder eine Armee von 40,000 M. an der Nordgrenze aufstellen, zu welchem Behuf schon die einige Zeit an der Schweizergrenze gelegenen Regimenter dahin aufgebrochen sind.

* Die französischen Ministerien des Innern, des Krieges, des Handels, des öffentlichen Unterrichts, der Finanzen, der Justiz, des Seewesens und der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigen in ihren Bureaux 2349 Be-

amte, welche vom Budget mit 6,478,780 Franken besoldet werden, was für den Kopf im Durchschnitt die Summe von 2758 Fr. ergiebt.

* In den Mittelstädten Frankreichs gieb es gewöhnlich nur zwei Druckereien, wovon die eine das Regierungsblatt besorgt, so daß also die Opposition nothgedrungen die andere nehmen muß, deren Besitzer oft Schwierigkeiten macht, nur Eine Art Lettern hergiebt und bisweilen gar die Artikel abzudrucken verweigert oder sie nur verstümmelt einrückt, weil er sein Brevet zu verlieren fürchtet.

Die Preßfreiheit in der französischen Provinz ist eine bittere Ironie, indem die Buchdrucker durch ihre Abhängigkeit von der Regierung zu lauter Censoren der Oppositions-Journale bestellt sind. —

* London. 21. Nov. Die Regierung hat durch Depeschen aus Quebek 25. Okt. die Nachricht erhalten, daß an den Gränzen von Canada ein weitgreifendes Complott organisirt würde; 40,000 Bewaffnete seyen entschlossen, die Empörung der Canadier, welche diesen Winter ausbrechen sollte, zu unterstützen. In Folge dieser Entdeckung sey Lord Durham entschlossen, nicht durch die Vereinigten Staaten zu reisen, sondern gleich nach England sich einzuschiffen. Man glaubt, daß die Regierung sogleich eine beträchtliche Truppenverstärkung nach Canada schicken werde. Die Rebellen scheinen ihrerseits auch nicht müßig zu seyn. Man sah 3 Meilen von St. Jean ein Corps von 400 Mann sich eifrig in den Waffen üben; die dortigen Bewohner sind in großer Besorgniß. In New-York halten eigentlich die Rebellen ihre Berathungen; ein Brief aus dieser Stadt schätzt die Anwerbungen derselben an beiden Seiten der Gränze auf 60,000 Mann.

* Die engl. Regierung hat durch telegraphische Depesche die Nachricht erhalten, daß Lord Dutham an Bord der Fregatte „Inconstante“ vor Portsmouth angekommen sei.

* Viele Sorge hat der englischen Regierung die Nachricht gemacht, daß der kathol. Erzbischof von Ober-Canada mit einer Deputation der Geistlichkeit nach der Hauptstadt zu reisen gedenke, um der Regierung die Ausbezahlung einer Summe an die Geistlichkeit vorzuschlagen, gegen Erlassung des Zehnten. Diese Forderung zerreißt das letzte Band, welches zwischen dem Klerus und den britischen Institutionen besteht.

* In belgischen Journalen lies't man Folgendes: Die Missionäre sind in dem Dorfe Glons, zwei Stunden von Lüttich, angekommen. In ihren Reden und im Beichtstuhl empfahlen sie besonders nachstehende zwei Maximen zur Befolgung: ein junges Mädchen, der ein Liebhaber seit sechs Wochen den Hof gemacht, soll ihn entweder zur Heirath vermögen oder mit ihm brechen; — kein junges Mädchen soll ihrem Liebhaber gestatten, sich ohne Zeugen ihrer Person auf weiter als drei Schritte zu nahen.

* Seit einigen Tagen wird in Brüssel wieder viel von Festungswerken gesprochen, welche die belgische Regierung anzulegen Willens ist. Dem Vernehmen nach soll am 21. Dez. zu Diest die dritte Abtheilung der Festungswerke verdingt werden, die binnen der Frist von drei Monaten vollendet sein muß und 150 Feuerschlünde sollen zur Bewaffnung von Diest dienen. Aus verschiedenen Festungen hat man 143,800 Kilogramme Schießpulver kommen lassen, um dadurch den zur Vertheidigung Venloo's nöthigen Vorrath zu ergänzen. Die Räumung des Pulvermagazins bei dem rothen Thore von Antwerpen ist beendigt. Ungefähr 4000 Fässer mit Pulver und 4 Millionen Flintenpatronen sind zum Theil nach dem Fort Montebello und in die Zitadelle gebracht worden. Ein Zirkular des Kriegsministers befiehlt allen Lieferanten der Armee, ihre Vorräthe bereit zu halten. 136 Gespanne zu 6 Pferden sind für den Transport bestellt, auch sollen 6000 Remontepferde für die Kavallerie und Artillerie angeschafft werden. Diese Anstalten sollen ihren Grund in der Nachricht haben, daß Holland ebenfalls große Rüstungen mache.

* Durch Beschluß des belgischen Ministeriums vom 19. Nov. sollen die jetzt in Reserve in ihrer Heimath befindlichen Milizmänner von 1837 am 15. Dez. nächsthin der Kommandanten der Provinz zugewiesen werden, um nach ihren respektiven Korps gesandt zu werden, worin sie in Diensthätigkeit gesetzt werden sollen.

* Einem russischen Domänen-Bauer aus der Nähe von Oranienbaum, A. Issajew, war am 27. Juli, während er auf dem Felde schlief, eine Schlange durch den Mund in den Magen geschlüpft. Der Bauer hatte von dem lebendigen Thiere viel zu leiden. Brechmittel blieben erfolglos, worauf man Abführungsmittel anwandte. Erst nach sechs Tagen starb das Thier und am 11. August gingen die letzten Ueberreste der Schlange, einer Viper, durch den Stuhl ab. Der Bauer ist völlig wieder hergestellt.

* Ueber Konstantinopel geht die Nachricht ein, daß in den südlichen Provinzen Rußlands ein großer Aufstand ausgebrochen sei. Die Georgier sollen 6000 Russen nieder-

gemetzelt und 2 Generäle getödtet haben. 30,000 Leghis hätten sich zu ihnen gestoßen, die Stadt Schiva gänzlich geplündert und zerstört, und sich nun gegen Tiflis gewendet. Aus Sebastobel seien 15,000 Mann nach den aufrührerischen Gegenden gesendet worden.

* Aus Tabriz geht die Nachricht ein, daß die Engländer am Eingang des persischen Meerbusens sich eines fast unangreifbaren Platzes, eines zweiten Gibraltars dieses Landes, bemächtigt hätten, wodurch sie nun die Einfahrt jedes, auch des kleinsten Schiffes, in dieses Meer verhindern könnten.

* Nach einem Brief aus Oran ist Abd-el-Kader weder gestorben noch gefangen, sondern mehr als je auf die Eroberung von Ain-Maide versessen. Da er zur Widerlegung der Gerüchte über seinen Tod sich genöthigt gesehen, zu seinen Stämmen zurückzukehren, hat er einstweilen seinen Kalipha mit der Belagerung beauftragt. Der Sultan von Marocco soll ihm mehrere Kanonen und 2000 Flinten zugeschickt haben.

* Französischen Blättern zufolge, haben die Carlisten einen Geldtransport von einer Million in Gold, den das Haus Rothschild nach Madrid senden wollte, aufgefangen und für sich behalten. Wer soll nun diesen Verlust tragen? Die Regierung, das Haus Rothschild oder Espartero? —

* Der ekelerregende Zustand Spaniens hat sich noch nicht einen Augenblick geändert. Die christinische Regierung billigt selbst den Terrorismus und hat der sogenannten Repressalien-Junta zu Saragossa die größte Strenge empfohlen, ja sogar alle diejenigen auszuliefern verheißen, die als geheime Anhänger des Don Carlos bisher gefänglich eingezogen wurden. Somit herrschen im Lande zwei Parteien, die sich im Morden zu übertreffen suchen. Die Cortes vertreiben sich die Zeit mit Reden einstudieren und Verordnungen erlassen über das Tragen von Schnurrbärten. Die Bildung einer Reserve-Armee von 40,000 Mann steht immer noch nur auf dem Papier. Der Minister-Präsident ist eine Null und seine Kollegen sympathisiren mit ihm. Die Königin ist mißtrauisch gegen alle, und wenn ihr Espartero nicht geschrieben hätte, er habe mit seiner tapfern Armee hundert Siege erfochten, so befände sich die erlauchte Dame in ihrer mißlichen Lage ohne allen Stoff zum Lachen. Denn daß sie es nicht glaubte, beweist sie dadurch, daß sie die Quadrupel-Allianz wieder um Hülfe angegangen hat.

* Der junge Herzog von Oporto, gegenwärtig noch kaum vier Wochen alt, hat bei seiner Taufe nicht weniger als zweiundzwanzig Namen erhalten. Sie fangen mit Louis Philipp an, und endigen mit dem Wort Sachsen-Koburg-Gotha, so daß man mit Recht sagen kann, es sind vielumfassende Namen. Seine erlauchten Eltern, so wie das Volk, wünschen, daß er nur erst einmal diese recht bald selbst aussprechen lernen möchte.

Anzeigen.

Das Alpenhorn kann vom 1. Januar 1839 an auf Verlangen auch ohne das Posthörnchen um den Preis von 6 Batzen vierteljährlich bezogen werden.

In Nr. 189 zum neuen Affenwagen an der Salzgasse in Baden sind käuflich: Aller Arten Nachthauben und große Zunderstücke, zu Haarlocken dienlich. Auch sind zwei Modelle zu Haarlocken dort zu haben, die Linchen seit der Kilbe in Neuenhof auf das Beste verbessert.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu erhalten:

Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10 Bogen gr. 8. Sursee bei J. Konrad. Preis 10 Btz.

Wenn auch dieser Gegenstand schon von verschiedenen Autoren für die Bühne bearbeitet wurde, so hat keiner derselben das Volksleben damaliger Zeit im Gegensatze einer strengen, despotischen und in sich gegen Freiheit und Recht verschwornen Regierung mit solch malerischen Farben geschildert, als der gegenwärtige Verfasser. Dieses gelungene Werkchen bedarf demnach für Freunde dramatischer Dichtkunst und vaterländischer Geschichten kaum mehr Anpreisung; indem versichert werden darf, daß es gewiß kein Schweizer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 49. 8. Dez. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Den verehrten Abonnenten wird jede Woche unentgeldlich zugegeben: das „Posthörnchen", eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

An Gott.

„Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!"
David.

Anbetung aller Wesen steig' zum Thron empor,
Wo der Unerschaffne, des Weltalls Urquell, gebeut,
Wo der Weisheit Arm, der Allmacht Hand regiert
Endlos, unwandelbar!

Mein endlicher Geist mißt nicht des Unendlichen Höh'n:
Dein Glanz, Erhabner, blendet mein irdisches Auge,
In Demuth kniee ich nieder und neige
Mein Haupt und bete an.

Wer erkennt nicht die Macht und Größe des Ewigen?
Wessen Herz entglühet nicht zum freudigen Danke?
Wessen Mund bebt nicht und stammelt Gefühle,
Bringend dem Herrn die Ehr'?

Ist's nicht der Herr, der Großes gethan hat und Schönes?
Allmächtig rief Er der Glut: Hierher und nicht weiter!
Nacht und Finsterniß wandelt Er um zum Licht;
Zum Eden Land und Flur.

Emsigen Trittes eilt' vordem der Säemann hinaus,
Zu vertrauen dem Schoose der Erde den Samen:
Freundlich lächelt der Lenz, es naht der Sommer,
Balsam haucht die Natur.

Doch, der neue Keim, der jüngst dem Erdreich entsprosset,
Traurig steht er, verlassen und öde und welkend;
Auch bestrahlt vom Silbermond sammelt er nicht
Labung mehr und Leben.

Nicht hängt der Thau des Morgens am Kelche der Blumen,
Wenn sie sich öffnen beim Frührоth der goldnen Sonne:
Höher entsteigt sie — vom brennenden Hauche
Gesengt trauert die Flur.

O, Tausende flehten zum Himmel heiß und brünstig,
Tief empfindend der Sterblichen Ohnmacht und Schwäche.
Ach! und schnell naht sich der Erlösung Stunde,
Auf des Schöpfers Geheiß.

Horch! was hör' ich dort rollen von fern' in den Wolken?
Der Herr ist's! Er kommt donnernd im Blitze!
Von der Ewigkeit Thron zeigt Er dem Erdkreis
Die Allmacht und Weisheit.

Schon ergießt sich die dunkele Wolke in Regen
Strömend hernieder auf's schmachtend vertrocknete Erdreich,
Und schon dringet zu den Adern der Natur
Leben und Erquickung.

Ach, was ist doch der Mensch, daß Du seiner gedenkest!
Selbst wenn Du drohend erscheinst und furchtbar und schrecklich,
Selbst wenn tosend erkracht des Erdballs Axe,
Zeigst liebend Du Dich!

Kein Sturm sei mir drum schrecklich, noch brennende Hitze!
Wachend will ich dich preisen, dich rühmen am Abend;
Was mir jetzt dunkel erscheint, werd' ich droben
Schauen im reinsten Licht.

Das Toggeli (der Alp).

Fortsetzung.

Die Köchin brachte auch wirklich bald ein Ei, das sie als Hahnenei ausgab, und stellte ihren Großsohn, einen fünfzehnjährigen Burschen, als den Ausführer des Mittelchens vor, der es mit Genauigkeit besorgte.

Auf den Ostersonntag waren nach Hallwyl alle jungen Edelherren der ganzen Umgegend zu einem Schmause eingeladen. Mathilde sollte den Junkern kredenzen und hätte gar gern gesehen, wenn auch Anton dabei erschienen wäre; nicht aber etwa, um ihn für die bisherige Verschmähung und alle Kränkungen zu entschädigen, sondern nur um die Wirkung des sympathetischen Mittels an ihm gewahren zu können; denn daß jemand anders als er die Ursache ihrer nächtlichen Unruhe wäre, konnte sie sich nicht vorstellen. Allein Anton hatte auf die an ihn ergangene Einladung höflichen Abschlag und seine ergebenste Entschuldigung überbringen lassen, weil er von Bellikons feindseliger Gesinnung

gegen ihn nun auf den Vorfall in Rued hin nichts Anderes als bei jeder Gelegenheit sich erneuernde Auftritte erwarten konnte, die er gern vermieden haben würde. Herr von Hallwyl hätte bei der Einladung zwar lieber den Bellikon ausgelassen; allein die alten freundschaftlichen Verhältnisse seines Hauses mit dem Hause Bellikon ließen es nicht zu und unfehlbar würde empfindliche Feindschaft die Folge gewesen sein.

Die Gäste erschienen und der Herr von Bellikon zwar diesmal mit einem verbundenen Auge. Als man ihn um die Ursache dieses Uebels befragte, gab er einen Sturz vom Pferde vor, der die mitleidige Unterhaltung der Gesellschaft bildete, bis Mathilde vor ihn hintrat, um ihm den gefüllten Becher zu reichen. Plötzlich ließ sie mit einem Schrei des Entsetzens den Pokal fallen, lief davon und war nicht wieder zum Eintritt in den Speisesaal zu bewegen. Dem alten Herrn von Hallwyl fing an bange zu werden um die Gemüthsgesundheit seiner Tochter, indem er befürchtete, sie möchte in einen Zustand verfallen, zufolge welchem sie sich fortan vor allen jungen Herren der Reihe nach wie vor Gespennstern fürchten werde. Die Gäste konnten sich ihr Benehmen nicht erklären, und Bellikon, obwohl er von ihr noch nie als der Auserlesene behandelt worden war, hatte sich doch einer solchen Auszeichnung nicht vorgesehen. Man bedauerte die Entbehrung der Anwesenheit der hübschen Tochter des Hauses, und ihr Bruder Hans ging deshalb zu ihr, um nach der Ursache ihres Entsetzens zu forschen und sie zur Wiederübernahme ihres bei dem Gesellschaftskranze so wichtigen Amtes zu ersuchen. Er kam aber unverrichteter Sache, jedoch lachend zurück und sagte zu Bellikon: „Weißt du, was ihr so panischen Schrecken eingejagt hat?“ Alle Anwesenden waren in gespannter Erwartung, als Hans auf einmal ausbrach: „Deine geschundene Nase!“ Und wirklich hatte Bellikon eine solche, was vorher gar Niemand bemerkt hatte. Allgemeines Gelächter erschallte, und Junker Bellikon ärgerte sich über dieses und die spaßhaften Bemerkungen einiger Anwesenden so sehr, daß er den ganzen Abend trocken und einsylbig blieb und sich frühzeitig entfernte.

Wer das gallsüchtige und unfreundliche Temperament dieses Junkers kannte, konnte nun leicht voraussehen, daß die Freundschaft zwischen ihm und dem Hause Hallwyl durch diesen Vorfall einen großen Riß bekommen hatte, der früher oder später unangenehme Reibungen erzeugen konnte.

Unterdessen hatte die alte Köchin große Freude geäußert, als sie vernommen, daß ihr Mittel so guten Erfolg gehabt, um so mehr, da dasselbe als Plagegeist einen Menschen bezeichnet hatte, der ihr selbst seines stolzen und unfreundlichen Betragens gegen Untergebene wegen verhaßt war, und obgleich sie von ihrem Großsohn erfahren, daß die geschundene Nase weniger die Wirkung ihres Mittels, als Folge von Schlägen war, die der Junker von den Brüdern eines hübschen Bauernmädchens in Fahrwangen erhalten, welcher er mit unanständigen Worten und Geberde unvorsichtig in die Scheune gefolgt war, glaubte sie doch um so eher Jenes, da sonst keiner der andern Herren, selbst Anton nicht, wie deshalb eingezogene Erkundigungen lauteten, irgend einen solchen Schaden aufweisen konnte.

Mathilde fing an, die Aufrichtigkeit der Hexe zu bezweifeln, deren Kunst durch die der Köchin nun offenbar zu Schanden gemacht schien; sie entdeckte in ihrer Ungewißheit den ganzen Spuk ihrem Bruder, dem sie auch den Thee zeigte. Dieser, in der Pflanzenwelt nicht ganz unkundig, erkannte in demselben den giftigen Lolch (Tollkorn), der nicht anders als nachtheilig auf die Gesundheit des Mädchens wirken konnte. Erzürnt rief er plötzlich aus: „Du verdammtes Mensch! Hätte ich das früher gewußt, du säßest noch heute im Thurme und würdest nächstens am Galgen zappeln.“

Er selbst hatte nämlich theils auf Bellikons Anstiften, theils aus Mitleiden in der bekannten Nacht der Hexe heimlich die Gefängnißthür geöffnet. Er sucht: nun mit vernünftigen Aufschlüssen die Schwester aus ihrem Irrthum aufzuklären und deckte ihr das im Hintergrunde steckende Triebrad des Machwerkes auf, welches er in seinem vermeinte Freunde Bellikon erkennen zu müssen glaubte. Sie sah die Richtigkeit seiner Rede ein, ging mit ihm zum Vater, entdeckte diesem ihre Muthmaßung und sprach ihr tiefes, herzliches Bedauern über ihr bisheriges Benehmen und die Bitte aus, Anton bei nächster Gelegenheit zu einem Besuch und zum Wiedereinzug in ihre Burg einzuladen, damit sie seine durch bösartige Leute untergrabene Liebe und Freundschaft sich wieder zu gewinnen versuchen könne.

Hr. von Hallwyl, theils voll Freude über die endliche Lösung des Räthsels, theils entrüstet über das betrügerische Spiel, welches man mit seiner Tochter sich zu treiben erlaubt hatte, wollte augenblicklich sein Pferd satteln lassen, um nach Meisterschwanden zu reiten und Anton zu benachrichtigen, wenn seine Tochter sich nicht ein paar Tage Muße ausgebeten hätte, um sich zu seinem Empfang vorzubereiten; denn sie hatte im Sinn, ihn auf eine anständige Art freudig zu überraschen, und wünschte, daß Anton vor seinem Wiedereintritt im Schlosse Hallwyl von nichts als einer bloßen Einladung unterrichtet werde. Man beredete sich daher, daß Hans am folgenden Morgen nach Meisterschwanden gehn und ihn auf den nächsten Sonntag unter irgend einem Vorwand herbitten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schaffresser.

Dem Menschen sind die Triebe eingeflanzt; an deren Befriedigung die Erhaltung und Dauer des Lebens geknüpft ist; so der Trieb nach Speise und Trank. Er hat dieselben auch mit den Thieren gemein; aber der Geist in ihm erhebt ihn hoch über alle übrigen Geschöpfe. Wenn der Mensch aber diese Triebe entheiligt, wenn er sie mißbraucht, daß sie in Laster ausarten, dann versündigt er sich am Schöpfer, verliert seine Menschenwürde und setzt sich in den Augen jedes gebildeten Mitmenschen weit unter das Thier herab. Diesem sind vom Schöpfer zur Befriedigung seiner Triebe Zeit und Maß bestimmt, und das seinem Körper Zuträgliche angewiesen, dessen Grenzen es ungezwungen nicht überschreitet, und ist es gesättigt, streckt es sich ruhig nieder, bis der leere Magen abermals sein Recht verlangt. Nur der Mensch ist hierin weder an Zeit, noch Maß und Eigenschaft gebunden, denn in ihm wohnt der Verstand, der ihn alle Gaben der Natur zweckmäßig anwenden lehrt. Mit Mitleid und Abscheu blicken wir auf Jene, die noch im Jünglingsalter durch ihre Schuld dem Greise in's Grab voraneilen, mit Bedauern auf jenen Trunkenbold, der, den Kindern ein Spott, verstandlos dahin taumelt. Auch der Sättigungstrieb kann ausarten, wird ihm nicht ein vernünftiges Maß gesetzt, und der Mensch dadurch zum unersättlichsten Thiere herabsinken. Welcher Ausartung aber der Mensch hierin fähig sei, mögen folgende Berichte des britischen Generals Hardwick über einen Hindu darthun, der sich in Indien förmlich als Fresser, und zwar vorzugsweise als Schaffresser öffentlich zeigte.

Dieser Mensch erschien eines Morgens in Begleitung seines Guru oder geistlichen Vaters, mit welchem er im Lande umherzog, vor einer zahlreichen Gesellschaft, und brachte zwei lebendige Schafe mit. Nachdem er den Umstehenden nach Marktschreiersitte sein Freßtalent angepriesen, und Aller Augen, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf ihn gerichtet waren, packte er plötzlich ein Schaf, legte sich mit ihm auf den Rücken nieder, riß ihm mit den Zähnen das Fell von der Brust, die Eingeweide heraus und löschte seinen Durst im Blute des Thieres. Hierauf hob er sich ein wenig in die Höhe, und einen wahrhaft scheußlichen Anblick gewährte es, wie er mit grimmigem, blutbesudeltem Gesicht um sich gaffte. Im Augenblick war das Fell abgezogen, der Kopf abgerissen, das ganze Schaf zerlegt und jedes einzelne Stück tüchtig mit Staub eingerieben, um, wie er sagte, sich das Ablösen des Fleisches von den Knochen und Sehnen zu erleichtern. Ganz gleichgültig verschlang er dann jenes, und in wenig Minuten waren von dem ganzen Schaf nur noch die letzteren übrig. Den Schluß der Mahlzeit machte das Kauen einer Menge Madarpflanzen, wovon er nur den milchähnlichen Saft (den die Indier in vielen Fällen als Heilmittel anwenden) zur Beförderung der Verdauung verschluckte. Nachdem er die ganze Aktion liegend verrichtet hatte, stand er auf, ging mit einem Madarzweige im Kreise umher und erbot sich, auf ähnliche Weise auch das zweite Schaf zu verzehren.

Gewöhnlich verschlang dieser Mensch zwei Schafe mittlerer Größe; rechnet man Knochen, Sehnen ꝛc. davon ab, also doch wenigstens 64 Pfund Fleisch. Die Ueberreste des Mahles vergaß er nie sorgfältig zu sammeln; dies gab ihm und seinem Guru noch ein Abendessen, und es war seine gewöhnliche Mahlzeit, er mochte nun des Morgens ein Schaf gegessen haben oder nicht. Dabei war die Gestalt dieses Kannibalen ein wirklich seltsames Bild von Magerkeit, und aus seiner krankhaften Eßlust können wir richtig folgern, daß die Speisen gerade wegen ihrer zu großen Masse nicht zugleich nährend sein konnten.

Der ihn begleitende Guru war über 6 Fuß hoch und gut gebaut. Nach seiner Versicherung zählte er bereits hundert Jahre. Seine Haut war dunkelgelb und sein Haar fast ganz weiß; er trug es zierlich in Form eines Turbans in einander geflochten. Wirklich sehenswerth machte ihn sein Bart, der, geflochten und herunter hängend, den Boden berührte. Gewöhnlich trug er das Ende desselben in der einen Hand, während die andere ein mächtiges Rohr führte.

Edelmuth britischer Seeleute.

Der französische Marine-General Dubuc befand sich im Jahr 1799 in Isle de France, weit entfernt von seiner in großer Noth lebenden Familie. Er brachte 24,000 Livres zusammen, die er baar einem dänischen aus Indien kommenden Schiffe übergab, das nach Europa segelte. Dieses Schiff aber wurde auf seiner Fahrt von den Engländern angehalten und visitirt, wobei man unter den Papieren den unläugbarsten Beweis fand, daß diese Summe einem feindlichen Offizier gehöre, also als britische Beute zu betrachten war. Es war kein Kaper, sondern ein Kriegsschiff, kommandirt vom Kapitän Clarke, dem das Geld zufiel. Dieser aber hielt es für unedelmüthig, durch eine selbst rechtmäßige Beute das Unglück einer Familie zu vermehren, von deren Dürftigkeit ihm der Däne eine traurige Schilderung machte und zugleich den trefflichen Charakter des Mannes pries. Der englische Seekapitän entsagte seinem Antheile und vermochte die Mannschaft, ein Gleiches zu thun. Diese Großmuth wurde durch einen artigen Brief an Madame Dubuc begleitet, worin Clarke sie bat, die Summe anzunehmen als einen Beweis der Hochachtung für ihren Mann und der Dankbarkeit für seine den britischen Kriegsgefangenen bei verschiedenen Gelegenheiten geleisteten Dienste. In dieser Hinsicht hätte Dubuc auch als Feind auf die erbeutete

Summe zu ehrwürdige Ansprüche, als daß alle Briten sich nicht beeifern sollten, sie zurückzugeben.

Der General Dubuc hat selbst diesen Zug veröffentlichet.

Festlied der Schiffer am Rheine.

Die Wogen, sie hüpfen zum Strande,
Und küssen die Blumen am Rande,
Sie künden süßfesselnde Bande
Der Liebe und Seligkeit laut.
Wir sitzen im schwankenden Nachen
Und lassen, wir singen und lachen,
Die Hüpfenden immerhin machen,
Der Schiffer den Wogen vertraut.

Die Erde als Harfe wir sehen,
Wo silberne Ströme drauf gehen;
Wer sah ihn und muß nicht gestehen:
Die schönste der Saiten, der Rhein?
Wir schaukeln auf himmlischen Tönen,
Getragen vom Schönsten der Schönen;
So können das Unglück wir höhnen,
Ertrinken in Wollust allein.

Prophetisch erklingt heut sein Singen,
Er trägt uns auf mächtigen Schwingen,
Womit wir die Zukunft durchdringen,
Laut tön' Euch das segnende Wort:
Willkommen! Willkommen Ihr Gäste!
Willkommen zum schönsten der Feste,
Das Rheinlied verkündet das Beste:
Das Licht herrscht in Ewigkeit fort!

Willkommen! die Wogen Euch rauschen,
Willkommen! wir jauchzen es nach;
Laßt selig den Lüften uns lauschen,
Sie künden den festlichen Tag.

Naturgeschichte.

Die Maus.

Die Hausratte. Eisengrau, unten bläßer, mit sehr langem, ausgestrecktem Schwanz. Auch ganz weiß, kohlschwarz, aschgrau und weiß gefleckt. Gegenwärtig über den ganzen Erdball, selbst alle Inseln der Südsee verbreitet. Sie kann bis auf acht Jahr alt werden, und wirft mehrmals im Jahr 8 bis 14 Junge, mit ziemlich kurzen, etwas gekrümmten, klebrigen Schwänzen. Sie wählt sich dazu ein finsteres Lager, und in Bern fand man einst eine, die ihr Wochenbett sich in den ausgefressenen Bauch einer todten gemacht hatte. Den Jungen trägt die Alte reichlich Nahrung zu und legt diese im Kreise um sie herum, so daß sich leicht erklären läßt, wie die jungen Ratten nach der Mitte hin ihre Schwänze in einander häkeln und verwickeln können, wodurch diese gleich einem Weichselzopfe unauflöslich zusammenkleben und auf diese Weise den sogenannten Rattenkönig bilden. Der Glaube an denselben, der sich durch alte Abbildungen immerfort erhalten hat, wurde seit Jahrzehnten durch das Bezweifeln mehrerer Naturforscher wankend gemacht; allein neue Beispiele haben den Umstand nur zu gut bestätigt. In Dresden ist im Museum ein solcher in Spiritus aufbewahrt, und in der Sammlung der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg ist einer in einem Glaskasten aufbewahrt, und daneben sehr schön in Steindruck abgebildet, der aus 27 Ratten besteht, deren Schwänze wie verfilzter Zwirn in einander verbunden sind; er wurde, zwar etwas verwest und vertrocknet, aber noch ganz vollständig in einem vermauerten Kamin zu Buchheim bei Eisenberg gefunden. Man will behaupten, daß alte Ratten blind und dann zärtlich von den jüngern gepflegt werden.

Die Ratte ist eins der abscheulichsten Thiere: wild, unverschämt, tobend, frech, zornig, beißig, unbezähmbar, oft wüthend dem Menschen nach Händen und Gesicht springend und ihn gefährlich verwundend; in den ekelhaftesten Löchern, unter Kloaken und Abtritten wohnend, vom Keller bis zum Dachboden herumrasend, auf Schiffe wie in die tiefsten Schachten dringend. Sie frißt Alles, das Widerlichste wie das Beste, thut oft beträchtlichen Schaden durch Verzehren von jungem Geflügel und Kaninchen, kann einen halben Kornboden leeren, frißt oft lebendige feiste Schweine an und es zehrt sogar wohl eine die andere selbst auf. Auf Jamaika ist sie so häufig, daß sie über 1/20 des Zuckerertrags verzehrt und man daher schon mehrmals eigene Rattenfänger mit Gehalt aus Europa dorthin verschrieben hat; auf den Antillen müssen die Neger jeden Abend eine Anzahl Rattenköpfe einliefern; auf den Inseln der Südsee sind diese Thiere so dreist, daß sie den Leuten beim Essen die Speisen vom Teller wegnehmen; Napoleon war auf Helena so von ihnen geplagt, daß sie sich sogar unter seinem Hut aufhielten, wenn er denselben nicht auf dem Kopfe hatte; und Menschen, die sich nicht helfen können, z. B. Gefangene, werden oft fürchterlich von ihnen zugerichtet. Einer meiner Freunde fand einst in der Vertäfelung seiner Küche einen lang vermißten silbernen Löffel, ein goldenes Ringlein und einige Münzen, über deren Entwendung man verschiedenen Verdacht gehegt hatte; die Magd zog nun diese Sachen heraus, es war ein Rattennest und plötzlich biß sich eine darin verborgene Ratte so fest in ihre Finger ein, daß sie sich daran herausziehen ließ. In Canada werden sie gegessen, und Pasteten mit frikassirten Ratten, deren Schwänze zierlich über den Pastetenrand ausgelegt werden, selbst auf die Tafeln der Vornehmen aufgetischt. Um sie aus einem Hause zu vertreiben, sagt Bechstein, soll man eine große lebendige Ratte bei dem Schwanze fassen, sie in Wagentheer eintunken und dann laufen lassen: vor Wuth rennt sie durch alle ihre Kanäle, die oft viele Häuser weit gehen, und vertreibt alle dort Hausenden. An vergifteten Fraß geht sie nicht so leicht, wenn man ihn nicht mit Kümmelöl verwittert.

Räthsel.

I gibe vil durstige Chindlene z'trinke,
Die mängist verserbet mir rüefe-n und winke;
I wäsche sie suber vo Staub und vo Schweiß,
Denn strecke sie 's Chöpfli und singe mir eis.
Doch chumm ha-n i treulich mis Aemli bikleidet,
So bi-n i 'ne-n au scho grad wieder verleidet;
Sie freue sie ordlig, wenn i wieder goh,
Und juchzge-n und johle-n und rüefe mir noh:
Wie meh as d' is wäschi, wie meh as du schütist,
Wird Alls nume wieder und 's Wasser vergütscht.

Rechtfertigung.

Wie mögt ihr noch die keusche Julie schelten?
Heut würde noch das gute Kind
Sich gerne für ein Kloster melden,
Wo — junge Patres sind.

DAS POSTHORNCHEN.

No. 49.

8. Dez. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Während das Volk in einigen Gegenden Graubündens über das Konsumogesetz murrt, und schon von einer Vereinigung mit Tessin sich laut werden läßt, murrt man im Kanton Aargau, namentlich in den Bezirken Kulm, Brugg, Rheinfelden, Baden, Muri und Bremgarten, über den Bodenzinsloskauf, die Einbürgerung der Heimathlosen und die Taxenbestimmung für ärztliche Verrichtungen u. s. w. Mit Ausnahme der letztern, die im Allgemeinen genommen freilich etwas zu viel Spielraum gestatten, sind jenes nur heilsame Verfügungen, die aber den ärmern Gemeinden etwas schwer ankommen. Was die Gährung etwas steigert, ist die Unzufriedenheit der Pintenwirthe über erhöhte Patenttaxe. Der auf den 10. einberufene große Rath wird jedoch dem Uebelstand wohl väterlich zu begegnen suchen.

* Zwei Geschwisterkinder, hübsche Mädchen von 15 bis 17 Jahren, sitzen in dem hocherleuchteten Bern seit ungefähr 12 Wochen gefangen. Was haben diese armen Kinder verbrochen? Haben sie gemordet, gestohlen oder Unzucht getrieben? haben sie falsches Zeugniß abgelegt, Brand angestiftet oder am Ende gar gegen die gnädigen Herren Obern und Untern das Achtungsgesetz verletzt? Nichts von dem Allem, sondern sie wurden bloß aus dem Grunde in's Zuchthaus gesperrt, weil sie sogenannte Neugläubige sind, das heißt, weil sie sich unterfangen, den lieben Gott nach ihrer besondern Ueberzeugung zu verehren. Wie viele Gefängnisse müßte man wohl noch bauen, wenn man alle Neugläubige, d. h. solche, welche mit Modifikation an gewisse Dinge glauben, einsperren wollte? Die Gesundheit beider Mädchen ist durch den Kerker bereits angegriffen, allein sie sollen darin verweilen, bis sie altgläubig werden oder —! Ist dies etwa ein Stückchen aus dem goldenen Zeitalter?

* Der Herzog von Montebello wird künftigen Februar nach seinem neuen Bestimmungsorte abreisen und seinem Nachfolger, dem Herrn Mortier (zu deutsch: Mörsel), den Platz räumen. Durch diesen, heißt es zwar, werden wir aus dem Regen in die Traufe kommen; indessen haben uns die Genfer und Waadtländer für den Mörsel einen Stößel finden gelehrt, wenn schon manche unserer Diplomaten sich vor dem Stößeln so sehr fürchten, wie man es ihrer bisherigen Lebensweise nach zu urtheilen von ihnen nicht geglaubt haben würde.

* Am 21. Nov. erhielt der in Bötzingen bei Biel ansäßige Gerber Jelinski, ein eingewanderter Pole und wohl beleumdeter Mann, von der Frau eines dortigen Schuhmachers, der ihm für empfangenes Leder etwa 60 Franken schuldete, die Einladung, sein gefordertes Geld abzuholen. Arglos kam der Pole in's Haus und wurde von dem tückischen Weibe freundlich in eine obere Stube geführt. Kaum aber war er eingetreten, als hinter ihm die Thüre abgeschlossen und er von Meister un

Gesellen, die sich im Zimmer versteckt hatten, meuchlerisch überfallen wurde. Sie warfen den Unglücklichen zu Boden, entkleideten ihn, mißhandelten ihn an gewissen Körpertheilen auf die grausamste Weise und drohten, ihn umzubringen, wofern er nicht die Lederrechnung quittire und zudem noch einen bereit gehaltenen Gutschein von 200 Franken unterzeichne. Allein der Pole widersetzte sich der Zumuthung und stellte sich dergestalt zur Wehr, daß er endlich den Klauen der Elenden entkommen konnte. Er liegt nun an den erhaltenen schmerzlichen Verletzungen gefährlich krank, die beiden Verbrecher aber sind eingesteckt und erwarten ihren wohl verdienten Lohn.

* Der gr. Rath des K. Bern hat ein Dekret erlassen, nach welchem alle kantonsfremden Schweizerbürgerinnen bei den Einheirathungsgebühren den Kantonsbürgerinnen gleich gehalten werden sollen, und solches vom 1. Jan. 1839 in Kraft zu treten lassen beschlossen.

* Wenn auch der Sinn für politische Fortschritte von Basel gewichen, so ist doch der Sinn für Linderung menschlichen Unglücks und Elendes geblieben. Nach einem großartigen Maßstabe soll dort eine vereinigte Anstalt für Kranke, Irren und Pfründer errichtet werden, deren Kosten auf 330,000 Fr. angeschlagen und wozu bereits schon 270,000 Fr. freiwilliger Beiträge eingegangen sind.

* In Solothurn beklagt man sich über schlechte Ortspolizei; daß ungeahndet spät noch in Pintenschenken Unfugen getrieben werden und ruhig ihres Wegs ziehende des Nachts von Benebelten beleidigt werden, und daß Gassenbuben noch herumlaufen, was freilich die Ordnungsliebe ihrer Aeltern nicht gar vortheilhaft heraushebt, aber auch anderwärts eingerissen ist.

* Schaffhausen. Wer uns den Vorwurf machen will, als übereilten wir die Ausführung wichtiger und gemeinnütziger Dinge mit jugendlicher Hitze, würde eine grobe Unwahrheit auf sich laden. Wir überlegen die kleinste Sache hundert Mal, und in großen kommen wir vor lauter reiflicher Erwägung gar nicht zum Zwecke. So entwarfen wir vor sehr langer Zeit einen Plan zu einem Krankenhause, und wiesen denselben, wie es besonnenen Männern geziemt, einer Kommission Sachverständiger zur Begutachtung zu. Obschon diese Herren nun gar wohl wußten, daß Kranke nicht lange auf Anstalten warten können, haben sie doch erst jetzt, nach drei Jahren, ihr Gutachten dem Rathe vorgelegt, und zwar bloß aus dem Grunde, weil sie auch nur schwache Sterbliche sind und nicht immer an Alles denken können.

* Wie groß auch das Unglück war, welches der Brand in Heiden angerichtet, so hat er doch auch wieder Gutes gewirkt; denn nicht allein wurde seither eine allgemeine Landes-Feuerpolizeiordnung erlassen, sondern man bemüht sich jetzt auch in den einzelnen Gemeinden, in diesen fast überall verwahrloseten Verwaltungszweig mehr Ordnung zu bringen. Ortspolizeiverordnungen sind entweder gleichfalls schon erlassen, oder sie liegen im Entwurfe; auch haben seither fast alle vermöglichen Gemeinden die Anschaffung von Saugspritzen beschlossen, ja die Vorsicht wurde sogar so weit getrieben, daß bereits Blasebälge unter Siegel gelelegt worden sind.

* In der Gemeinde Tablat, K. St. Gallen, wurde letzte Woche ein wüthender Hund erschlagen, der bereits mehrere andere Hunde gebissen haben soll, die alle als verdächtig beseitigt werden mußten.

* Man vernimmt, daß in Lachen am vorigen Freitag ernstliche Unruhen ausgebrochen, bei welchem dem letzten Tagsatzungsgesandten Oettinger die Fenster eingeworfen und Schmid beinahe durch einen Flintenschuß getroffen worden sei.

* Die Churer, welche eine neue und freisinnige Stadtverfassung wollen, haben den Bock zum Gärtner gemacht und aus lauter Höflichkeit nichts als Krautjunker von der schwärzesten Gesinnung in den Verfassungsrath gewählt.

* Noch immer hängt die Frage über gleichmäßige Volksvertretung wie ein schweres Ungewitter am politischen Horizonte von Wallis. Der Staatsrath scheint zu einer Lösung der Frage auf dem geraden und schlichten Wege der Billigkeit nicht Hand bieten zu wollen. Die nächste Dezembersitzung des gr. Rathes soll endlich die Lösung bringen. Die Kommission der Zehnten Monthey, Martigny und St. Maurice verlangt unmittelbare Wahlen, Oeffentlichkeit der Sitzungen, Trennung der Gewalten, allgemeine Wählbarkeit; sie hat es öffentlich bekannt gemacht, und es soll im Allgemeinen einen günstigen Eindruck auf das Volk gemacht haben.

* Von Genf wird berichtet, daß am 13. Nov. in der Stadt St. Cloude der Pulververwalter Dallez und seine Frau in ihrem gefährlichen Berufe verunglückt seien. Die Letztere hatte nämlich während des Pulverpackens einen Fußwärmer unter sich. Einige Körner fielen in die Glut, die Entzündung griff um sich und Dallez und seine Frau wurden in die Luft gesprengt. Von der furchtbaren Er-

schütterung brachen die Kreuzstöcke der benachbarten Häuser zusammen.

Ausland.

* In der Nacht vom 14. zum 15. November ist in Leipzig eine schauderhafte Mordthat verübt worden. Ein siebenzigjähriger Bäckermeister, Namens Wiske, ein thätiger und wohlhabender Mann, wurde in seinem Schlafzimmer von einem Raubmörder überfallen, auf das Gräßlichste verstümmelt und todtgeschlagen. Man weiß noch nicht, wer der Mörder ist; doch trägt man sich mit allerlei Vermuthungen, und ist darüber einig, daß diesen Mord nur ein mit den Haus- und Familienverhältnissen bekannter Mensch begangen haben kann. Außerdem soll der Gemordete unter den Streichen seiner eigenen Art verschieden und mit seinen eigenen Werkzeugen sollen Kommoden und Büreaux aufgesprengt und 2 Uhren und 50,000 Thlr. entwendet worden sein. Um 12 Uhr Nachts unterhielt sich der Greis noch ruhig und munter mit dem patrouillirenden Nachtwächter; um 2 Uhr nahte der Mörder dem bereits beschäftigten Bäckerlehrburschen, und verlangte von diesem in barschem und unbedingt Gehorsam fordernden Tone, daß er zum Hause hinausgelassen werde. Die Polizei hat bereits allerlei Vorkehrungen getroffen, das Haus (in der Nikolaistraße) ist von Sicherheitsdienern bewacht; alle Bewohner desselben, worunter mehrere Studenten, werden streng bewacht, und das Kriminalgericht hat an Ort des begangenen Verbrechens seine Thätigkeit begonnen.

* Am 29. Nov. Abends glaubten die Frankfurter auf einmal nach Aegypten versetzt worden zu sein, so dunkel wurde es in allen Häusern, wo man Gas brennt. Das Gas war abgeschnitten und man war wider Willen gezwungen, eine Weile blinde Kuh zu spielen. So haben auch die Frankfurter erfahren, wie verdrießlich es ist, wenn man mit Finsterniß kämpfen muß.

* Leider fangen die Bestrebungen der Finsterlinge an, auch im Oestreichischen ihr Heil zu versuchen, und es sind ebenfalls die gemischten Ehen, welche den Kreuzzug gegen die dortigen Toleranzgesetze eröffnen sollen. Namentlich sind aus den inneröstreichischen Provinzen bereits von mehrern Parteien bei der Hofkanzlei Klagen darüber eingelaufen, daß hier und da die priesterliche Einsegnung selbst solcher Ehen, wo bloß die Braut katholisch ist, durch Verpflichtung der Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion bedingt werden sollen.

* Die großherzogl. badische Regierung hat dem Erzbischof von Freiburg erklärt, man werde seinen Wünschen in Bezug auf gemischte Ehen keine weitern Hindernisse in den Weg legen, dagegen jeden Geistlichen schützen, der in diesem Punkte ihm nicht Folge leiste, sondern sich an die bestehenden Gesetze halte.

* Wie man nun mit Bestimmtheit vernimmt, ist festgesetzt, daß die österreichischen und französischen Truppen bis zum 1. Dez. das päpstliche Gebiet verlassen haben werden. Die beiden in päpstlichen Diensten stehenden Schweizerregimenter sollen mit dazu gehöriger Artillerie in Bologna und Romagna einrücken und 1000 Mann anderer päpstlicher Truppen unter Oberst Lorini Ankona besetzen.

* In Bologna ward kürzlich der Graf Pistaroni, einer der reichsten Kavaliere, in ein Kloster gerufen, wo ein sterbender Franziskaner dringend ihn noch zu sprechen verlangte. Der Graf eilt in das Kloster und erkennt sogleich in dem Mönche auf dem Todbette den ehemaligen Kammerdiener seines Vaters; mit gebrochener Stimme erzählt dieser dem jungen Grafen, daß nicht der Graf Pistaroni sein Vater sei, sondern er, der ehemalige Kammerdiener desselben, der mit seiner Frau in ehebrecherischem Umgange gelebt habe. Mehrere Briefe und Dokumente bestätigten diese erschütternde Mittheilung vollkommen. Ganz ruhig geht der Graf nach Hause, zeigt dem rechtmäßigen Erben seines ungeheuren Vermögens an, was er eben erfahren, und fordert ihn auf, das Vermögen in Besitz zu nehmen. Hierauf gab er dem Lakaien den Brief zur Besorgung, und erschoß sich.

* Der Professor Pigmentelli zu Parma hat die Abrichtung der Thiere auf eine bisher neue Art versucht, nämlich bei Fischen, und die Resultate, die höchst überraschend sind, haben seine Mühe reichlich belohnt. Aber auch pekuniären Lohn hofft er zu gewinnen, und hat sich zu diesem Behuf mit seinen Zöglingen auf den Weg gemacht, sie für Geld sehen zu lassen, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß die Neugier zahlreiche Zuschauer herbeiführen werde. Als besonders merkwürdig wird ein großer Hecht genannt, der einen kleinern markirten Fisch aus einem ganzen Schwarme heraushetzt, ihn förmlich jagt, und wenn er ihn gefangen hat, seinem Herrn apportirt. Andere Fische bewegen sich regelmäßig nach dem Takte der Musik, so daß man fast sagen kann, sie tanzen; denn sie schwimmen vorwärts, rückwärts, an einander

vorbei, um einander herum, so daß man förmlichen Touren darin erkennt.

— In Verlauf von wenigen Tagen starb in Paris der Marschall Lobau, Kommandant der Nationalgarde und der Herzog von Choiseul, Gouverneur des Louvre.

* In Metz hat die Wahlreform einen Vorfall veranlaßt, der großes Aufsehen macht. Am 21. Nov. vereinigten sich eine Zahl von Offizieren der Nationalgarde von Metz in dem Stadthaus, um dem neuen Präfekten einen offiziellen Besuch zu machen, als auch der Maire mit seiner Schärpe unter ihnen erschien. Der Oberst François griff ihn sogleich mit Vorwürfen an, daß er Tags vorher im Stadtrath mehrere Offiziere genannt habe, welche eine Frau überredet hätten, die Petition für die Wahlreform statt ihres Mannes zu unterzeichnen. Die Offiziere verließen den Saal und gingen ohne den Maire zum Präfekten, worauf dieser seine Stelle niederlegte. Eine königl. Ordonnanz befiehlt nun die Auflösung der Nationalgarde von Metz.

* Der neue türkische Gesandte in London, Reschid Pascha, ist mit seinen drei Söhnen, welche er in England erziehen lassen will, und mit einem zahlreichen Gefolge in Dover angekommen.

* In England soll jetzt ein ungeheures Dampfboot gebaut werden, das den Namen „Königin des Ostens“ führen, eine Träglichkeit von 2618 Tonnen haben und doch nur 15 Fuß im Wasser gehen wird. Die Maschinen sind auf 600 Pferde Kraft berechnet. Man glaubt, daß dieses Dampfboot die Fahrt von Fallmouth um das Cap der guten Hoffnung herum nach Calcutta in dreißig Tagen (!) machen werde. Seine Gesammtlänge soll 310, die auf dem Verdeck 282 Fuß sein. Die Hauptkajüte soll eine Länge von 128, und 16 andere Kajütten sollen 400 Betten für Passagiere erhalten.

* Die lange gehegten Besorgnisse wegen Canada haben nun auf eine schreckliche Art ihre Bestätigung gefunden. Die ganze Provinz ist in offener Empörung, und zwar besser und wirksamer organisirt als früher. Besonders ist die Gegend von Montreal der Schauplatz der Insurrektion, und Gräuelszenen aller Art sind in ihrem Gefolge.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es Leute, die recht bequem leben können, auch wenn sie nicht arbeiten. Für den reichsten Mann hält man den Kaufmann John Jakob Astor zu New-York, der ein Vermögen von 60 Millionen Gulden besitzt, und wenn er das Kapital zu 3 Prozent anleiht, täglich etwa 5000 Gulden Zinse zu verzehren hat.

* Am 19. Juli brach in Lima eine Revolution gegen den General Santa-Cruz aus. An der Spitze der Bewegung stand der General Orbegoso, welcher kurze Zeit vorher dem Santa-Cruz an der Zerstückelung Peru's behülflich war. Mit ihm vereinigte sich der General Nieto mit einer Division von 1500 Mann. Die Unabhängigkeit Peru's, die Auflösung des Bolivianischen Bundes und die Absetzung des Protektors Santa-Cruz wurden feierlich proklamirt.

* Aus Syrien laufen sehr ungünstige Nachrichten für die Armee des Sultans ein. Viele Offiziere und Soldaten, namentlich solche aus Rumelien, gehen zu Mehemed Ali über; kürzlich verließen 800 Mann mit Waffen und Bagage ihre Fahnen und stießen zur Armee Ibrahims, der sie sogleich den irregulären Truppen, wo sie am liebsten dienen, zuwies. Auch haben die Kurden die Offensive ergriffen und halten Hafiz-Pascha im Schach. Alle Beduinen regen sich, selbst die, welche bisher immer die Feinde Ibrahims waren, und unter allen Völkern mahomedanischen Glaubens verbreitet man das Gerücht, es gelte jetzt den letzten Kampf für den Islam; alle christlichen Mächte hätten sich vereinigt, ihn auszurotten und Jeder habe die Waffen zu ergreifen für den alleinigen wahren Glauben, und sich dem Heere Mehemed Ali's anzuschließen, der noch der einzige Hort der Rechtgläubigen sei. Der Monat Ramadan, der mit dem 17. Nov. anfängt, wird nicht wenig benutzt werden, den Fanatismus noch mehr anzufachen.

Anzeigen.

Das Alpenhorn kann vom 1. Januar 1839 an auf Verlangen auch ohne das Posthörnchen um den Preis von 6 Batzen vierteljährlich bezogen werden.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu erhalten:

Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10 Bogen gr. 8. Surfee bei J. Konrad. Preis 10 Bz.

Wenn auch dieser Gegenstand schon von verschiedenen Autoren für die Bühne bearbeitet wurde, so hat keiner derselben das Volksleben damaliger Zeit im Gegensatze einer strengen, despotischen und in sich gegen Freiheit und Recht verschwornen Regierung mit solch malerischen Farben geschildert, als der gegenwärtige Verfasser. Dieses gelungene Werkchen bedarf demnach für Freunde dramatischer Dichtkunst und vaterländischer Geschichten kaum mehr Anpreisung; indem versichert werden darf, daß es gewiß kein Schweizer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 50. 15. Dez. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen viertel jährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Den verehrten Abonnenten wird jede Woche unentgeldlich zugegeben: das „Posthörnchen", eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Kaiser Albrecht vor Zürich.

Der Kaiser Albrecht lobesan,
Ergrimmt auf unsre Stadt,
Legt seinen Helm und Panzer an,
Und prahlt wie Goliath:

„Der Trotz soll ihnen bald vergehn,
„Dem frechen Bürgerpack;
„Ich stecke sie zu Dutzenden
„In meinen Kaisersack."

Zur Sicherheit, auf jeden Fall,
Nimmt er sechstausend Mann
Soldaten mit, und aus dem Stall
Ein Pferd, das laufen kann.

Nun zieht er mächtiglich daher
Und denkt in seinem Sinn:
„Ihr armen, armen Zütticher
„Seid schon so gut als hin."

Zum Voraus schon verschwor er sich:
Er gebe nicht Pardon.
„Was? solche Bursche gegen mich,
„Den Kaiser auf dem Thron?"

Am Zürcherberg gelagert, sah
Er in die Stadt hinein,
Und lacht und wähnt: es werde da
Bald ausgelagert sein.

Damit er desto besser seh',
Schließt man die Thore nicht,
Und trotzt dem Feind auf seiner Höh'
In's stolze Angesicht.

Die Bürger schau'n dem Dinge still,
In ungestörter Ruh,
Als wär's ein bloßes Fastnachtspiel,
Das sie nichts angeh', zu.

Doch Einer wollte, ohne Trug,
Mit Muth zu Werke gehn;
Es wäre, meint' er, dennoch klug,
Wenn sie sich rüsteten.

„Ei!" rief ein Andrer: „sei kein Kind!
„Wir Männer gegen die?
„Nein, wahrlich unsre Weiber sind
„Noch viel zu gut für sie!"

Das Bonmot pflanzt sich fort; zum Spaß
Macht man die Probe, seht:
Wie schön dem Mädchen im Küraß
Die Eisenhaube steht!

Man lacht, man scherzt; am Ende — ja!
Hört man vor Lärm kein Wort;
Da fliegt ein Röckchen, heißassa!
Und dort ein Mieder fort.

Hier schreiet Eins: „mir auch, mir auch!"
Und schlägt mit Fäusten drein;
Dort paßt ein Andres seinen Bauch
In's Panzerhemd hinein.

Hier tönt's: „he, gib mir deinen Helm!"
Da: „gib mir deinen Speer!"
Und dort kommt so ein kleiner Schelm
Schon fix und fertig her.

Nun stehn sie da, nach Männerart
Vom Kopfe bis zum Fuß
Bepanzert Alle, und den Bart
Ersetzen sie mit Ruß.

Marsch, marsch! da geht der stolze Zug
Mit Trommeln und Schalmei'n,
Und stellt sich auf der untern Bruck
In schulgerechte Reih'n.

Der Kaiser guckt durch's Perspektiv:
„Potz Wetter! was für Leut!
„Ich fürchte bald, es geh' uns schief
„Und gebe wenig Beut'."

„Zum Satan auch! sie schließen ja
„Die Thore nur nicht zu;
„Und thun, als wäre Niemand da,
„Zu stören ihre Ruh.

„Die Burſche haben offenbar
„Im Städtchen noch Sukkurs.
„Wie dicht ſie ſtehn! Es hat Gefahr.
„O bitt' für uns, Sankt Urs.

„Das Beſte iſt, auf jeden Fall,
„Wir gehn für jetzt nach Haus.
„Kommt Zeit, kommt Rath! ein ander Mal
„Wird ſchon noch etwas draus.“

Herr Albrecht zieht mit der Armee
Nun mäuschenſtill fürbas,
Und fürchtet ſich, o Zemine!
Vor Mädchen im Küraß.

Den Zürchern iſt's, es ſei ein Traum,
Was ſie zuvor geſehn;
Sie trauen ihren Augen kaum
Und bleiben gaffend ſtehn.

Und als ſie nun am Ende ſah'n,
Es ſei ein Finkenſtrich:
Da ging das Jubiliren an
Gar hoch bei männiglich.

Und unter Licht da ſchlichen ſich,
Nach altem Brauch, vom Wein,
Die Knaben alle inniglich
In Liebchens Kämmer'lein.

Die guten Seelen dachten nicht
An ihren Bart von Ruß,
Und daß dabei auch unter Licht
Ein Küßchen färben muß.

Nun ſtellt euch das Spektakel vor,
Das Morgens drauf entſtand,
Als Jeder ſich von einem Ohr
Zum andern rußig fand.

Das Toggeli (der Alp).

Beſchluß.

Als Hans von Hallwyl des andern Tages auf die Burg Meiſterſchwanden kam, fand er zu ſeiner Verwunderung den Geſuchten nicht, ſondern erhielt die Auskunft, daß derſelbe vorigen Abend unter dem Vorgeben eines Spazierganges am See ſich von Hauſe entfernt habe und ſeither nicht wieder zurückgekehrt ſei; man könne ſich ſeine Entfernung nicht erklären, da durchaus nichts vorgefallen ſei, das ihn dazu bewogen haben könnte. Hans von Hallwyl ahnete nichts Gutes und erklärte unverholen die Vermuthung, es müſſe ihm irgend ein Unfall zugeſtoßen ſein. Man ſtellte Nachforſchungen an, die aber keinen Erfolg hatten.

Als es in der Umgegend, wo Anton ſeit ſeiner Rückkunft von Wien wieder ziemlich bekannt geworden war, offenkundig wurde, daß man ihn vermiſſe, regte ſich auch die Hexe von Seon wieder und ſtreute unter den Leuten aus: der Böſe habe ihn geholt, ſie ſelbſt habe geſehen, wie er mit ihm durch die Luft gefahren; ſie habe nicht umſonſt die Jungfrau von Hallwyl vor ihm gewarnt, ihre Verbindung mit ihm würde unfehlbar ihr zeitliches und ewiges Verderbniß geweſen ſein; und, ſetzte ſie mit aufgehobenem Finger und in prophetiſchem Tone hinzu: „der Herr wolle verhüten, daß ſeine bisherige Bekanntſchaft nicht irgend ein Unglück noch nachbringe!“

Aber auch die Amſel, welche immer ſo zahm und zutraulich alle Tage von der Burg Hallwyl nach Meiſterſchwanden und zurück geflogen war, und ſich an beiden Orten hatte füttern laſſen, wurde ſeit jenem Tage von Niemanden mehr geſehen, weshalb man auch auf die Vermuthung kam, Anton ſei, um ſeinen Freunden und Bekannten den Abſchied zu erſparen, in aller Stille mit ſeinem Vogel verreist, um ſein Glück anderswo zu verſuchen. Da hatte Mathilde einen entſetzlichen Traum. Der Rumpf Antons war blutend in ihr Gemach getreten und als ſie erſchrocken ihr Geſicht wegwenden wollte, ſah ſie durch's Fenſter im Garten eine Krähe, die ſich mit Benagen eines Menſchenkopfes beſchäftigte, und während ſie ihm voll Grauen zuſchaute, trat der Rumpf herbei, verjagte die Krähe, ſetzte ſich ſeinen Kopf wieder auf und verſenkte ſich an einer ihr wohlbekannten Stelle in den See; ſie ſah ihm traurig und weinend nach durch die ſpiegelhellen Fluthen bis in die Tiefe, wo ſich alſobald der Grund öffnete und ein blendender Lichtglanz herausdrang, in welchem die Erſcheinung verſchwand. Dieſer Traum hatte eine betrübende Wirkung auf das Mädchen: ſie ward tiefſinnig und ſchwermüthig, beſuchte öfter jene Stelle am See und fing ſogar an irre zu reden.

Etwa zehn Tage darauf rief die Hexe von Seon in Seengen alle Leute aus den Häuſern und machte einen gewaltigen Lärm; ſie führte den zugeſtrömten Haufen zu einem Erlenbuſch am Seeufer oberhalb des Dorfes, und zog einen darin verſteckten, zur Unkenntlichkeit beſchädigten Kopf hervor, den ſie zufälliger Weiſe beim Ausgraben von Kräuterwurzeln gefunden zu haben vorgab. Man fand unter dem Strauche im Waſſer angebunden auch den Körper des Verunglückten, in welchem man an dem goldenen Ring, den er noch am Finger hatte, ſo wie an den Kleidern, Anton erkannte, der meuchelmörderiſch überfallen und um's Leben gebracht worden war. Seine Amſel hatte ſich ſeit der Zeit bei dieſen Erlen aufgehalten und flatterte noch wirklich ängſtlich um ſie herum. Die Hexe von Seon fing an, ſich zu behüten und beſegnen, mit den Achſeln zu zucken und zu deuten, indem ſie ſagte: „ein Unglück bringt das Andere, und ein Opfer fordert das andere.“ Aber das verſammelte Volk nahm ihre Deutungen diesmal nicht ſo erwünſcht auf; man mißhandelte ſie, bewarf ſie mit Koth und Steinen und ſchob alle Schuld auf ſie, bis der Herr von Hallwyl herbeikam, ſie packen und noch einmal in's Gefängniß führen ließ mit den Worten: „Dies Mal entkommſt du dem Galgen nicht!“ Man beſtattete nun mit vieler Theilnahme und tiefer Trauer den Leichnam Antons bei der Kirche zu

Seengen, wobei der Pfarrer nach beendigter Begräbniß-Zeremonie noch eine rührende Rede über Mörder, Banditen, Zauberer und Hexen hielt, in welcher er besonders das Fegefeuer und die höllischen Qualen auf eine so gräßliche Weise schilderte, daß dem Ungläubigsten und Verstocktesten die Augen in Thränen übergehen mußten.

Als aber die Herren von Hallwyl wieder in ihre Burg zurückkamen, fanden sie Mathilden nicht, obgleich es schon ziemlich spät war; man suchte sie, fiel auf ängstliche Vermuthungen, ging sogar in der Nacht mit Laternen an den See und fand wirklich ihre Leiche an einer ganz seichten Stelle in der Nähe, wo Antons entseelter Körper gefunden worden war; da hatte sie sich ertränkt. Des andern Tages wurde sie im Gottesacker an seine Seite gelegt, und noch lange nachher sah man in der Dämmerung die Amsel vom Kirchhofe zu Seengen an den See und zurückflattern, ohne daß sie sich fangen oder verscheuchen ließ. Von dieser Zeit an auch, wenn zwei Liebende im Mondenschein an jener Stelle in traulichem Gespräch vorbei spazierten, klang ein schauerlich flehendes Gewimmer aus den Fluthen des Sees, und Manche, die sich dadurch nicht hatten verscheuchen lassen, wollten ein schneeweißes Paar, von einem schwarzen Vogel umflattert, aus dem Wasser empor steigen und nach dem Kirchhofe zuschreiten gesehen haben. Noch heutiges Tages heißt es, daß seither die Mädchen am Hallwyler See, wenn sie im Begriff sind, sich zu verlieben oder zu verloben, sehr vom Toggeli gedrückt werden.

Indessen hatte man auf Hallwyl bei der Hexe von Seon die goldenen Ohrringe Antons gefunden, worauf sie in strenges Verhör genommen ward. Da sie aber auf keine Fragen antwortete und ihrer Hartnäckigkeit selbst die Folter keinen Bescheid erpressen konnte, wurde sie ohne Gnade und Barmherzigkeit aufgeknüpft. Großer Jubel herrschte unter den Landleuten der umliegenden Dörfer, als sie das Weib am Galgen zappeln sahen. Man kannte ihre bisherigen Betrügereien nur zu gut, und Mancher hatte sein Vertrauen zu ihr oft theuer erkaufen müssen; und auch in dieser Sache hielt man sie nicht für ganz unschuldig, obwohl man ihr die That selbst nicht zuschreiben konnte. Bei einbrechender Nacht ging das Strohhüttchen, worin sie gewohnt hatte, in hellem Feuer auf, und einige freche Bursche rissen sogar ihren Körper vom Galgen herunter und warfen ihn jauchzend in die lodernden Flammen.

Aber auf Bellikon lastete schwerer Verdacht. Man bezeichnete ihn auch ganz öffentlich als den Mörder, obschon man ihm nichts Bestimmtes darüber aufweisen konnte. Die Häuser Hallwyl und Meisterschwanden betrat er fortan nicht mehr, auch ihm wurde von deren Bewohnern kein Besuch mehr gemacht, und somit hatten alle gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen ein Ende.

Constantia Cezelli.

Diese Dame stammte aus einem alten Hause zu Montpellier ab und war die Gemahlin des Barri de Saint-Aunez. Im Jahr 1590 suchte die Partei der Ligue in Languedoc bei dem Könige von Spanien um Truppen an. Sobald die Nachricht einlief, daß diese Truppen gelandet wären, reiste Barri de Saint-Aunez, damaliger Gouverneur Heinrichs IV. zu Leucate, von da ab, um dem Herzog von Montmorenci, welcher in derselben Provinz die Truppen des Königs kommandirte; einen Plan, den er entworfen hatte, zu eröffnen. Auf dem Wege ward er von einer Patei Liguisten aufgefangen, welche nun auf der Stelle mit den Spaniern nach Leucate aufbrachen, im festen Glauben, da sie den Gouverneur in ihren Händen hätten, würde ihnen dieser Platz sogleich die Thore öffnen, oder wenigstens sich nicht lange halten. Allein Constantia ließ die Besatzung und die Einwohner zusammenrufen, stellte ihnen vor, was Pflicht und Ehre von ihnen fordere, und warf sich, eine Pike in der Hand, mit einer Herzhaftigkeit an ihre Spitze, die auch dem Schwächsten wieder Muth einflößte. Auf allen Seiten, wo sich die Belagerer blicken ließen, wurden sie zurückgeschlagen. Aeußerst aufgebracht über den Verlust an Leuten, den sie schon erlitten hatten, schickten sie einen Trompeter an diese beherzte Frau und ließen ihr sagen, wofern sie fortführe, sich zu wehren, so wollten sie ihren Gemahl aufknüpfen. Sie antwortete mit thränenden Augen: „Ich habe für seine Loslassung beträchtliche Güter geboten und biete sie noch einmal; allein mit einer Niederträchtigkeit will ich ein Leben nicht erkaufen, das er mir stets zum Vorwurf machen und das zu genießen er sich schämen würde.“ Die Belagerer versuchten hierauf noch einen Sturm, und als er mißlang, ließen sie den Barri hinrichten und hoben die Belagerung auf. Die Besatzung wollte an dem Herrn von Louzian, der zur Ligue gehörte und bei einem Ausfalle zum Kriegsgefangenen gemacht worden war, dagegen Rache nehmen, allein unsere Heldin widersetzte sich derselben.

Naturgeschichte.

Der Specht.

So wie der Bau aller Vögel seiner Bestimmung angemessen ist, so fällt dies vorzüglich bei den spechtartigen in die Augen. Kurze Füße, schmale Schnäbel von mittelmäßiger Länge und eine meistens fadenförmige Zunge sind die auszeichnenden Merkmale dieser Vögel-Ordnung. Aeusserst merkwürdig ist die körperliche Einrichtung der Spechte. Schon ihr gerader, eckiger Schnabel, mit einer keilförmigen, bald mehr bald weniger scharfen Spitze, ist zu ihrem Berufe, Löcher in die Baumstämme zu hauen, um die versteckten Insekten aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen, unentbehrlich; ihre Zunge ist lang, hat eine knöcherne Spitze, die mit rückwärts liegenden Stacheln und Borsten, und in ihrer Scheide mit einer klebrigen Feuchtigkeit versehen ist, die beim Insektenfange als Vogelleim dient.

Ihr Zungenbein endigt ſich in zwei Knorpel, die unter der Haut, von hinten nach vorn und von oben bis unten, über den ganzen Hirnſchädel fortlaufen und an der Stirn, nahe bei der Schnabelwurzel, feſtſitzen; dieſe zwei Knorpel ſind gleichſam elaſtiſche Federn, durch deren Dienſte die Spechte ihre fadenförmige Zunge vermittelſt zwei Paar Nerven wie ein Stilet herausſchnellen und die Inſekten ſpieſſen kann. Ueber dies haben die Spechte Kletterfüße, ſo daß von den vier Zehen zwei vor- und zwei rückwärts gehen. Dieſe ſowohl als auch das muskulöſe Dickbein, die ſtarken, ſehnigen Schenkel, die langen Zehen und die ſcharfen Klauen erleichtern ihnen das Auf- und Abklettern an den Bäumen ungemein. Hierzu kommt noch ein ſteifer, elaſtiſcher Schwanz; die zehn Federn deſſelben haben ſtarke Schäfte, die wie Stahlfedern ſich krümmen und durch ihre Schnellkraft zum Anſtemmen und Unterſtützen des Körpers ſehr brauchbar ſind. Er iſt dann eine unentbehrliche Stütze, wenn die Spechte mit den Füßen gerade auf klettern und alſo leicht zurückfallen könnten. Die Borſten ähnlichen Federn, welche die eirunden Naſenlöcher bedecken, verwehren dem Holzmehl, den Milben ꝛc. das Eindringen in ſo empfindliche Theile.

Wer in dieſer kunſtreichen Einrichtung eines ſo wenig geachteten Vogels, als der Specht iſt, nicht den Finger des Weſens findet, das allen Geſchöpfen höchſt weiſe und wohlthätig das ſchenkte, was ſie zu ihrem Unterhalte und Fortkommen bedürfen; dem würde auch die wortreichſte Darſtellung die Augen nicht öffnen.

Ueberall iſt dieſe Vogelgattung zu Hauſe, auch wandern ſie da, wo ſie einmal anſäßig ſind, nie wieder weg. Unter ſich ſelbſt leben ſie ungeſellig, und nie hält ſich mehr als ein Paar zuſammen. Sie hauen in Bäume zirkelrunde Löcher, worin ſie niſten. Liſtig genug ſtecken ſie oft ihren Schnabel in Baumhöhlen und ſchreien dabei: Furcht und Neugierde treibt nun die Holzwürmer und Inſekten hervor, und ehe ſie ihrem Feinde wieder entfliehen können, ſind ſie ſchon verſchlungen. Durch Schlagen des Schnabels locken ſie dieſelben, und nicht ſelten hacken ſie ſo ſtark in den Baum, daß man in der Ferne einen Holzhacker im Walde vermuthet; ein Name, den der Specht daher nicht mit Unrecht führt. Die Brutzeit derſelben iſt frühe, und man kann beim Spechte, ſo wenig als bei andern Vögeln, die weiſe Sorgfalt der Natur verkennen, die dieſen Trieb gerade dann erweckt, wenn für die verſchiedenen Arten auch der meiſte Vorrath von Futter vorhanden iſt. Da die erſten warmen Sonnenſtrahlen des Frühlings die Holzwürmer aus den faulenden Bäumen hervorlocken, ſo findet auch um dieſe Zeit der Specht am leichteſten hinlänglich Futter nicht nur für ſich, ſondern auch für ſeine Familie. Die Italiener lieben das Fleiſch des Spechtes ungemein. Bei den Römern war er ein Glücksbote, wenn er ſeinen Flug gegen Mittag richtete, und von der rechten Seite kam. So betrübt Horaz über die Abreiſe ſeiner Galate war, ſo wünſchte er ihr doch, daß ſie keinen Specht auf der linken Seite fliegend, und keine Krähe antreffen möge.

Gar nicht ſelten und von der Größe einer Singdroſſel iſt der **große Buntſpecht**. Seine Stirn iſt gelblich braun; die ſchwarze Scheitel umgibt eine ſchöne rothe Binde; ein ſchwarzer Rücken, weiße Schultern, ſchwarz und weiß geſtreifte Flügel und Schwanzfedern, die hier und da etwas gelb überlaufen und unten wie gefranzt ſind; ein röthlich ſchmutzig weißer Unterleib und ein karmoiſinrother After, nebſt ſeinen übrigen Eigenſchaften, die er als Specht beſitzt, machen ihn kenntlich genug. So gefräßig er iſt, ſo kann man ihm ſeine große Nutzbarkeit nicht abſprechen, indem er eine ungeheure Menge Holzwürmer, Puppen und Maden vertilgt, und zugleich, um dieſe aufzuſuchen, von den Obſtbäumen die alte Rinde und das ohnehin nur ſchmarotzende Moos ablöst. Laubwälder, Feldhölzer und Gärten ſind ſein Aufenthalt; hier nährt er ſich nicht bloß von Inſekten, ſondern auch vom Samen der Fichten und Kiefern, Bucheckern, Eicheln und Haſelnüſſe. Um aus der harten Schale der letztern, in deren Genuß er unerſättlich iſt, den Kern herauszuholen, ſucht er eine Baumſpalte, klemmt die Nuß hinein und hackt nun friſch darauf los, bis die Schale ſpaltet. Auf in hohle Bäume zuſammengetragenes Geniſt legt das Weibchen 3 bis 6 weißliche Eier. Die Jungen ſehen mit ihren langen Schnäbeln und Zungen bei ihrer übrigen Kleinheit und mit ihren rothen Kappen, niedlich und ſonderbar aus. Das Fleiſch dieſes Vogels iſt beſonders um die Zeit, wo die Haſelnüſſe reif ſind, ſehr gut und fett.

Größer als dieſer, ungefähr wie eine Dohle, iſt der **Schwarzſpecht**, der auch die Namen Spechtkrähe und Holzkrähe führt. Die Hauptfarbe iſt ſchwärzlich braun. Die Scheitel hat hochrothe Federn, die das Männchen aufſträuben kann; auch iſt die rothe Farbe bei dieſem ſtärker als beim Weibchen, dem ſie zuweilen ganz fehlt. Der Schnabel und die Füße ſind bläulich grau. Jener iſt ſtark, hart und dreieckig, und vom häufigen Gebrauche bei den alten ſtumpf. Die mittelſte Schwanzfeder iſt die längſte; alle aber ſind etwas ſpitzig und gleichfalls vom Gebrauche abgeſchliffen. Das ganze gemäßigte Europa iſt die Heimath des Schwarzſpechts. Im Sommer ſind die Wälder, im Winter Gärten ſein Aufenthalt. Er weiß mit ſeiner Zunge, wie mit einer Lanzette, ſogar aus Strohdächern Inſekten und Inſektenlarven hervorzuholen. Die ſchwarzen großen Roßameiſen in alten Baumſtämmen ſind ſein Lieblingsgericht. Ohne große Anſtrengung macht er in Weißbuchen und andere Bäume mit ſeinem Schnabel ein ziemlich beträchtliches Loch, wozu er kaum einen Tag braucht; dies iſt ſein Neſt, worein ſeine Gattin ihre 4 bis 6 glänzend weißen Eier auf Holzmehl legt. Durch dieſe Arbeit leiſten die Spechte den kleinen gefiederten Waldbewohnern einen weſentlichen Dienſt, die ſich nun der Baumhöhlen als Zufluchtsorte bei Regenwetter und gegen Raubthiere bedienen. Mit verſtellter Höflichkeit klopft der Schwarzſpecht erſt an den hohlen Baumrinden, öffnet ſich ſodann mit Gewalt einen Eingang, um ihren Bewohnern einen ſehr läſtigen Beſuch zu machen. Mit ſeinem Schnabel greift er feindlich die Ameiſenrepublik an; auf dem Wege, den ſich dieſer öffnet, ſchlängelt ſich die klebrige Zunge hin und her; ſetzt wagen die Republikaner mit vereinigten Kräften einen Ausfall, aber ſchon die Vorpoſten bleiben an der gefährlichen Leimruthe hängen und werden verſchlungen. Im Winter iſt das die vorzüglichſte Nahrung der Schwarzſpechts. Sein Fleiſch ſoll nicht übel ſchmecken.

Etwas dicker als er iſt der **Grünſpecht**, der in der Größe einer Taube gleichkommt. Sein Oberkopf iſt glänzend roth und etwas gefleckt; ein ſchwarzer Strich lauft an den Seiten des Halſes herab; der Leib iſt oben glänzend olivengrün, am Bürzel gelblich und unten ſchmutzig weißgrün; der Schnabel iſt ſchwarzbraun. Das Weibchen hat ein weniger lebhaftes Roth. Den Sommer über lebt er in Wäldern, im Winter zieht er ſich etwas mehr in die Nähe unſerer Wohnungen. Löcher, die er in faulen, anbrüchigen Bäumen findet, erweitert ſein Schnabel, und haut ſie tief genug aus. Seine Geſchicklichkeit im Bohren und Hauen hat ihm den Namen Zimmermann nicht ohne Grund erworben; ungerecht iſt jedoch die Beſchuldigung, er pflege geſunde Bäume zu behauen, und er leidet nicht ſelten den Tod deswegen unverdient; ein Schickſal, das die Unwiſſenheit der Menſchen gar vielen Thieren, die nichts weniger als verderblich ſind, bereitet. Wenn er an einem Loche arbeitet, ſo läuft er alle 8 bis 12 Hiebe ſehr geſchäftig um den Baum herum, um zu ſehen, was ſein Pochen auch auf der entgegengeſetzten Seite für eine Wirkung habe und ob da nicht Maden und Würmer hervorkriechen. Den Bienenſtöcken iſt er ſehr gefährlich; doch können die dabei aufgeſtellten Schlingen ſeinen Beſuchen bald ein Ende machen. Ohne ein Neſt zu verfertigen, legt das Weibchen auf faules Holz 3 bis 4 grünliche, ſchwarz gefleckte Eier. Hier und da wird das Fleiſch der Grünſpechte auch in Deutſchland nicht ungern gegeſſen.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 50.

15. Dez. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Die verschiedenen aus allen Gegenden des Kantons an den gegenwärtig versammelten großen Rath des Kantons Aargau eingereichten Bittschriften sollen, wie es heißt, von demselben möglichst gewürdigt und berücksichtigt werden, indem mit Beförderung an Abhülfe der Beschwerden und Erläuterung von Mißverständnissen gearbeitet wird. Die ganze Unzufriedenheit besteht zusammengenommen darin, daß der Landmann sich durch besagte Gesetze und Verordnungen etwas zu tief in den Beutel gegriffen glaubt. Es muß den Aargauer sehr befremden, wenn inländische sowohl als andere Blätter der Unzufriedenheit einen tiefer liegenden Grund unterschieben wollen; eben so wie es befremden muß, wenn von anderer Seite ganze Gemeinden als der gegenwärtigen Staatseinrichtung abhold bezeichnet werden. Wir Aargauer haben eine freie Verfassung, die wir zu schätzen wissen und die jedem einzelnen Bürger sowohl als ganzen Gemeinden gestattet, sich für ihr wohlerworbenes Recht zu wehren, ohne daß man ihnen deshalb Abneigung gegen die bestehende Ordnung oder gegen die Persönlichkeit hoher Staatsbeamten zuschreiben soll; und wenn dieses auch bei einzelnen Gemeindsgliedern der Fall wäre, darf es immerhin nicht ganzen Gemeinden zur Last gelegt oder im ganzen Kanton tief gewurzelte Unzufriedenheit ausposaunt werden. Gerechten Beschwerden kann abgeholfen, und Feinde, die man sich oft durch wohlgemeintesten Rath zuzieht, die jeder Mensch hat, also auch der hohe Staatsbeamte, können wieder Freunde werden; es treffen daher jene Beschuldigungen nur die Extremitäten, deren vielleicht jede Gemeinde die eine mehr, die andere weniger zählt.

— Laut mancherlei Berichten sollen der Pfarrer Häseli in Herznach und der Pfarrer Mösch in Hornussen, dieser mit Unzucht und jener mit finsterem Aberglauben immer noch ungehindert ihr tolles Wesen treiben, und man erzählt sich Sächelchen, die einem mit Verwunderung erfüllen, wie im neunzehnten Jahrhundert, im Eisenbahnjahrhundert solche Subjekte länger ihre ehrwürdigen Stellen beibehalten können.

— Wie doch das Wetter ändern kann! Der Burgdorfer Volksfreund war früher eins der radikalsten Blätter und jetzt ist sein politischer Barometer so tief gesunken, daß sogar das Schwyzer Hornregiment bei ihm hoch steht.

— Während Genf und Wadt Dankfeste feiern zur Ehre Gottes für die wunderbare Hilfe, womit er die Schweiz zur Zeit der größten Verwickelungen vor einem fremden Einfluß bewahrt hat, verordnen Regierung und Geistlichkeit Neuenburgs die Verlesung der Verfügungen betreffend den Besuch des Gottesdienstes, um dadurch dem erloschenen Religionseifer wieder aufzuhelfen und die leeren Kirchen wieder besser zu bevölkern.

— Schwellbrunn. Als der Nürnberger Kuhhirt

an der Rathsthüre erlauschte, daß der Rath von seiner Entsetzung spreche, trat er sofort in die Rathstube und gab seine Entlassung ein. Also hat es letzten Sonntag unser Seelenhirt gemacht. Eben war eine Kirchhöre angeordnet, um über seine Absetzung zu entscheiden, als er am Ende der Predigt seine Resignation auf die Pfründe erklärte. (Schön gesagt.)

Ausland.

— Wir empfehlen allen Freunden unverfälschter Wahrheit die Predigt des Pastors Nöhr in Weimar, gehalten zur Feier des diesjährigen Reformationsfestes. Sie wird zugleich denen eine Erbauung sein, die aus der kirchlichen Bewegung unserer Zeit für ihren Glauben Gefahr befürchten.

— Die Geschichte lehrt unwiderruflich, daß Rom nie anders nachgegeben hat als gegen Gewalt; hat man mit ihm unterhandelt und Zugeständnisse gemacht, so ist es immer weiter gegangen. Wer ihm gegenüber Schwäche gezeigt, ist stets verloren gewesen. Die Lehren der Geschichte kennt die preußische Regierung gar wohl und wird sie zu beherzigen wissen, aber mit Ruhe und Besonnenheit. Daß eine gänzliche Trennung von Rom unter einem Primas erzweckt werde, ist ein schwankendes Gerücht. Das Recht der ersten Einschreitung kann unsere Regierung hierbei unmöglich ergreifen; dergleichen muß sich vom Volk aus durch die öffentliche Stimme machen, und Sache des Staats ist es dann, dem allgemeinen Willen nachzugeben und ihn zu regeln. Was Deutschland gewinnen würde, wenn es von Rom gänzlich abgelöst wäre, dürfte gar nicht zu berechnen sein.

— Ein Trompeter der Artillerie in Coblenz, Namens Eristowsky, begab sich mit zwei Pistolen versehen in das Haus eines Schenkwirths, erschoß zuerst dessen Gattin, und verwundete den fliehenden Mann dann mit dem andern Schusse so, daß er hoffnungslos darnieder liegt. Nach dieser That nahm sich der Mörder durch einen Schnitt in den Hals das Leben. Ein zufällig vorübergehender Mann aus Neuwied, Namens Itschner, trat in's Haus und ward von dem Anblick der Leichen so erschüttert, daß er, in seinen Gasthof zurückgekehrt, vom Blutschlage befallen wurde und nun ebenfalls fast ohne Hoffnung darniederliegt. Warum ward diese Gräuelthat vollbracht? Weil der Trompeter Eristowsky, der übrigens stets einen tadellosen Lebenswandel geführt, die Tochter des Schenkwirths liebte, ihm aber, da er evangelisch war, die Hand derselben von den Aeltern versagt war mit dem Bedeuten: „sie würden nie einwilligen, daß ihr Kind zu einer gemischten Ehe schreite.

— Daß die Thiere geraume Zeit die Nahrung entbehren können ohne gerade zu verhungern, beweist uns nachstehender Beitrag zu ähnlichen Erfahrungen: Vor einiger Zeit fehlte auf dem Futterplatze eines Hühnerhofes zu Regensburg eine Henne vom Dutzend. Da sie auch am andern Tage ausblieb, hielt man sie für verloren. Als man zufällig etwa zwölf Tage nachher im Stadel einen Stock Stroh umräumte, traf man die verlorne Henne zwischen Wand und Stock so eingeklemmt, daß sie sich nicht regen konnte. Sie saß über zwei unversehrten Eiern, war sehr mager und matt, fraß jedoch gierig und erholte sich schnell, nachdem sie so lange gehungert hatte.

— Die Gemahlin des Don Carlos, die kürzlich bei ihm eingetroffen, ist auf eine sehr kluge Weise von Salzburg, wo sie bisher wohnte, entwischt. Sie versammelte eines Abends die ganze Dienerschaft, erklärte ihr in eindringlicher Rede ihren Entschluß, mit der feierlichen Bemerkung, daß ihre Sicherheit von dem unverbrüchlichen Schweigen ihrer Getreuen abhange. Darauf begab sie sich mit dem Sohne des Don Carlos in das Gasthaus, wo der zu ihrer Begleitung eingetroffene Graf Vivas logirte, wo sie, dessen Gemahlin sich nennend, bis zum folgenden Tage blieb. Ihre zurückgebliebenen Diener streuten sogleich aus, sie sei krank, und spielten ihre Rollen so gut, daß Niemand daran zweifelte, der hohe Adel sich täglich nach ihrem Befinden erkundigte, bis man sichere Nachricht erhielt, daß sie in Spanien angekommen sei. Sie ist über Inspruck, Feldkirch und St. Gallen gereist.

— Es geschehen jetzt allerlei Zeichen und Wunder, nicht nur am Himmel, sondern auch auf Erden, ja sogar in der preußischen Provinz Schlesien; denn dort haben sich im Nimptscher Kreise alle Gast- und Schenkwirthe, so wie die Kleinhändler geistiger Getränke, unter Vermittelung des Landrathes von Stubnitz, dahin vereiniget, dem unmäßigen Branntweingenusse entgegen zu wirken.

— Am 3. Dez. hatte die feierliche Prozession, welche den Körper des heil. Exuperus von dem erzbischöflichen Palast nach der Kathedralkirche begleitete, ein so außerordentliches Gedränge veranlaßt, daß die Polizei fürchtete, die Ordnung in Lyon nicht mehr erhalten zu können und den Präfekten um Unterstützung von Truppen

ersuchte. Noch ehe diese aber ankamen, entstand unter der um den Reliquienkasten gedrängten Menge Geschrei und Tumult, und verbreitete einen plötzlichen Schrecken, daß Alle, selbst die Priester, in größter Eile fortstürzten, wobei sich viele Unglücksfälle zutrugen. Erst einige Stunden später wurde die Prozession, unter dem Schutz der Militär-Behörden, ohne weitern Unfall fortgesetzt.

— Holland und Belgien sehen mit der gespanntesten Erwartung nach dem Kalender und zählen die Tage bis zum 17. Dezember. Für beide Staaten ist dieser Tag das Weihnachtsfest, denn sie sind gespannt, was ihnen die Thronrede des Königs der Franzosen bescheeren wird. Unterdessen bringen die Blätter beider Länder ganz verschiedenartige Nachrichten. Während die Holländer Blätter ganz bestimmt wissen wollen, daß Preußen Belgien zur Annahme der 24 Artikel zwingen wolle und dies dem englischen Kabinet angezeigt habe; England habe darüber bei Frankreich angefragt, und dies stimme dem Entschlusse bei, wolle ihn aber vorläufig noch verheimlichen. In belgischen Blättern ist hiervon keine Rede, vielmehr erzählen sie von großen Kriegsrüstungen, ja der Kriegsminister selbst hat, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, einen ansehnlichen Zuschuß gefordert, und wird ihn, bei der kriegerischen Stimmung der Mehrzahl der Repräsentanten, ohne Zweifel erhalten; selbst der König soll eher zu Entsagung des Thrones, als Annahme der 24 Artikel bereit sein.

— Aus den Niederlanden erfährt man, daß in den letzten Tagen die holländischen Garnisonen von Sas, Gent, Hulst, Arel und Ecluse jede eine Verstärkung von 300 Mann erhalten haben; ein holländisches, mit Laffetten und Munition beladenes Schiff ist im Braeckman angekommen und hat sofort seine Ladung ausgeschifft. Spätere Nachrichten lauten jedoch wieder friedlich und melden den Rückmarsch dieser Truppen.

— Munagorri ist nun endlich mit seinen Truppen über die Bidassoa in Spanien eingerückt. Sein Zug geschah mit vieler Heimlichkeit und wurde von den englischen Truppen unter John Hay unterstützt. Seine Stellung an der Grenze, wobei er sich gegen eine karlistische Uebermacht auf das französische Gebiet flüchten kann, wird den Carlisten großen Schaden thun, indem er alle Zufuhren, welche diese aus Frankreich erhalten sollten, auffangen kann.

— Die spanische Provinz Arragonien hat ihre Unabhängigkeit proklamirt und sich als ein eigenes Königreich konstituirt. Ein Aufgebot in Masse aller waffenfähigen Mannschaft von 18 bis 40 Jahren und eine Kontribution von 18 Millionen Realen wurde beschlossen.

— In London zirkulirt eine Petition zur Unterschrift, worin die Regierung ersucht wird, im Verein mit ihren Alliirten dem schrecklichen Bürgerkrieg in Spanien ein Ende zu machen. An der Spitze der Unterzeichneten steht der Lordmayor von London, Hr. Wilson, selbst.

— Die Nummer der englischn Zeitung „Sun“, welche die Beschreibung der Krönungsfeierlichkeiten enthielt, erschien bekanntlich in Golddruck. Man wandte dazu ein sehr feines Pulver aus Vitriol, Grünspan und Quecksilber an, welches mit einer Bürste auf die vorher mit Firniß gedruckten Lettern aufgetragen wurde. Die schädlichen Bestandtheile dieses Pulvers haben nun für alle in der Druckerei beschäftigten Gehülfen (40 an der Zahl) sehr üble Folgen gehabt. Sie mußten in kurzer Zeit die Arbeit aufgeben, da sie alle mehr oder weniger an Uebelkeit, Halsweh, Magendrücken, Hautausschlägen und dergleichen litten; bei einem von ihnen hatte das ganze Haar eine grasgrüne Farbe angenommen. Der untersuchende Arzt fand in der Druckerei die Luft mit feinem Staube angefüllt, so daß sein Haar bald wie Caligula's goldgepuderte Perücke glänzte.

— Auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester in England ereignete sich kürzlich der Unfall, daß die Dampfmaschine, welche die Wagen in Bewegung setzt, zersprang, und dadurch den Heizer und den Conducteur tödtete. Nach alt-englischen Gesetzen wurde die Maschine in Anklagezustand versetzt, von den Geschwornen des „zufällig verübten Todschlags“ für schuldig erklärt und mit einer Buße von drei Dukaten belegt. Man sieht also, daß in England selbst leblose Maschinen bestraft werden, während bei uns so mancher unbesonnene lebendige Stock ungestraft durchgeht.

— Aus London erhält man die Nachricht, daß die Minister eine beträchtliche Vermehrung in der stehenden Armee beabsichtigen. Es sollen Befehle gegeben sein, die Forts und Batterien an den Nord- und Ostküsten von Schottland auf den Kriegsfuß zu stellen. Auch gibt man als gewiß eine bevorstehende neue Organisation der Milizen, welche wahrscheinlich nächstes Frühjahr versammelt und in Handhabung der Waffen geübt werden sollen.

— Ein schottisches und zwei irländische Regimenter werden, eben so wie zwei Regimenter in Westindien, mit Nächstem nach Canada abgehen; auch sollen drei Regi-

menter aus England ſich zum Abmarſch bereit halten. Dieſe Vorkehrungen machen das Bemühen der engliſchen Blätter fruchtlos, den kanadiſchen Krieg als geringfügig und die Inſurgenten als eine bloße Räuberhorde darzuſtellen.

— In Unter-Canada hat ſich eine proviſoriſche Regierung konſtituirt. Ihr Präſident, Robert Nelſon, erließ eine Proklamation, worin folgende Punkte ausgeſprochen werden: Unter-Canada iſt eine Republik, Gleichheit der Rechte ſoll beſtehen, jede Einigung zwiſchen Kirche und Staat wird aufgelöst, jedes Vorrecht wird abgeſchafft, die Todesſtrafe ſoll nur noch gegen die Mordthaten ausgeſprochen werden, die Freiheit der Preſſe, die Jury und die Wahlfreiheit wird eingeführt. Das Volk ſoll nun in möglichſter Kürze Deputirte erwählen, welche einen Convent oder ein geſetzgebendes Corps bilden, um eine den Bedürfniſſe des Landes entſprechende Verfaſſung auszuarbeiten.

— Während das Gemetzel in Canada wieder beginnt, ſind die Feindſeligkeiten zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Indianern noch nicht beendigt. In den weſtlichen Staaten am Miſſouri iſt eine zahlreiche Gemeinde von Fanatikern, welche einen gewiſſen John Smith als ihren Propheten erkennen, und deren heiliges Buch die Bibel von Marmon iſt. Ihr Fanatismus ſcheint ihren Nachbarn gefährlich werden zu wollen, da dieſe entſchloſſen ſind, ſie aus dem Lande zu verjagen. — Die Grafſchaft Davies iſt von den Marmoniſten ganz verwüſtet; die Hauptſtadt und eine Menge Beſitzthümer der Umgegend ſind in Brand geſteckt. Eine Kompagnie von Freiwilligen, welche ſich zur Vertheidigung der Grenze der Grafſchaft Ray organiſirt hatte, iſt angegriffen und niedergemetzelt worden. Der Gouverneur von Miſſouri hat ein Aufgebot von 3000 Mann nach dem Schauplatze dieſer Gräuelthaten beordert.

— Der Präſident der vereinigten Staaten von Nord amerika hat eine Proklamation erlaſſen, worin er das Verfahren derjenigen Bürger ſcharf rügt, welche den Canadiern Hilfe zukommen ließen, und ſie zur Verantwortung und Strafe zu ziehen droht.

— Der verſtorbene Livingſton hat dadurch, daß er den Grundſatz aufſtellte, jedes Verbrechen ſei der Ausdruck einer moraliſchen Krankheit, in Louiſiana, einem der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, eine Art Revolution verurſacht. Denn dieſer Idee zufolge ſollen dort an die Stelle der Gefängniſſe Heilanſtalten errichtet werden.

Anzeigen.

Beim Verleger dieſes Blattes iſt zu erhalten:

Neujahrsblatt für 1839, der aargauiſchen Jugend beiderlei Geſchlechts geweiht von einem Freunde derſelben; enthaltend eine Sammlung auserleſener Gedichte, kurze Biographien, Denkſprüche u. ſ. w. zur Belehrung, Erheiterung und Aufmunterung der Jugend geſammelt und mit eigenen Beiträgen verſehen. In ſauberem Umſchlag geheftet 5 Batzen.

Obiges kleine Schriftchen, das auch in typographiſcher Beziehung mit aller Sorgfalt behandelt iſt, darf mit Recht allen Jugendfreunden zu einem paſſenden Neujahrsgeſchenk empfohlen werden, da der ganze Inhalt, Menſchenliebe und Gottesfurcht, Sittlichkeit und Aufklärung, Thätigkeitsſinn und Vervollkommnungsgeiſt athmet und aus den beliebteſten Schriften der nachahmungswürdigſten Männer gezogen iſt, ſo daß ſich nicht leicht ein anderes der Art zu dieſem Behufe beſſer eignen würde. Verbreitern desſelben wird ein namhafter Vortheil geſtattet.

Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeiſter in Zürich. Ein vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 10 Bogen gr. 8. Surſee bei J. Konrad. Preis 10 Bz.

Wenn auch dieſer Gegenſtand ſchon von verſchiedenen Autoren für die Bühne bearbeitet wurde, ſo hat keiner derſelben das Volksleben damaliger Zeit im Gegenſatze einer ſtrengen, deſpotiſchen und in ſich gegen Freiheit und Recht verſchwornen Regierung mit ſolch maleriſchen Farben geſchildert, als der gegenwärtige Verfaſſer. Dieſes gelungene Werkchen bedarf demnach für Freunde dramatiſcher Dichtkunſt und vaterländiſcher Geſchichten kaum mehr Anpreiſung; indem verſichert werden darf, daß es gewiß kein Schweizer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Das Alpenhorn kann vom 1. Januar 1839 an auf Verlangen auch ohne das Poſthörnchen um den Preis von 6 Batzen vierteljährlich bezogen werden.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 51. 22. Dez. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Den verehrten Abonnenten wird jede Woche unentgeldlich zugegeben: das „Posthörnchen", eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Die Geburt Jesu.

Unter Preis und Dank
Bringet Lobgesang
Unserm großen Gott zu Ehren!
Stimmet an in Jubelchören,
Daß von seinem Thron
Kam des Menschen Sohn.

Aus der Engel Schaar
Tönt' einst groß und wahr:
„Friede, Friede soll auf Erden
„Nun der Menschen Erbtheil werden,
„Und in Ewigkeit
„Sei Gott Ehr geweiht!"

Elend, Nacht und Grau'n
Konnte man nur schau'n,
Ehe Christus ward geboren.
Um zu suchen, was verloren,
Bracht' Er Licht und Glück
Dieser Welt zurück.

Aechter Tugend Glanz
Strahlte nunmehr ganz.
Und damit wir hier auf Erden
Ihm schon könnten ähnlich werden,
Ward Er Mensch, wie wir.
Preis, o Jesu, Dir!

Unsers Daseins Werth
Ist nun aufgeklärt:
Christus öffnet uns den Himmel,
Daß wir, frei vom Weltgetümmel,
Kinder Gottes sei'n,
Uns der Tugend weihn.

Lob erschall' und Preis
Auf dem Erdenkreis
Ihm, dem großen Gottessohne!
Ihm zum Opfer und zum Lohne
Weihen wir uns heut'
Und in Ewigkeit!

Ein Dieb nach Grundsätzen, aus Menschenhaß.

In einer nördlichen Provinz Deutschlands lebte ein wohlhabender Kürschner, der einige Gesellen unterhielt, und mit seinen, den Sommer hindurch in Vorrath gemachten Pelzwaaren im Herbst die Jahrmärkte kleiner Städte bezog. Dieser Handel wurde ihm verhältnißmäßig äußerst einträglich, weil er, da Jeder sich gerne für den Winter versorgte, die Nachfrage eines Jeden durch seinen Vorrath befriedigen konnte, beträchtliche Summen dadurch einzog, den Vorschuß, den er sich während des Sommers verschafft hatte, richtig abzahlte und immer noch einen bedeutenden Ueberschuß behielt.

Er hatte eben einige Märkte bezogen, und war so glücklich, auf dem letzten, da er schon nach seinem Wohnorte zurückkehren wollte, beinahe seinen ganzen Vorrath abzusetzen. Es mag sein, daß die Freude über diesen reichlichen Absatz, oder auch ein größeres Maß starken Getränkes, als er gewöhnlich genoß, ihn beim Abbrechen seiner Bude und beim Einpacken der noch übrigen Waaren nachlässig machte; auch kann die Dunkelheit des Herbstabends das Ihrige dazu beigetragen haben: kurz, er ließ auf eine Weise, die er selbst nicht zu bestimmen wußte, den Beutel mit allem gelösten Gelde auf der Straße, wo seine Bude gestanden hatte, liegen.

So erklärte er wenigstens in der Folge die Sache, denn er glaubte fest, das Geld mit den Waaren in eine Kiste eingepackt zu haben. In dieser Ueberzeugung fuhr er noch denselben Abend ab, und kam den Tag darauf, ohne die Kiste zu öffnen, an seinem Wohnorte an, entdeckte aber erst am folgenden Morgen beim Auspacken den Verlust. Er machte ihn nun sogleich durch öffentliche Blätter bekannt, eilte nach der Stadt zurück und suchte von seinem Gelde Nachricht zu erhalten. Weil er aber fest glaubte, das Geld eingepackt zu haben, so schilderte er seinen Schaden nicht

als Verlust, sondern als Diebstahl. Ob dieser in der Stadt während des Einpackens, in einigen Wirthshäusern, wo er bei der Rückreise einkehrte, oder wohl gar in seinem Hause, während der Nacht, da er die Kiste unausgepackt gelassen habe, geschehen sei, darüber wußte er nichts Bestimmtes anzugeben; schien aber das Letztere für das Wahrscheinlichste zu halten.

Diejenigen, welche ihm einigen Vorschuß gegeben hatten, wurden nun mißtrauisch: denn seine Erzählung, daß ihm das Geld aus einer verschlossenen Kiste, die mit Stricken verschnürt war, ohne Verletzung des Schlosses oder in seinem eigenen Hause entwendet worden wäre, da er doch selbst versicherte, daß er für die Treue seiner Hausgenossen haften wolle — diese Dinge machten die ganze Erzählung sehr unwahrscheinlich. Jedermann glaubte vielmehr, er habe bei seinem Handel eingebüßt und suche einen Akkord mit seinen Gläubigern einzuleiten, die sich aber um so weniger dazu verstehen wollten, weil viele seiner Zunftgenossen, die seine Betriebsamkeit und seinen Unternehmungsgeist neidisch beobachtet hatten, ihn überall verlästerten.

Er mußte also, um seine Gläubiger zu befriedigen, Alles verkaufen, aus Mangel an Vorschuß seine Gesellen abdanken und konnte sein Gewerbe nicht mehr auf die vorige Weise fortsetzen. Bei seiner ehemaligen reichlichen Einnahme mit Weib und Kindern an manchen kleinen Luxus gewöhnt, war er jetzt nicht mehr im Stande, ganz darauf Verzicht zu leisten, und seine Arbeit reichte nicht zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hin. So vergingen vier traurige Jahre; und der Mann sank mit den Seinigen zur größten Dürftigkeit herab.

Unerwartet bekam er jetzt einen Brief von dem Stadt-Richter des Ortes, wo er den Verlust erlitten hatte. Dieser, ein junger, sehr rechtschaffener Mann, hatte sich damals viele Mühe gegeben, den Verlust zu entdecken; und Freude über die unerwartete Spur, vielleicht auch jugendliche Wärme, die so oft mit Herzensgüte in Verbindung steht, veranlaßten den Richter, nicht bloß die Spur der Entdeckung anzuzeigen, sondern die ganze Sache so vorzustellen, als ob der Ersatz schon gewiß wäre. Der unglückliche Mann eilte voll Freude an den Ort hin, und erfuhr folgende Geschichte:

Ein Mädchen von fünfzehn Jahren kam nämlich zu dem Richter und klagte über einen Fleischermeister, der es ihr gar nicht eingestehen wollte, daß er eine beträchtliche Geldsumme von ihr in Verwahrung erhalten habe. Sie hatte vor vier Jahren, den Tag nach dem Jahrmarkte, da sie bei Tagesanbruch Wasser schöpfen wollte, einen großen Beutel mit Geld auf der Straße liegend gefunden; und als sie ihn eben aufgehoben, habe der Fleischer seine Thüre aufgeschlossen und sei solches gewahr geworden. Er habe ihr nun vorgestellt, daß man ihr das Geld, sobald es bekannt würde, abnehmen werde, sie aber dadurch, wenn sie schweigen wollte, für immer glücklich werden könnte. Sie sollte ihm daher das Geld in Verwahrung geben, er wollte väterlich für sie sorgen; nur müsse sie sich nichts merken lassen, deshalb auch nie öffentlich mit ihm reden, sondern, wenn sie etwas von ihm haben wollte, nur im Geheimen zu ihm kommen. Ueberhaupt habe er ihr, so versicherte das Mädchen, die Sache so reizend vorgestellt, daß sie gänzlich seinem Rathe gefolgt sei. Zuweilen, wenn sie in der Stille zu ihm gekommen, habe er ihr, weil ihre kindischen Wünsche klein gewesen, auch immer einige Groschen gegeben, sie aber immer ermahnt, nicht zu viel zu nehmen, sich auch nicht durch Kleidung oder sonstigen Aufwand zu verrathen. Jetzt, da sie einige Thaler gefordert, um sich zu kleiden, habe er ihr solche abgeschlagen, und als sie darauf gedrungen und ihn zu verklagen gedroht, habe er mit einem Male die Sprache geändert und sie gefragt, ob sie unsinnig sei, und was für Geld sie von ihm fordere, da er noch nie einen Heller von ihr erhalten habe und von nichts wisse.

Eben diese Sprache führte der Fleischer, als ihm die Angabe des Mädchens vorgelesen wurde. Er war jetzt ein wohlhabender Mann, da er doch vor vier Jahren in äußerst armseligen Umständen gewesen war. Er, der damals kein Vieh einzukaufen im Stande war, konnte jetzt nicht unbeträchtliche Summen dafür verwenden und sein baufälliges Häuschen, bei dem vor vier Jahren die Bude des Kürschners während des Jahrmarkts stand, hatte er seit ein paar Jahren neu erbaut. So viel Argwohn dieses auch immerhin einflößte, so entschuldigte er sich doch auf alle mögliche Weise, und unter andern auch damit, daß man ihm doch deshalb kein Verbrechen aufbürden werde, weil die Vorsehung seinen Fleiß gesegnet habe.

Der Richter machte von dem Vorgange dem Kriminal-Gerichte die Anzeige, und der Fleischer nahm den berühmtesten Advokaten der Hauptstadt zu seinem Rechtsanwalt.

Dieser setzte es sehr scharfsinnig aus einander: daß der Kürschner selbst seinen erlittenen Schaden nicht als Verlust, sondern als Diebstahl geschildert habe; daß es gar nicht wahrscheinlich sei, daß ein Mädchen von eilf Jahren bis zum fünfzehnten über eine solche Sache schweigen und Niemanden zum Vertrauten machen würde; daß dieses Mädchen bei ihrer Jugend doch nicht als rechtskräftige Angeberin betrachtet, und der Fleischer, als ein unbescholtener Mann, nicht auf diesen bloßen Verdacht in eine Kriminal-Untersuchung gezogen werden könne.

Er brachte Zeugnisse von der jetzigen schlechten Lebensart des Kürschners bei, bewies aus den Akten der Prozesse, die er vor vier Jahren mit seinen Gläubigern geführt hatte, daß diese schon die Angabe von seinem Verlust bezweifelten,

und brachte es hierdurch so weit, daß der Fleischer völlig losgesprochen wurde.

Der Richter, zu dem der Kürschner seine Zuflucht nahm, gestand ihm selbst, daß er nach seiner Privatmeinung den Fleischer für einen Dieb halte, daß aber den Gesetzen zufolge die Sache nicht anders verhandelt werden könne. Der Kürschner konnte die Sache nicht fassen. Alle seine Hoffnungen, die ihm doch zum Theil der Richter selbst gemacht hatte, waren gescheitert. Er gerieth in die äußerste Wuth und unter vielen Schmähungen sagte er dem Richter: alle Rechtschaffenheit sei Posse; wer auf einem ehrlichen und mühsamen Wege sein Glück suche, sei ein Thor, davon habe ihn nun die Obrigkeit selbst überzeugt; auch er wolle jetzt auf nichts mehr achten, auch er wolle ein Dieb werden.

Der Richter, ein menschenfreundlicher Mann, ließ ihn toben und sagte ihm, daß er ihn bedaure und daß er ihm sein Schmähen und Wüthen, wofür er ihn zur Strafe ziehen könnte, in Rücksicht seines Unglücks verzeihe.

Der Kürschner, durch seine Wuth auf's Aeußerste gebracht, wurde mit dem Gedanken vertraut: daß man sein Glück nur auf Kosten des Nächsten suchen müsse; und da er an Tugend, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit verzweifelte, so überließ er sich den wildesten Ausschweifungen. Er war bis jetzt in seiner Armuth ein guter Ehemann und Vater gewesen; aber wenn ihn nun jetzt Weib und Kind um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse ansprachen, dann lautete die Antwort: „Borg', betrüg', stiehl!“

Bei der Wuth, die ihm im Innern tobte, bedurfte es jetzt nur etwas Weniges starken Getränks, um ihn zu berauschen; und in dieser Unbewußtheit seiner selbst, in dieser Betäubung seines Gewissens, setzte er sich über alle bisherigen guten Grundsätze hinweg. Er arbeitete nicht mehr, sondern suchte, wo er konnte, aufzuborgen. Wer etwas wiederforderte, den fertigte er durch Läugnen und Hohngelächter ab.

Aber bald war auch diese Quelle erschöpft. Jetzt legte er sich auf Betrügereien, und da auch diese nicht mehr ausreichten, ward Diebstahl sein Hauptgeschäft. Er wurde ertappt; durch das hartnäckigste Läugnen, durch Ausflüchte und Verdrehungen peinigte er selbst die Richter; bei Ermahnungen und Vorwürfen lachte er und zeigte nur Reue darüber, daß er entdeckt sei und es nicht so klug gemacht habe, wie der Fleischer, der ihn um all das Seinige gebracht und doch noch für einen braven Mann gelte.

Das Schrecklichste aber war, daß er seinen Sohn in dieser Denkungsart erzog, so daß derselbe schon in seinem sechszehnten Jahre der berüchtigtste Dieb wurde. Bei der Menge von Diebstählen und Einbrüchen, welche dieser verübte, konnte es nicht fehlen, daß er nicht am Ende entdeckt wurde. Aber keine Strafe wirkte auf ihn. Durch die Kunst, Schlösser und Riegel aufzumachen, hatte er auch gelernt, sich aller Fesseln zu entledigen; daher entkam er häufig dem Verhaft, und wenn er kaum einige Stunden auf diese Weise frei war, so war sein erster Gedanke schon wieder ein neuer Diebstahl. Hierdurch brachte er es endlich so weit, daß er in einem Alter von zwanzig Jahren mit ungewöhnlichen Fesseln beladen und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde.

Hätte der Fleischer, dessen Unehrlichkeit die Veranlassung zu allem Bösen wurde, als rechtschaffener Mann gleich das Gefundene seinem Eigenthümer zurückgegeben; oder hätte nicht ein Advokat seine Berühmtheit zur Vertheidigung der Niederträchtigkeit hergegeben, und hätten sich nicht Gericht und Gesetz in aller ihrer Mangelhaftigkeit gezeigt, so wäre vielleicht der Kürschner, der an einem einmal gefaßten Grundsatze mit solcher Festigkeit hieng, eben so fest und unerschüttert für Tugend und Rechtschaffenheit wirksam geworden.

An unserm kürzesten Tag.

Den 22. Dezember 1838.

Heut sei'rt, in Hoffnung, man im uns entfernsten Norden,
Wo Finsterniß den Tag Monate lang bedeckt,
Der Sonne Wiederkehr — und jene Völkerhorden
Sind höchlich drob erfreut, zu heiterm Sinn geweckt!
Doch da nebst Eis auch Schnee dort Alles überdeckt,
Von Nordlichtern dabei sie reich begabet werden,
Gewohnheit auch an diese lange, lange Nacht
Sie ihnen nicht so schrecklich macht,
Sind minder sie, als es uns vorkommt, zu beklagen,
Wenn lange auch noch nicht es wird bei ihnen tagen!
Und, wenn ihr Geist des Irrthums Finsterniß
Durch Gottes Gnade sich entriß,
Und sich Religion in ihnen findet,
Bei ihnen diese sich auch immer mehr entzündet,
So können sie beglückt im strengsten Clima sein,
Und kommen einst, wie wir, zum himmlischen Verein!

Verdienter Lohn eines ungetreuen Sachwalters.

Einem fleißigen Töpfermeister in Nürnberg fiel von Seiten seiner Frau eine Erbschaft von tausend Gulden zu. Sie wurde ihm aber streitig gemacht und er nahm einen Sachwalter zum rechtlichen Beistand an, der sich aber von der Gegenpartei bestechen ließ. Schon hatte der Prozeß vierzehn Jahre gedauert, als der Advokat einen richterlichen Posten erhielt und der Töpfer einen andern Anwalt annahm, durch dessen redlichen Eifer bald ein günstiges Urtheil für den Töpfer erfolgte. Jener im Appellationsgericht sitzende frühere Sachwalter gab jedoch der Gegenpartei den Rath, zu appelliren, und wußte als Referent die Sache so zurückzuhalten, daß unterdessen der Anwalt des Töpfers starb und er nun den dritten Advokaten nehmen mußte, dem der Appellationsrath aber unter allerlei Vorwand immer die Akten zurückhielt, ungeachtet der Töpfer ihn verklagt und

um Beschleunigung seines Handels gebeten hatte. Endlich, des zwanzigjährigen Harrens müde, ging er selbst zu ihm, und verlangte unter Drohungen die Herausgabe der Akten; durch die schnöde Antwort des Richters erbost, stieß der Töpfer ihm sein Taschenmesser mit den Worten in's Herz: wer an einem Mann, der fünf Kinder zu ernähren hat, so gewissenlos handelt, ist ein Bösewicht und verdient aus der Welt geschafft zu werden. Er wurde zum Tode verurtheilt und ein paar Wochen nachher gewannen seine Hinterlassenen den Prozeß.

Der Sieg der Wahrheit.

Wie die Nebelwolke flieht und schwindet,
Wann die goldne Morgensonne lacht;
Wie das schauervolle Dunkel weichet,
Wann der schöne neue Tag erwacht:
Also schwand aus unsern armen Hütten
Nacht und Oede, die den Geist umhüllt';
Flohen Wahn und Irrthum von der Erde,
Deren gift'ger Hauch sie längst erfüllt'!

Ew'ger Lenker über jenen Zonen!
Wer kann Deinen großen Sinn durchschau'n?
Wer kann Deiner Weisheit Spur ergründen?
Heil den Pilgern, die ihm stets vertrau'n!
Jenes Reich, das Jesus Christus baute,
Läßt Du, Vater! niemals untergehn.
Unter Deinem Schirme wird die Kirche
Ewig blühen, ewiglich bestehn.
Darum sandtest Du gleich einem Strahle,
Der durch schwarze Wolken zuckt und bricht,
Einen Tag des Friedens und der Liebe
Und mit ihm der Wahrheit Recht und Licht.
Männer, ausgerüstet aus der Höhe
Mit dem Feuereifer Deiner Hand,
Kamen, sahen, lehrten hier und kämpften
Ruhmreich für das beßre Vaterland.
Du, Herr, warest mächtig in den Schwachen,
Die Du Dir zum Dienste ausersehn;
Unsre Erde ward zu Edens Wonne,
Alles mußte wieder neu erstehn!
Frei und kräftig athmeten die Seelen,
Als die Fessel nun zu Staub zerfiel;
Wieder durfte die Vernunft gebieten
Ueber Menschenwerk und Sinnenspiel.
Schwacher Menschen Lehre floh von hinnen,
Und es stieg das Wort des Herrn empor,
Um des Weltenheilands Lob zu tragen
Herrlichgroß zu jenem Sternenchor.
Menschen wurden Brüder am Altare,
Den erst Aberglaube zugedeckt;
Reiner Sinn und Tugend kehrte wieder,
Liebe ward im Busen neu geweckt.

Großer Geist! Du bist die Liebe selber!
Laß uns Eins sein an der Liebe Hand;
Führe uns durch dieses Thales Schranken,
Durch die Liebe zu dem Friedensland.
Harmonie vereine alle Menschen
Zu der Wahrheit stillem Glaubensbund,
Was der Geist gebieret und ersinnet,
Thue göttlich sich in Werken kund!
Von dem Aufgang bis zum Niedergange
Wehe himmlisch die Religion:
Glaube, Hoffnung, Liebe soll uns leiten
Durch die Schatten zu dem Gnadenthron.
Und wenn alles Irdische zerrinnet,
Wo das große Halleluja tönt!
Wenn die goldne Morgenröthe winket,
Wo der Mensch dem Irrthum nicht mehr fröhnt,
Dann, o Vater, zeig' uns die Vollendung
Droben in dem reinsten Strahlenglanz,
Und reich' Allen, die für Wahrheit stritten,
Der Unsterblichkeiten Lorbeerkranz!

Naturgeschichte.

Der Nelkenpfefferbaum.

Dieser Baum gehört zu den Myrthen, und gleich diesen hat er schöne glänzende, dunkelgrüne, fast 5 Zoll lange Blätter. Er treibt einen gegen 30 Fuß hohen Stamm, der aber nur 8 bis 10 Zoll dick wird. Die Blüthen sind weiß, klein und stehen büschelweise beisammen, erscheinen im Juli und haben einen angenehmen Geruch. Die Frucht ist eine erbsengroße, runde, schwarze Beere, in welcher sich meist zwei, seltener nur ein Samenkorn befindet. Diese Früchte geben getrocknet das unter dem Namen Nelkenpfeffer, Jamaicapfeffer, Piment oder neue Würze bekannte Gewürz.

Dieser Baum ist in mehrern Ländern Südamerika's einheimisch, besonders aber in Westindien, Jamaica und Barbados, wo er überall sorgfältig angebaut wird. Man pflegt dazu eine Strecke Wald in der Nähe wildwachsender Nelkenpfefferbäume zu wählen. Es wird nun alles andere Holz und Gesträuch abgeschlagen und in einem, längstens zwei Jahren kommen dann überall junge Nelkenpfefferbäumchen aus Samenkörnern hervor, die durch Vögel, welche jene verzehrten, dahin gebracht worden sind. Schon mit dem dritten Jahr tragen die Bäumchen Früchte, aber erst im siebenten Jahr sind sie völlig ausgewachsen. In diesem Alter bringt ein einziger Baum an 150 Pfund frischer Beeren, die bei der Zubereitung ein Drittheil am Gewichte verlieren. Bald nach dem Abfallen der Blüthen, im September, werden die Beeren eingesammelt. Sie sind dann zwar noch nicht völlig reif, haben jedoch schon ihre volle Größe erlangt. Sie werden beim Einsammeln mit der Hand abgestreift. Wenn die Beeren sorgfältig von den Blättern, Stielen und Rispen gereinigt sind, breitet man sie auf Tüchern aus und wendet sie am ersten und zweiten Tage oft um, damit sie desto gleichmäßiger an die Sonne kommen; wenn sie aber anfangen zu trocknen, werden sie geschwungen und bleiben fortwährend auf den Tüchern liegen, um sie besser gegen Regen und Thau verwahren zu können, bis sie vollkommen trocken sind. Durch dieses Trocknen, welches gewöhnlich zwölf Tage währt, verändert sich ihre grüne Farbe in ein tiefes Rothbraun, woran man, wie an dem Klappern der Samenkörner in den Beeren, erkennt, daß sie gehörig trocken sind, worauf sie in Säcken und Fässern in den Handel gebracht werden. Läßt man die Beeren völlig reifen, so werden sie purpurroth und haben ein süßes Fleisch sind aber weniger gewürzreich als jene.

In Europa werden die Beeren theils als Arznei, theils als Gewürz häufig gebraucht. Man destillirt aus demselben auch ein schweres ätherisches Oel, welches unter dem Namen Nelkenöl verkauft wird. Man thut nicht gut, die Nelken gestoßen (Nelkenpulver) zu kaufen, indem sie nicht selten mit den der Gesundheit nachtheiligen Kokelskörnern verfälscht sind.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 51.

22. Dez. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Alpenhorn und Posthörnchen werden auch im Jahr 1839 forterscheinen und zwar mit mehr Sorgfalt bearbeitet und auf besserem Papier gedruckt, als bisher. Man ersucht, da das letzte Quartal 1838 mit nächster Nummer zu Ende geht, um baldige Bestellung für den neuen Jahrgang.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Bei dem Ausgraben eines Fundaments in der ehemaligen Kapelle in der Nähe des Münsters in Basel trafen die Arbeiter plötzlich in einer Tiefe von 8 Fuß auf eine außerordentliche Menge menschlicher Gebeine, welche in bester Ordnung neben und über einander in vielen Schichten gelegt waren. Man glaubt, daß dieselben von einem vor der Reformation dort gestandenen Beinhaus herrühren.

— In einer Ortschaft des bern. Amts Delsberg herrscht seit dem Monat September das Nervenfieber, 123 Personen sind daran erkrankt; 36 sind noch bettlägerig und 21 sind gestorben.

— Die Frage über die gleichmäßige Vertretung im K. Wallis ist nun entschieden. Mit 29 gegen 27 Stimmen hat der Landrath beschlossen, die Verfassung dahin zu ändern, daß für die Zukunft in allen Zehnten auf tausend Seelen ein Vertreter des Volkes in die oberste gesetzgebende Behörde zu wählen sei, und daß zu diesem Zwecke eine Kommission sich am 3. Januar versammeln solle, um einen Entwurf zu einer neuen Verfassung auszuarbeiten, der dann am 14. desselben Monats dem Landrath vorgelegt werden soll. Unterwallis jubelt und Freudenschüsse durchdonnern die Thäler.

— Wer irgend Geld und Zeit hat und allenfalls ein Freund von sogenanntem Skandal ist, der mache sich auf und ziehe nach dem Kanton Schwyz, um die Untersuchungen wegen der dort stattgefundenen Prügeleien zwischen den Horn- und Klauenmännern zu hören und zu sehen. Nirgends ist wohl das Recht des Aermern mit größerer Unverschämtheit unterdrückt, als es hier geschieht. Die Klauenmänner, obwohl sie größtentheils im Rechte sind, erhalten kein Recht, ja wenn ein unbescholtener Klauenmann zum Verhörrichter ernannt wird, so erscheinen alsbald die Hornmänner, vertreiben ihn und verurtheilen ihre Gegner auf das Zeugniß von nichtswürdigen, oft erkauften, Buben, die nicht nur zu ihrer Partei gehören, sondern in der Regel an der vorliegenden Sache die schuldigen Theilnehmer sind. Diese Frechheit der Hornmänner hat die Partei der Klauenmänner so erbittert, daß der Ausbruch des Bürgerkriegs jeden Augenblick wieder bevorsteht, um so mehr, da man wissen will, daß diese skandalösen Untersuchungen nur betrieben werden, um den Begüterten unter den Klauenmännern so viel Geldstrafen wie möglich abzupressen.

— Es zirkulirt in München eine Einladung zur Gründung einer Jesuitenanstalt, nach dem Muster jener zu Freiburg in der Schweiz. Sie soll auf Aktien gegründet werden im Gesammtbetrage von 100,000 fl. Für 70,000 fl. Aktien seien schon untergebracht, indem die kleine Stadt Landsberg am Lech deren für 30,000 fl. genommen hat, an welchem Orte diese Anstalt gegründet werden soll. Man nennt einige Hohe vom Adel, welche bedeutende Summen unterzeichnet haben. Ein Professor der Rechte soll an der Spitze des Unternehmens stehen, welches nicht allein für Altbaiern berechnet ist, da angekündig wird, daß dergleichen Jesuitenschulen auch in den übrigen Provinzen Baierns errichtet werden sollen.

— Am 21. Nov. Abends befand sich eine angesehene Frau in Frankfurt in ihrem Schlafzimmer und stand vor dem Toilettenspiegel, etwas an ihrem Haar in Ordnung zu bringen. Zu ihrem nicht geringen Schrecken erblickte sie durch den Spiegel einen Mann unter ihrem Bette verborgen. Sie faßte sich indessen alsobald, ging ruhig aus dem Zimmer und verschloß die Thür. Herbeigeholte Gensdarmen hoben den verborgenen Vogel aus. Da man einen Dolch bei ihm fand, mag er wahrscheinlich nichts Gutes im Sinne gehabt haben.

— Die Münchner polit. Zeitung theilt eine Verfügung des Ober-Präsidenten von Posen mit, welcher zufolge die Landräthe angewiesen sind, Jeden, der eine Abschrift oder Uebersetzung der zweiten päpstlichen Allokution zu verbreiten sucht, sofort zu verhaften und ihn darüber zu vernehmen, wie er in den Besitz derselben gelangt sei.

— Die Bremer scheinen es aus dem Grunde zu verstehen, diejenigen zufrieden zu stellen, denen Anlaß zu Unzufriedenheit gegeben worden ist. Diejenigen, welche dem Franzosen Ichon die Fenster einwarfen, sind gerichtlich zum Schadenersatz verurtheilt; dafür aber wurde eine Subskription eröffnet, die bereits mehr als das Doppelte des Schadens beträgt, da die ganze Stadt Antheil nimmt, was einen schönen patriotischen Sinn verräth, und der Möglichkeit Raum gibt, daß späterhin öfter Fenster eingeworfen werden.

— Einem Schreiben aus Lemberg zufolge sollen über 30,000 Mann östreichischer Truppen in Gallizien und in der Bukowina angekommen sein; auch wird angezeigt, daß 6 Regimenter Fußvolk, 8 Regimenter Reiterei und ein zahlreicher Artilleriepark, zusammen 17,000 Mann, gegenwärtig sich nach der russischen Grenze bewegen. Auf die Bedeutung dieser Truppenbewegung ist man sehr gespannt.

— Nach französischen Blättern hat der Graf Stanislaus Starbek der Stadt Lemberg seine zahlreichen Besitzungen, aus 4 Flecken, mehr als 30 Dörfern, mehrern Häusern in Lemberg und dem dortigen neuerbauten Schauspielhause bestehend, zum Geschenk gemacht. Er läßt aus eignem Vermögen eine Anstalt zum Unterhalt von 400 Greisen und zur Erziehung von 600 Waisen errichten; endlich will er auch einen großen Bazar nach Art des Palais-royal bauen, worin Ball- und Konzert-Säle, Kaufladen, Gast- und Kaffehäuser enthalten sind, und dessen Ertrag jener wohlthätigen Anstalt widmen. Graf Starbek behält für sich und seine Familie nur eine Rente von 5000 Dukaten, eine Wohnung in Lemberg und eine Loge im Theater.

— Den Ortsbehörden im Königreich Hannover ist die Instruktion zugegangen, Veranstaltung zu treffen, daß die auf Urlaub bei ihren Familien befindlichen Soldaten sich stets marschfertig halten sollen, um auf die erste Weisung ungesäumt bei ihren Corps einzutreffen. Man will diese Maßregel mit den da und dort für das nächste Jahr befürchteten Versuchen, eine fernere Entrichtung der Steuern, so lange sie nicht von den Ständen noch weiter verwilligt seien, zu verweigern, in Verbindung bringen.

— Man zählt jetzt in Europa 104 Universitäten mit 70,235 Studenten; folglich kommen im Durchschnitt auf jede Universität 675 Studenten, und im Verhältniß zur Bevölkerung Europa's kann man einen Studenten auf 340,739 Seelen rechnen.

— In einigen Städten des Elsaß, namentlich in Mutzig, haben sich vor kurzer Zeit mehrere Jesuiten aus Freiburg niedergelassen, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend predigen und das Volk zu begeistern suchen. Viele der Zuhörer haben deshalb ihre Arbeit vernachlässigt und warten nun als Gläubige mit gestreckten Ohren und aufgesperrten Mäulern auf das vom Himmel herabzufallende Manna.

— Ganz Verdun spricht von nichts Anderem, als von einem an den Maire gerichteten Schreiben, in welchem demselben mit kurzen Worten angezeigt wird, daß, wenn an einem näher bezeichneten Tage der Preis des Brotes nicht herabgesetzt sei, sowohl er, als der Unterpräfekt und der Staatsprokurator ohnfehlbar würden aufgehängt werden.

— Am verflossenen Montag fand die sehnlichst erwartete Eröffnung der Kammern in Paris statt, da aber die Telegraphen bei so trübem Wetter nicht arbeiten können und Eisenbahnen bis Paris noch unter den Wünschen vergraben sind, erhielten wir die wie gewöhnlich schwülstige Thronrede erst heute, nach welcher alle äußern und innern Verhältnisse für Frankreich in der vortheilhaftesten und glücklichsten Lage sind.

— Der Erzbischof von Paris hat für seine Anwesenheit bei dem Leichenbegängnisse des Marschalls Lobau zehntausend Franken gefordert und sie auch erhalten. Das ist also kein Bote der Liebe, sondern ein Silbermünz-Apostel.

— In Paris hat eine vornehme Dame das Mittel erfunden, sich eine hübsche Nebenbuhlerin für immer vom Halse zu schaffen. Sie bestrich nämlich das Gesicht der schlafenden Geliebten ihres Ehemannes in aller Stille mit Scheidewasser und richtete sie dadurch auf eine gräuliche Weise zu. Aber dieses hatte nicht nur die Schönheit ihrer Feindin vernichtet, sondern es hat ihr selbst auch fünftägige Gefangenschaft zugezogen und ist zum Scheidewasser ihrer Ehe geworden.

— In Servey verließ Einer seine alte Geliebte, nahm eine andere und ließ die Hochzeit verkünden. Am 24. Nov. saß der Bräutigam vor seiner Hausthür; siehe da kam seine alte Geliebte des Weges, setzte sich zu ihm und stieß ihm ein Küchenmesser in's Herz; hierauf eilte sie fort und schnitt sich mit dem noch vom Blute des Liebhabers triefenden Messer selber die Kehle ab.

— In Rheims wollte ein Jesuit predigen, wurde aber mit Auspfeifen, Steinwürfen u. s. w. daran verhindert; das Haus des Pfarrers, wohin er sich flüchtete, wurde zertrümmert, er selbst konnte sich mit Noth vor der Wuth des Pöbels retten.

— Der Generalgouverneur und Marschall Valee bat sich von Paris her 700 Gensdarmen aus und hat sie auch erhalten. Auf diese Weise ist in Afrika die Zivilisation wieder um ein Bedeutendes vorgeschritten. Von diesen Gensdarmen werden 500 in Algier, die übrigen 200 an andern Punkten der Regentschaft ihre wohlthätige Wirksamkeit beginnen.

— Aus den Niederlanden lauten die Nachrichten immerfort noch so kriegerisch, daß wenn die Belgier nicht mit einer fatalen Krankheit, dem Kanonenfieber, behaftet wären, man von dorther nächstens interessante Neuigkeiten vernehmen könnte.

— Das engl. Kabinet hat in diesen Tagen durch eine ziemlich kathegorische Note dem franz. Kabinet ankündigen lassen, daß es von jetzt an und in möglichst kurzer Frist ein thätigeres Einschreiten Frankreichs in Spanien erwarte, weil dies das einzige Mittel sei, Spanien von dem politischen Elende zu befreien, unter welchem es so lange seufze, und der gräßlichsten Anarchie vorzubeugen, welcher es mit Riesenschritten entgegen gehe. Werde sich das Kabinet der Tuilerien ferner weigern, hierauf einzugehen, so sehe sich England genöthigt, seine bisherige Politik in dieser Beziehung zu ändern und allein Maßregeln zu ergreifen, welche ihm seine Interessen und die Zukunft Spaniens zur Pflicht machen.

— Eine dumpfe Gährung herrscht in mehrern Provinzen Englands. In den radikalen Versammlungen wird das Prinzip offener Empörung mit bewaffneter Hand gepredigt. Diesen wiederholten Aufhetzungen werden mehrere statt gehabte Feuersbrünste zugeschrieben; eine Mühle in Asthon, welche 400 Arbeiter beschäftigte, ist von ihnen ganz zerstört. Es ist eine Krisis eingetreten, die die schnellsten und kräftigsten Maßregeln der Regierung verlangt, und welche um so gefährlicher ist, da Tausende von Menschen einen Tag in den andern nur von der Arbeit ihrer Hände leben, an keinen eigenen Herd gebunden und also für alle möglichen Umtriebe schnell zu gewinnen sind.

— Die Königin Regentin Christine von Spanien hat in ihrem eigenhändigen Schreiben an den König der Franzosen am Schlusse des Briefes bemerkt, die Hand ihrer erlauchten Tochter Isabella sei noch nicht vergeben.

— Portugal droht wieder neues Verderben, denn Don Miguel rüstet heimlich, wird vom Hofe zu Turin unterstützt und will sich mit Don Carlos vereinigen. Es ist nur gut, daß er es nur heimlich thut, denn wenn seine Pläne zu Wasser werden, wird er auch nur heimlich ausgelacht.

— In einem Dorfe Volhiniens starben Vater und Mutter gleich nach einander von ihren zwei Kindern weg. Das eine, ein sechsjähriger Knabe, konnte sein Leben nur durch Betteln fristen; vergaß aber dabei das halbjährige Schwesterchen nicht. Er ernährte dasselbe mit der Milch einer säugenden Hündin, legte das Kind mitten unter die Jungen in das warme Nest, damit es nicht erfriere, und rettete so des Waisleins Leben. Der Kaiser, welcher von dieser schönen Handlung Kunde erhielt, erließ folgenden eigenhändigen Befehl: „Der Knabe wird

für seine musterhafte Handlung in das Alexander-Kadetten-Corps aufgenommen; seine Schwester erhält bis zu ihrer Verheirathung, eine jährliche Pension von 400 Rubeln, und wird, sobald sie das gehörige Alter erreicht hat, in die Waisenanstalt zu Moskau aufgenommen.

— Im russischen Gouvernement Finnland ist ein Knabe mit einem dopelten Gesicht in Gestalt eines Janiskopfes geboren worden. Das bereits 17 Monate alte Kind nimmt mit beiden Munden Nahrung zu sich, und gibt, wenn es Schmerz empfindet, ein doppeltes Geschrei von sich. Seine Aeltern, arme Bauersleute, beabsichtigen, mit ihm fremde Länder zu besuchen, um es für Geld sehen zu lassen.

Der Gespennsterspuck.

(Eingesandt.)

Daß's hübschi Wyber z' Aarau git,
Ist Jederma z'vertroue;
Doch das Mol will i d' Leser nit
Mit setigem erboue:
Vil meh, 's ist besser grad, i säg's,
Bringt euch mis Lied e fuuli Her.

Es stoht, glaub' i der Chronegaß,
Es Huus, 's het drinne g'geistet;
Der Pfarer het, aparte Gspaß,
Zwor wol sis Müglich gleistet;
Doch het er, Alli wüsse's scho,
Nid uff das Gspennstli chönne cho.

Gseh het er's, uns isch's und verby,
Het's bsegnet und het's 'bannet;
Doch wär's dem Gspennstli lieber gsy,
Er hät's im Puuli gwannet.
D'Meß het er glese-n uß em Speck,
Doch Alls nid uff em rechte Fleck.

Denn lueget au, was Wyberlist
Nid Alls cha thue und trybe,
(Drum Chnab, so lang d' no ledig bist,
Lo du 's Hürothe blybe):

's ist d'Frau gsy vo-m-e gschyde Ma,
Wo-n ihn het für e Nare gha.

Sie het halt gmeint: „I ha's im Sack,
„Und d'Nare die sind mine“;
Het Geister gmacht, wie Schnupftuback,
Mit ihrer Blendmaschine;
Und ihrem Ma gar grüüsli bang,
Und ihm und Andre d'Ohre lang.

Zwor d'Frau söll nid elei gsy sy,
Me seit, dernoh, dervor,
Es heig der Tohpe gha derby
Die schlimm Luzerner Moor,
Die, wie-n i mir ha säge loh,
Jetz Versegeld het z'Hande gnoh.

Anzeigen.

Fr. S. Kömmeter in Aarau wird mit künftigem Neujahr unter sehr billigen Bedingungen eine neue Leihbibliothek eröffnen, und ladet hiermit das verehrte Publikum höflich zur Benutzung derselben ein.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu erhalten:

Neujahrsblatt für 1839, der aargauischen Jugend beiderlei Geschlechts geweiht von einem Freunde derselben; enthaltend eine Sammlung auserlesener Gedichte, kurze Biographien, Denksprüche u. s. w. zur Belehrung, Erheiterung und Aufmunterung der Jugend gesammelt und mit eigenen Beiträgen versehen. In sauberem Umschlag geheftet 5 Batzen.

Obiges kleine Schriftchen, das auch in typographischer Beziehung mit aller Sorgfalt behandelt ist, darf mit Recht allen Jugendfreunden zu einem passenden Neujahrsgeschenk empfohlen werden, da der ganze Inhalt, Menschenliebe und Gottesfurcht, Sittlichkeit und Aufklärung, Thätigkeitssinn und Vervollkommnungsgeist athmet und aus den beliebtesten Schriften der nachahmungswürdigsten Männer gezogen ist, so daß sich nicht leicht ein anderes der Art zu diesem Behufe besser eignen würde. Verbreitern desselben wird ein namhafter Vortheil gestattet.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 52. 29. Dez. 1838.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Den verehrten Abonnenten wird jede Woche unentgeldlich zugegeben: das „Posthörnchen", eine Wochenschrift für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Am Neujahr 1839.

Ein Jahr entschwand — ein Neues Jahr bricht an —
Prüf' dich vor Gott, was All im Alten du gethan!
Vor Ihm, der dir Vernunft und Weisheitssinn gegeben,
Und tausendfach verschönert hat dein Leben.
Hast jeden Morgen, jeden Abend du
Gedanket Gott, der Nachts geschenkt dir sanfte Ruh?
Den Tag durch Nahrung dir und Kraft und Muth gesendet,
Mit dessen Hülf' ein Tagwerk du vollendet.
Und dieses Tagwerk, war es immer so,
Daß du an dessen Schluß dir konntest sagen froh:
Du hab'st nach Jesu Beispiel und nach seiner Lehre
Es ausgeführt zu Gottes Preis und Ehre?
Was du im alten Jahr verfehlt, versäumet hast,
Das bringe möglichst nach! — Fest den Entschluß gefaßt:
Dich Gott und deiner Pflicht stets eifriger zu weihn,
Und fromm und gut und tugendhaft zu sein!
Dann kannst du ruhig in die Zukunft schau'n,
Und freudig rufen: Gott, Du, Du bist mein Vertrau'n!
Und was dir immer mag im Neuen Jahr begegnen,
Wird der Allvater dann in reichem Maße segnen!

Der Nachtwandler.

Johann Baptist Negretti von Vicenza war Bedienter bei dem Marquis Ludwig Sale. Er war ein schwarzbrauner Mann, starker Weintrinker, im Umgang mit Andern trocken, hitzig und zornsüchtig. Schon seit seinem eilften Jahre war er Nachtwandler; jedoch immer nur im März, höchstens bis in die Mitte Aprills, in welcher Krankheit er von den Herren Reghilini und Pigatti zu öfteren Malen beobachtet wurde. Der Kranke setzte sich auf einen Stuhl im Vorzimmer und schlief gewöhnlich, eine Viertelstunde. Hierauf setzte er sich eine Zeit lang ganz gerade und unbeweglich in die Höhe, gleichsam als ob er worauf Acht gäbe. Endlich stand er auf, ging verdrießlich an den Stuhl wo ein Kavalier zu sitzen pflegte, nannte denselben beim Namen und forderie Taback von ihn. Man reichte ihm eine Dose, und er kostete den Taback ordentlich beim Schnupfen. Hierauf nahm er eine Stellung an, als ob er auf etwas hörte, und sobald er, seiner Meinung nach, den Befehl vernommen hatte, lief er mit einer Wachskerze nach dem eingebildeten Lichte, das sonst immer an dieser Stelle brannte, zündete sie seiner Meinung nach an und ging damit ganz langsam nach dem Saale, dann die Treppe hinunter, stellte sich an der Hauptthür auf die Seite, machte den Herren und Damen, die er wegzuführen glaubte, eine Verbeugung, stieg die Treppe wieder hinauf, blies das Licht aus und stellte es an seinen Ort.

Ein ander Mal ging er nach dem Speisezimmer, suchte den Schlüssel zum Schenktische in seiner Tasche, und als er ihn nicht fand, rief er den beim Namen, dem befohlen war, ihm allezeit beim Schlafengehen den Schlüssel abzuliefern. Dieser brachte ihm denselben; er schloß den Schenktisch auf, nahm einen silbernen Präsentirteller, setzte vier gläserne Schenkflaschen darauf und ging damit in die Küche, um sie mit Wasser zu füllen; dann ging er die Treppe hinauf, und setzte den Teller vor der oben befindlichen Thür auf einen etwas zugespitzten Pfosten, wo ihn kein wachender Mensch zum Stehen gebracht hätte; er pochte an der Thür, und als ihm Niemand öffnete, lief er zum Kammerdiener hinab, sprach zu ihm einige Worte, holte dann den Teller mit den Flaschen wieder und that jedes an seinen Ort. Eines Abends stieß man ihm absichtlich den Teller vom Pfosten herunter und zerbrach die Flaschen, um sein Benehmen dabei zu beobachten; er machte aber, ohne davon Notiz zu nehmen, die nämlichen Handgriffe, als wenn der Teller noch wäre, wo er ihn hingestellt.

Eines andern Tages, ehe noch Negretti eingeschlafen war, hatte der Marquis wider die Gewohnheit in seinem eigenen Zimmer Gesellschaft. Man rief öfters nach Stühlen, weil die Gesellschaft zunahm. Unterdessen überfiel den

Negretti der Schlaf, welcher nach einer kurzen Ruhe mit geſchloſſenen Augen aufſtand, ſich räuſperte, eine Priſe Taback nahm und dann in's Oberzimmer eilte, um Stühle zu ſuchen. Das Merkwürdigſte dabei war, daß er in beiden Händen einen Stuhl trug, womit er an eine verſchloſſene Thür kam, an die er nicht pochte, ſondern eine Hand leer machte, die Thür öffnete, den weggeſetzten Stuhl wieder nahm und mit beiden an den rechten Ort ging. Nach dieſer Arbeit ging er zum Schenktiſche, ſuchte den Schlüſſel dazu, und ſchien verdrießlich zu ſein, als er ihn nicht finden konnte. Er nahm ein Licht, ſuchte in allen Winkeln des Zimmers und auf allen Stufen der Treppen, ging mit der größten Geſchwindigkeit, kehrte das Geſicht beſtändig zur Erde und griff öfters mit den Händen umher, in der Meinung, daß er den Schlüſſel verloren hätte. Der Kammerdiener ſteckte ihm denſelben unvermerkt in die Taſche. Nach vielem vergeblichem Suchen ſteckte er von ungefähr die Hand in die Taſche und fand ihn. Beſtürzt und verdrießlich über ſeine Dummheit, öffnete er den Schenktiſch, nahm ein Tellertuch, eine Schüſſel und zwei Brode, verſchloß den Tiſch wieder und ging in die Küche; hier machte er ſich einen Salat zurecht, ſetzte ſich dazu und ſpeiſete. Man nahm ihm unvermerkt ſeine Schüſſel hinweg und ſetzte ihm Kohl mit Eſſig und Pfeffer gewürzt vor; er aß unausgeſetzt fort. Endlich ſetzte man ihm ſtatt des Kohls ungebackene Pfannkuchen vor, die er eben ſo gierig verſchlang, ohne in ſeinem Geſchmacke einen Unterſchied zu machen; ein deutlicher Beweis, daß er ſeinen Salat nicht durch die Zunge ſchmeckte, ſondern daß ſich ſeine Seele dieſe Empfindung, ohne das Geſchmackswerkzeug, ſelbſt nachſchuf.

Während des Eſſens horchte er einige Mal, weil er glaubte, daß man ihm rufe. Als er endlich meinte, es ſei ſo, lief er ſchnell die Treppe hinauf in den Saal, und als er gewahr ward, daß man ihm nichts zu ſagen habe, ging er in's Vorzimmer, fragte die Bedienten, ob man ihn denn nicht gerufen hätte? und kehrte ärgerlich wieder zurück in die Küche. Dann ſagte er leiſe, daß er nach der benachbarten Schenke gehen möchte, um einmal zu trinken, wenn er nur Geld hätte. Er ſuchte umſonſt in der Taſche. Endlich ging er doch und ſagte: er wolle morgen bezahlen, der Wirth werde ihm wohl borgen. Er ſtieg eiligſt die Treppe herab und lief mit auſſerordentlicher Geſchwindigkeit zween Büchſenſchüſſe weit vom Hauſe nach der Schenke, wo er an die Hausthür anklopfte, ohne zu unterſuchen, ob ſie offen ſei, gleichſam als ob er es wüßte. Als man öffnete, ging er hinein, rief den Wirth und bat ihn um ein halbes Quart Wein. Man gab ihm ſo viel Waſſer, das er für Wein trank; und als er das erſte Glas getrunken hatte, fragte er den Wirth, ob er ihm bis morgen borgen wolle? Nachdem er ausgetrunken, nahm er Abſchied und lief geſchwind nach Hauſe, wo er die Bedienten fragte, ob ihn unterdeſſen etwa der Herr gerufen hätte. Er ſchien vergnügt und ſagte, daß er ſich auf den Trunk beſſer befinde. Hier ſpritzte man ihm etwas Waſſer in's Geſicht, worüber er erwachte.

Herr Pigatti beobachtete dieſen Nachtwanderer öfters, und überzeugte ſich, daß Negretti zur Zeit ſeiner Wanderung den Gebrauch des Geſchmacks, Gehörs, Geruchs und Geſichts nicht in ſeiner Gewalt hatte. Er verwechſelte nicht nur alle Speiſen und Getränke mit einander, ſondern auch das ſtärkſte Geräuſch, ein ihm ſo nahe gehaltenes Licht, daß es ihm faſt die Augenbraunen verſengte, eine Feder, mit der man ihn in der Naſe kitzelte, nichts machte irgend einen Eindruck auf ihn.

Die Macht des Gewiſſens.

Ein Juwelier von großem Vermögen in Holland mußte ſeiner Geſchäfte wegen eine Reiſe unternehmen und nahm ſeinen Bedienten mit. Er hatte einige ſeiner herrlichſten Juwelen und eine ſtarke Summe Geldes bei ſich. Das wußte der Bediente und ſeine Geldgierde verleitete ihn zu der ſchrecklichſten Handlung. Er ſah ſich eine Gelegenheit ab, als ſein Herr unterwegs vom Pferde ſteigen mußte, nahm eine Piſtole aus deſſen Sattel und erſchoß ihn auf der Stelle. Darauf nahm er ihm ſeine Juwelen und ſein Geld ab, hängte ihm einen ſchweren Stein um den Hals, und warf ihn in den nächſten Kanal. Mit ſeinem Raube begab er ſich in eine kleine Stadt nach England, wo er glaubte, daß weder er noch ſein Herr bekannt ſei.

Hier fing er anfänglich einen ganz kleinen Handel an, damit es kein Aufſehen mache. Mit der Zeit ſchien er auf eine natürliche Art zu Vermögen und dadurch auch zu Anſehn zu gelangen, ſo daß ſein ganzes Glück ſowohl die Wirkung als der Lohn ſeines Fleißes und ſeiner Tugend zu ſein ſchien. Er nahm von beiden das äußerliche Anſehn ſo ſehr an, daß er den beſten Kredit erlangte und in eine gute Familie heirathete. Da er nun nach und nach ſeine verborgenen Schätze, ſo wie es die Gelegenheit gab, an den Tag brachte, auch gegen Jedermann gefällig und freundſchaftlich war, ſo bekam er in der Folge Antheil an der Stadtregierung, und wurde ſelbſt Bürgermeiſter. In allen dieſen Aemtern erlangte er einen guten Namen und verwaltete ſie mit Beifall bis zu dem Tage, da er einſtmals mit ſeinen Amtsgenoſſen zu Gerichte ſaß und ein Miſſethäter vor ihnen erſchien, der angeklagt war, ſeinen Herrn ermordet zu haben. Die Zeugen wurden abgehört, die zwölf Geſchwornen gaben ihr Urtheil, daß er ſchuldig ſei, und die ganze Verſammlung wartete mit Ungeduld, daß er als Präſident den Ausſpruch thun ſollte. Aber was geſchah? die Macht des böſen Gewiſſens war nicht zu überwältigen; er litt die ſchrecklichſte Qual, änderte die Geſichtsfarbe und

zitterte mehr, als der Missethäter selbst. Man erstaunte und vermuthete eine plötzliche Krankheit; aber man trauete seinen Augen kaum, als er plötzlich von seinem Sitze aufstand, sich vor die Schranken dem Mörder zur Seite stellte, und die Richter mit folgenden Worten anredete: Geschworne, Ihr seht heute ein Beispiel von der gerechten Strafe des Allmächtigen. Dieser Tag stellt Euch, nach einer Verhehlung von dreißig Jahren, einen größern Verbrecher vor, als dieser Angeklagte ist! Und nun fing er eine vollständige Erzählung seines Mordes an, und bekannte dabei alle Umstände, die seine Gräuelthat noch vergrößerten, indem sein Herr ihn aus dem Staube erhoben, erzogen und das größte Vertrauen auf ihn gesetzt hatte. Er erklärte, wie er sich bisher der gerechten Strafe entzogen und seine Schuld vor aller Welt verborgen habe. Aber jetzt, fuhr er fort, ist meine Stunde gekommen. Ich kann nicht mehr aushalten unter den Menschen; eine Höllenangst hat mich überfallen und mein Gewissen ist meine Folter. Der ewige Rächer aller Schandthaten will nicht, daß ich länger ungestraft bleibe. Sprecht mein Urtheil; ich habe den Tod verdient.

Der Unglückliche wurde in's Gefängniß gesetzt; es wurden die Beweise seiner Selbstanklage durch schriftliche Zeugnisse aus Holland bestätigt, und der Verbrecher enthauptet.

Die Werke der Barmherzigkeit.

Von Oben scheint hernieder
Ins Dunkel dieser Welt
Ein Himmelsstern der Liebe,
Der milde sie erhellt.

Im Auge Gottes glänzt er
In seiner schönsten Pracht,
Sein Abglanz leuchtet wieder
In unsers Herzens Nacht.

Und wie der Regenbogen
In schönen Farben glüht:
So sind es goldne Strahlen,
In die sein Licht erblüht.

Der Leib und Geist erleuchtet,
Ein jeder strahlt zugleich,
Und aus den Gräbern ruft er
Hervor ein Blüthenreich.

Der Mensch ist überselig,
Den dieses Licht erfüllt;
Ein Himmelsquell des Segens
Aus seinem Herzen quillt.

Er bricht das Brod dem Armen,
Der liegt am Hunger krank,
Und schmachtet dieser, dürstet,
So reicht er ihm den Trank.

Er schenkt ihm seine Kleider,
Hat ihn die Noth entblößt;
Er folgt ihm in den Kerker,
Wo er die Fesseln löst.

Besucht den einsam Kranken,
Und ist des Fremdlings Stab,
Er ehret noch den Todten
Und gräbt ihm selbst ein Grab.

Wer sündigt, sich verirrte,
Lenkt er zum rechten Pfad,
Und schenkt der Einfalt Weisheit,
Dem Zweifler guten Rath.

Er fleht bei Gott um Segen
Für seines Bruders Heil,
Und nimmt von seinem Kummer,
Ihn tröstend, einen Theil.

Wenn Unrecht ihm geschehen,
Trägt er es mit Geduld;
Dem Bruder gern vergebend,
Gedenkt er nicht der Schuld.

Die Menschen werden alle
Vom Licht des Sternes gleich;
Er gründet auf der Erde
Ein weites Brüderreich.

Es führt, die ihm vertrauen,
Dorthin sein himmlisch Licht,
Von wo er selbst entsprungen,
Zu Gottes Angesicht.

Der Stern, der hohe, klare,
Er heißt Barmherzigkeit!
Wer ihm auf Erden folget,
Den lohnt die Ewigkeit.

Der Zweck kann die Mittel nicht heiligen.

Der Prediger von Ernemens, einem Dorfe vier Meilen von Rouen, band sich genau an die Pflichten seines Standes. Er lebte als ein guter Hauswirth, und sagte, er habe kein Recht, von seiner Pfründe mehr als den nöthigen Unterhalt zu nehmen, das Uebrige gehöre den Armen. Daher sonderte er die Einkünfte von seinem väterlichen Erbtheil sorgfältig von den Einkünften seines geistlichen Amtes ab. Die erstern hatte er seinen Verwandten, und den Ueberrest der letztern den Armen in seinem Kirchspiele zugedacht. Da er endlich ein gewisses Alter erreicht hatte, so wollte er hierin sein Gewissen beruhigen, ließ den Notarius kommen und machte sein Testament den bisherigen Gesinnungen gemäß. Als er eben im Begriff war, diese Urkunde zu unterzeichnen, wurde er zu einem Sterbenden gerufen, und bat den Notarius, bis zu seiner Rückkehr hier zu verweilen, weil er diese Angelegenheit schlechterdings noch an diesem Tage beendigen wolle. Der Notar wartete bis um 11 Uhr Abends auf ihn, und da der Prediger noch nicht kam, ging er, in der Meinung, derselbe werde wohl die Nacht über bei dem Kranken bleiben, nach Hause. Wie erschrack er aber, als er des Morgens beim Erwachen erfuhr, daß der Prediger an einem Schlagflusse gestorben sei. Der gute Notarius kannte ganz die Absichten, die Jener

bei seinem Testamente hatte, und es beunruhigte ihn sehr, daß die Armen einer so beträchtlichen Hülfe sollten beraubt sein, und daß sein Gut Erben, die es nicht nöthig hatten, in die Hände fallen würde. Dieser so edle Eifer für die nothleidende Menschheit verleitete ihn, die Pflichten seines Amtes zu vergessen. Es fehlte am Testamente bloß die Unterschrift des Verstorbenen; der Notar setzte sie fälschlich hinzu, und ließ nach der Beerdigung des Predigers den Angehörigen seinen letzten Willen bekannt machen. Man weiß nicht, was den Argwohn der Anverwandten mochte erregt haben, kurz man entdeckte, daß die Unterschrift falsch war. Der Notarius wurde den Händen der Gerechtigkeit übergeben, und, ungeachtet des Mitleids, das seine Absichten und sein Alter (er war erst 24 Jahr alt) den Richtern einflößten, zum Tode verurtheilt, welches Urtheil auch an ihm vollzogen wurde.

Dieses Urtheil erweckte allgemeines Bedauern. Ein einsichtsvoller Prediger nahm davon Anlaß, über den nicht genug bedachten Satz zu predigen: Der Zweck kann die Mittel nicht heiligen.

Lange Enthaltsamkeit.

In London lebte ein junger Mann von schwermüthiger, überspannter Stimmung, der die Unterleibs-Beschwerden, woran er litt, durch Enthaltsamkeit zu heilen versuchen wollte. In dieser Absicht versagte er sich alle feste Nahrung, und befeuchtete nur den Mund mit etwas kaltem Wasser, in welches er ein wenig Pomeranzensaft hatte tröpfeln lassen. Nach dreitägiger Enthaltsamkeit hörte das Hungergefühl auf, und er konnte sich ohne Unbehaglichkeit seinen Studien widmen. Er machte sich keine Bewegung, schlief nur wenig und brachte den größten Theil der Nacht mit Lesen zu. So lebte er sechszig Tage. Seine Erhaltung war ihm bisher bei seiner schwärmerischen Stimmung wunderbar erschienen, und er glaubte, daß irgend ein großes Ereigniß daraus erfolgen werde. In den letzten 10 Tagen aber nahmen seine Kräfte schnell ab; er war nicht mehr im Stande, aus dem Bette aufzustehn; seine Täuschung schwand, er sah sich am Rande des Grabes. Einige Freunde, die ihn zufällig besuchten und in diesem Zustande antrafen, bewogen ihn, den Besuch eines würdigen Geistlichen anzunehmen, der ihm das Thörichte seiner Einbildung zeigte und ihn vermochte, ärztliche Hilfe anzurufen. Der Arzt fand den Kranken wie ein Skelett abgezehrt, die Augen hatten zwar ihren Glanz noch nicht verloren, die Stimme war klar und gesund, aber eine große Geistesschwäche sichtbar. Er hatte während seines Fastens angefangen, die Bibel in Schnellschrift abzuschreiben und war damit bis zum zweiten Buch der Könige gekommen. In den ersten fünf Tagen der ärztlichen Behandlung hatte er sich so weit erholt, daß er wieder im Zimmer umhergehen konnte; aber am sechsten verlor er das Bewußtsein und starb.

Der Bauer und die Studenten.

Es treit e Buur e großi Brente
Voll Milch und lauft dem Städtli zue,
Es 'bschöme-n ihm bald zwe Studente:
Er grüeßt im Goh: „Gott's Fried' und Rueh!“
Heh, Landsme, rüeft der Eint vo-n ihne:
Säg, wo d' so hurtig ane wit?
Es het mir scho vo Wytem gschiene,
Dis recht Ohr passi dir jo nid!
Nu, lo di nume-n ume schlingge
Und mach di au vom Bode los!
Zeig doch, wie stohl's denn mit dem linke?
Mi Seel, es sind dir beidi z'groß!
Der Buur, nid fuul, foht afoh lache,
Er nimmt sis Chäppli gschwind i d'Händ,
Und seit: i weiß vo derlei Sache
Nid vil, doch wenn ihr's wüsse wänd:
Daß mini Ohre z'groß sy chönne,
Das glaub' i gern und gsoh-n euch's y,
Doch euri, d'Wohret euch z'bikenne,
Sind für euch Herre gwüß vil z'chly.

Naturgeschichte.

Die amerikanische Visiten-Ameise.

Die Weibchen und Arbeiter haben einen Stachel, letztere sind glänzend braun, mit sehr großem dreieckigem Kopf; Weibchen und Männchen hingegen mattschwarz, mit kugelrundem Bauch, am Brustſtück mit vier Dornspitzen, am Kopfe zwei.

Dieses ist die große, in ganz Südamerika vorkommende Gattung. Sie lebt gewöhnlich in Wäldern, eigentlich in der Erde, erklettert aber Bäume, um das Laub abzunagen, und soll in einer Nacht einen ganzen Orangenbaum entblättern können. Die herabgefallenen Stücke ergreifen die unten befindlichen und tragen sie in geschlossenen Reihen wandernd in ihre Baue, was einen artigen Anblick gewährt, indem jede ein solches grünes Blättchen wie eine Fahne in die Höhe haltend trägt. Dieses nun soll auch dieselbe Gattung sein, welche zu Zeiten in die Häuser dringt und alles daselbst befindliche Ungeziefer todt beißt.

Alljährlich in den Monaten August, September, Oktober, November, wenn die größte Hitze ist, kommen die Ameisen in großen Schwärmen aus ihren unterirdischen Höhlen hervor, nachdem sie einige Wochen vorher das Erdreich um ihren Haufen von allem Grünen gereinigt haben. Die Einwohner geben dann Achtung, daß ihnen ein Leckerbissen nicht entgehe, der für Manchen einen einträglichen Erwerbszweig ausmacht. Gewöhnlich brechen die Ameisen nach einem Nachmittagsregen und einer darauf folgenden heitern Nacht und warmen Morgen von 10 bis 3 Uhr hervor. Nun holen die auflauernden Einwohner schnell ein Faß Wasser, in welches sich ein Mann stellt, der vermittelst eines gespaltenen Rohrstäbchens die auffliegenden Ameisen fängt, von denen die trächtigen Weibchen bei zwei Zoll Länge haben; der Hinterleib, an Form und Farbe einer kleinen Olive gleich, wird abgerissen und in einen Kessel geworfen, wo man sie langsam am Feuer röstet, und auf diese Weise ein köstliches Gericht, Ameisenpastete genannt, bereitet. Bei diesem Fang beißen sie bis auf's Blut. Diejenigen, welche das Freie erreichen, erheben sich hoch in die Luft, kommen aber selten zurück, weil eine Menge Vögel auf sie Jagd macht. Die Uebrigen begeben sich nach einem stundenweiten Fluge wieder herunter, beißen sich selbst die Flügel ab und wühlen sich in die Erde ein.

Auflösung des Räthsels in No. 49: „Regen.“

No. 52.

DAS POSTHÖRNCHEN.

29. Dez. 1838.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Auf das „Posthörnchen“ kann das ganze Jahr hindurch auf allen löblichen Postämtern abonnirt werden. Im Kanton Aargau kostet dasselbe 7½ Batzen vierteljährlich. Den verehrten Abonnenten dieses Blattes wird jedesmal gratis zugegeben: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. — Es werden auch Ankündigungen aufgenommen, wofür dem Einsender 5 Rappen per Petit-Zeile berechnet werden. Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Alpenhorn und Posthörnchen werden auch im Jahr 1839 forterscheinen und zwar mit mehr Sorgfalt bearbeitet und auf besserem Papier gedruckt, als bisher. Man ersucht, da das letzte Quartal 1838 mit dieser Nummer zu Ende geht, um baldige Bestellung für den neuen Jahrgang.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— In Bern sind zwei französische Noten angelangt, die eine wegen verweigerter Niederlassung eines französischen Juden in diesem Kanton; die andere fordert Aufschluß über das Verfahren gegen einen Douanen-Offizier, der wegen Verdacht eines begangenen Diebstahls auf einem Jahrmarkt im Amtsbezirk Freibergen verhaftet wurde und eine Untersuchung aushalten mußte.

— Der Lastwagen, auf welchem Hr. v. Montebello sein Mobiliar abführen ließ, ist eine Strecke Wegs von Bern umgestürzt, und beim Oeffnen der Kisten soll unter den Kristallen und Porzellänen eine klägliche Verwüstung zum Vorschein gekommen sein.

— Die sogenannten Neugläubigen im K. Zürich stellten in einer Petition an den gr. Rath das Ansuchen, es möchten ihre Glaubensgenossen nicht weiter gehalten werden, ihre Ehen in der Nationalkirche, der sie nicht angehören, einsegnen zu lassen, und daß sie ihre Kinder für den Religionsunterricht ihren eignen Lehrern anvertrauen dürften. Ihr Begehren wurde aber unbeachtet gelassen.

— In Stäfa wurden von einer fünfzigjährigen Frau Versuche gemacht, ihren kranken Mann mit Mäusegift in jenes Leben zu befördern. Sie mischte dasselbe den Arzneien mit Hilfe ihres jungen artigen Hausknechts bei. Beide sollen im Gefängnisse auf den Lohn ihrer That warten.

— Unlängst wurden in Zürich mehrere Personen, darunter ein präktizierender Arzt, verhaftet, welche an einer gräßlichen Vergiftung einer schwangern Magd, die in einer Bade-Anstalt diente, Theil gehabe haben sollen.

— Am 17. fand man in Winterthur ein Dienstmädchen todt in ihrem Bette. Der Gebrauch eines Kohlenbeckens in dor verschlossenen Kammer, um sich gegen den ersten Winterfrost zu schützen, war die Ursache ihres schnellen Todes, den wir hiermit als wohlmeinende Warnung für Andere berichten, denen es etwa einfallen möchte, sich dieses gefährlichen Wärmemittels zu bedienen.

— In Münster hat ein Bruder den andern, nach einem Wortwechsel, in den Leib tödtlich verwundet. Der Thäter hat sich geflüchtet.

— Im Kanton Zug mehren sich die Klagen über das immer mehr überhand nehmende Lotterieunwesen. Von einer Lotterie, die in Oberägeri gezogen werden soll, zirkulirt gegenwärtig ein Plan unter den verblendeten Bür

gern, welche Lotterie nicht einmal einen gehörigen Garanten kennt. In Menzingen soll sogar der Gemeinderath mit einem Lotterieunternehmen in Unterhandlung sein. Die warnenden Beispiele, welche mehrere andere Kantone durch das Verbot solcher Lotterien aufgestellt haben, scheinen auf die gesetzgebende Behörde des Kantons Zug wenig Eindruck gemacht zu haben, und gerade in der Mitte derselben sind die Männer zu suchen, die diesem Unfug das Wort sprechen, weil er ihnen zum Mittel dient, aus dem Beutel anderer Leute den ihrigen zu füllen. Je mehr aber das Uebel heranwächst, desto fühlbarer werden seine Folgen sein, und es dürfte demnach bald der Zeitpunkt kommen, wo ihm vom Landrathe aus gesteuert würde.

— Eine schreckliche Warnung für schnell Fahrende, ereignete sich auf dem sogenannten Flawilerfeld, bei Flawil, Untertoggenburg, folgender Unglücksfall. Als zur besagten Stunde der Fuhrmann Johann Jakob Roggwiler von Flawil mit seinem Fuhrwägelein nach Hause fahren wollte, ließ er sich auf dem Wege mit einem von der Arbeit zurückkehrenden Futterschneider in ein Gespräch ein. Beide nahmen ein heftig daher rennendes Wägelein wahr und wollten demselben ausweichen. Der Futterschneider sicherte sich durch einen Sprung über den Straßengraben, Roggwiler aber wurde von dem sogenannten Landeli-Stänglein des vorübereilenden Gefährts bei der Hosentache ergriffen und im Nu mit fortgrissen. Ungeachtet seines jämmerlichen Halt- und Hülferufens wurde zugesprengt und der Unglückliche in seiner qualvollen Stellung so lange fortgeschleppt, bis er von den Huftritten des Pferdes losgerissen wurde. Die auf das Hülfegeschrei Herbeigeeilten fanden ihn, etwa 40 Schritte weit vorwärts gerissen, erbärmlich zugerichtet in seinem Blute liegen. Der vorgenommene ärztliche Untersuch fand, daß dem armen Mann von den Pferdetritten das Kinn und das Nasenbein zerschmettert und sieben Rippen eingetreten worden. Der Verursacher des Unglücks hatte sich durch dasselbe keinen Augenblick aufhalten lassen, sondern machte sich aus und draus, und bis zur Stunde hat man ihn noch nicht ausfindig machen können, obschon man gegründeten Verdacht zu haben glaubte. — Der Unglückliche brachte nun neun volle Tage bei gutem Bewußtsein in seinen schmerzvollen Umständen zu. Der höchste Grad der Schmerzen benahm ihm endlich das Bewußtsein. In diesem Zustande erlebte er noch den 5. d. M., an welchem Tage das Opfer der größten Unmenschlichkeit erlag. Am 9. d. M. wurde seine irdische Hülle unter zahlreicher Begleitung von Seite beider Konfessionen beerdigt. — Wem dieses Ereigniß nicht zur Belehrung dient, namentlich bei finsterer Nacht und in Städten und Dörfern langsamer und sanfter zu fahren, der hat wenig Menschlichkeitsgefühl.

— Man vernimmt aus guter Quelle, daß der große Rath von Appenzell A. Rh. schwerlich zu vermögen sein werde, die Frage wegen der Errichtung einer Staats-Assekuranz von sich aus an die Landsgemeinde zu bringen, indem er die Meinung habe, es berühre dieser Gegenstand das Eigenthumsrecht des Einzelnen in solchem Grade, daß sich die Minderheit einen Entscheid der Landsgemeinde nicht gefallen lassen müßte. In diesem Falle wäre die dazu gewählte Kommission angewiesen, diese Frage selbst an die Landsgemeinde zu stellen, oder sich zur Ansicht des großen Raths zu bekennen, was wir jedoch vor der Hand noch sehr bezweifeln.

— Hauptmann J. P. Christ von Chur, Verfasser der Wolfsjagd und anderer gegen seine Vaterstadt und ihre Behörde gerichtete Pasquillen, wurde wegen mehrern injurirenden Zeitungsartikeln im Volksboten und Republikaner vor dem Bezirksgericht Zürich angeklagt und von demselben zu 4 Wochen Gefängniß und 160 Fr. Buße verurtheilt, wogegen er Rekurs ergriffen hat. Seiner bereits erfolgten Haft kann er sich unterdessen durch Caution entziehen.

— Am 17. waren in Chur im Gartensaale des alten v. Salisschen Gebäudes die Arbeiten der Armen-Arbeitsschule für Mädchen zum Verkauf ausgestellt. Alles war schön geordnet, die Arbeiten insgesammt Zufriedenheit erregend, die Preise mäßig, was einen lebhaften Verkauf bewirkte. Der Erlös wird zu Gunsten der armen Schüler verwendet. Dank den edeln Aufopferungen des Frauen-Vereins, der so unverdrossen alle seine Kräfte für das Gedeihen dieser so segensreichen Anstalt aufopfert.

— Im Fürstenthum Neuenburg wurde jüngsthin eine Sanitätskommission gebildet, zu welcher der jedesmalige Leibarzt des Königs von Preußen als geborenes Mitglied (membre né) erklärt ist.

Ausland.

* Wie sich die Parteien im K. Schwyz in Hörner und Klauen theilen, so theilt ein zwar schon alter Hader die Schwarzwälder jetzt wieder neuerdings in Alte und Neue, nur daß der Streit kein politischer, sondern ein hölzerner ist. Schlägereien sind zwar noch keine vorgefallen,

wohl aber Reibungen, die nicht weit von Schlägen entfernt sind. Auf den alten Häusern nämlich, d. h. auf solchen, die vor dem Jahr 1815 erbaut wurden, haftet laut pergamentenen Kaufbriefen eine Verbindlichkeit zu Lasten der Standesherrschaft, wodurch die Besitzer je nach Verhältniß jährlich mehr oder weniger Bau- und Brennholz zu beziehen haben. Diejenigen der Neuen möchten mit den Alten theilen, worüber sich Diese gewaltig wundern, und gar nicht wissen, wie Jene ihnen eigentlich vorkommen.

* In Leipzig haben sich die Nachtwächter gegen eine Verordnung aufgelehnt, welche allen Hunden ohne Ausnahme eine Steuer auferlegt. Die Nachtwächter sagen, sie könnten ohne Hunde ihr Amt nicht verwalten, was auch seine Richtigkeit hat, da Jene gewöhnlich schlafen, und sich also auf die Wachsamkeit Dieser verlassen müssen.

* Seit vierzehn Tagen herrscht im Generalkommando in Koblenz die größte Thätigkeit; aus den östlichen Provinzen werden zahlreiche Truppensendungen erwartet. Die Besatzungen von Aachen, Trier, Köln und Bonn werden verstärkt; ein Armeekorps wird unverzüglich an der belgischen Grenze zusammengezogen.

* Der feste Entschluß Preußens, die belgische Territorialfrage in Kurzem, sei es auch mit Waffengewalt zur Entscheidung zu bringen, wird bei uns kaum noch bezweifelt. Ein preußisches Truppenkorps wird mit andern deutschen Bundestruppen unter General Grolmann nach der belgischen Grenze abmarschiren.

* Die belgische Regierung soll von England sowohl als vom deutschen Bundestag Noten erhalten haben, die ihr anzeigen, daß der erste Kanonenschuß gegen die in Limburg und Luxemburg einrückenden deutschen Truppen als eine Kriegserklärung Belgiens gegen ganz Europa betrachtet werde, was den kriegerischen Muth der Belgier ziemlich abgekühlt haben soll.

— Zwischen Frankreich, England und den Hansestädten ist ein Vertrag zu Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen worden.

* Man klagt in Paris sehr über die nächtliche Unsicherheit der Straßen, und die täglich zunehmende Frechheit der Straßenräuber. Ja es werden sogar wieder häufiger da und dort Morgens Leute ermordet gefunden.

* Zu Warschau sind vor Kurzem dreiundsiebenzig polnische Beamte, lauter bejahrte Familienväter, abgesetzt worden, weil sie im Examen über die russische Sprache, deren Kenntniß jetzt von Jedermann, der am Platze bleiben will, als unerläßlich gefordert wird, nicht gut bestanden. Diese dreiundsiebenzig abgesetzten Beamten sind alle durch geborne Russen ersetzt worden.

* Die karlistische Artillerie hat die heilige Barbara zu ihrer Patronin gemacht; wie diese Madonna zu solcher Ehre kommt, wissen wir nicht, vielleicht hat der barbarische Name für die Karlisten etwas Anziehendes gehabt. Wahrscheinlich wird sie sich sehr darüber freuen.

* Der König von Neapel soll ein Schreiben der englischen Regierung, das sich über das ertheilte Monopol des Schwefelhandels beschwert, im Staatsrath höchst eigenhändig zerrissen und erklärt haben, er wolle selbst gehörig darauf antworten. Das dürfte aber die englische Regierung sehr übel nehmen.

* Aus Kanada bringen die meisten Nachrichten, daß sich der Aufstand bereits auch Oberkanada mitgetheilt habe, wo gleich erbitterte Gefechte geliefert wurden, wie in Unterkanada. Man wüthet gegen einander auf Jorkesen-Art, die Engländer übertreffen nach ihren eigenen Schilderungen die Spanier noch an Grausamkeit. Jede Stadt, jedes Dorf und Haus, das, den Feinden angehörig, erobert wird, wird mit Feuer verheert; jeder Bewohner, wessen Geschlechts und Alters er sei, niedergemacht. Die Erbitterung der Patrioten kennt deshalb keine Grenzen und die benachbarten Amerikaner, die den Patrioten wie früher alles Mögliche zuführen, theilen diesen Haß. Dabei leidet die englische Armee fortwährend beträchtlich an Desertion, während die Patrioten von französischen und russischen Offizieren geleitet werden.

— Laufenburg. Am vorletzten Donnerstag war hier Bezirksgericht, an welches deshalb so viele Bezirksbewohner zusammenströmten, weil der berüchtigte Verleumder und Ehrabschneider Moretto, Pfarrer dahier, in nicht weniger als drei Schandprozessen vor dem Gerichte zu erscheinen hatte — unter andern auch wegen schmählichen Kanzelmißbrauches, der ihm zur Natur geworden. Der Präsident der Schulpflege führte die Klage gegen den ausgeschämten Lügner und Lästerer so kräftig, daß der unverbesserliche Sünder nichts zur Vertheidigung anbringen, sondern nur das Gericht perhorresciren konnte — ein Begehren, das alle Zuhörer empörte. Es ist dieses der nämliche freche Pfaffe, der früher wegen schändlicher Injurien vom Bezirksgerichte auf 14 Tage Gefängniß bei Wasser und Brod verurtheilt, wegen Ehrenräuberei im letzten Mai auf offener Rheinbrücke mit einem Haselstocke durchgewichst (20 Pfarrgenossen waren innigst erfreute Zuschauer und kein einziger wollte nachher dem Schandhirten Zeugniß reden!), und wegen beständigem Hadern und Verleumden jedem Ehrenmanne zum Abscheu geworden ist — ein Pfaff, der an der Grenze Deutschlands der Ge-

meinde, dem Kanton und der Schweiz die höchste Unehre macht, und dem die Gansinger schon vor 16 Jahren nicht mehr in die Kirche gehen wollten; deshalb mußte er die dortige Pfarrei mit der zu Laufenburg vertauschen!

Am 9. dies, als am Sonntage darauf, eröffnete der Kanzelschänder wieder seinen Mund an heiliger Stätte, machte die Kirche zum Gerichtshause, trug einen seiner Schandprozesse vor, und vertheidigte sich da, wo Niemand ihm antworten konnte — denn es waren nur alte Weiber und Schulkinder zugegen (schläft etwa unser Bezirks-Schulrath?), und ein ehrlicher Mann hält sich fern, wo Moretto funktionirt; kurz, der Kerl ist wie toll und wird ein immer frecherer Ehrenräuber! Es frägt sich, ob denn keine Polizei, keine Obrigkeit, kein Gericht diesem sein heilloses Handwerk legen kann? Endlich an des ungläubigen Thomas Tage erhält der Unverbesserliche nicht vom hiesigen Gemeinderathe ein erstes, scharfes Schreiben, wodurch seiner irreligiösen Schändlichkeit ein Ende gemacht werden sollte? Ach nein! so gescheidt und ehrlich, wie der Gansinger Gemeinderath, ist der von Laufenburg nicht. Das weitere Einschreiten erwartet man sowohl vom Tit. Obergerichte, als von der hohen Regierung. Möchte der unwürdigste aller Seelenhirten recht bald zum Frieden der Gemeinde, zur Freude aller Ehrenmänner und zur Ehre Aargau's suspendirt und entsetzt werden!

Sinngedichte.

Grabschrift.

Hier liegt der Pfarrer Jost;
O, Winde weht gelinder!
Er war der Wittwen Trost
Und Vater unsrer Kinder.

Kluge Wahl.

Klug hat Adolph Theologie
Und nicht die Schauspielkunst ergriffen;
Denn auf der Kanzel wird man nie,
Wie auf Theatern, ausgepfiffen.

Nonne Rosette.

Gerührt von des heiligen Mannes Gespräche
Gab Nonne Rosette dem Pater Erwin,
Damit sie der Armuth Gelübde nicht bräche,
Ihr letztes Kleinod — die Jungferschaft — hin.

Frau A.

I chume-n immer i-n e Zorn,
Gseh-n i das Chezer Alpehorn;
I bi wie gjagt mit Stumpebese,
Git Oebber mir das Blatt zum Lese;
Me wird jo fastgar dröb zum Nare,
Drum mög is Gott dervor biwahre.

Frau B.

Du hest gern Baseler Traktätli,
Die sind wie du so brav und fromm;
Doch ist das Sündegeld, Dugätli,
Für Andri g'erbt, dir au willkomm!

Anzeigen.

Fr. S. Kömmeter in Aarau wird mit künftigem Neujahr unter sehr billigen Bedingungen eine neue Leihbibliothek eröffnen, und ladet hiermit das verehrte Publikum höflich zur Benutzung derselben ein.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu erhalten:

Neujahrsblatt für 1839, der aargauischen Jugend beiderlei Geschlechts geweiht von einem Freunde derselben; enthaltend eine Sammlung auserlesener Gedichte, kurze Biographien, Denksprüche u. s. w. zur Belehrung, Erheiterung und Aufmunterung der Jugend gesammelt und mit eigenen Beiträgen versehen. In sauberem Umschlag geheftet 5 Batzen.

Obiges kleine Schriftchen, das auch in typographischer Beziehung mit aller Sorgfalt behandelt ist, darf mit Recht allen Jugendfreunden zu einem passenden Neujahrsgeschenk empfohlen werden, da der ganze Inhalt, Menschenliebe und Gottesfurcht, Sittlichkeit und Aufklärung, Thätigkeitssinn und Vervollkommnungsgeist athmet und aus den beliebtesten Schriften der nachahmungswürdigsten Männer gezogen ist, so daß sich nicht leicht ein anderes der Art zu diesem Behufe besser eignen würde. Verbreitern desselben wird ein namhafter Vortheil gestattet.

Briefe und Geld erbittet man postfrei.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

KANTONSBIBLIOTHEK AARGAU